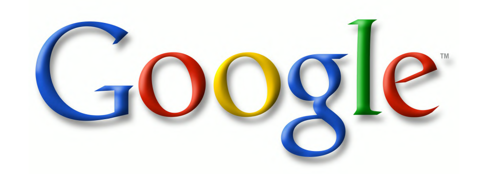


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/


Die
Dioskuren
7ter Jahrgang
1878





Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Dioskuren.

Literarisches Jahrbuch

des

ersten allgemeinen Beamtenvereines der österreichisch-ungarischen Monarchie.

Siebenter Jahrgang.







Wien, 1878.

In Commission der k. k. Hof- und Staatsdruckerei (Stadt, Singerstraße 26).

Selbstverlag des Vereines.

Digitized by Google

DB1
D5
v. 7
1878

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
Stacks
OCT 31 1978

Der Reinertrag

ist dem Fonde zur Errichtung einer höheren Töchterschule gewidmet.

Druck der k. k. Hof- und Staatsdruckerei.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

*

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Dioskuren.

Digitized by Google

Aus der Kräfte schön vereintem Streben
Hebt sich, wirkend erst, das wahre Leben.

Schiller.

Mitgetheiltes aufzunehmen, wie es gegeben wird,
ist Bildung.

Goethe.

Digitized by Google

In späten Jahren.

Von

Betty Paoli.

1.

Ew'ge Natur, die mit trauter Geberde
Sanft an den liebenden Busen uns zieht,
Wenn, zur Entlohnung für Müh' und Beschwerde,
Tückisch die treulose Welt uns verrieth;

Stral der Erkenntniß, der lichtvoll und heiter
Mit den Gewalten der Finsterniß ringt,
Bis er, der unüberwindliche Streiter,
Allen Erlösung vom Irrwahn einst bringt;

Heilige Kunst, die mit leuchtender Schwinge
Irdischer Schmerzen Gedächtniß zerstreut:
Nenn' ich euch, nenn' ich die einzigen Dinge,
Dran sich mein einsames Herz noch erfreut.

2.

Mit Jenen nicht, die mich umgeben,
Verbring' ich diesen Rest von Leben,
Nein! mit der Heimgegang'nen Schaar.
Mit ihnen, die in fernen Tagen
Mich sah'n in meiner Blüthe ragen,
Und deren Zeit die meine war.

Beim Fest, im dicht gedrängten Saale,
Im stillen Wald beim Mondesstrale
Verfolg' ich träumend ihre Spur,
Und hier wie dort, ach! allerwegen
Tritt mir ihr liebes Bild entgegen,
Nur reiner und verklärter nur.

Und aus dem Mund der theuern Schemen
Glaub' ich die Frage zu vernehmen,
Die mir im eig'nen Herzen brennt:
„Allein, allein auf dieser Erde,
„Was hoffst du wohl, daß dir noch werde?
„Was hält dich noch von uns getrennt?"

Digitized by Google

Der Bergknappe.*

Von

Anastasius Grün.

Ein Bergknapp' fuhr oft wohl hinab in den Schacht
Und hämmert' und pochte so manche Nacht,
Doch was er des Goldes auch fördert hinan,
Ist *leider!* für *fremdes* Gelüst nur gethan.

Der Bergmann war fromm, der Bergmann war gut
Und hing' an sein' Weibchen mit Leben und Blut;
Auch hat ihm der Himmel drei Kindlein bescheert,
Die mehr noch als Gold und Karfunkel ihm werth.

Doch fluchen, das konnt' er, wie's Einer nur kann,
Stets setzte er fluchend den Spaten an,
Und wär' er erhört, längst wäre zerschellt
In Scherben und Splitter gegangen die Welt.

Einst schaufelt' er wieder wohl her und hin,
Doch schweigenden Mundes, mit bangem Sinn:
Er denket an Weibchen und Kinder zu Haus,
Wie sie nun schier darben bei'm kärglichen Schmaus.

Und wie er so sinnet mit fröstelndem Blut
Und wie er so schaufelt mit ängstigem Muth,
Da rauscht es urplötzlich an ihm vorbei,
Als ob die Erde geborsten sei.

* Diese Jugendarbeit unseres großen österreichischen Poeten *Anastasius Grün*, welcher sich an der Entwicklung der „Dioskuren“ fort und fort in auszeichnend hervorragender Weise betheiligte, verdanken wir der freundlichen Uebermittlung des geehrten Mitarbeiters dieses Jahrbuches, Herrn *Hermann Meynert*. In seinem einbegleitenden Schreiben constatirt Derselbe, daß das Gedicht *genau so*, wie es hier gegeben ist, mitsammt der die Berggeister betreffenden Anmerkung, in Nummer 108 der belletristischen Zeitschrift „Merkur“ vom 8. September 1828 abgedruckt erscheint, und fügt über den Gegenstand einige Notizen bei, deren Mittheilung, als auch in weiterem Sinne literarisch interessant, uns hier erlaubt sein möge. Es heißt da unter Anderem: „— Der „Merkur“, gegründet und herausgegeben von Ferdinand Philippi, erschien 1819 bis Ende 1831 in Dresden und machte durch eine gewisse kecke Frische, welche man bis dahin an sächsischen Zeitschriften nicht gewöhnt gewesen war, Aufsehen. Außer dem Herausgeber, einem sehr befähigten, wenn auch etwas flüchtig arbeitenden Manne, hatte diese Zeitung noch einige andere tüchtige

Digitized by Google

Ein Männlein erblickt er, so klein und so zart,
Die Augen Rubin, Smaragden der Bart,
Das Haar auf dem Haupte von funkelndem Gold,
Das winkt ihm gar freundlich und lächelt ihm hold.

Es winket das Zwerglein mit winziger Hand
Und weis't ihm auf eine funkelnde Wand;
Da sieht er nur Gold gar schimmernd und rein
Und Silber und blitzendes Edelgestein.

Es glotzet der Bergmann mit trunkenem Sinn
Auf's Männlein bald und auf die Wand bald hin,
Da fährt der gespenstige Zwerg in den Sack
Und reicht ihm — die Dose mit Schnupftabak.

„Potz Sapperment! also schnupft ihr, mein Freund?
Bei'm Teufel! der Tabak ist gut, wie mir's scheint."
Und husch! bevor noch gesprochen dies Wort,
War auch schon das drollige Männlein fort.*

Die Priese, die hält er wohl noch in der Hand,
Doch Männlein und Goldschatz und Dose entschwand;
Da starrt er und glotzt er mit blödem Sinn
Noch auf die verteufelte Stelle hin.

Es wird ihm gar übel und schaurig zu Muth;
Pah! Weibchen und Kind und verlorenes Gut!
Da schimpft er und flucht er d'rauf los als ein Mann:
Daß er doch das Fluchen nicht lassen kann!

Alexander Graf v. Auersperg.

Mitarbeiter, so z. B. Adolf Müllner, Kritiker und Dichter der zu jener Zeit allen Theaterdirectionen unerläßlichen „Schuld", dann den vor ungefähr vierzig Jahren in Wien verstorbenen Friedrich Wähner, dessen geistvollen, gediegenen und zugleich durch pikante Form ausgezeichneten dramaturgischen Artikeln ich noch heute nichts Aehnliches an die Seite zu setzen wüßte. Auch in Oesterreich soll der „Merkur" einen wohl kleinen, aber ausgewählten Leserkreis gehabt und das mag den damals 22jährigen Grafen bewogen haben, dem Blatte einen seiner poetischen Jugendversuche zuzuwenden, den er später vielleicht ganz und gar vergessen hat da, wie ich höre, „der Bergknappe" sich unter den gesammelten Gedichten Anastasius Grün's nicht befindet." — Dem Herrn Einsender unseren wärmsten Dank für die anziehende und pietätvolle literarische Gabe.

Die Redaction

* Die Berggeister können, nach der gemeinen Sage, das Fluchen nicht vertragen.



Ich bin!

Von

Carl Beck.

Nunmehr bergan! Die Sehnen gilts zu spannen,
Uns überrascht sodann ein seltner Lohn;
Wir ruhten erst am Fuße jener Tannen,
Itzt wandeln wir ob ihren Wipfeln schon.
Gemach entringen wir dem plumpen Riesen
Den Schlüsselbund zu Erdenparadiesen.

O, welcher Blick von diesem Luginsland
Auf See und Triften, Schnee und Alpenbrand!
Uralten Wundern hat des Menschen Hand
Die neuen hier, die größeren gesellt:
Den Eisendraht, worauf um eine Welt
Das Wort mit Ungestüm des Lichtes schnellt;
Den Schienenweg, worauf das Dampfroß stürmt,
Die Ströme zwingt, die Kuppen, stolz gethürmt.
So waltet denn ihr beiden, treugepaart,
Zu Aller Heil vom Geist geoffenbart!
Ihr wurdet Herrn der Zeit, des Raumes Herrn,
Ihr rücktet nah, was früher meilenfern,
Ihr habt das Nacheinander umgeschafft
Zum Miteinander durch vereinte Kraft.

Ich möchte schauend fort und fort genießen,
Beredsam mich im Wonnerausch ergießen:
Ein Ach, entflohn dem Innersten der Brust
Ist der gesammte Sprachschatz meiner Lust.
Als einst dem Ewigen mit Ueberschwang
Die Kreatur im Eden Hymnen sang,
Da wollte schier ein scheuer Halm verzagen,
Er hatte nur zwei Wörtlein auszusagen,
Ein Silbenpaar, doch wars ein ganzer Psalter,
Voll Kindlichkeit und Gottversunkenheit,
Erstaunen, Dank und Lebenstrunkenheit.
Zu Füßen lag das Gräschen dem Erhalter
Bethauten Angesichts und hauchte hin
Inmitten all der Herrlichkeit: Ich bin!

Digitized by Google

Der Professor.

Novellette

von

Aglaia v. Enderes.

Einige weiße, leichtfertige Wölkchen segelten an dem blauen Himmel hin, die Kornähren standen aufrecht im hellen Sonnenlichte, die Buchen drüben an dem Hügelrande prangten im vollsten Blätterschmucke, und in der klaren, lauen Luft hingen und flatterten einige Lerchen, und sangen und wirbelten, daß man glaubte, die kleine Brust müsse ihnen über dem Gewirbel zerspringen.

Zwischen den Kornähren wandelte ein einsamer Fußgeher, ein dunkel und städtisch gekleideter Mann. Er hatte die Hände auf den Rücken gelegt, den breitkrämpigen Hut etwas aus der Stirne geschoben und ging, den Blick zum Boden gesenkt, offenbar tief in Gedanken verloren, langsam an dem Raine hin. Die blauen Kornblumen streiften seinen Fuß, die Aehren und die Winden seinen etwas altmodisch geschnittenen Rock und ein vorüberfliegender Schwalbenschwanz hockte einen Augenblick ganz leichtsinnig und selbstvergessen auf der Schulter des Mannes nieder, und ließ sich ein paar Schritte weiter in das Feld hinaus tragen.

Ob er denn jung war, der einsam wandelnde Mann? ob er hübsch war? ob hochgewachsen? — Ja, das ließ sich Alles nicht so leicht bestimmen. Das dunkle Haar war wohl voll und üppig, aber an der Stirne waren ein paar tiefe und ernste Falten, senkrecht zwischen den Brauen, Falten, die das Gesicht nicht allzu jugendlich erscheinen machten. Und dann war ein Zug um den Mund — nicht finster, nicht grämlich — aber als wollte dieser Mund nicht gerne lachen, oder als hätte er diese fröhliche Gewohnheit längst vergessen. — Hochgewachsen war er wohl, der einsam wandernde Mann, aber er beugte im Gehen so sehr den Kopf und Nacken, daß er kleiner erschien, als er eigentlich war und als er sich zeigte, wenn er plötzlich stehen blieb, sich aufrichtete und über die blühenden Kornähren weg in das Thal hinaussah.

Jetzt that er dies wieder und blickte eine Secunde, halb zerstreut und halb verwundert um sich, als wollte er fragen: Ja, wo bin ich denn eigentlich? — und dann schaute er höher und höher hinauf, über die Buchen und den blauen Hügelrand weg, immer höher, bis sein Auge an einem zitternden,

Digitized by Google

flatternden Punkte unter den sonnebeschienenen weißen Wölkchen hangen blieb. Eine Secunde flog ein halbes Lächeln um die Lippen des Mannes und irrte über sein ernstes Gesicht. „Alauda arvensis!“ rief er aus — und hob beide Hände wie grüßend empor. Dann ließ er die Hände sinken und legte sie wieder auf den Rücken und schaute stumm zu der jauchzenden Sängerin hinauf, bis sie hinter den Wölkchen verschwunden war.

Der Mann lüftete seinen Hut und ließ die laue Luft über die hohe Stirne streichen und dehnte die Brust, tief Athem holend. — Ein paar Schritte weiter am Wege rauschte ein winziges Bächlein unter Weiden, Erlen und Berberizenbüschen und rannte ein nickendes Bachstelzenpaar eiligst auf und nieder. Der Mann blieb einige Augenblicke stehen, um die Vöglein nicht aufzuscheuchen und schaute zwischen den Weidenzweigen durch nach dem jenseitigen Gebiete. „Schön — schön — ist es da! — schön — und einsam — “ sagte er leise vor sich hin. „So ein paar Wochen im Freien; — es wäre ja nur ein Versuch; — an einem Versuche ist ja nichts gelegen — das ist kein Umsturz noch — “.

Wieder ging er ein paar Schritte weiter, und wieder jauchzte eine Lerche vom Himmel herab. Da gründelte, schnatterte und plätscherte es dicht am Ufer des kleinen Baches und eine Schaar blendend weißer Enten guckte mit den langschnäbligen Köpfen aus dem Grase hervor. „Anas domestica“, sagte der einsam Wandelnde. „Hausenten! da ist eine menschliche Wohnung in der Nähe — ein Bauernhaus — ein Wirthschaftshof?“ Er bückte sich, um besser durch die überhangenden Zweige zu blicken. Ja, da drüben stand ein kleines Haus. Aber kein Bauernhof, sondern ein nettes, hübsches, blankes Bauwerk, mitten unter alten Wallnußbäumen und in einem Garten voll Rasenflecke und Blumen; allerliebst anzusehen. Das war reizend genug; und stille, und einsam!

Der Beschauer zog die Uhr hervor und prüfte die Zeiger. „Drei Stunden von der Stadt, drei gute Wegstunden — mitten im Thal — da der Bach — dort der Wald — Motacilla alba und Alauda arvensis — —! ja, schön wäre es da — man könnte es ja versuchen.“

Ein zaghafter Ausdruck, der halb wie Kummer, halb wie Hoffnung aussah, flog über das Gesicht des Mannes.

„Ja — versuchen wir es!“ rief er endlich muthvoll aus, und nun schickte er sich an, dem Hause näher zu kommen. Aber da war der Bach; und der hatte keinen Steg, kein Brücklein; — wie sollte man da hinüber gelangen? Oben ging es nicht — und unten nicht. Der Mann mit dem breitkrämpigen Hute ging rathlos hinunter und hinauf, um einen Uebergang zu suchen, und er fand keinen. Die Weidenzweige und die stachligen Berberizen wollten ihn nicht vorüber lassen, der feuchte Grund gab unter seinen Füßen nach. Die Bachstelzen waren auf einen Baumstrunk geflogen und saßen dort nieder, schwenkend und schwanzwippend, und es war dem zögernden Manne, als machte sich das leichtsinnige Vogelvolk lustig über seine Zweifel und als lachte eigentlich auch der Bach über sein zaghaftes Umherirren, und als erzählte davon eine geschwätzige Welle der anderen.

„Ei was!“ rief er, und dann war er mit einem weiten Satze drüben an dem anderen Ufer.

Digitized by Google

„Wolfgang!" rief er, als er seinen Hut glücklich erwischt hatte, den ihm ein boshafter Weidenzweig vom Kopfe schlagen wollte. „Wolfgang, wie lange hast du so etwas nicht gethan?" und dabei blickte er mit einem Ausdruck, auf den Bach und die Absprungstelle zurück, der das ernste Gesicht trotz der tiefen Stirnfalte viel jünger erscheinen ließ, als es bisher erschienen war.

Also da lag nun das Haus. Und zwar zuerst die grüne Hecke, dann der Garten und die Wallnußbäume, dann die Treppe zu der kleinen Terrasse hinauf — und dann die Eingangsthüre zu dem Hause. Und was war denn da an dem hölzernen Pfahle an der Gartenpforte? — ein Zettel — und darauf geschrieben: „Zwei hübsche, nett meublirte Zimmer mit schöner Aussicht, zu vermiethen." Unser Fußgänger stand wie ein willenloser, in die Hand des Schicksals gegebener Mann. „Ja, das ist Schicksalsfügung", sagte er, und sein Gesicht wurde wieder sorgenvoll.

Einige Augenblicke später folgte er einer ältlichen Dame durch das Haus und über die Treppe hinauf in die Zimmer des oberen Stockwerkes. Die Fenster standen offen; die Buchen grüßten herüber, der Garten lag stille und einsam im Sonnenlichte, die Lerche sang hoch oben, und auf dem Kieswege rannte eine der Bachstelzen auf und nieder.

„Ja", sagte Wolfgang, indem er über die noch vom Sprunge an dem Bache erhitzte Stirne strich, „ich nehme die beiden Zimmer, wenn ich sie gleich übermorgen beziehen kann."

Die Dame nickte.

„Ich sende meine Sachen übermorgen heraus. Nicht viel; nur das Nothwendigste. Ein paar Kisten — ein paar Bücher — ich hoffe, ich habe hier Raum genug." Er überschaute mit prüfenden Augen die Wände und das Mobiliar. „Die überflüssigen Dinge bitte ich hinauszuräumen — Alles, was ich nicht nothwendig brauche —".

„Und das wäre?" meinte die ältliche Dame.

„Den Divan, und den dort, und die Etageren, die Schränke, die vielen Stühle, den Ankleidespiegel; das können Sie alles beseitigen. Ich brauche nur das Bett, den Waschtisch, einen Stuhl und den Schreibtisch; mehr brauche ich nicht — ich danke. Ich will nur ein paar Wochen auf dem Lande sein — und ruhig arbeiten; ich bin — Professor — " fügte er hinzu, während er in allen Taschen nach seinen Visitkarten suchte, und endlich eine zwischen zwei Briefcouverts und einer Broschüre hervorzog.

„Professor W o l f g a n g B e r n", rief die alte Dame lächelnd und zog die Brille von den Augen, die dort von der eben verlassenen Näharbeit her noch verblieben war. „Ein College meines Mannes, des Professor F r i e d r i c h H a r d n e r. Seien Sie willkommen in unserem Hause!" Sie reichte dem Miether freundlich die Hand zum Gruße.

Der Professor war eben nicht zu erfreut über diesen Zwischenfall. Er liebte und ehrte seinen Collegen — aber er hatte kein Verlangen nach socialen Beziehungen — er wollte einsam sein, einsam arbeiten, wie er dies seit seiner Kindheit gethan. Daß er zum ersten Male seit zehn Jahren unter grünen Bäumen und angesichts der Felder und des Waldes wohnen und studiren wollte — das war aller Luxus, den er sich zu verstatten gedachte; mehr — nein, mehr wollte er nicht — gewiß nicht —

Digitized by Google

Aber er war in der Hand des Schicksals; das sagte ihm der Zaunpfahl mit dem Zettel, an dem er wieder vorüber mußte, während er seinen Weg heimwärts antrat.

Am zweitnächsten Tage war der Professor wirklich eingezogen. Ein Wagen mit Kisten voll Bücher und voll physikalischer Apparate war am frühen Morgen angelangt und der Professor hantirte nun mit hochaufgeschürzten Aermeln, bestaubten Händen und erhitztem Gesichte in den geliebten Schätzen herum.

Bald nachdem er mit der Arbeit begonnen hatte, wurde leise an der Thür gepocht und Frau Hardner war gekommen, um zu fragen, ob Niemand behilflich sein dürfe.

„Niemand, ich danke, Niemand", hatte der neue Miether so nachdrücklich gesagt, daß die Thüre den Rest des Tages geschlossen blieb.

Gegen Abend war der größte Theil der Bücher ausgepackt und stand wohlgeordnet auf den mitgekommenen Regalen. Auch die Studierapparate waren auf den leeren, umgestürzten Kisten, wie auf Tischen aufgestellt; Schriften und skelettirte Vogelköpfe lagen als Studienobjecte auf dem Schreibtische, und der Professor überblickte sein Werk. Ein gewöhnlich gearteter Beschauer hätte die beiden Stuben für chaotisch gefüllte, unbewohnbare Rumpelkammern erklärt, aber der Professor war sehr zufrieden und sehr vergnügt und schritt nun zum Fenster, um sich durch einen erquickenden Ausblick für die gehabte Mühe zu belohnen. — Da lag der Wald draußen, die wogende Saat, da standen die Weiden drüben — und da unten war der Garten, der stille — einsa — — Ja, was war denn das? — konnte der Professor seinen Augen trauen? und seinen Ohren — seinen Sinnen? — Was kam denn dort hinter den Johannesbeersträuchen hervor — und über die Wiesen gelaufen — und über die Treppe zur Terrasse herauf gesprungen? — Kinder, wahrhaftige, lachende, lärmende, springende Kinder! Mädchen, Buben — eins, zwei, drei, vier — und da an der Schwelle noch so ein erwachsenes, junges Mädchen — o Schicksal! — der Professor sank vernichtet auf einen Stuhl.

Am liebsten hätte er gleich wieder zusammengepackt — wäre gleich wieder in die Stadt zurückgekehrt. Aber das ging doch nicht — heute nicht. Für die nächsten paar Tage hieß es aushalten, den Streich ertragen, den das tückische Schicksal dem einsamkeitsbedürftigen Gelehrten höhnend gespielt. Also Kinder waren in dem Hause — Kinder! Den Professor erfaßte beinahe ein Gefühl von Bitterkeit gegen seinen Collegen Friedrich Hardner; — — wer hätte solches von dem Manne gedacht!

Für die nächsten Tage blieb der Professor zu Hause. In den Garten wollte er nicht gehen, weil er befürchtete, der Familie im Wege zu sein; weiter fort wagte er sich nicht, weil er ein dunkles, scheues Ahnen hatte, daß in seiner Abwesenheit Unerhörtes in seinen Stuben vollführt werden könnte. Des Nachts hatte er die beängstigendsten Träume, daß die Kinder wie die Kobolde durch das Schlüsselloch schlüpften, in alle Winkel krochen, auf den dicken Büchern durch die Stube ritten, auf dem Schreibtische alles Oberste zu unterst kehrten. — Er erwachte am Morgen ermüdet und zerquält

Digitized by Google

Im Uebrigen waren die Kinder gar nicht so bösartig, wie sie der Professor im Traume sah. Des Nachts schliefen sie fest und gesund, und am Tage machten sie wohl hie und da Lärm, lachten und sprangen unten im Garten; aber sie thaten dies immer in erträglich eingehaltenen Grenzen, so daß der Professor, nachdem er das übermäßig viele Kutschiren und „Hott"=Rufen der Buben und das plötzliche, grundlose Gequieke der kleinen Mädchen gewöhnt war, zu studiren und zu schreiben begann.

Am dritten Tage kam er auf die Terrasse zu Frau Hardner hinab. Er wollte sich mit ihr berathen, was gegen den Staub oben in seinen Zimmern zu thun sei. „Wenn Sie erlauben, werde ich oben Ordnung machen lassen", sagte die Professorin.

„Oh, nur das nicht", rief Wolfgang aus. „Ich bitte Alles zu belassen, wie es ist."

„Alles wird an seinem Platze bleiben", versicherte Frau Hardner. „Nur der Staub kommt fort. — Hedwig wird das besorgen. Sie ordnet seit Jahren den Schreibtisch meines Mannes — und mein Mann ist auch ein Gelehrter", fügte sie mit feinem Lächeln hinzu.

Der Professor hätte gerne abgelehnt — sehr gerne; er hob schon halb und halb protestirend die Hand. Aber er fürchtete zu verletzen, und so schwieg er, verneigte sich nur, und ging seiner Wege.

Draußen lockte das Lerchenlied, dem zuliebe er ja dem Schicksale in die Arme gelaufen war.

Als er spät Abends heimkehrte, waren unten im Hause die Fenster beleuchtet; nur bei ihm oben sah es dunkel und stille aus. Die Thüre der Terrasse stand offen, und die Töne eines Pianos klangen in den Garten hinaus. Der Professor blieb einen Augenblick wie festgebannt stehen. — Lachende Kinder — ein Klavier — eine klappernde Nähmaschine; — alles das hatte er schon in dem Hause entdeckt; — ja, Frauen, Frauen!

Er trat langsam in den Garten, setzte sich auf eine der Bänke im tiefen Schatten einer alten Linde, stützte den Kopf in beide Hände, und horchte auf die Töne der Musik, die vom Hause her kamen, weil sich eben jetzt nichts anderes thun ließ, als horchen. Ja, das war gute Musik, wie er sie seit Jahren nicht gehört hatte. Eigentlich hatte er Musik bis heute gemieden; er hatte zu viel zu denken — er wollte sich nicht einlullen lassen — nicht dämmern, nicht träumen. — Aber heute, — das war ja auch etwas von dem Schicksale, dem er sich ergab; und so horchte er denn — und es war ihm, als thäten ihm die Töne wohl.

Endlich war es vorbei mit der Musik; die Terrasse wurde geschlossen, und der Professor ging leise die Treppe hinauf. In den beiden Stuben war Alles funkelnd nett und sauber. Die Apparate leuchtend geputzt; die Schriften, jeder Zettel an seinem Platze, das Mikroskop eingestellt, wie es der Professor verlassen; die Bücher zur Hand, die Schwersteine — Alles. Der Professor nickte befriedigt mit dem Kopfe. Diese Hedwig verstand ihre Sache.

Von dem Tage an blieb es in des Professors Zimmern so funkelnd und nett. Niemand störte ihn, Niemand fragte nach seinen Wünschen; wenn er von seinem Spaziergange nach Hause kam, war Alles in Ordnung und jedes Ding an seinem Platze. Hie und da fand er Verbesserungen

Digitized by Google

angebracht für die er nicht vorgesehen. Tabellen, mit denen er ziemlich mühsam hantirt hatte, fand er eines Tages neben seinem Arbeitstische an die Wand gehangen, statt einer wackligen Kiste, auf der einige Apparate in Lebensgefahr schwebten, war ein Tisch aufgestellt, und an dem Fenster neben dem Schreibpulte standen Blumen; großblättrige, blühende Pelargonien. Der Professor hatte eine gewisse Abneigung gegen diese Blumen; sie waren ihm zu plump, zu monoton, ohne Duft. — Aber weil sie nun einmal da waren — er schob an den Töpfen hin und her — sie waren ihm räthselhaft. Einen Augenblick sah er fast verlegen vor sich nieder. Er lächelte zaghaft; dann aber strich er sich die Haare aus der Stirne. „Dummes Zeug!" sagte er und setzte sich an seinen Arbeitstisch.

So war eine Woche vergangen. Da kam der Professor eines Tages von seinem Gange durch die Felder etwas früher heim, und wie er die Thüre seiner Stube öffnete, blieb er wie vom Blitze getroffen stehen, denn der Thüre gegenüber, dicht an dem Fenster, stand ein junges, schlankes Mädchen, mit blühenden Wangen, hellblonden Flechten, tiefblauen Augen, ein wirklich hübsches Mädchen, das bei dem Luftzuge, der durch das Oeffnen der Thüre in die Stube drang, sich umwandte, und da es den Eintretenden erkannte, mit einem flüchtigen, freundlichen Gruß, das Zimmer verlassen wollte.

Das war also Hedwig!

„Ich habe Ihnen zu danken", sagte der Professor, der den Gruß nicht erwiderte, sondern die Thürklinke in der Hand behielt, und mit Erstaunen und Bewunderung auf das Mädchen hinüberblickte.

„Nicht doch", sagte sie. „Ich habe nur meine Pflicht gethan, im Auftrage der Mutter."

„Aber — die Blumen dort", sagte der Professor.

„Die machen Ihnen ja keine Freude, die haben Sie ja nicht lieb", sagte Hedwig, und es klang wie kindliche Betrübniß durch ihre Stimme.

„Woher wissen Sie das?" fragte der Professor, und er fühlte, daß er wie im Schuldbewußtsein erröthete.

„Sie haben sie nicht ein einziges Mal begossen. Im Sommer muß man Blumen täglich zweimal gießen, sonst sterben sie", sagte Hedwig.

„Das wußte ich nicht", entschuldigte der Professor. „Lassen Sie sie nur hier; ich will sie schon pflegen".

„Die sind jetzt krank", sagte sie. „Die müssen in den feuchten Grund zurück. Morgen bringe ich Ihnen Rosen herauf".

Und sie brachte Rosen, und der Professor ging Abends in das Wohnzimmer hinab, um sich für die Rosen zu bedanken, und verplauderte mit dem viel älteren Collegen eine vergnügte Abendstunde.

„Blonde Haare waren mir doch nie sympathisch", sagte der Professor, als er des Abends in seinem Zimmer die Lampe anzündete. „War mir doch immer, als fehlte den blonden Menschen der Schatten oder sonst etwas. — Sollte Hedwig anders blond sein? — goldiger?"

Die Frage ließ ihn nicht zum Studiren kommen, und darum ging er lieber an das offene Fenster und horchte auf die Töne des Beethoven'schen Septuors, das über die Terrasse weg in die Nacht hinausbrauste. —

Digitized by Google

„Ich habe Ihnen eine kleine Vogelwirthschaft auf die Stube gebracht, Herr Professor", sagte Hedwig eines Tages. Sie hatte unten im Garten auf die Heimkehr des Professors gewartet. Dieser ahnte nichts Gutes und eilte mit dem lächelnden Mädchen hinauf. Da stand neben dem Arbeitstische ein Gebauer mit Meisen; Schwanz-, Schopf- und Blaumeisen flogen und flatterten durcheinander. Grüne Tannenzweige, rothe Buschbeeren, hingen von der Decke des Käfigs herab; das Ganze war reizend anzusehen; aber der Professor schüttelte den Kopf.

„Das wird wohl nicht angehen", sagte er. „Hier neben meinem Schreibtische — in meiner Arbeitsstube — das Geräusch —"

Hedwig sah ihn mit den großen blauen Augen verwundert an. — „Ich dachte", sagte sie, „Sie müßten vergleichen, studiren. — Sie haben ja hier die skeletirten Meisenköpfchen neben den anderen — Sie wollen die Systeme prüfen, sagten Sie gestern dem Vater, vielleicht neue Systeme aufstellen — dazu brauchen Sie doch auch die Beobachtung des Lebenden; — Sie sehen ja Zweck und Ziel deutlicher ein —"

„Zweck und Ziel sehe und erkenne ich auch ohne die Lärmmacher da", sagte er lächelnd, indem er einen Spechtkopf vom Tische nahm. „Dieser Schnabel und die merkwürdige Zunge erzählen mir besser als der hämmernde Vogel draußen, was er thut und wie er lebt".

Hedwig schüttelte den Kopf. „Das glauben Sie, Herr Professor, weil Sie ein Stubengelehrter sind; ich nicht. Ich sage Ihnen, daß ich, Hedwig Hardner, mehr von dem Spechte und seinem köstlichen Leben weiß, als Sie und hundert andere Gelehrte, die sich mit Bildern, Namen und Skeleten behelfen. Zum Spechte gehört der Wald, zur Meise der Garten, ohne Wald und Garten lernen Sie das Volk nie kennen. Ja, Herr Professor".

„Wer hat Ihnen gesagt, daß ich ein Stubengelehrter bin?" fragte Wolfgang und versuchte zu lächeln, ohne daß es ging.

„Wer?" fragte Hedwig, und ein schelmisches Lachen spielte um ihren Mund. „Wer? — Ich weiß es nicht gleich, aber ich werde darüber nachdenken — wenn Sie glauben, daß es mir Jemand gesagt haben muß."

Ein Stubengelehrter wollte Wolfgang nicht sein; er erschrak vor dem grämlichen Begriffe, und darum blieben die Meisen in dem Arbeitszimmer.

„Seid schön stille, sonst kann der Professor oben nicht studiren", hörte Wolfgang oft Hedwig zu den Kindern unten im Garten sagen, und er war ihr sehr dankbar dafür. Er hatte eigentlich wenig von den Kindern zu leiden, denn sie mieden ihn. Wenn er je hinab kam unter die Linden und Wallnußbäume, so sah er, wie das Volk hinter das Haus oder auf die Terrasse eilte. Die kleinen Mädchen rafften ihre Puppen zusammen, die Buben ihre Gartenwerkzeuge und ihre Peitschen, und Alles lief von dannen. Oft hörte er die Kinder berathen, wer von ihnen ein Spielzeug holen solle, das sie auf der Bank, auf welcher der Professor saß, vergessen hatten, und er sah dann über sein Buch weg, wie der kleine Bube, den das Los getroffen hatte, leise, vorsichtig, mit geängstetem Blicke geschlichen kam, als fürchtete er, den Leu zu wecken, der dort auf der Bank lesend saß. — Anfangs war der Professor über diese Zurückhaltung der kleinen Lärmmacher zufrieden; später aber

Digitized by Google

begann er sich Gedanken zu machen; es fielen ihm die ihn anklagenden Pelargonien ein — und die Meisen auf seinem Zimmer — und die Behauptung Hedwigs, daß er ein Stubengelehrter sei. —

Er lockte die kleine Mathilde zu sich, die eben in Hast an ihm vorüber rennen wollte.

„Warum fürchtest Du Dich vor mir?“ fragte er und hielt ihre Händchen fest. „Warum läufst Du so eilig vorüber?“

„Weil Hedwig sagt — und die Mutter —“ stotterte die Kleine — „weil Sie so viel studiren —“.

„Dein Vater studirt ja auch,“ sagte der Professor und blickte in die ernsten Augen des Kindes.

„Ja, der Vater — ja, der studirt auch —“ sagte die Kleine; „aber der studirt anders“.

„Wieso anders?“ fragte der Professor, und es kam ihn ein leises Unbehagen an.

„Nun anders — mitten unter uns. — Er sagt, es thue ihm wohl, wenn er uns Kinder lachen hört; er freut sich, wenn wir lustig sind —“ sagte die Kleine. „Es macht unsere Freude auch ihm Freude — bei seinen Büchern — bei seinen vielen, vielen Büchern.“ Die Kleine sah zu dem Professor auf, der, wie tief in Gedanken versunken, zu ihr herabblickte. „Er gehört zu uns, der Vater, obwohl er ein Gelehrter ist — — aber er ist ein fröhlicher Gelehrter,“ ergänzte sie, da sie sich nicht verstanden glaubte.

Heute ging es mit dem Lesen nicht; der Professor machte einen Ausflug in den Wald. Dort hämmerte ein Specht an dem Gipfel einer alten Tanne herum. Der Professor stand lange an den Stamm einer Buche gelehnt und sah dem kräftigen Arbeiter zu, wie er an dem Baume auf und nieder kletterte, wie er dreinhieb, daß die Späne flogen, und wie die rothe Flamme des prunkenden Federschmuckes auf dem Kopfe des Vogels im Sonnenlichte leuchtete. An einem Busche drüben sangen die Schwarzblättchen um die Wette, ein Fink jauchzte von der Buche herab und eine Schaar Blaumeisen kletterte an den Zweigen herum und guckte durch alle Aestchen und Blätterbüschel durch.

Der Professor mußte an seine skeletirten Vogelköpfchen daheim denken, und es that ihm fast wohl, die kleinen knöchernen Gerippe hier mit Federn bekleidet zu wissen; es war ihm, als zwitscherten die Vöglein zu ihm herab, und als sagten sie in fröhlicher Laune: „Wir sind nicht bloß Gerippe, Herr Professor, schauen Sie uns nur genauer an. Wir können auch singen, fliegen, jauchzen — — lieben —“.

Der Professor fuhr sich mit der Hand über die Stirne und ging heim. — —

„Ich kann Ihnen Correcturen besorgen,“ sagte Hedwig eines Tages zu dem Professor, „ich mache sie für Vater auch.“

„Correcturen? nicht doch“, sagte der Professor. — Von Frauenhand ließ Hardner Correcturen besorgen! Der Mann war ihm wieder einmal unverständlich!

„Glauben Sie, ich kann die große Kunst des Druckbogen-Corrigirens nicht?“ lachte Hedwig. „Ich versichere Sie, Herr Professor, wir Frauen

Digitized by Google

sind in ungezählten Künsten und Wissenszweigen vom Fache, und machen unsere Sache ganz gut; nur machen wir nicht so viel Aufhebens mit allen den Dingen als die Männer; wir thun nicht so exclusiv. — Also bitte schön um einen Probebogen zur Probecorrectur —".

Da saß Hedwig nun unten im Garten, an dem Tische unter der Linde, und der Professor konnte ganz deutlich sehen, wie sie die Papiere mit kleinen Kieselsteinen beschwerte, damit der Wind sie nicht davontrage, und dann emsig darauf los schrieb. — Kieselsteine auf den Blättern! — der Wind —! dem Professor kam die ganze Manipulation so leichtfertig vor; — aber was konnte er thun?

Indessen waren die Correcturen tadellos zu Stande gebracht und Hedwigs Augen sahen ihn fröhlich lachend an, als sie ihm die fertige Arbeit übergab.

Ja, diese Hedwig! — Sie konnte so ernst sein, wie ihre Mutter; sie konnte stundenlang unten im Garten über einer Handarbeit sitzen, das Köpfchen geneigt, die kleinen, feinen Hände in emsiger Bewegung, sie konnte des Abends mit dem Vater auf dem Kieswege im Garten auf- und niederschreiten, und ihm zuhören, ihn fragen, sich belehren lassen, mit den klugen, großen Augen an den Lippen des alten Mannes hängen, und jedem Worte verständig lauschen; zu anderer Zeit konnte sie mit den Kindern jubelnd lachen, mit ihnen durch den Garten laufen, Blumen pflücken, das Obst von den Bäumen schütteln, den kleinen Mädchen ihre Puppen ankleiden helfen, den Buben ihr Zaumzeug knüpfen und nähen — kurz vergnügt sein wie ein Kind; — zu noch anderer Zeit aber saß sie am Piano und spielte, spät Abends, wenn die kleineren Geschwister zur Ruhe waren; und dann saß der Professor mit Vater Hardner auf der Terrasse und beide Männer schwiegen und hörten den weichen, klaren Tönen zu; und dem sonst so wenig musikfreundlichen Professor wollte es dann nicht selten bedünken, als hätten die Sterne dort oben am dunklen Nachthimmel, die funkelnden, blitzenden Sterne eigentlich nichts Besseres zu thun als auch zu horchen — und es schien ihm fast, als thäten sie es.

Ja, diese Hedwig!

Der Sommer neigte sich seinem Ende zu, und der Professor hatte eigentlich wenig von seinen projectirten Arbeiten zu Stande gebracht. Er hatte in seinem Leben nicht so wenig gearbeitet wie jetzt. Er war so zerstreut, so gar nicht bei der Sache. Es war ihm immer, als warte er auf Etwas; als müßte etwas Neues, Unerhörtes geschehen. Am Morgen, und tausendmal am Tage war ihm, als hörte er Hedwigs Schritte im Hause, oder unten im Garten, oder als hörte er ihren Namen rufen; und dann mußte er aufhorchen, ob er wollte oder nicht, wohl auch grüßen, wenn sie es wirklich war, die unten in dem Garten an seinem Fenster vorüber kam. — Es steckte eine eigenthümliche Unruhe in ihm, er begriff sich selber nicht recht. Er konnte sich über die kleinsten Zufälle fröhliche oder schmerzliche Gedanken machen. Oft, wenn er von seinem Spaziergange heimkam, blieb er an der Thüre stehen, und überschaute mit einem Gefühle von Entzücken den ganzen Raum, der hinter dieser Thüre lag. — Da hatte sie vor Kurzem mit den kleinen, flinken Händen geschafft; dort an dem Schreibtische hatte sie gestanden; an dem

Digitized by Google

Fenster; — die Sonne hatte auf ihr goldig blondes Haar geleuchtet, die Rosen hatten sie mit ihrem Dufte überschüttet, die Meisen hatten ihr fröhlich entgegengeflattert — ja, das Alles sah er deutlich vor sich — so deutlich. —

„Wolfgang!“ rief er sich ermannend, und dann wachte er aus seinen Träumereien wohl auf, aber arbeiten konnte er nicht.

An einem Morgen begegnete ihm Hedwig unten auf der Terrasse. Sie hielt eine Nelke in der Hand und sagte ihm, daß sie die Blume für ihn gepflückt habe, er solle sie in das Knopfloch thun; und als er mit den ungeübten Händen den ungewohnten Schmuck nicht zu befestigen wußte, dann that sie es lächelnd selbst.

An dem Morgen strich er in Wald und Flur hinaus, umweht von dem Dufte der Nelke. Es war ihm fast, als könnte er die Unruhe im Herzen bändigen, als könnte er Muth gewinnen, und diese kleine, blühende, blonde, lachende, ernste, bezaubernde, entzückende Hedwig bei den Händen fassen — und zu ihr sagen —

Da kam ihm Vater Hardner freundlich grüßend, von den Kindern umsprungen, durch die Felder entgegen, und im linken Knopfloche trug Vater Hardner eine ebensolche, dunkelrothe, duftende Nelke, wie sie der Professor heute Früh von Hedwig erhalten. — Also er und der Vater — ja, ja; hatte sie doch eine zweite Nelke in der Hand; — er und der Vater!

Alle Träume waren versunken, um am nächsten Tage, oder vielleicht schon in der nächsten Stunde wieder siegreich aufzuerstehen, und den Professor mit betäubender Glückseligkeit zu umgaukeln.

So ging der Sommer seinem Ende zu.

Da kam ein fröhlicher, tumultuarischer Tag.

„Heute kommen die Vettern auf Besuch, und bleiben ein paar Tage,“ verrieth die kleine Mathilde dem Professor, und lief dann zum Bache hinab, um nach dem Fußwege und den Vettern auszuspähen. Der Professor schloß sich in seinem Zimmer ein, ließ die Vorhänge zum Schutze gegen die blendende Sonne herab und begann zu arbeiten. Besuch kam in das Haus; das war ein neues, unvorhergesehenes Ereigniß für ihn; da hatte er nichts dabei zu thun; heute wollte er einmal ernstlich arbeiten.

Vormittag hörte er emsige Bewegung im Hause, dann das Laufen und Jubeln der Kinder im Garten, dann Schritte über die Kieswege, dann fremde jugendliche Stimmen — und dann Hedwig, unten auf der Terrasse. — „August! grüß Dich Gott!“ hörte er sie freudig rufen, und eine laute, lachende fröhliche Jünglingsstimme antwortete. Dann kamen alle in das Haus und draußen wurde es stille.

August! Der Professor hätte bald den Namen in seine gelehrte Abhandlung, über die Odonthorniden der Vorzeit, hineingeschrieben. Dummes Zeug mit dieser ewigen Zerstreutheit. — Er legte die Feder ungeduldig zur Seite, stand auf, und ging mit langen Schritten durch das Zimmer. August! August! tönte es ihm immer wieder vor den Ohren. — Der Professor warf den Kopf auf und machte fast ein trotziges Gesicht. — „Wie ein Kind,“ sagte er vor sich hin. „Ich kenne mich selber nicht mehr — das muß auf irgend eine Weise ein Ende nehmen.“

Digitized by Google

Der Entschluß gab ihm etwas Ruhe wieder, und so nahm denn der Professor die Feder noch einmal zur Hand, und da für die Familie unten die Speisestunde gekommen war, so konnte er ruhig arbeiten, kein Geräusch störte ihn und seinen Gedankengang.

Einige Stunden mochten so vergangen sein; die Sonne hatte das Fenster verlassen und der Professor schob die Vorhänge zurück. Da war es indessen aber auch unten im Garten lebendig geworden; die Kinder sprangen über die Treppe auf die Terrasse hinab, und ihnen nach die Vettern, zwei hübsche, hochgewachsene, schlanke Bursche, in schmucker Studententracht, mit üppigen lockigen Haaren, einen kleinen, dunklen Bart um Kinn und Lippen, heitere Zuversicht in jeder Bewegung, und lachend wie die Kinder. Und dort stand auch Hedwig, die blonde blühende Hedwig neben Vetter August, wie ihn die Kinder eben riefen, und plauderte mit ihm, während er ihre Hand in der seinen hielt und ihr in die lieben, schönen, blauen Augen blickte.

Dem Professor war es, als müßte er seine Augen schließen vor dem stechenden Schmerze, den er empfand; aber er konnte nicht — er durfte nicht, sondern mußte immer fort und fort zu den fröhlichen Menschen dort unten hinabsehen, die da lachend auf der Wiese auf- und niederrannten. Die Kinder wollten „blinde Kuh“ spielen, und baten und flehten, und die Vettern und Hedwig mußten mitthun, und da begann nun ein Laufen, Haschen, Rufen; Hedwig huschte wie eine Elfe durch die Büsche und über den dunklen Rasen, überall leuchtete ihr helles Sommerkleid und ihr goldig glänzendes Haar hervor. Sie lachte wie ein Kind, die Freude blitzte aus ihren Augen, und in der Eile, in der Hast, und unter dem Gejauchze der Kinder, rannte sie dem Vetter August in die haschenden Arme.

Der Professor war todtenbleich geworden unter der Qual der Gedanken, die durch seinen Kopf jagten. Unten löste Vetter August das Tuch von den Augen, um es nun Hedwig um den Kopf zu schlingen, dabei blickte er über diese weg nach dem Fenster hinauf, an welchem der Professor stand.

„Herr Je! Hedwig! da habt Ihr ja einen Conversationslexikon-Mann oben!“ rief August und hielt in seiner Beschäftigung inne.

„Wen?“ fragte Hedwig, und zog das Tuch von den Augen.

„Das ist ja der berühmte Professor Bern, den Du in jedem biographischen Lexikon nachlesen kannst, der noli-me-tangere, der Einsiedler, der Philister —“

„Bringen wir ihm ein Pereat aus —“ lachte der zweite Vetter.

„August, Gottfried!“ rief Hedwig ermahnend. Ihr Blick war dem des stillen, einsamen Mannes dort oben eine Secunde begegnet. „Ich kann jetzt nicht mitspielen, ich muß der Mutter im Hause helfen,“ rief sie, und legte das Tuch in die Hände der Kinder, welche nun in Vetter Gottfried drangen, für diesmal noch die „blinde Kuh“ zu repräsentiren, während Hedwig dem Hause zueilte.

In des Professors Brust war mit einem Male der Entschluß gereift, den er so lange angestrebt; gereift, während er Hedwig dort unten lachend, spielend, ein fröhliches Kind mit den Kindern, glücklich im Kreise der Jugend gesehen.

Digitized by Google

„Wolfgang, sei ein Mann," sagte der Professor, während es ihm glühheiß in die Augen schoß. „Fort aus dem Zauberbanne — fort!"

Er wandte sich in das Zimmer zurück — er überblickte die Dinge, die da standen und lagen. Am liebsten hätte er Alles im Stiche gelassen und wäre gleich so fortgerannt — so wie er da stand und ging; aber das taugte doch nicht, und darum fing er gleich zu ordnen und zu verpacken an.

Die Dinge dort — die Bücher — die Kästchen — die Karten — die Bilder — die Tabellen —

Er rückte, räumte und holte zusammen. Aber es war so heiß, so schwül in dem Zimmer. Er mußte hinaus, in das Freie, in die dämmerige Abendluft. Und er rannte hinaus in die Felder und Wiesen, den Hut in der Hand, die glühenden Augen auf den Boden geheftet. Lange blieb er draußen; die Sterne standen am Himmel, als er die Gartenthüre leise öffnete und unbemerkt über die Kieswege schritt. Die Fenster im Erdgeschoße standen offen und die Thüre der Terrasse. Freundliches Licht funkelte von dort in die mondhelle Nacht hinaus, und die lieben wohlbekannten Töne des Pianos rauschten und brausten durch die Bäume des Gartens. Die übrige Gesellschaft war wohl in dem Nebenzimmer versammelt, denn von dort her kam das lustige, laute Lachen der Kinder und die kräftige Stimme des Vetters August, der irgend eine heitere Geschichte erzählte.

Der Professor ging in den Schatten der Lindenbäume und setzte sich auf die Bank, auf der er an dem Abend gesessen, an dem er zum ersten Male Hedwig spielen gehört. Wieder stützte er den Kopf in die Hände und lauschte und horchte, und die Töne thaten ihm wohl. Klar und perlenrein flogen sie in die Nacht hinaus, und der Professor horchte ihnen noch immer unbewußt nach, als sie schon aufgehört hatten zu klingen.

Hedwig hatte sich von dem Piano erhoben und trat unter die Thüre der Terrasse. Drinnen im Nebenzimmer lachten und plauderten die Eltern, die Geschwister, die Vettern; heraußen war es so still, so hell, Alles voll Silber und Mondlicht. Leise und sachte ging sie eine Stufe hinab, und noch eine, bis sie unten auf dem Kieswege war, und dann ging sie den Linden zu, den schattigen, herrlichen Linden.

Da fuhr sie erschreckt zusammen.

„Ach, Professor, Sie sind es? Wie ich jetzt kindisch erschrocken bin!"

„Hedwig," sagte der Professor und hielt die ihm dargebotene Hand fest. „Ich wollte Sie sprechen, und ich danke dem gütigen Schicksale, das es mir möglich macht, Sie allein zu sprechen. — Ich muß fort."

„Fort?" sagte Hedwig, und blickte erstaunt zu dem Manne auf, dessen Stimme vor innerer Erregung zitterte.

„Ja fort, weit fort. Aber vorher wollte ich Ihnen nur ein paar erklärende Worte sagen, Ihnen, Hedwig, nur verständlich machen, warum Alles so gekommen ist und kommen mußte. Ich sehe es jetzt ganz klar, Hedwig. Hören Sie mich; ich will es kurz machen." Er schwieg einen Augenblick, dann begann er. — „Ich habe meinen Vater früh, sehr früh verloren, und trug als Kind schon den herbsten Kummer, viel Sorge und Noth mit meiner Mutter — mit meiner armen, unvergeßlichen Mutter. Ich wollte lernen, ich hatte eine unbeschreibliche Freude am Wissen, und wollte mir selbst

Digitized by Google

die Mittel beschaffen, um Kenntnisse erwerben, um studiren zu können; und so arbeitete ich denn bei Tag und Nacht, unterrichtete andere Buben, aß an fremden Tischen, bettelte mir meine Bücher zusammen, lernte des Sonntags, wenn die Anderen in den hellen, fröhlichen Tag hinaus, über Berge und Thäler wanderten und jauchzten und sangen. So habe ich eine kummervolle, ernste, einsame Kindheit verbracht, und ich wußte das erst, als sie verloren und vorüber war. — Später, als die Studentenzeit hinter mir lag, hatte ich, freund- und gönnerlos, für meine eigene und für die Subsistenz meiner alten Mutter zu sorgen und dabei dem Durste zu folgen, der mich immer weiter auf dem Felde des Wissens trieb. Ich hatte Niemanden auf der weiten Erde als meine Mutter; für sie lebte ich, dachte ich, strebte ich; sie theilte meine Freuden — sie nannte mich ihren Stolz, ihr Glück — mein wachsender Ruf, mein Name war für sie ein glänzender Stern. — Das war Alles gut so — beglückend; ich wußte nicht, daß es anders kommen könnte. — Da starb diese Mutter — und — ich war allein. Ich blieb es — ich wollte keinen Verkehr mit Menschen; ich kannte sie nicht — ich war einsam. Und so bin ich das geworden, was ich bin, Hedwig: ein Sonderling, ein Stubengelehrter, ein Mensch, der nicht zu den anderen Menschen paßt. Jetzt weiß ich es, jetzt, wo es zu spät ist. Ich war nie jung, Hedwig, und doch bin ich es eigentlich noch — ja, Hedwig — aber es ist zu spät."

„Was ist zu spät?" sagte Hedwig, und ihre Hände zitterten leise in den seinen. „Wer darf je im Leben sagen: dies und das ist zu spät!"

„Ich, Hedwig, ich!" rief der Professor, dem vor Erregung fast die Stimme versagte. „Ich, der ich auf die Liebe der Menschen verzichten muß, weil ich diese Liebe nicht rechtzeitig erwerben wollte — ich, der ich aus freier Wahl so einsam blieb, bis es zu spät war, um das beste, das herrlichste Mädchen zu freien, vor dem ich jetzt mit der heißen ersten Liebe im Herzen und doch scheinbar ein alternder Mann — ein Fremder stehe."

„Sie thun der armen Hedwig Unrecht," sagte diese, und sie hielt ihm beide Hände entgegen. „Sie sind mir kein Fremder; — ich kenne Sie gut — und ich weiß auch, daß es niemals zu spät ist — um glücklich zu werden - und glücklich zu machen." Sie sagte das ruhig und sanft, und doch strömten die hellen Thränen über ihre Wangen herab.

„Hedwig!" rief Wolfgang und es war ihm, als wirbelten der Garten, der Mond, die Bäume durcheinander.

„Hedwig!" riefen die Kinderstimmen vom Hause her, „Hedwig, wo bist Du?" Und die kleine Mathilde kam über die Stufen der Terrasse herabgesprungen den Beiden unter der Linde entgegen. Der Professor fing die Kleine mit seinen Armen auf und drückte ein paar heiße Küsse auf die Wangen des Kindes. Die kleine Mathilde stemmte beide Händchen gegen seine Brust, lehnte sich weit zurück, um ihn besser zu sehen, und sagte erstaunt: „Sind Sie das, Herr Professor?"

„Ich weiß nicht, ob ich noch der bin, den Du kennst," sagte er lächelnd, und setzte die Kleine auf den Boden herab.

„Der Professor hat mich geküßt; Wilhelm, Max! der Professor hat mich geküßt!" rief die Kleine, und lief zur Terrasse zurück, während Hedwig

Digitized by Google

und Wolfgang ihr lächelnd folgten, um Vater und Mutter aufzusuchen, denen der Professor doch erklären mußte, warum er die kleine Mathilde eben draußen unter den Linden geküßt.

Am anderen Tage stand Hedwig verwundert an der Schwelle der Stube, in welcher der Professor gestern so verzweifelt gewirthschaftet hatte.

„Ja, wie sieht es denn da aus?“ rief sie und schlug die Hände zusammen.

„Das habe ich gestern gethan“, sagte der Professor halb verlegen lächelnd. „Ich hatte eine Ahnung vom Uebersiedeln und der neuen Wirthschaft in der Stadt.“ Hedwig's Blick glitt prüfend durch die Stube.

„Die Bücher, die Apparate, die Mikroskope“, sagte sie lächelnd, „das Alles ist zum Verpacken hergerichtet. Das Alles sollte mit. — Und was war es mit den Rosen und mit der flatternden Sängergesellschaft da? sollten die zurückbleiben?“

„Das weiß ich nicht so genau“, sagte Wolfgang. „Aber bei der großen Uebersiedlung im Herbste ziehen sie wohl mit;“ und er sah mit einem Blicke voll Glück und Liebe auf seine holde, blühende Braut hinüber.

Digitized by Google

Thassilo.

Ein Tragödien-Fragment

von

Ferdinand von Saar.

Personen:

Thassilo, Herzog der Baiern.
Luitberga, Tochter des entthronten Longobardenkönigs Desiderius, seine Gemalin.
Theodo, Knabe von sechs Jahren, beider Sohn.
Hildegardis, Thassilo's Schwester.
Rotrudis, Witwe Grifo's (natürlicher Sohn Karl Martell's) } an
Rothar, ihr Sohn, } Thassilo's Hofe.
Romuald, ein edler Longobarde.
Der Sachse Wittekind, sammt Gefolge.
Der Burggraf Meligo und andere baier'sche Edle und Mannen.

Die Handlung geht in Regensburg zur Zeit Karl's des Großen vor sich.

Erster Act.

Große Halle.

Erste Scene.

Luitberga und Romuald treten auf.

Luitberga.

O schweig' — ich bitte dich! Mein Adalgis,
Mein armer Bruder, soll sich nur bescheiden
Im edlen Schutz der Kaiserin Irene
Und nichts von seinem Schwestermann erwarten —
Am besten ist's, du meldest, er sei todt!

Romuald.

Fürwahr, es fehlt dir nur der Witwenschleier,
Daß ich dies selber glaubte — so umwölkt
Von düst'rem Harme seh' ich dich vor mir.

Digitized by Google

Luitberga.

O wär' er mir gestorben! Was sind Thränen
Um Todte? Labsal! Das empfind' ich erst,
Seit ich Lebend'ge zu beweinen habe.

Romuald.

So sollte das Gerücht, das wir mit Stolz
Zurückgewiesen, dennoch sich bewähren —

Luitberga.

O Romuald!

Romuald.

Nein, sprich — daß ich es fasse!
Denn wenn jemals ein Fürst als Jüngling schon
Zukünft'ger Heldengröße Wetterleuchten
Auf einer königlichen Stirne trug —
So war es Thassilo.

Luitberga.

Er war's! — Du weißt,
Halb war ich Jungfrau schon und halb noch Kind,
Als man für jenen Sohn Pipin's, der jetzt,
Allmächtig fast, die Welt beherrscht,
Um meine Schwester warb. An uns'rem Hofe
Pries Alles laut das Glück Desideratens
Und die Verschwägerung mit dem Geschlecht,
Das kühn, im Vollgefühle junger Kraft,
Der Merowinger Thron bestiegen hatte.
Wer konnte damals auch die herbe Schmach,
So die Unselige zu Tod getroffen —
Wer konnt' des eig'nen Hauses jähen Sturz
Durch jenen hochwillkomm'nen Freier ahnen!
Doch mir mißfiel, ich wußte nicht warum,
Als er erschienen war, die Braut zu holen,
In Wort und Miene der breitnack'ge Franke.
Dir ist ein Held, weit edler und weit schöner,
Als der, bestimmt, so sprach ich zu mir selbst —
Und ruhig harrt' ich, daß er mir erschien.

Romuald.

Und da kam er —

Luitberga.

Kam, treuer Romuald,
Mit seiner Glieder Hoheit und mit Augen
Wie die des Hirsches ruhig klar und stolz —
Und in mir rief es gleich mit tausend Stimmen:
Das ist der Held, von dem du still geträumt!

Digitized by Google

Romuald.

So war es auf der Welt, die damals schon,
In's Fleisch getroffen von den ersten Hieben
Der Frankenkralle, bang nach Rettung spähte:
Als plötzlich Thassilo, der zu Paris
In schnöder Vormundschaft herangewachsen,
Mit seinem Bann das fränk'sche Heer verließ —
Und so, als gäb' es keinen König Pipin,
Von seiner Väter Land Besitz ergriff.
Verjüngt schien Agilolfs Geschlecht mit ihm
Zu neuer Herrlichkeit emporzublühn —
Und wie kein anderes bestimmt zu sein,
In heißem Rachedrang die schnöden Räuber
Der Merowingerkrone in die Schatten weit
Der einstigen Niedrigkeit zurückzudrängen.

Luitberga.

So schien's! So schien's! Und ich, die von des Po's
Umblühten Ufern ihm hieher gefolgt,
War selig-stolz auf ihn und seine Liebe —
Wie es kein Weib noch war auf ihren Gatten.

Romuald.

Dein Auge glänzt und rosig fällt ein Strahl
Aus jener Zeit dir auf die blasse Wange.

Luitberga.

Da stirbt Pipin. Und so, als wäre jetzt
Jedweder Anlaß zur Erneuerung
Des alten Zwistes plötzlich hingeschwunden;
Als hätt' des Oheims letzter Odemzug
Den heil'gen Funken in des Neffen Brust,
Den wir schon jetzt und jetzt als helle Flamme
Auflodern sahen, plötzlich ausgeblasen:
Sieht Thassilo harmlos, gleich einem Kinde,
Das sich mit großen Augen still ergötzt
An irgend einem Schauspiel, thatlos zu,
Wie Karl alsbald mit rüstigem Beginnen
Die schwindelnden Gedanken seiner Väter
Auf Siegesschwingen der Erfüllung zuträgt.
Des eig'nen Volkes wachsender Bestürzung,
Dem Hilferuf, den aus der Knechtschaft Noth
Die Thüringer und Alemannen schon
Voll Ungeduld an ihn ergehen lassen,
Setzt er ein Lächeln der Verwunderung —

Digitized by Google

Der tief enttäuschten Gattin stummem Schmerz
Verletzende Gleichgiltigkeit entgegen,
Und zuckt nicht einmal in Entrüstung auf,
Als meines Vaters Reich zertrümmert ward!

Romuald.

Seltsam — sehr seltsam; doch vielleicht erschien
Die Stunde seinem Wollen noch nicht günstig.

Luitberga.

Ich möchte mich damit vertrösten können.
Doch hör' — und staune, wie ihm der Gedanke
Fern liegt, den Pipiniden zu bekämpfen. —
Drei Jahre sind es jetzt, daß, hart bedrängt
Vom wilden Bruderstamm der Omajjaden,
Die Abbasiden sich von Spanien aus
An König Karl um Schutz und Hilfe wandten.
Zwar hatte dieser eben einen Kampf
Mit Wittekind begonnen (der noch heute,
Stark wie der Schlachtengott, zu dem er betet,
Der Sachsen Freiheit wahrt!) — gereizt jedoch
Vom unverhofften Vortheil, den sogleich
Sein Geierblick bei diesem fernen Zwist
Erkannte, zog er, nur ein kleines Heer
Dem Enkel Hengist's gegenüber lassend,
Den Pyrenäen zu. — Um jene Zeit
Erschienen vor dem Herzog Thassilo
Zwölf Abgesandte des Avarenvolkes,
Das, zahllos wie der wüste Sand der Steppe,
Mit seinen kleinen, langbemähnten Rossen
Vom Donaustrand bis hoch zum Dnjestr wohnt,
Und sprachen also: „Abulgasi läßt dir,
Der große Chagan, seinen Gruß entbeu'n,
Und fordert dich, den nachbarlichen Fürsten,
Zu einem Zug auf gen den Frankenkönig.
Weithin hat der jetzt seine Macht zersplittert —
Und wenn ein rascher Sturm aus Osten braus't:
Zerbläs't er sie wie leichte Mittagswolken,
Die hier und dort am blauen Himmel stehn."

Romuald.

Und dein Gemal —

Luitberga.

Erwiderte: „Ob ihr
Und euer großer Chagan Ursach' habt,
Den Frankenkönig feindlich anzugreifen,
Das weiß ich nicht — und mich bekümmert's nicht —

Kann daher weder sagen: thut's, noch: laßt's!
Das aber weiß ich, daß er niemals mir
Grund oder Anlaß gab, mich gegen ihn
Zu kehren — sei's allein, sei es im Bund'
Mit einem Zweiten. Und so seht ihr wohl,
Daß ich mit euch nicht kann Gemeinschaft machen."

Romuald.

Das sagte er —

Luitberga.

Du hörst's. Drauf die Avaren:
„Nun also, Herr, wenn du schon selber dich —
Was wir bedauern — unsrem Zuge nicht
Vereinen willst, so öffne wenigstens
Dein Land uns, daß wir rasch und unvermuthet
In Riesenschwärmen durch die wald'gen Pässe
Uns nach Austrasien ergießen können."
„„Was fällt Euch ein! Ich euch mein Land eröffnen?
Das wär' so gut, als zög' ich selber mit.
Schlagt euch im Norden durch die Slavenvölker,
Durchbrecht im Süden die friaul'schen Berge —
Und wenn ihr das nicht wollt, so schwimmt mein'twegen
Ueber die Adria mit eu'ren Katzen!"" —
Da schwiegen sie und zogen wieder heim.

Romuald (nach einer Pause).

Ganz unbegreiflich — in der That. Und doch
Kann ich noch Alles nicht verloren geben,
Bis ich den Fürsten selbst gesprochen habe.

Luitberga.

Du wirst es sehen, wie er dich empfängt! —
Doch still jetzt, still! Wir sind nicht mehr allein.

Zweite Scene.

Rothar und Rotrudis treten auf.

Rotrudis.

So früh schon hier? (wie überrascht) Sieh' da, ein fremder Gast!
(Zu Romuald.)
Suchst du den Herzog etwa, Freund? Der ist
Im Walde draußen — aber nicht, um dort
Zu jagen, wie du glauben wirst: nur um
Dem Wilde, dem er hie und da begegnet,
Ein wenig Futter liebreich vorzuwerfen.

Digitized by Google

Luitberga (stolz, wie verwandelt).

Hast du, Rotrud, ihn jemals schon begleitet,
Daß du so gut Bescheid darüber weißt?

Rotrudis.

Begleitet? Nein! Auch nicht mein Sohn Rothar.
Doch hat er es nicht selbst erzählt und noch,
Als wollt' er damit prahlen, beigefügt:
Ihm sei nicht um die Beute, um den Ritt nur,
Den einsam=stillen, durch die Waldesfrühe.
Und wenn er schon den Spieß zuweilen brauche —
Geschäh' es nur, ein Raubthier zu erlegen,
Auf daß es ihm die frommen Reh' nicht fräße.

Luitberga.

Nun und?

Rotrudis.

Geh' mir mit dieser stolzen Frage!
Die Gluth der Scham schlägt dir im Antlitz auf.
Weiß man recht wohl doch, welchen Ekel du
Vor deines Gatten zahmem Thun empfindest —
Und daß die Waffen dir ein Gräuel sind,
Die hier, vom Rost beschlichen und umwoben
Von grauen Spinnen, in der Runde feiern.

Luitberga.

Wenn dem so ist, so ziemt's dir umsoweniger
Davon zu sprechen.

Rothar (rasch einfallend).

O wer könnte schweigen —
Wenn er gewahrt, wie dieses dunkle Aug',
Bestimmt, ein süßes Feuer auszustrahlen,
Sich täglich mehr umflort? Wie dieser Mund,
Der wie kein anderer geschaffen scheint,
Durch holdes Wort und liebliches Geflüster,
Im Gegenkusse schwellend, zu beglücken —
Sich mit der Wange täglich mehr entfärbt
Und, herb geschlossen, tiefen Gram verbirgt.

Luitberga.

Man merkt es, daß du älter wirst, Rothar;
Denn deine Frechheit wächs't von Tag zu Tag,
Doch bist du immer noch, man sieht's, nicht mündig,
Da du nicht einmal in Gedanken dich
Von deiner Mutter loszutrennen weißt.
Zu ihr hab' ich gesprochen — nicht zu dir.

Digitized by Google

Doch sei es jetzt zu deinem Trost gesagt:
Wär' auch mein Auge brennender, als dein's —
Es hätte dennoch keinen Blick für dich,
Und dieser Mund, der dir so bleich erscheint,
Er hätt' auch roth und warm für dich kein Lächeln.

Rotrudis.

Da hast du es, mein Sohn! Verstehst du sie,
Die stolze Longobardin! Selbst des Blickes
Hält sie dich unwerth — und vergißt dabei,
Daß du, wenn auch nur eines Bastards Sohn,
Ein Enkel bist des großen Karl Martell,
Ein Vetter doch des allgewalt'gen Helden,
Vor dem ihr Gatte im Gefühl der Ohnmacht
In seines Landes Bergen sich verkriecht!

Luitberga.

Nimm dich in Acht, Rotrud!

Rotrudis.

Kannst du es leugnen?
Ein Sclav' ist er, ein Feigling — und das einer
Von den erbärmlichsten, die ihren Schwachmuth
Als stolze Weisheit aufzutischen lieben.
Ha, wie du zuckst! Ich habe dich getroffen.
Senk' nur den Blick, der eben erst so stolz
Vor meinem Sohne sich gebäumt! Blick ihn
Nur an, wenn er dir's noch gestatten mag!

Luitberga.

Zu viel! Zu viel!

Rotrudis.

Da wirst du Alles finden,
Was du an Thassilo vergeblich suchst:
Hoheit des Sinnes, schwer gezähmten Muth,
Des Blutes Drang und rasche Leidenschaft —
Und tödtlich-grimmen Haß gen König Karl!
Freilich fehlt diesem edlen Jüngling hier,
Was deinem Gatten unnütz ward gegeben:
Ein tapfres Volk, das er bewehren könnte
Und es zum Sieg oder zum Tode führen.
Wär' er der Herr des Landes, wo er jetzt
Ein schmählich Gnadenbrot zu essen hat,
Er ständ' nicht hier und hätte sich schon längst
Sein Recht erkämpft!

Luitberga (sich gewaltsam fassend).

Mag sein; doch ist er's nicht!

Digitized by Google

Dritte Scene.

Thassilo erscheint am Eingange.

Thassilo (hinter die Scene rufend).

Im Walde draußen liegt ein todter Bär.
Schafft ihn herein und nehmt ihm Fell und Tatzen;
Das And're vor die Hunde!

(Vorkommend.)

Grüß' euch Gott!
Wo ist mein Bub'?

Rotrudis (höhnisch).

Daß du doch täglich fragst?
Wo anders auch, als in dem Zwingergarten,
Wo deine Schwester ihm den Strauß, den er
Dir reichen muß, recht zierlich binden lehrt.

Thassilo.

Dann ist es gut; dann bin ich schon zufrieden.
Denn Kinder, sieh, gehören ja dorthin,
Wo Blumen sind und Licht und Luft und Menschen
Mit heit'ren, frommen Augen — nicht hieher,
Wo drohend unter finst'ren Brau'n hervor,
Gleich tück'schen Schlangen, Haß und Mißgunst züngeln
Und Worte fallen, die dem jungen Herzen
Vorzeitig alles Gift des Lebens impften.

(Er betrachtet die ganze Gruppe bedeutsam und forschend. Dabei fällt sein Blick auf Romuald, der sich schon früher mit dem Ausdrucke unwilligen Erstaunens etwas zurückgezogen hat.)

Wen seh' ich da? Ich glaube, dies Gesicht
Ist mir bekannt. Du bist ein Longobard'?

Romuald.

So ist's, mein Fürst. Du sahst mich zu Pavia,
Als du um Desiders erlauchte Tochter
Zu werben kamst.

Thassilo.

Du nennst dich?

Romuald.

Romuald.

Thassilo.

Ja, ja; ganz richtig — jetzt entsinn' ich mich.
Und was führt dich hieher?

Digitized by Google

Romuald.

Ich komme von
Byzanz, wohin des Herrn verwais'tem Sohn
Ich in's Exyl gefolgt, und bringe Grüße
Vom fernen Bruder an die Schwester mit.
Vor Allem aber bin ich hier, um dich
Zu seh'n.

Thassilo.

Um mich zu seh'n? Je nun, ich muß
Es glauben, da du's sagst. Doch das, mein Freund,
Wird sich des weiten Weges kaum verlohnen.
Du siehst in mir nur eben einen Mann,
Der ißt und trinkt und schläft, wie jeder andre,
Und — wie das schon so geht — dabei sein Weib
Mehr liebt, als sie's verdient. Denn wie du siehst,
Hat sie mich heute noch gar nicht geküßt.

(Er küßt Luitberga, welche düster widerstrebt.)

Doch da du nun schon hier bist, sei willkommen —
Und laß es dir, wofern dies möglich ist,
In eines armen Fürsten Haus gefallen,
Der noch kein Gold in seines Landes Bergen
Gefunden hat und Schätze nie erbeutet,
Weil er in Ruhe und in Frieden lebt.
Ihr seid im Süden so gewöhnt an Pracht,
Daß alles Kahle euer Aug' verletzt.
Zumal für Einen, der in griechischen
Palästen sonst zu wohnen pflegt, muß sich
Die Regensburg nicht allzu freundlich weisen.
Dort luft'ge Säle mit bemalten Kuppeln,
Auf schlanken, weißen Marmorsäulen ruhend,
Die Wände rings mit Goldbrokat verhüllt —
Hier Alles schmucklos, schwer und eckig noch,
Wie man's dem Steinbruch und dem Wald entnommen
Und krumm und g'rade aneinander fügte.

Romuald.

Du sinnst, o Herr, den Diener zu beschämen,
Der nichts vermißt, wo es dir selbst gefällt.

Thassilo.

Mir muß es wohl im eig'nen Neste recht sein!
Doch deine Herrin, denk' ich, wünscht es anders.
Frag' sie 'mal selbst, ob sie zufrieden ist.

(Luitberga blickt stumm vor sich hin.)

Digitized by Google

Siehst du — sie schweigt! Nun wohl; so können wir
Ganz nach Belieben wieder weiterplaudern.
Und daß dabei die Kehl' uns nicht vertrockne,
Seh' ich auch dort schon meine Schwester nahn
Mit einem Naß, das sie am besten feuchtet.

Vierte Scene.

Hildegardis mit Krug und Becher tritt in Begleitung des kleinen Theodo auf, der einen Strauß in der Hand hält

Theodo (indem er Thassilo entgegenläuft).

Da, Vater! — Krieg' ich heute Wein?

Thassilo.

Was? Was?
Ist das dein Gruß, du Schelm?

(Er nimmt den Strauß und hebt Theodo zu sich empor.)

Den Vater erst
Geküßt mit einem art'gen: guten Morgen!
Dann ruhig und bescheiden zugewartet,
Ob an des Bechers Rande wohl ein Tropfen
Für dich, du kleiner Näscher, hangen bleibt.

(Indem er ihn wieder auf den Boden stellt und Romuald zuwendet.

Da siehst du mein und deiner Herrin Kind. —
Nun wie gefällt er dir? Find'st du ihn groß
Für seine Jahre?

Romuald.

Laß mich schweigen, Fürst,
Daß ich ihn besser sehe. — Gott beschütze
Den edlen Sproß, der seiner Mutter Schönheit
Im Antlitz trägt und doch dem Vater gleicht.
Er werde das, was er dereinst zu werden
Verspricht.

Thassilo.

Hörst du, Theodo, was er sagt?
Reich' ihm die Hand — er ist ein edler Mann. —
Doch nun zum Wein! Er wuchs zwar nicht auf Cypern,
Noch auf den Lavahängen des Vesuv's:
Die Reben, die ihn trugen, wurzelten
Ganz schlicht im Felsenkalk der Donauufer,
Doch trinkt es sich, schmeckt er auch etwas herb,
Damit dem Freunde ganz so herzlich, wie
Mit jenen süßen Feuersäften zu.

(Zu Hildegard.)

So schenk' doch ein! Siehst du denn nicht den Gast?
Zum Gruß credenzest du ihm gleich den Becher.

Digitized by Google

Hildegardis (indem sie es thut).

Gesegnet sei der Trunk dir, edler Gast —
Gesegnet, so wie uns dein Kommen sei.

Luitberga (zu Rotrudis und Rothar, die abseits mit verächtlichen Mienen den Vorgängen zugesehen).

Laßt uns allein!

Rotrudis.

Ja, ja; wir gehen schon (entfernt sich langsam mit Rothar).

Thassilo (nachdem er den beiden eine Weile nachgesehen, mit lauter Stimme).

Rothar!

(Rothar und Rotrudis kommen zurück; zu Rotrudis.)

Dich rief ich nicht; nur deinen Sohn.

(Rotrudis nach kurzem Besinnen ab. Thassilo lenkt Rothar ganz in den Vordergrund, während sich Luitberga am Tische niederläßt, auf welchen Hildegard, die sich an ein Seitenfenster setzt und den Spinnrocken zur Hand nimmt, Krug und Becher gestellt hat. Theodo um die Mutter beschäftigt, die ihn mit schmerzlicher Zärtlichkeit liebkost.)

Thassilo (nachdem er Rothar mit gekreuzten Armen eine Zeit lang betrachtet hat).

Was willst du eigentlich?

Rothar.

Die Frage, denk' ich,
Hätt' ich an dich zu richten.

Thassilo.

Nun, du hörst
Es ja, ich möchte wissen, was du willst.

Rothar.

Ich fass' dich nicht.

Thassilo.

So muß ich mich erklären.
Sieh', wenn da Einer mit hochmüth'ger Stirn,
Geschnürten Brauen, vorgeschob'ner Lippe
Einhergeht und mit überleg'nem Lächeln
Die Achseln zucket zu dem Thun der Andern,
Dann wieder antheillos in's Blaue starrt,
Als such' er in den Wolken seines Gleichen:
So merken wir, der Mensch ist nicht zufrieden —
Und fragen endlich, was er haben will.

Rothar.

Es scheint, du spürest Lust, mich zu verhöhnen.

Digitized by Google

Thassilo.

Das Höhnen laß ich andern Leuten über. —
Nun weiß man wohl am Ende, was dich drückt,
Weiß, daß ein unverschuldetes Geschick
Der Jugend hellen Horizont dir trübt,
Und ehrte willig einen edlen Schmerz,
Wenn er sich still in deinem Antlitz wiese.
Doch dieses Dreh'n und Wenden, diese Sucht,
Selbst mit der kleinen Zehe auszudrücken,
Daß eine Krone dir auf's Haupt gehöre,
Dies unverwandte, vorwurfsvolle Aeugeln
Mit Dingen, die nun nicht zu ändern sind:
Wird nachgerade widerlich — und sieh',
Mein Weib nicht einmal wird dadurch bestochen!

Rothar.

Ha!

Thassilo.

Darum rath' ich dir: thu' all dies ab.
Vergessen könnt' ich sonst, daß einst dein Vater —
Freilich aus Haß nur gegen König Pipin —
Ein treuer Kampfgenoß des meinen war,
Und müßte endlich auf ein Mittel sinnen,
Von frechen Knaben — und von ihren Müttern
Im eig'nen Hause Ruhe mir zu schaffen.

(Da Rothar mit heftiger Bewegung an sein Schwert greift:)

Laß! Laß! Und trübe nicht den Glanz des Griffs
Mit deiner heißen Hand. Du hast gehört mich —
Und, wie ich glaube, auch ganz gut verstanden.
Nun lebe wohl!

Rothar (kämpft mit dem Drange, etwas zu erwidern; bezwingt sich jedoch und geht rasch ab, nachdem er einen wilden Blick auf Thassilo geworfen, der sich ruhig dem Tische nähert.)

Luitberga.

Was hattest du mit ihm?

Thassilo.

Nichts von Bedeutung.

(Er setzt sich an den Tisch und nimmt Theodo auf den Schooß.)

Also, Romuald,
Erzähl' uns jetzt von deinem Herrn. Wie findet
Am üpp'gen Griechenhof sich unser Bruder?
Gewiß so wohl, als man in seinen Jahren
Sich's irgend wünschen kann. Von Fest zu Fest,
Von Lust zu Lust — und dennoch nie erschöpft,

Digitized by Google

Den Tag vertändelt und die Nacht durchschwelgt,
Und doch am Morgen ohne Schlaf und Mißmuth
Und wenn ihn etwas drückt, so ist es dies:
Daß er, der Aermste, nur ein Herz zum Lieben
Und einen Mund zum Küssen nur besitzt.
(Indem er Theodo, der nach dem Becher langt, leicht auf die Hand schlägt.)
Was unterstehst du dich?

Romuald.

Du irrst, o Herr,
Wenn du den Prinzen in Zerstreuungen
Verloren glaubst, die seiner Jugend wohl,
Doch nimmer seinem Schicksal ziemen möchten.
Es weht ihn kühl aus all den Reizen an,
Die ihm verlockend beut ein fremdes Leben,
Und oft schleicht er aus lauten Festgemächern
Sich an des Pontus dunkelndes Gestade,
Um einsam dort den Plänen nachzusinnen,
Die ernst und groß in seiner Seele reifen.

Thassilo.

Und was sind das für Pläne? Darf man's wissen?
(Indem er Theodo trinken läßt.)
Nun da, du kleiner Quälgeist!

Romuald.

Abzuschütteln
Der Franken Herrschaft von Italien —
Und aufzurichten seiner Väter Thron.

Thassilo (lacht).

Luitberga (zu Romuald).

Was sagt' ich dir? Hörst du, er lacht!

Romuald.

Mein Fürst —

Thassilo.

Verzeiht — verzeiht — es klingt auch gar zu lustig.
Das ist doch g'rade so, als ob sich mir
Im Wald ein Zeisig setzte in's Genick
Und zwitscherte: ich trag' dich in die Lüfte —
Oder wenn Hilde dort mit ihrer Kunkel
Mir an das Leben wollte! Geht doch, geht!

Romuald.

Versteh' mich nur. Der Prinz vermißt sich nicht
Mit schwacher Kraft allein zu solcher That.

Digitized by Google

Die Kaiserin sagt ihre Hilfe zu —
Und Benevents erlauchter Herzog bietet
Dem Sohne Desiders sich freudig an.

Thassilo.

Die Kaiserin: ein Weib! Die hat ja selbst
Vollauf zu thun, den Moslem abzuwehren.
Und dann der Beneventer! Nun, ein Fürst —
Ein edler Fürst und hochbegabt, wie keiner,
Ein friedlich Volk im Frieden zu beherrschen,
Am stillen Musenhof zu Brindisi
Gelehrsamkeit und schöne Künste pflegend —
Zu solchen Dingen aber ist er nicht
Der Mann.

Romuald.

Wir wissen's — und der Herzog sagt
Es selbst. Doch rüstet Krieger er und Schiffe,
Dem Mann sie zuzusenden, der allein
Vollbringen kann, was wir zu denken wagen.

Thassilo.

Und dieser Mann?

Romuald.

Bist du!

Thassilo (indem er Theodo vom Schooße gleiten läßt und rasch aufsteht).

Was? Ich? Nun beim
Gekreuzigten, das wird jetzt schon so arg,
Daß ich darüber nicht mehr lachen kann.
Wie, um des Himmels willen, sagt doch an,
Kommt ihr auf mich?

Romuald.

Weil du der Held uns scheinst,
Vor allen Andern vom Geschick' erkoren,
Ein Retter der bedrängten Welt zu werden.

Thassilo.

So. So. Ich dank' euch für die hohe Meinung,
That ich auch gar nichts, um sie zu verdienen.
Und dann — was ist's, was diese Welt bedrängt?
Ein Feuerregen etwa, wie er einst
Auf Sodom und Gomorrha niederging?
Brach eine neue Sündfluth über sie
Herein? Ich sehe nur, wie auf ihr Alles,
Was morsch und schwach dem Untergange reift,
Zusammenbricht und sinkt, um neu verjüngt
Empor zu blühen unter fränk'schem Scepter.

Digitized by Google

Luitberga.

So jubelst du, daß Alles um dich her
In Trümmer sinkt und nur ein Einziger
Mit seinem Reich zur Riesengröße wächst?

Thassilo.

Ich juble nicht; ich lass' es nur geschehn.

Luitberga.

Und hast kein Wort des Schmerzes für diejenigen,
Die seine Macht mit Ehr' und Blut gedüngt?

Thassilo.

Ich fühle mit, was menschlich sie erlitten;
Doch für ihr Schicksal hab' ich keinen Trost.

Luitberga.

Daraus erkenne ich, wie du mich liebst!

Thassilo.

Wie Männer lieben sollen: warm und treu —
Doch unbeirrt durch ihrer Frauen Sippe.
Daß es dein Vater eben mußte sein,
Der seines Hauses längstgezählte Tage
Mit jähem Sturze zu beschließen hatte,
Mag dich mit Schmerz, mag dich mit Haß erfüllen —
Mich aber darf es nimmermehr bewegen
Blindlings den Sohn Pipins in dem zu hindern,
Was ich an seiner Stelle selber thäte.

Luitberga.

Das ist es ja, was mich am tiefsten schmerzt:
Daß du die eig'ne Größe diesem Moloch
So willig opferst!

Thassilo.

Weil ich nicht der Mann
Des Ueberbietens bin und es verschmähe
In schnödem Wettkampf meine Kraft zu zeigen.
Die fränk'sche Herrschaft hab' ich abgeschüttelt —
Und damit hollah!

Romuald (nach kurzem Besinnen).

Thast du dies auch wirklich,
Als du vor Jahren rasch entschloss'nen Muthes,
Dem Machtgebot des Oheims dich entzogen?
Vergiß nicht, daß zur Zeit schon Karl Martells
Die Baierfürsten heerespflichtig waren —
Daß Odilo, dein Vater, im Bestreben

Digitized by Google

Die Klammer dieser Unterthänigkeit
Zu sprengen, einst am Lech Pipin erlag
Und mit der Todeswunde in der Brust
Die fränk'sche Hoheit anerkennen mußte.
Wer bürgt dafür, daß Karl nicht eines Tages,
Wenn er die Sachsen, die sich allgemach
Im langen Freiheitskampfe schon verbluten,
Endlich bezwungen hat, auch dir sich naht,
Sein altes Recht mit eh'rner Faust behauptend?

Thassilo.

Das soll er thun; ich bin darauf gefaßt.

(Trompetenstoß hinter der Scene.)

Was ist?

Fünfte Scene.

Meligo tritt in Eile auf.

Meligo.

Herr, vor der Burg hält eine Schaar
Beritt'ner Männer, rauh und wild von Ansehn.
Der Eine, der sie führet, grau von Haar,
Und an Gestalt dem knorr'gen Strunk der Eiche,
Der sturmentwipfelten, vergleichbar, sprach:
Er bringe Botschaft dir von König Karl!

(Ueberraschung und Spannung.)

Thassilo (seine Erregung sogleich unterdrückend).

Von König Karl? So laßt den Boten ein!

Meligo.

Da ist er schon.

Sechste Scene.

Wittekind sammt Gefolge. Hinterdrein baier'sche Edle und Mannen, so daß die Halle reich belebt wird.

Wittekind (nach vorne kommend).

Der Frankenkönig sendet
Dir, Herzog Thassilo, den Herrschergruß
Und läßt entbieten dir, bereit zu sein,
In deiner Väter Burg ihn zu empfangen.

Luitberga.

Ha!

Romuald (für sich).

Nahst du, Schicksal?

Thassilo (ruhig und fest).

Nun, ich werd' es sein —
Und frage nicht einmal, warum er kommt.

Digitized by Google

Wer aber sprich, bist du? Dies Auge, stolz
Und kühl und finster — dieses Angesicht
Von dunklen Runenzügen tief durchfurcht,
Läßt einen Boten selt'ner Art in dir
Vermuthen — und auf einen Namen sinn' ich,
Um dich zu nennen.

Wittekind.

Nenn' mich Wittekind.

(Allgemeines Erstaunen; auch Thassilo tritt einen Schritt zurück.)

Was staunt ihr, daß ihr mich als Boten seht
Des Ueberwinders? Lange stand ich ihm.
Doch einsam fühlt' ich mich zuletzt verlassen
Im blut'gen Kampf — und alt und müd geworden,
So wie die heil'gen Asen, die schon längst
Dem bleichen Christengott den Himmel räumten:
Legt' ich mein Schwert hin zu den Füßen Karl's —
Freiwillig, schweigend — als der letzte Held.

Luitberga.

So ist dein Volk —

Wittekind.

Jetzt eines Ander'n Volk.
Die Irmensäule liegt, gestürzt, in Trümmern
Und dieses Haupt hat heil'ges Naß berieselt.

Thassilo (nach einer Pause).

Er hat's gewählt — und somit ist es gut.

(Zu den versammelten Baiern.)

Doch nun, ihr Mannen, schwingt euch rasch auf's Pferd!
Hiehin und dorthin, wie des Sturmes Wehen,
Durcheilt das Land und laßt die Kunde schallen:
Daß Herzog Thassilo den König Karl
In seiner Väter Burg empfängt!

Luitberga.

Wie ist
Mir, Romuald!

Romuald.

Dir wird, was du ersehnt!

Thassilo (indem er vortritt, für sich).

Du aber, Herz, das du die Brust mir jetzt
Mit mächtigen Schlägen zu zersprengen drohst,
Halt' nur an dich noch — halt nur noch an dich —
Und wie ein Phönix steige aus den Flammen!

(Ende des ersten Actes.)



Wider den Strom.

Gespräch-Fragmente.

Von

Albert Ilg.

Wir saßen vor einigen Monaten, als die schöne Jahreszeit noch ihr mildes Szepter führte, in dem Gärtlein eines Landhauses in Wiens Umgebung beisammen, eine Anzahl junger Freunde, die den Rest des warmen Abendes beim frohen Geplauder in der duftenden Laube zu verbringen gedachten. Das anfangs zerstreute Gespräch hatte allmälig bestimmte Richtung genommen, wozu der Umstand Anlaß bot, daß ein Jahrgang der „Dioskuren" am Tische lag, den die Damen des Hauses an diesem traulichen Plätzchen des Nachmittags durchblättert und dann liegen gelassen hatten.

Unser kleiner Kreis bestand aus mannigfaltig gemischten Elementen, durch welche sowohl Stände und Berufsrichtungen als Charaktere und Temperamente in verschiedenen Nüancirungen repräsentirt wurden. So konnte es nicht anders kommen, als daß aus der reichen Blüthenlese, die das Buch darbietet, dem Einen Dieß, dem Anderen Jenes nach Geschmack und Sinn sein mußte, doch sprach man hauptsächlich über die Tendenz des Unternehmens im Allgemeinen. Einer unsrer Tischgenossen, der Gast des Hauses, war aus ferner Heimat an die Ufer der Donau gekommen, um sich, wie man „draußen" zu sagen pflegt, dieses Oesterreich denn doch auch einmal anzusehen. Der Fremde gehörte nämlich zu denjenigen sehr geschätzten Herren Stammesbrüdern, welche mit der „Kenntnißnahme" Oesterreichs aus ihrer vaterländischen Literatur nicht schon vollauf zufriedengestellt sein mögen, vielmehr meinte er, daß hinter unsern Grenzpfählen denn doch noch etwas andere Erinnerungen an eine alte Geschichte leben dürften, als wie sie Klio Mühlbach aufzutischen beliebt; er war der Ansicht, daß man sich auch mit den Conduitelisten, wie sie die Herren Vilmar und Julian Schmidt unserer Literatur ausstellen, nicht gänzlich begnügen dürfe, und trug ferner Verlangen, auch von Oesterreichs alter Kunst einen weiteren Begriff zu erhalten, als es durch die in den betreffenden Handbüchern der deutschen Kunstgeschichte üblicherweise angehängten, gnadenreichen fünf bis zehn Zeilen

über jenes nebensächliche Thema ermöglicht wird. Schließlich ging der Neugierige in seinen Absichten sogar noch so weit, auch von dem Volksleben hierzulande einige deutlichere Vorstellungen erhalten zu wollen, als es durch norddeutsche Berichte geschehen kann, in denen noch immer das „Fahrma, a Gnaden!" und die „Bachhändl" die Hauptrolle spielen. So war er seit geraumer Zeit in unserer Mitte, unser lieber Gast und Gefährte, mit dem wir sowohl die Metropole als ihre reizvollen Umgebungen eifrig durchwandert hatten.

Herr N. N. aus dem kühlen Norden hatte aber ferner noch eine andere sehr schätzenswerthe Eigenschaft. War er sich, wie gesagt, wohlbewußt, daß man ein großes, schönes Culturland mit einer stolzen Vergangenheit nicht aus vorurtheilsvollen und nach hergebrachter Schablone geschriebenen Büchern kennen lerne, hatte er deßhalb an der Quelle selbst seine Studien zu machen beschlossen, so zählte er doch nicht zu derjenigen Sorte deutscher Besucher, welche, sobald sie die Scholle dieses Landes unter den Füßen haben, nichts Dringenderes zu thun wissen, als dieses Oesterreich sofort zu entdecken, und zwar in erster Linie für dessen arme, verlassene Kinder zu entdecken. Er dachte nicht daran, zahlreiche Nachrichten über ein interessantes Factum, eine historische Person oder ein Kunstdenkmal aus österreichischen Quellen zusammenzutragen, in einer gewissen eigenartigen Manier zu übergießen und dann das Ragout mit den Worten auf die Tafel zu stellen: Endlich hat die Literatur davon Notiz genommen, daß auch in Oesterreich ꝛc. ꝛc. — was sage ich nur gleich? — nun, z. B., daß auch in Oesterreich die Römer Städte bauten, oder die Renaissance ihren Einfluß ausübte, die Maler malten, die Minnesänger Lieder dichteten. Nein, in dieser Hinsicht verhielt sich der Fremde ebenfalls als Lernender und überließ es Andern, uns Barbaren zu erklären, daß wir trotz alledem und alledem an uns noch nicht völlig verzweifeln brauchten, falls uns nur von der richtigen Seite gesagt würde, was selbst an uns doch so ziemlich erträglich ausgefallen sei.

Als nun von dem Streben die Rede war, womit die Dioskuren es versuchen, in dem Chaos materialistischer Plattheit, in diesem Actiendurchschwirrten Saeculum den Sinn für weniger moderne Interessen zu erhalten, da wünschte auch der Gast dem idealen Streben alles Glück auf den Pfad; als dann weiters aber betont wurde, daß in diesen Blättern die patriotische Tendenz eben auch zu höherem, heiligen Zwecke genommen werde, da schien er uns Anfangs nicht verstehen zu wollen; dann aber, nach seiner erstaunt vorgebrachten Bemerkung: ein heiliges, hohes Streben sei patriotische Tendenz der Literatur und Kunst ja überall, natürlich also auch in Oesterreich, da verstand der gute Mann zum andermale etwas nicht, nämlich unsere traurig-ironische Gegenfrage: In Oesterreich!? — — —

So kam das Gespräch auf ernste Dinge. Jemand meinte, es sei in allen Landen heute im Grunde nicht besser bestellt um den Helikonischen Wunderquell. Um ihn zu finden, scheine die richtige Wünschel- und Wasserruthe verloren, denn sie schlägt fast nirgends an vaterländischen Boden an. „Demzufolge gräbt man nicht mehr unter der freundlichen Flur des Vaterlandes nach seinem erquickenden Naß, nicht in derjenigen Scholle, unter der die Helden unserer eigenen Ahnenzeit den ruhmvollen Schlaf schlafen,

Digitized by Google

sondern man legt complicirte Aquaeducte an, welche uns den Quell aus dem weiten Morgenlande, aus dem Eddischen Eisriesenlande oder Gott weiß wo herleiten. Sehr beliebt ist neuestens die Benützung Römischer Wasserleitungen aus den Tagen Nero's und Consorten. Es geht mit diesen Dingen wie mit manch' anderen materiellerer Art. Aergert sich nicht mein wackerer Straßburger Schulmeister, Hieronymus Bock, der Vater der deutschen Botanik, in seinem 1564 geschriebenen Buche, daß seine Landsleute „nach Indiam und gen Calicutt" schiffen, um Würze für die Tafel zu finden, da doch heimische Erde trefflicher Kräuter die Fülle entsprießen lasse? „Und," schließt er endlich, „sie stimuliren böslich den Magen und verderben sich den reinen Genuß".

Solches schien nun unserem Gaste freilich auch auf seine Landsleute nicht übel angewendet zu sein, denn er sann eine Weile der Sache nach, ergriff dann selber das Wort, und bemerkte ernsthaft: „Ihr Oesterreicher gleichwie wir „draußen", wir Alle sind eben der reiche Mann, der eingebildete Patient Peter Hebel's oder, wenn Ihr lieber wollt, der Midas der heidnischen Fabel. Wir besitzen die stolzesten Güter des Geistes und der Freiheit, uns erhebt ein unendlicher Reichthum des Wissens und Erkennens über Jahrtausende, wir sind die glücklichen Erben von Errungenschaften, die Millionen Ahnen in Noth und Blut zusammengetragen haben, aber wir lassen das Herz darben bei dieser Fülle. Wir vermögen die Bildung der mikroskopischen Pflanzenzelle nachzuweisen, aber wir schämen uns das schöne Blümchen zu lieben, weil man uns der sentimentalen Grünzeugpoesie zeihen könnte. Unsere Gelehrten erweisen uns genau, daß Carl der Fünfte in St. Just um so und soviel Uhr zu frühstücken pflegte, aber wir scheuen uns, den Befreier der Christen von Tunis im Liede zu feiern, damit wir ja nicht verdächtigt werden, in die strengobjective Geschichtsforschung subjective Gefühlsduselei hineintragen zu wollen. Aus des Meisters Roritzer Steinmetzenbüchlein von 1486 klügeln wir uns heraus, daß die Gothik nichts als steinerne Mathemathik gewesen, wir überlassen es daher den abgestorbenen Romantikern, sie als künstlerisches Glaubensbekenntniß einer religiös hochbegeisterten Periode zu preisen, denn das wäre ultramontan und pfäffisch-mittelalterlich! Und was uns denn Erlaubtes bleibt, nachdem diese modern aufgeklärte Ascetik des Gemüthes die schädliche Begeisterung aus dem Polizeistaate des heutigen Geistesstrebens über die Grenze geschoben hat, — sind dann „die Theile in der Hand, fehlt leider nur das geistige Band." Bis sie wieder gestattet und geduldet wird, die reine Freude am Großen und Schönen, müssen wir den Bauernjungen beneiden, der jodeln und weinen, staunen oder beten darf, wie er mag. Hoffen Sie nichts von der modernen gedrillten Begeisterung, welche, wie man uns glauben machen will, mit jener kalten Verständigkeit recht gut soll Hand in Hand gehen können. Diese Begeisterung kann nicht die ebenbürtige Geliebte des Verstandes sein, sie wird seine Sklavin, und Kinder von echtem Blute können die beiden nicht zeugen. Müßte sie doch ein seltsames Chamäleon sein, diese Poesie und Kunst gebärende Begeisterung, wenn sie ebenso liebevoll, wie sie dem alten Griechen nahte, der die Götter seines Liedes in Quell und Busch wirklich glaubte, den Sohn des erleuchtetsten aller Saecula

Digitized by Google

besuchen würde, dem sein Verstand beim Bewundern des Regenbogens im selben Momente die Brechungstheorie in's Gedächtniß rufen muß, nach welcher die Intensität und Färbung der Strahlen berechnet werden kann. Lassen wir aber die schlimm angeschriebene Naturschwelgerei beiseite; man behauptet, daß unsere Zeit den großen Geschehnissen des Tages noch immer echte Poesie entgegenbringe. Nun, so sehen Sie sich doch gefälligst nach den Früchten der Dichtung und Kunst um, welche die letzten deutschen Siege bei uns getragen haben und antworten Sie, ob diese banalen Siegesdenkmale nach dem Dutzend, ob diese in Farben übersetzten photographischen Aufnahmen von Schlachtenscenen oder etwa noch die so und so viel hunderttausend Bismarcke und Moltke auf Tabakspfeifen und Biergläsern jene würdige Frucht der Thaten genannt werden dürfen? Hat darüber nicht Euer Grillparzer schon trefflich abgeurtheilt in den Worten:

„Das Mittel ist probat für Alt und Jung,
Nur blieb es fern den schöpferischen Meistern:
Beim Mangel eigener Begeisterung
Sich aus der allgemeinen zu begeistern?"

Unsern Freund wunderte es dem gegenüber, daß in früheren, noch nicht gar so aufgeklärten Zeiten, damals, als man nämlich noch halbwegs es wagen durfte, auch von nicht ganz praktischen und reellen Dingen zu reden und zu schreiben, das an romantischen Stoffen so reiche Oesterreich nicht das begeisterte Lied und Wort zu finden gewußt hatte, um die Blüthen aus heimischer Geschichte und Sage zum duftigen Kranze zu winden, jenes Oesterreich, welches in den Tagen des Mittelalters das deutsche Lied vor Allem hoch und kräftig gesungen. Er sei gar nicht überrascht, daß Ereignisse, welche aus der modernsten Politik ihren Ursprung genommen haben, kein echtes wahres Kunstwerk erstehen lassen können und begreife daher die schablonenhaften Siegessäulen, Siegesoden, Siegeshymnen und -Festspiele seines Vaterlandes vollkommen, Oesterreich besitze ja aber einen älteren Vorrath von Stoffen für Poesie und Kunst, welcher die Musen doch von jeher hätte locken müssen. Der Sprechende machte dazu noch diese Bemerkung: „Ihr seid eigentlich doch recht komische Leutchen an eurer schönen blauen Donau und den smaragdenen Bergen, die an ihren Ufern emporstreben! Ihr führt mich nun schon wochenlang von einem Paradies in's andere, dessen Naturschönheit mir euer Bericht über geschichtliche und poetische Merkwürdigkeiten, die dort ihren Schauplatz gehabt haben, immer noch interessanter zu machen geeignet ist, aber allüberall erwacht mein Erstaunen darüber, daß in der ganzen Reihe von Jahrhunderten, die dahingegangen, kaum einmal eure Poesie und bildende Kunst die Gelegenheit wahrgenommen, um diese prächtigen Stoffe zu erfassen, zu verklären und so einerseits zum köstlichen geistigen Eigen der Nation, anderseits zum Gemeingute der Welt zu machen. Da erzählt das Waldgebirge Klosterneuburgs und des Heiligenkreuzer Stiftes Gründung, dort auf der Ebene fand der letzte herrliche Babenberger den frühen Heldentod in blutiger Ungarschlacht, dort schauen Neustadts Thürme auf den Schauplatz von Baumkirchner's gewaltiger Mannesthat, hier ragt Gutenstein, von dessen waldiger Höhe die ernsten Karthäuser des schönen Friedrich Leiche nach dem einsamen Kloster Mauerbach hintrugen; von den

Digitized by Google

Avaren bis zu den Türken und Franzosen hat Eure Geschichte zahlreiche Großthaten aufzuzählen, in denen die Vaterlandsliebe des Volkes so herrliche Triumphe feiert, kaum Eine Stätte entbehrt ihrer lieblichen oder ernsten Sage, deren Töne oft bis aus den fernen Römerzeiten heraufrauschen, — aber dieser ganze, unermeßliche Hort ist für die Kunst, die redende und bildende, ungemünztes Gold geblieben, in dem ihr Verschwender ordnungslos herumwühlt, statt es edel und sinnig zu formen. Selbst Eure ersten Dichter! haben sie nicht nach spanischen Jüdinen und fabelhaften Köhlermadonnen, nach unmöglichen Söhnen der fremden Wildnisse und sentimentalen Germanenjünglingen die Angel ausgeworfen, während der Shakespeare noch geboren werden soll, der die Bürgergröße in Euren Wiener Rathsherrn von 1408, die engelgleiche Frauenseele Eurer Elisabeth, Karls IX. von Frankreich Gemahlin, der Euren Eugen, Eure Maria Theresia, Euren Joseph feierte!"

Wir hatten auf diese langathmige Rede nicht viel Schönes zu erwidern. Der Fremde traf uns Alle in's Herz, das der Ueberzeugung allein voll war, wie wahr er gesprochen. Denn wenn es schon leider wahr ist, daß die Herren „da draußen" an uns Oesterreicher in vielen Dingen einen etwas überstrengen Maßstab anzulegen gewohnt sind und ihr Urtheil nicht selten das Kind eines althergebrachten Vorurtheils zu sein pflegt, so sind wir doch mehr als die Hälfte daran selber schuld. Welche großartige Geschichte hat das Blut unserer Vorfahren besiegelt, aber wir gemüthlich bescheidenen Oesterreicher denken nicht daran, wir bitten nur um Entschuldigung, daß Maria Theresia das hochdeutsche a wie o ausgesprochen hat. Ein Wunderland liegt um unsere Hauptstadt ausgebreitet, aber wir geniren uns ordentlich, daß man vom Semmering und Höllenthal schon in drei bis vier Stunden auf den Stephansplatz kommen kann; auch unsere Dome ragen im reichsten Styl der Kunst gegen Himmel, jedoch, bevor nur der Fremde den Mund zum Lobe aufthut, fallen wir ihm schon vorbauend in das Wort und bemerken vorsichtig, wie wir recht wohl wüßten, daß der Kölner Dom und St. Peter in Rom viel, viel großartiger wären. Ja, er hat Recht, wir sind komische Leutchen!

Unter den Reden, welche die Aeußerung des Gastes angeregt hatten und in welchen diese eigenthümlichen Verhältnisse nach mannigfachen Gesichtspunkten beleuchtet wurden, war auch die Frage aufgeworfen worden, ob denn nicht die Zukunft einholen dürfte, was Literatur und Kunst der Gegenwart so sehr versäumt? Ich erwiderte: „Jedenfalls muß die Antwort schwer fallen. Zu Beginn des laufenden Jahrhunderts und bis zur Revolution war unläugbar Manches ehrlich versucht worden. So viel über die laxe Periode des langen Friedens Uebles gesagt werden kann, wir müssen zugestehen, daß, wenngleich mit wissenschaftlich und künstlerisch ungenügendster Kraft, doch, was Liebe und Eifer zur Sache betrifft, für die Localforschung, die Erkundung der Vorzeit, ihrer historischen und poetischen Reliquien ein Anfang gemacht worden ist. Die romantische Richtung der Poesie jener Tage, das Schwelgen in Rittergeschichten und gothischen Ruinen hatte keinen geringen Antheil an diesem Streben, dem daneben auch der patriotische Sinn nicht abzusprechen ist, aber die Form war die gräulichste, der Taschenbuch-Styl die Uniform für die Producte der damaligen Muse. Allerdings könnte ich Ihnen aus jenen Tagen eine Unzahl von

Digitized by Google

Gedichten, Balladen und Dramen namhaft machen, unter denen Sie fast von allen Beispielen aus der heimatlichen Geschichte und Sage, die Sie früher citirten, poetische Bearbeitungen vorfänden, aber ich hüte mich weislich und bemerke bloß, daß wir dabei auf ziemlich viele Stellen stoßen würden, woselbst sich tragische Conflicte mit den vorgeschriebenen Dativ- und Accusativconstructionen offenbarten, um von der Bosheit der Hexameter und Pentameter ganz zu schweigen, die dort nicht selten schlimme Ereignisse herbeiführte. Die Mehrzahl der patriotischen Sänger von Anno dazumal begann den Anruf der Muse in ihrem ersten Gesang noch mit demselben Tropfen Tinte in der Feder, womit sie gerade das mundirt oder expediatur auf das Aktenstück geschrieben hatten, und so ist es kein Wunder, wenn ein starkes Quantum Referatstyl sich in die rührende Geschichte von Bertha einschmuggelte, die an der Spinnerin am Kreuz so lange auf den Liebsten wartete, oder daß Kara Mustapha seine Agas im Lager vor Wien wie ein Amtschef die Subalternen andonnerte, der von hoher Regierung soeben mit einer artigen Nase überrascht wurde. Ueber diese gutgemeinten, aber mit wenig Ausnahmen fatalen Versuche erhob sich dann freilich mit Einemmale, einem Titanen gleich, Grillparzer's Ottokar, mit dem uns Ihre Literarhistoriker wenig ehrlich und gerecht mitgespielt haben, das stolzeste Werk österreichischer Poesie, wenn man immerhin auch vom Standpunkt des dramaturgischen Receptenhandbuchs dieß und jenes daran herumnergeln kann. Und eine solche Stimmung, ein so stolz bewußtes, sicheres Sichfühlen brauchten wir eben auch für die Dichtung der Zukunft in Oesterreich, eine derartige glühende Begeisterung für die Heimat, gepaart mit dem Wissen und Können eines Geistes, der freien Blickes über der Heimat das Bessere außer ihren Grenzen kennen gelernt, angestrebt und sich zu eigen gemacht hat. Jene alte Schule der privilegirten Bureaudichter ist längst dahin, sie hat die köstlichen vaterländischen Stoffe bei uns selber in Mißcredit gebracht, was um so schlimmer ist, als der Oesterreicher sich ja ohnehin schon fürchtet, er selber zu sein; es war eine Schule, der vor Allem die Schule — ich meine diejenige, wo man in Bänken vor dem Katheder sitzt — fehlte. Aber diese Zeiten sind glücklicherweise vorüber. So mangelt es heute nicht an den Quellen der Forschung, um die fruchtbarsten Stoffe der Vergangenheit aufzufinden, so fehlt es ebensowenig an derjenigen Pflege des Wissens und der Bildung, welche als Schmelzofen dienen muß, um Ihr „ungemünztes“ Gold in die schöne Form zu bringen, aber es fehlt wohl, nicht anders wie auch bei Ihnen, der künstlerische Sinn der Zeit im Ganzen und, was Oesterreich speziell betrifft, es fehlt der Muth, das siegreiche Bewußtsein. Gott bessere es!“

„Ja, Gott bessere es, — aber vor Allem bessert es selber! Was, wie mir scheint“, sagte der Gast, „in Oesterreich die trefflichst gemeinten und sorglichst angelegten Unternehmungen am häufigsten schädigte und unverdientermaßen, oft wider Gebühr gleich einem Schlag in's Wasser vereitelte, ist der Mangel an wahrem Ernst, womit an dem einmal erkorenen Panier festgehalten werden muß. Ich könnte mir sonst kaum vorstellen, daß so viele gute Bestrebungen, mit denen Ihr an Quantität und Qualität, sowie durch die Priorität des unternehmenden Gedankens uns oft bereits übertroffen habt, hierzulande entweder rasch wieder absterben, wie Gewächse, denen Kraft

Digitized by Google

und Saft mangelt, oder in immerwährendem Scheinleben fortvegetiren wie Pflanzen im Keller, die auch Pflanzen sind, aber an einem bedenklichen Deficit des Chlorophylls laboriren."

„Sie haben vollkommen richtig beobachtet," antwortete ein Tischgenosse, der speciell auf seinem Gebiete, er war Kunstgelehrter, entsprechende Erfahrungen gemacht hatte. „Ich kann aus meiner Sphäre Ihnen genügende Belege auftischen. Die Erforschung heimatlicher Kunst an einem Orte kann nur zwei Hauptzwecke verfolgen, deren erster im Fache selber seine Begründung findet und, zunächstliegend, eben auf die Erweiterung und Bereicherung der Wissenschaft durch die localen Beiträge gerichtet ist, deren anderer, nicht minder groß und bedeutsam, die Heranziehung und Genußbefähigung des Volkes für die Schönheit der vaterländischen Kunstproduction und die Beschäftigung der Künste mit jenen Stoffen, — was uns, wie Sie sagen, besonders mangelt, — zu erzielen hat, ein nicht müheloses Streben, denn wir leben nicht in Italien, wo gleich nach der Ankunft am Florentiner Bahnhof meine allererste Wahrnehmung in der Beobachtung der interessanten Scene bestand, wie ein Wasserträger und ein Hausirer mit Zuckerwerk bei den Thüren des Ghiberti lebhaft, um nicht zu sagen furioso, sich über Bedeutung und Schönheit einzelner der dort angebrachten Bildwerke stritten. Nun, die locale Kunst- und Alterthumsforschung ist bei uns in Oesterreich schon ziemlich alt, sie reicht, — abgesehen natürlich von den Arbeiten eines Lazius, Lambecius und solcher alter Herren mehr, — in neuerer Zeit so weit, ja weiter zurück als in Ihrem Vaterlande. Anfangs war sie freilich ein lallendes Kindlein, der Vorunterricht für ihre Aufgaben mangelte in den Schulen absolut, die Classiker las man behufs der grammatischen und syntaktischen Analyse und das Geschichtsstudium bestand im Memoriren von Zahlen und Namen der Herrscher, der Schlachtentage und Friedensschlüsse. Culturgeschichte war noch ungeboren. Trotzdem fanden sich ein Paar brave Leute, — meist waren es magistratische Beamte, — welche so gut es ging, Stadt und Land nach Schätzen der Kunst auskundschafteten und dann in Büchern ihre Resultate hinterlegten, welche nach Styl und Form würdige Pendants zu den besprochenen Leistungen der schönen Literatur zu werden pflegten. Was dabei herauskam, besteht, vom günstigsten Gesichtspunkt betrachtet, in einer Anhäufung, freilich einer unkritischen und sinnlosen Anhäufung, von allerlei Material, welches die spätere Arbeit sichten mußte. Die guten Herren hatten meist weder von der alten Literatur ihres Faches eine Ahnung, noch kümmerten sie sich um die modernen Fortschritte derselben, die anderswo bereits gleichzeitig gemacht wurden. Ihre Kugler, Quast, Rumohr, um von den Franzosen zu schweigen, hatten längst schon eine wissenschaftliche Behandlung der Kunstforschung geschaffen, als man in Wien noch immer gemüthlich beim Alten blieb, romanische Bauten byzantinisch hieß, jede plumpe Steinsculptur an einer Kirche des 11.—12. Jahrhunderts einen Baphomet nannte und Alles, was Einem bizarr und seltsam vorkam, den Templern und ihrem Geheimcult in die Schuhe schob. Kam man an eine, nach dem allgemeinen Styl der Gothik, in Thürmchen und Spitzgiebel ausgehende Monstranze des 15. Saeculums, so sagte man naiv, der Meister habe darin den Stefansthurm nachahmen wollen, schien etwas

Digitized by Google

aber ganz unerklärlich und außergewöhnlich, so begnügte man sich cursorisch es als „uralt", oder „aus grauen Ritterzeiten" zu bezeichnen. Sie sehen, es fehlte am Ernst in der Art der Arbeit, in der Gestaltung des Stoffes, obwohl die Mittel zur Besserung verhältnißmäßig nicht spärlich zu finden gewesen wären, wenn man hätte suchen wollen. Das war nun nicht gut, denn es ging eine Menge eifriger Arbeit und guter Wille fast nutzlos verloren, aber es ist noch schlimmer, daß die folgende Erscheinung, welche zwischen jenen kindischen Anfängen und dem heutigen männlichen Aufschwunge des Faches in Oesterreich mitteninne liegt, indem si· scheinbar und nach den ersten Anstrengungen in der That mit dem früheren Getändel ein Ende machen gewollt, schließlich nur ein Aufenthalt für die fortschrittliche Entwicklung werden sollte, weil sie eben unter der Firma ihrer Förderung als schwerer Stein auf der Quelle lagerte und heute noch schädlich wirken würde, hätte sich die Fluth nicht selber neue Mündungen gebrochen und den Stein auf den armselig sickernden Tropfen des verlassenen Canales liegen gelassen."

„Es war die Zeit des freier bewegten geistigen Verkehrs auch für wissenschaftliche Unternehmungen in Oesterreich allmälig herangekommen und es standen nun hochverdiente Männer im Fache auf, die ich nicht zu nennen brauche und deren Schuld jene Hemmung unter der Larve der Besserung nicht ist. Die Kunstwissenschaft wurde Universitätsstudium, die Central-Commission für Erhaltung der Baudenkmale brach die alte chinesische Mauer und war damals das Organ, in dessen Blättern die glänzendsten Namen deutscher und österreichischer Fachmänner neben einander erschienen. Das war ein Stück Ernst, ganz recht und gut. Freilich lag daneben noch viel im alten Schutt, das war schlimm, aber nicht das Schlimmste, denn schon sehen wir in unseren Tagen die Kunstbildung bis zur Mittelschule verallgemeinert, den Zeichnenunterricht eingeführt, ein herrliches Institut und zahlreiche Annexe in allen Kronländern für die Pflege der Kunstindustrie geschaffen und die altberühmten Kunstsammlungen Wiens einer schönen Zukunft entgegengehen, — das Schlimmste war der altösterreichische Geist der Halbheit, des dilettantischen Schlendrians und der scheinwissenschaftlichen Spielerei, welcher, was die Localforschung betrifft, sich in der Zeit vor diesen jüngsten Errungenschaften und Refo men wie ein Schmarotzerpilz an die gesundesten Stämme des allgemeinen Faches anheftete und unter ihrer Aegide von ihrem Marke lebend, lustig zu wuchern begann. Natürlich ist nicht die Allgemeinheit der Wissenschaft in Oesterreich darüber anzuklagen, denn sie hat jene Tändeleien nicht geschaffen, sondern es sind immer Einzelne, eine Clique gewesen, welche die Verhältnisse zum Anbauen ihres wohlfeilen Lorbeers benützten; aber darin, daß so etwas bei sonstigen schönen Errungenschaften möglich, ja mehr als dieß, daß es einflußreich und scheinbar solid bestehend werden konnte, das ist das traurige Zeichen von mangelndem Ernst im Allgemeinen, von Blindheit und gefährlicher Sorglosigkeit. Und woher soll denn, — wir sprechen im Augenblick nur von Alterthümern und Kunst der Vorzeit in Oesterreich, — woher soll dem Publicum, dem Dichter und dem bildenden Künstler das von Ihnen vermißte Interesse für die localen Gegenstände aus diesem Fache kommen, wenn er nicht wie in Angelegenheiten der allgemeinen Kunstwissenschaft, der Archäologie, der großen Sammlungen,

Digitized by Google

der Kunstindustrie an öffentlichen, von öffentlichem Geiste gelenkten Instituten Rath, Belehrung und Hilfe finden kann, sondern nur auf Unternehmungen trifft, welche einseitig und abgeschlossen bei näherer Betrachtung nicht Cultstätten des Faches, sondern Weihrauchstätten einiger Kabiren sind, die dort ängstlich und eifersüchtig über ihre ohnehin unbeneidete und rostig gewordene Herrlichkeit wachen. Daher die Erscheinung. daß der Dichter lieber nach Japan oder Indien um poetische Stoffe pilgert, der Maler niemals mit heimischen Alterthümern beschäftigt, und das liebe Volk in seiner Aufklärung immer recht froh ist, wenn wieder so ein altes Gerümpel von Kirche oder Patricierhaus, Brunnen oder Grabmal einem eleganten Kaffeehaus oder einer unserer geschmackvollen Annoncensäulen Platz gemacht hat. Wer möchte es ihnen verdenken!"

„Wie denn aber derlei crasse Zustände unaufgedeckt und unbehelligt so lange Zeit fortbestehen könnten, wie solche Maulwurfsthätigkeit, deren es auch in anderem Bereiche noch genug gebe, dem allesdurchblitzenden Lichte moderner Kritik entgehe, waren hierauf die vielfältig gestellten Fragen, auf welche der Journalist in unserem Kreise Bescheid wußte. „Mit der Oeffentlichkeit ist es bei uns ebenfalls so eine eigene Sache. Nirgends ist sie vielleicht so sehr gefürchtet, nirgends in ihrer Stimmenäußerung vielleicht so scharf und streng als in Oesterreich, und dennoch fehlt einem völlig wünschenswerthen Wollen und Wirken ihrer Thätigkeit gerade hier vielfach noch der gesunde Boden, von welchem man dort allein sprechen kann, wo die ganze Bevölkerung ihr sowohl Verständniß, als Theilnahme, als Verlangen auf allen Punkten entgegenbringt. Wie ein schwerer Alp liegt aber noch über unserem Volke vielfach eine stumpfe Gleichgiltigkeit namentlich in Dingen, welche nicht gerade ganz unmittelbar die brennenden Fragen der neuesten Politik oder Brot und Fleisch angehen. Wissenschaft und Kunst, welche in anderen Ländern wenigstens nach den Gesichtspunkten ihrer allgemeinen sittlichen und volkswirthschaftlichen Bedeutung auch für den Nichtfachmann Interesse darbieten, zum mindesten halb soviel als ein Scandälchen aus der Gesellschaft oder der Bericht vom letzten Hurdlerennen, werden hier gleichgiltig überschlagen und als Gelehrtenzänkerei frohaufathmend den näher Betheiligten überlassen. Wagen es nun Einzelne in ihrem Kreis, dem alten Schlendrian das Genick brechen zu wollen, so kommen sie schwer auf. Die bisher unangetastete und darum überall, zwar in keinem interessanten aber in einem aus dem eigenen Weihrauchfaß stammenden Ruch stehende Clique schreit Zeter, sie hat das Wort, kein Mensch kümmert sich außerhalb um die langweilig wissenschaftliche Geschichte. Die Regierung mischt sich in diese „Privatsache," obwohl sie wichtige Unterrichtszwecke involvirt, nicht hinein und der Karren rumpelt den alten Holperpfad wieder ein Stück weiter. Da wird geflunkert mit alten, unsterblichen Verdiensten, tiefer, ganz mysteriöser Gelahrtheit, da spricht man von jugendlichen Hitzköpfen, und mein Oesterreicher hat vor Allem Eines immer noch nicht gelernt, den Spruch: „Junge, du sollst dich nicht verblüffen lassen!"

„Wer ist leichter verblüfft als unser guter Landsmann! Was noch zum älteren Schlage gehört, befindet sich im gegenwärtigen Momente in dem nicht beneidenswerthen Zustande, den ihre eigene Ausdrucksweise als „sich

Digitized by Google

nicht mehr auskennen" bezeichnet. Mir haben diese Leute aus den mittleren Classen stets leid gethan, wie sie nun pfad- und compaßlos in einem Labyrinth entgegenstrebender Bahnen nicht wissen, ob rechts, ob links und sich schließlich mit vaterländischer Gedankenlosigkeit weiterschieben lassen, wohin — Andere wollen. Ihre Jugend liegt wie ein Vorwurf hinter ihnen, sie „trauen sich" gar nicht zu gestehen, daß heute ihr hoffnungsvoller Franzl am Schlusse des Bürgerschulstudiums dreimal soviel gelernt habe, als sie im Ganzen, sie fühlen sich auf allen Seiten von soviel fremdartigem Unbekannten, wie ebensoviel feindlichen Gewalten umzingelt und in Anspruch genommen, fühlen das ungeheure Deficit im eigenen geistigen Selbst, können sich der bezwingenden Macht des Besseren also nicht erwehren, aber es ist ihnen lästig im höchsten Grade, weil sie dem Neuen gegenüber sich nicht klar geworden sind, weil sie, nicht selbständig genug, entweder sich mit Haut und Haar dem Neuen verschreiben oder starrköpfig und unzugänglich im Sumpfe bleiben zu müssen vermeinen. Nochmals gesagt: sie thun Einem leid, die alten Leute. Da auf der einen Seite müssen sie trüben Blickes auf die Brachfelder ihrer Vergangenheit schauen und mit tiefer Scham gewahr werden, welch' reiche Früchte der treffliche Humus unter guter Bewirthschaftung, bei verständigem Anbau erzielen läßt, sie müssen sich gestehen, daß so viele und viele Ernten nicht für sie allein, sondern für die ganze Heimat unwiederbringlich verloren bleiben. Sie erröthen, daß ihre Zeit in sorglosem Sybaritenthum in den Gaben allein schwelgte, die dieser so reiche Boden, fast unbestellt, von selber hervorbrachte, statt die wilden Früchte mit Fleiß, Kenntniß und Ausdauer zu veredeln. Auf der andern Seite steht diesen ältern Leuten das Auge heller offen als dem Nachwuchs, der von vornherein unter den neuen Verhältnissen allein athmend, über deren Horizont nicht hinausblicken kann. Meinem guten Alten gesellt sich da noch ein Weh' zu seiner Scham: die schmerzliche Empfindung eines Verlustes des theuersten Besitzes. Nun denkt er jener wilden Früchte mit inniger Liebe, sie waren ja vaterländischer Erde Kind, ihm lieb und werth trotz ihrer Armuth, ein Schmuck der heimischen Flur — jetzt ausgejätet und verbrannt. Bei all' seiner unablegbaren Bescheidenheit will ihn bedünken, daß die reformirende Gärtnerhand, die doch immer eine fremde war und bleibt, etwas cursorisch in's Unkraut gegriffen habe und die echtesten Blumen der Heimat mitentwurzelt sind — natürlich nur im Feuereifer der Arbeit. — —"

„Der Oesterreicher steht an seines Vaterhauses Thür, eine trauernde, verachtete Gestalt. Woher seines Weges? Ach, es waren schlimme Fahrten! Bei Circe und Kalypso hatte er geträumt, bei Phäaken geschwelgt, bei Lotophagen süße Vergessenheit genascht. Sein Fahrzeug ist zerschmettert, seine Habe dahin, der alte Siegesruhm von Troja verrauscht. Da steht er im Bettlerkleide an seiner Schwelle und blickt trübe in's wüste Gelag der Freier."

„Dieser „alte" Oesterreicher, der zuweilen auch noch ein junges Herz haben kann, muß den Boden wanken fühlen unter seinen Füßen. Diejenigen, welche in mancher Hinsicht als Leute seiner Art angesehen werden können, müssen seinem gerechten und klaren Blicke als die schlimmsten Verderber des Guten erscheinen, denn in thörichter Blindheit und aus einem angstvollen

Selbsterhaltungstrieb drängen sie sich wahnwitzig aneinander, um dem erfrischenden und befreienden Geiste des Bessern den Zugang zu stopfen, da sie ja, was sie sind, geworden ohne solch' gefährliche Neuerungen. Der neue Geist aber bringt seinerseits auch so manches Befremdende herbei, daß Argwohn und Sorge ihre Stimme erheben müssen. Weßhalb soll uns das neue bessere Licht nicht im reinen Glanze, rein wie das ungetrübte Sonnenlicht strahlen, weßhalb ist es durch ein gefärbtes Medium in unser Aug', in das Auge unserer heranwachsenden Jugend geleitet? Warum öffnete man uns das früher trübe Auge nicht, um uns rein sehen zu machen, warum sollen wir nun mit dem verbesserten Sehorgane nur schauen, wie dieser oder jene Andere? Wenn man uns einfach sagte: Seht, Euer Burgthor, das dereinst so üblicherweise als Prachtbau ausgerufen wurde, ist ein langweilig-geistloses Gerüst, nehmt Euch Athen's Propyläen zum Muster, wer könnte Etwas dagegen einwenden? Weßhalb aber muß gerade ein gewisses anderes Thor mit einem Viergespann droben immer unser vorgehaltenes Muster sein?"

„Der geschichtliche Unterricht in unsern Schulen war unzweifelhaft vordem der denkbar Elendeste. Gerne zugestanden. An Stelle der Fälschungen, Bemäntelungen und Halbheiten soll Wahrheit und ungeschminkte, treue Schilderung der Thatsachen treten, dann wird der Sohn der Heimat deren Schicksale, sozusagen deren Krankengeschichte, genau kennen und mitzuwirken im Stande sein, wenn es sich um die Wahl der richtigen Hilfsmittel handelt. Solches brauchten wir dringend, darin läge eine bittere aber stärkende Medicin, dadurch würde Klarheit verbreitet und wider künftige Fehltritte verwandter Art Vorsorge getroffen. Was wir aber nicht brauchten, was unseren Leiden fremde bleibt, das wird durch die neueste Behandlung des Stoffes zu Theil: die Kunde von fremder Herrlichkeit, die es zum großen Theile auf unsere Kosten ist."

„In der bildenden Kunst ist ein hohler Kosmopolitismus herrschend geworden, der sie zur Dirne für Alle herabgewürdigt hat. Ueberzeugung, sittliche Idee suchte man längst vergebens. Was gemalt wird, ist ja Nebensache, es muß nur eine Ausstellung lang zu frappiren im Stande sein, dann natürlich aber auch gleich an den Mann kommen, denn die Muse von heute wird sehr rasch alte Jungfer. Daß die Künstler also geworden sind, wo der große sittliche Halt aller Kunst, ihre Quelle und Heimat, das patriotische Gefühl mangelt, ist kein Wunder: sie richten ihr Schifflein nach dem ruhelos hin und herzüngelnden Compaß des hochverehrten Publicums, ihrer geschätzten Abnehmer. Als ich dieser Tage in einem Laden gelbe Handschuhe mit blauen Nähten als geschmacklos zurückwies, argumentirte die Verkäuferin: man hat's halt jetzt so! Nun ja, und so hat man halt jetzt noch manches Andere auch in der Kunst, was nur so beschränkte dumpfe Köpfe mit Entrüstung zurückgewiesen hätten, wie sie in unaufgehellten Zeiten lebten, als man noch Disputa's, jüngste Gerichte und dergl. langweiliges Zeug malen mochte. Was Goethe von der Poesie insbesondere spricht, gilt von echter Kunst überhaupt, also auch von der bildenden, „sie gebietet Sammlung, sie isolirt den Menschen wider seinen Willen, sie drängt sich wiederholt auf und ist in der breiten Welt so unbequem wie eine treue Liebhaberin." Um es nun aber verehrungswürdigem Publico bequem zu machen, schafft sich die

Digitized by Google

moderne Kunst eine Leporelloliste an, darauf Brünette, Blonde, Schwarze in angenehmster Abwechslung verzeichnet sind, um für die hartnäckige Unausstehlichkeit jenes ernsthaften Gretchens zu entschädigen, das da händeringend durch den modernen Hexensabbath schreitet. Das Sortiment ist reichhaltigst beschickt, wobei freilich des bereits genannten Goethe Satz: „ob es für ein Genie einen wirklich unüberwindlichen Stoff gebe, kann man nicht entscheiden", schon entschieden ist, weil Alles überwunden wird, folglich Alles genial ist. So könnt Ihr denn friedlich neben einander bewundern: Gott Vater und Wuotan, Einer so ernsthaft gemeint wie der Andere; die Jungfrau Maria und Venus Pandemos, das Modell zu Beiden wohnt im Schmalgäßchen gleich um die Ecke, wo man zu Frau Marthens Gärtlein kommt; die Versuchung des heiligen Antonius, für Fromme, um das Sündliche der Schönheit, die heilige Magdalena, für minder Fromme, um die Schönheit der Sünde zu zeigen. Sehr viele blaue Waffenröcke in Pulverdampf, die Schlacht bei Weißenburg, sehr viel Pulverdampf um blaue Waffenröcke, die Schlacht von Sedan. Dann Wüsten, Unreinlichkeit, Lumpen und tiefblauer Himmel unter der beliebten Etiquette: Orient, schmierige Rastelbinder zur Abwechslung von lyrischen Gedichten von zarter Hand verewigt. Eine Reliefkarte — nein, es ist eine Landschaft in bravourös-pastoser Technik, über deren Oberfläche die Stubenfliegen Gebirgspartien machen, um schließlich freilich durch die allzugroße Menge des angewendeten reinsten Grünspans das Zeitliche zu segnen. Und schließlich die große Historie aus der — natürlich fremden Geschichte: der Ritter von Stegreif nimmt im Jahre 1320 den Lallenbürgern fünf Wagen mit Pfeffer weg, oder: der Graf von Strudelwitz verflucht seinen Sohn, weil er den Paragraph 294, Punkt 32, littera b der gräflichen Familienordnung verletzt hat. Indem leider in dem zurückgebliebenen Oesterreich Dank dem noch unzureichenden Volksschulwesen die deutsche Geschichte Manchen sehr lückenhaft bekannt ist, bringt zu dieser Nummer der Ausstellungskatalog den §. 294 der Strudelwitz'schen Familienordnung abgedruckt und vermittelt uns dadurch den Genuß des bedeutsamen Geschichtsbildes."

Wir erhoben uns, über diesen Musterkatalog einer die vielseitigsten Bedürfnisse befriedigenden modernen Kunstausstellung, den uns Freund Maler aus dem Stegreif producirt hatte, lachend von der Gartenbank und traten in die abendliche Landschaft hinaus, die im letzten goldigen Schimmer vor uns lag. Das Gespräch gewann eine andere Richtung und wurde nicht mehr einheitlich weitergeführt. Nur der Norddeutsche kam noch einmal kurz darauf zurück, indem er auf die „Dioskuren" deutend, die er in Händen hielt, äußerte:

„Schwer ist es in der That, den rechten Pfad in dem gährenden Chaos zu bezeichnen und vor Allem, selber zu wandeln, welches man den Geist der Zeit zu nennen beliebt. Vielleicht wäre es bereits hoch an der Zeit, von dem allzuhäufig gesungenen Liede über das Thema: „Wie wir's so herrlich weit gebracht" abzustehen und mit etwas Selbstprüfung an Stelle der zum Ueberdruß abgeleierten Preisode das Feld des Epigramms ein Bischen zu bestellen. Ist es denn nicht auffallend, daß unsere aufgeklärte Periode, welche die ätzende Säure der Satyre ja bereits über Alles gesprengt hat,

Digitized by Google

was früheren Generationen in ihrer Einfalt Geltung hatte, dieses Reagenzmittel zur Prüfung des echten Gehaltes auf ihre charakteristischesten Eigenschaften selber niemals anzuwenden pflegt? Und doch scheint die Geschichte den Beweis zu liefern, daß Aristophanes und Sebastian Brandt, Cervantes und Le Sage nicht hätten zur Feder greifen dürfen, wenn ältere Reformperioden an derselben Kitzlichkeit gelitten hätten, wie unsere Zeit, die über sich allein keinen Spaß verstehen mag, nichts Gewesenes unangetastet läßt, selber aber aller objectiven Beurtheilung ihr gereiztes noli me tangere zuruft. Man sagt von dem einzelnen Menschen, daß es entweder ungeheure Einbildung oder ein nicht ganz ruhiges Gewissen verrathe, wenn Einer sich auch ein leises Necken durchaus nicht gefallen lassen wolle, und von den Früchten heißt es, daß nicht an den schlechtesten die Wespen nagen."

„Wir sollen getrosten Muthes und offenen Blicks weder dem gefallenen Zöpflein nachweinen, noch den Triumph des Fortschrittes darin gewahren, daß die Gebeine unserer Ahnen in der Spodiumfabrik „verwerthet" noch eine nützliche Verwendung finden können. Das rechte Verständniß hat uns ja eben in diesen Blättern der Schwanengesang eines großen Oesterreichers auf's deutlichste eröffnet, der da sagt:

„Schon im Alten blüht das Neu,
Und im Neu'n fortlebt das Alte."

Der Stern des Ares.

Von

Robert Hamerling.

(Als der Planet Mars im September 1877 bei seiner größten Erdennähe mit ungewöhnlichem Glanze leuchtete.)

Nacht ward's, der schöne Stern der Liebe sank
Im Westen sacht hinab. Ihm gegenüber
Hob über'n Waldrand schreckbar sich ein fremdes,
Rothleuchtendes Gestirn. Es war der Stern
Des Ares, der, entfacht zu wilder Glut,
Wie kaum ihn sah dies lebende Geschlecht,
Des Himmels Leuchten all' nun überstrahlte.
Hinabschwand tiefer stets der Liebe Stern,
Und greller, immer greller funkelte
Des Kriegesgotts Gestirn, der Stern der Zwietracht,
Des Hasses, roth, wie Blut, gemischt mit Flammen.
Und während ich den Blick in seine Lohe
Versenkte, schwoll er mir zum Feuerbrand,
Zur düstern Fackel, deren Glut die Welt
In Brand zu stecken drohte.
Neben ihm
Aufragen sah ich in den nächt'gen Himmel
Ein Kreuz — das Kreuz des Thurms vom hohen Dom.
Hell hob sichs ab vom Grund des Firmaments.
Dem Kreuze gegenüber schwebte silbern
Der halbe Mond am Himmel.
Plötzlich stand
Vor dem erregten Sinn mir ein Gesicht,
Des Schreckens voll. Das Kreuz, das ragende,
Es ward vor meinen Augen zur Standarte;
Zum fliegenden Banner ward der Halbmond auch:

Und hinter diesem, hinter jenem wälzten
Sich Geisterlegionen in den Lüften,
Sich ungezählte Schaaren wild einher.
Traun! nicht umsonst hell zwischen beiden flammte
Der Stern des Ares! — Vor mir lebend rollte
Ein grausenhaftes Bild sich auf — der Krieg.
Ich sah die Stute des Kosaken trinken
Im Ister und im Euphrat, sah den Säbel
Des Moslem blitzen, dräuend, neugeschärft.
Zertret'ne Saaten sah ich, Völkerstämme,
Mit Weibern, Kindern, Greisen rathlos flüchtend,
Vom Huf zerstampfte Reihen, Städtebrand
Und rauchend Blut . . .
Der Feldherr sitzt im Zelt
Und schickt die Schaaren eine nach der andern
Zum Sturm der Schanze vor. Und sie gehorchen.
Sie ziehen stumm dahin, gleichgültig fast,
Wie Fleischer, Henker geh'n an's Tagewerk.
Hinzieh'n sie stürmend eine nach der andern,
Und jede kehrt nur halb zurück. Am Abend
Ertönt's: „Hurrah! erobert ist die Schanze!"
Jedoch der Streiter Mehrzahl deckt das Feld,
Todt, oder ächzend mit zerstückten Gliedern.
Im nächsten Morgengrauen schreckt die Bombe
Des Feinds die müden Sieger dröhnend auf.
Die heiß=ersiegte Schanze stürmt der Feind,
Und sechsmal stürmt er sie, und sechsmal muß
Sie neu gewonnen werden, sechsmal sinkt
Der Streiter Drittheil röchelnd in den Staub.
Die Führer fegt das Blei hinweg wie Spreu,
Der Feldherr wirft sich auf sein Roß — die Kugel
Zerschmettert ihm den Degen in der Faust,
Den Renner unter'm Leib — am Abend ist
Verloren mit dem Blut von Tausenden,
Was mit dem Blut von Tausenden erkauft
Das heiße Gestern. Und der nächste Tag
Beginnt aufs Neu' das Ringen: fort so wüthet
Es ungezählte Tage, Wochen, Monde.
Der Ort nur wechselt, und das Leben füllt
Mit seiner letzten Kraft des Todes Lücken.
All' dies — wofür? Damit Gerechtigkeit
Geschehe? wie? Gerechtigkeit? ersiegt
Durch einen Kampf, in dem ein einzig Recht
Gegolten hat von je: das Recht des Starken?
Steht auch das Recht, so wie der liebe Gott,
Auf Seite stets der stärksten Bataillone?
Mäht nicht der Zweikampf oft den bessern Theil,

Digitized by Google

Der schuldlos und gezwungen mit dem frechen
Angreifer sein jungfräulich Schwert gekreuzt? —
  Das Blut, das so vergossen wird, ich seh's
Vereint als Höllenstrom die Wellen wälzen;
Die Thränen seh' ich, die der Krieg erpreßt,
Gestaut als todtes Meer; die Flammen seh' ich,
Die deine Fackel, Kriegesgott, entfacht,
Als Riesenbrand empor zum Himmel schlagen;
Vereint in einen schauerlichen Chor
Hör' ich das Aechzen all' der Tausende —
Da faßt ein Grausen mich vor dir, o Mensch,
Der achselzuckend sagt: „Das ist der Krieg!“ — —
  „Doch wie? derselbe Mensch“ — so hör' ich sagen —
„Der seines Geistes höchste Kraft und Blume
Setzt an die Kunst zu tödten — ist's denn nicht
Derselbe auch, der Lieb' und Milde predigt,
Und der mit edlem Stolze Tempel thürmt
Dem Wissen und der Bildung, und Altäre
Dem Fortschritt und der edlen Menschlichkeit —
Der liebevoll die Galgen niederreißt,
Und der, weil er kein Blut kann seh'n, das Schwert
Des Richters in die Rumpelkammer wirft —
Und der Spitäler baut für kranke Hunde,
Und für die Spätzlein sorglich Futter streut
In rauher Winterszeit?“ —
                                        Ach ja, derselbe!
Und still erwägend solches Hochverdienst,
Seh' ich das Grau'n aus meiner Seele schwinden,
Und was mir eben grausenhaft erschien,
Ich find' es höchstens noch ein wenig drollig . . .
  Vergib mir, edler Massenmörder Mensch!
Schon bin ich umgestimmt, bewund're dich,
Und künftig, statt ein Scheusal dich zu schelten,
Einstimm' ich achselzuckend: „c'est la guerre.“

Digitized by Google

Aphorismen

von

Marie von Ebner-Eschenbach.

Nur was für die Gegenwart zu gut ist, ist gut genug für die Zukunft.

Nicht jene die streiten sind zu fürchten, sondern jene die ausweichen.

Der Berg, der eine Maus gebiert, hat dabei eben so große Arbeit wie der Vesuv, wenn er himmelhohe Flammen speit.

Unerreichbare Wünsche werden als „fromme" bezeichnet. Man scheint anzunehmen, daß nur die profanen in Erfüllung gehen.

Der Geist ist ein intermittirender, die Güte ein permanenter Quell.

Man kann viele Dinge kaufen, die unbezahlbar sind.

Wenn zwei brave Menschen über Grundsätze streiten, haben immer beide Recht.

Nichts ist weniger verheißend als Frühreife; die junge Distel sieht einem zukünftigen Baume viel ähnlicher als die junge Eiche.

Wenn die Mißgunst aufhören muß, fremdes Verdienst zu läugnen, fängt sie an es zu ignoriren.

Die Theilnahme der meisten Menschen besteht aus einer Mischung von Gutmüthigkeit, Neugier und Wichtigmacherei.

Macht ist Pflicht und Freiheit ist Verantwortlichkeit.

Digitized by Google

Seit dem bekannten Siege der Schildkröte über den Hasen, halten ihre Abkömmlinge sich für Schnellläufer.

Es giebt Fälle, in denen vernünftig sein, feig sein heißt.

Sich mit Wenigem begnügen ist schwer, sich mit Vielem begnügen, unmöglich.

Die Bescheidenheit, die zum Bewußtsein kommt, kommt ums Leben.

Für das Können giebt es nur Einen Beweis: das Thun.

Wenn du einen vielbetretenen Weg lange gehst, so gehst du ihn endlich allein.

Es giebt Menschen mit leuchtendem und Menschen mit glänzendem Verstande. Die ersten erhellen ihre Umgebung, die zweiten verdunkeln sie.

Man fordere nicht Wahrhaftigkeit von den Frauen, so lange man sie in dem Glauben erzieht, ihr vornehmster Lebenszweck sei — zu gefallen.

In der Jugend lernt, im Alter versteht man.

Der am unrechten Orte vertraute, wird dafür am unrechten Orte mißtrauen.

Es würde sehr wenig Böses auf Erden gethan werden, wenn das Böse niemals im Namen des Guten gethan werden könnte.

Alles wird uns heimgezahlt, wenn auch nicht von denen, welchen wir geborgt haben.

Die Menschen, denen wir eine Stütze sind, die geben uns den Halt im Leben.

Digitized by Google

Gedichte

von

Theodor Meynert.

Die Nacht des Nero.

1853.

Es sinkt auf Nero's golden Haus die Nacht.
  Sie hält in ihren Schatten es umfaßt,
  Daß matter ragt, doch stolzer seine Pracht.
Manch muntres Vöglein ist des Nero Gast,
  Und sucht sein Bett sich in des Xistus Zweigen,
  Nicht ahnend, daß es schlummert im Palast.
Des Lorbeers Rauschen mischt sich in das Schweigen,
  Im kühlen Marmorbecken tanzt die Quelle,
  Und plätschert sich melodisch selbst den Reigen.
Doch scheint der Schlaf kein heimischer Geselle
  In Nero's Haus. Nachhallen flücht'ge Schritte
  Auf dem Porphyr, ein Schein gewinnet Helle.
Ein Jüngling stürzet, dem nach Griechensitte
  Das Haupt umwogt der Locken reiche Last,
  Mit einer Fackel in des Xistus Mitte.
„Fluch Euch, die Ihr mich fesselt im Palast,
  In Mauern, wo in schlaflos öden Stunden
  Eumeniden stören meine Rast.
In tiefem Dunkel lag ich, wie gebunden,
  Und fruchtlos mich entwindend, rang ich da,
  Von einem eis'gen Arme fest umwunden.
Und wie vom Munde der Octavia
  Wispert's in's Ohr mit wortlos leisem Ton,
  Daß ich dem Weibe zu entkommen sah.
Auf einmal wird's ein Kreischen: Nero! Sohn!
  Mein Söhnchen hilf mir aus dem Tiberschwall,
  O laß' mich nicht ertrinken, holder Sohn!

Digitized by Google

Entfliehend that ich einen tiefen Fall,
Tief — in des Mausoleums dunklen Raum.
Die Pforten schlagen zu mit dumpfem Hall.
Da schwirren von des Traum's schreckvollem Baum
Ameisenschwärme nieder, dem Ersticken
Entweich' ich stöhnend und erwehr' sie kaum.
Doch Nero halt! soll dich ein Traum berücken?
Was machst du dich statt deiner Feinde bleich?
Im Kampfspiel mach' zum Schemel ihren Rücken.
Ich hab' bisher dies unermeßne Reich
Nur mit Musik regiert und meine Leier
Bezwang die Römer, Amphions Steinen gleich.
Des Herrschers Stimme klang zu sanfter Feier.
Doch in die Harmonie, die Griechenland entzückt,
Kreischt nun des Aufruhrs flügelwilder Geier.
Doch weh dir Rom! bald ist dein Mut gebückt,
Bald lodern Flammen in den frevlen Gassen.
Wo fließt das Wasser, das die Glut erstickt?
Des Circus Thiere jag' ich durch die Straßen,
Des Löwen Klaue packt, des Tigers Zahn
Zerfleischt die Hände, die zum Eimer fassen."
So bricht verlorne Wuth sich knirschend Bahn,
Bis plötzlich, der sich ganz allein geglaubt,
Gewahret einen unbekannten Mann.
Der Fackel Schein fällt auf ein greises Haupt,
Doch ist es jugendlich nach Zecherweis'
Von frischem Efeukranze noch belaubt.
„Was suchst du hier, verwegner trunkner Greis?
Hält meine Wachen all' der Schlaf bestrickt?
Gab ich mein Haus schon jedem Schritte preis?"
„„So ist's; zu nah ist schon die Zeit gerückt,
Wo Nero's Kehle, Quell der Sangeslust,
Der heis're Todeskrampf erstickt.
Ich komme nun mit dankerfüllter Brust;
Denn wunderbar! es lebt am letzten Tage
Dein Vater noch, jetzt sei Dir es bewußt.
Und der verklungen Dir, wie eine Sage,
Kommt nun, die Leichenrede Dir zu halten,
Daß Du nicht hinstirbst ohne Klang und Klage.""
„Kriech, Oenobarbus, durch der Hölle Spalten,
Ein Dunst durchwehe dort der Träume Baum!
Verscheucht mit Fackeln solche Luftgestalten!"
„„Vergebens gibst Du Deinem Wahnsinn Raum,
Wol riefst Du Schreckensträume viel in's Leben,
Doch machst Du nun das Leben nicht zum Traum.

Ermanne Dich und laß mich Trost Dir geben.
Was läß'st Du so die Furien in Dir wohnen,
Und Wahnsinnbilder Deine Stirn umweben?
Es ward dies Rom ein Rom ja von Neronen;
So viele Sclaven Deine Geißel küssen,
So viele Nero's! gäb' es so viel Kronen.
Es zeugen Schrecken sich aus Finsternissen,
Es sammeln sich am öden Schlachtfeld Geier,
Nerone blüh'n, wo üppig Knechte sprießen.
Und Du! entglommen aus bachant'scher Feier,
Einer dämonischen Umarmung Kind —
Ich prophezeite Dich als Ungeheuer!
Was mir versagt noch war, gewannst Du blind:
Die Welt zu Deines Willens weiter Bühne.
Dein üppig tolles Märchenspiel beginnt.
Entsetzt fällt in den Arm Dir Agrippine —
Ich hielt mich in die letzten Reih'n gedrückt,
Und stand schaulustig mit vergnügter Miene.
Doch weil das Schauspiel sich zum End' anschickt,
Der Held gefallen ist in seinem Glanz,
Klatsch ich Dir Beifall, Du hast mich entzückt.
Auf Deinem Sarg zerreiß ich diesen Kranz;
Klanglos wird meines Lebens Rest und öde,
Ein wüster Kehraus nach durchrastem Tanz.""
„So hör auch mich, Dein Wort ist falsch und blöde.
Unheil droht mir von zwei und siebzig Jahren,
So klang zu Delphi des Orakels Rede."
„„Und klang sie so, dann mögest Du erfahren,
Daß zwei und siebzig Jahre Galba zält,
Der vor den Thoren steht mit seinen Schaaren.""
„Verfluchtes Zeichen, wehe mir! so fällt
Mein Scepter hin. Noch keines Cäsars Händen
Entsank, wie mir, vor seinem Tod die Welt." —
„„Nun eile nur, nicht schmählicher zu enden,
Denn von Verräthern voll ist Dein Palast —
Die Schmach ist noch — der Tod nicht abzuwenden.""
„Entfliehen will ich, fliehen ohne Rast
Nach Hellas, und dort neue Lieder flöten.
Die Kunst ist allerorts ein willkommener Gast.
Jagt mich, Erinnien! entreißt mich diesen Nöten!
Dahin auf glüh'ndem Huf, und könnt' ich auf der Flucht
In jedem Stein ein Römerherz zertreten!"
„Flieh nicht Dein Loos, sonst kommt es ungesucht.
Ich laß Dich nicht, frei mußt Du noch erfassen
Den Tod, entgeh'n des Schimpf's, der Strafe Wucht.""

Digitized by Google

Sie eilen fort. Schon regt sich's in den Gassen,
Ein dumpfes Brausen hebt sich nah und ferne.
Es steht der öde Porticus verlassen.
Die Schatten flieh'n und es verglüh'n die Sterne.
Der junge Tag will glänzend sich verklären.
O jauchze, jauchze Rom! Du kannst von ferne
Das Todesröcheln des Tirannen hören.

Vesalius.

1856.

Es wogt die Menge, bis zum Unbehagen
Gesättigt von dem wilden Schauspiel, bis
Die Nacht herabsinkt, und gespenstig Zagen
Sich frei macht, zu den Mauern von Paris.
Doch nicht entsagen kann sie, nach dem Grauen,
Dem sie entflieht, sich fröstelnd umzuschauen.

Man glaubt, daß auf des wüsten Balkens Höhe
Ganz einsam nun die schwebende Gestalt
Sich nach der Melodie des Nachtwind's drehe,
Wozu der Takt im Seinerauschen hallt;
Doch zucket auf des Mordgerüstes Latten
Bald lang, bald kürzer auf ein Menschenschatten.

Der wechselnd so emportaucht auf den Sprossen,
Gibt mit dem Blick der Menge das Geleit.
Doch scheut er selbst das Mondlicht als Genossen,
Nicht tief genug scheint ihm die Einsamkeit.
Bis dichtre Wolken jenen Glanz umspinnen,
Verhüllt er sich, und läßt sich seinem Sinnen.

„Drei sind es, die dich armen Todten heischen,
Es gähnt vorerst nach dir des Grabes Mund;
Noch hungriger mit Wettkampf und mit Kreischen
Die Geier, und der Raben feiger Bund;
Doch nicht das Grab gewinnt dich, noch die Raben,
Als Beide gieriger, ich will dich haben.

Ein Saatkorn keimt in eines Schlachtfelds Boden,
Es zält der Tod der Erde wieder zu
Atome, die zuvor des Lebens Odem
Umherschwang, und sie bleiben nicht der Ruh.
Ich will Gedanken in die Leichen säen,
Und vieler Geister Brot wird draus entstehen.“

Digitized by Google

Und wie vor seinem Ruhmeswort erschreckend,
Das Dunkel der Verborgne mißt, in Hast,
Vom Zukunftstraum, dem stolzen, sich erweckend,
Schnellt er empor, der Richtstatt kühner Gast.
Es weht sein Bart, sein dunkler, in dem Winde,
Und über ihm die Zweige an der Linde.

Ein dichtres Wolkennetz hält nun gefangen
Der Nacht Spion im sicheren Verschluß;
Da steigt empor, und löset ohne Bangen,
Des Räubers Leiche los Vesalius,
Mit dem sich dienend muß die Nacht verbünden,
Den jungen Tag der Forschung zu entzünden.

Digitized by Google

Saliph, der „Götzendiener."

Geschichte eines arabischen Hagestolzen.

Von

C. von Vincenti.

Jeder Nilfahrer kennt die halbverfallene Amru-Moschee zu Fostat oder Alt-Cairo.

Ihre Hallen ruhen auf 230 kostbaren Säulen, welche allen Stylarten angehören. Sicherlich hat jedes Mitglied des Londoner Traveller-Clubs diese Säulenschäfte gewissenhaftest abgezählt, nur wenigen Touristen jedoch dürfte bekannt sein, welche rechtgläubige Bewandtniß es mit zweien dieser Säulen hat. Man betritt durch einen schönen Kleebogen unter dem mittleren Minarete das Gotteshaus; links fallen zwei lotusknäufige Säulen aus dunklem, glattgeschliffenem Marmor in's Auge, welche ziemlich nahe aneinander gerückt sind. An betstillen Tagen sieht man ab und zu einen Gläubigen zwischen diesen Marmorstämmen sich durchdrücken und . . . selig sind, die solches vermögen, denn diese Passage ist ein Hinterpförtlein in's Paradies. Hier trägt arabische Hagerkeit seit Menschengedenken den Sieg über türkische Leibesgesegnetheit davon und die Cairoten behaupten boshaft genug, seit Abbas Pascha, gottfrommen Angedenkens, diese Passage umsonst versucht, komme selten eine türkische Excellenz zwischen diesen beiden Säulen hindurch.

Solche Schadenfreude konnten selbstverständlich nur die mageren, also paradiesesfähigen Araber empfinden. Unser Freund Saliph aber, dessen Geschichte wir hier erzählen, befand sich nicht in dieser angenehmen Lage. Obschon er aus arabischem Blute und jung an Jahren, war ihm bereits eine so reiche Leibesfülle herangediehen, daß der Weg in's Paradies für ihn äußerst zweifelhafte Aussichten bot. Er konnte kaum je hoffen zwischen den beiden Säulen durchzukommen.

Saliph zählte 21 Jahre und noch keine Frau.

„Nimm ein Weib," riefen seine zahlreichen Freunde, „damit das Harims-Paradies von diesseits dich schadlos halte für deine Aussichtslosigkeit, jenseits mit Mohamed weiberselig zu werden."

„Das Weib ist die Hölle," antwortete der junge Hagestolz; „das Weib ist das Gewölk am Himmel des Mannes," sagt der persische Dichter Enweri, „die Heirat ist der Uebel größtes, sagt Mir Fazil."

Digitized by Google

Solche und ähnliche Gräuel citirte der in weiberfeindlicher Literatur vielbelesene Saliph, der Hagestolz von 21 Jahren.

Wie die Christen bei Nennung des Gottseibeiuns zu frommer Abwehr ein Kreuz zu schlagen pflegen, so hätte unser Ehefeind bei jedem Weibernamen gewiß das Zeichen des Halbmondes gemacht, wäre solches überhaupt bei den Islamiten üblich gewesen.

Ihr wißt es, der Koran liebt die Ehescheuen nicht.

„Ich habe die Heirat ausgeübt und wer nicht meinem Beispiele folgt, der ist nicht von den Meinen."

So ließ sich ehedem der große Prophet und Weiberfreund des Korans vernehmen. Saliph war nicht von den Seinen. Und doch galt er für einen guten Muselman, der von seinem großen Reichthume gottgefällig viel verschenkte und auf der „Azhar" zwei Freiplätze für zugereiste Kleriker gestiftet hatte.

Und er wollte nicht begreifen, daß der bescheidenst beweibte Rechtgläubige mehr Verdienst vor dem Propheten habe, als der gebeteifrigste Hagestolz; es war unerhört! Ein Unbeweibter von 21 Jahren! Aminava sein Ohm, der stark verheiratete und doch joviale Teppichhändler aus dem Khankalil, konnte ganz außer Rand und Band gerathen, wenn seines Neffen Ehescheu auf's Tapet kam. Freilich hatte der Mann neun Töchter: Sohr, Hind, Ghubna, Zahra, Hassa, Amrah, Zeinab, Hisna und Subha, die Letztgeborene.

Seit Saliph ehemündig geworden, das heißt: sein siebenzehntes Mondjahr angetreten hatte, war Aminava rastlos thätig gewesen, um den mit Leibes- und anderer Fülle gesegneten Jüngling von den Vorzügen der neun Bäschen zu überzeugen. Alle Mittelspersonen, welche das wichtigste Lebensgeschäft, die Heirat, haremsgemäß in Gang zu bringen pflegen, die sudanesischen „Madamen" wie die Delaseh, welche die Stickmuster für die Harims besorgen, die Badewärterinnen wie die Hausirweiber mit Kurzwaaren und Liebesintriguen und endlich die weiblichen Anverwandten, alle waren aufgeboten worden, um bei der Sippe Saliph's gegen den Ehetrotz desselben zu arbeiten.

Doch umsonst!

Vergebens priesen sie ihm die witzige Zunge der heiteren Sohr, welche die berühmte Tochter des Fabulisten Lokman an Schlagfertigkeit überbot.

„Des Weibes Zunge ist ein Schwert, das tödtet," antwortete nicht minder schlagfertig der Unverbesserliche.

Und sie sprachen von Hind, welche die Gedichte des feurigen Lebid auswendig wußte . . .

Er aber citirte das berühmte Profetenwort gegen Musselmeh, die „Dichterin der Lüge:"

„Hütet Euch vor Weibern, welche Verse bilden."

Dann ließen sie die sanfte Ghubna aus der Reihe treten. „Kleine Sorge" hatten die Eltern sie am Anfange benannt, ohne daß die Kleine denselben bisda den geringsten Kummer verursacht hätte.

„Um so mehr Sorge und Verdruß wird sie ihrem Manne bereiten," meinte unser Hagestolz.

Digitized by Google

„O, Saliph," sprach darauf des Hagestolzen Vater-Schwester, „Zahra ist wie ihr Name: eine Blume; sie ist paradiesesduftigen Odem's wie die Jemi-rose und voll süßer Anmuth."

„Das Mädchen ist die Blume, das Weib die Frucht," erwiederte der Weiberfeind, „jene duftet süß, wie aber wird diese schmecken? Allah weiß es! . . ."

Und sie schilderten ihm die schlanke, niedliche Hassa, deren tanzkundiger Fuß in einer Kinderhand Platz hatte und welche die Pauke schlug wie weiland Nuschb, die den großen Fatimiden bezaubert.

Und Saliph stopfte sich die Ohren zu — er haßte das Paukenspiel.

Jetzt erschien Amrah, die Prächtige, im Zauberspiegel der Versuchung. Ihr dunkelschimmernd Haar fiel helldurchflochten über die üppige Brust und die Augen durchfunkelten den Schleier wie Sterne die neidische Wolke.

„Fräulein Götzenbild," sprach der Jüngling mit Emphase, „es geht die Sage: langes Haar, kurzer Verstand, reicher Schmuck, armes Herz . . ."

Einige kamen darauf und lobten ihm die fromme Zeinab, deren Name so lieblich klinge . . . (Die Araber sprechen ihn: Z'n'b aus.)

„Maschallah," lachte Saliph, „neulich hört' ich, wie ein Franke auf diesen Namen „Hilf Gott" sprach, gerade wie beim Niesen."

Und die fromme Z'n'b schien ihm lächerlich.

Aber Hisna machte doch ihrem Namen Ehre, der die „Schönste" heißt.

„Sie preisen laut ihren Leibesreiz," antwortete der Hagestolz, „doch im Harim nennt man sie leise: „Fräulein Widerwärtig."

Blieb noch Subha übrig, die am Morgen Geborene und Jüngste, ein schönes, kluges Kind von kaum 14 Jahren, die man das Juwel des Hauses nannte. Gegen die Fülle der Vollkommenheiten Subha's, welche zusammen einen ganzen Liebeskoran für sich ausmachten, vermochte selbst unser vielbelesener Ehefeind kein schlagend Wort vorzubringen . . .

„Sei's drum," rief er, „sie ist ein wunderbares Frauenbild, doch für mich bleibt sie . . . . ein Bild."

Trotz Harimsgeheimniß, trotz „Schleier und Maske" hätte es dem jungen Hagestolze nicht an geheimen, mehr oder minder geschickt inscenirten Gelegenheiten gefehlt, seine gepriesenen Onkeltöchter, die sich ihm korangemäß nicht ohne Schleier vorstellen durften, insgeheim unverschleiert schauen zu können, Saliph jedoch verschmähte diesen Anblick, er wollte keines der Mädchen von Antlitz kennen und blieb, ungerührt von dem großen Beispiel des Propheten, von den Tugenden und Vorzügen seiner neun Basen — unvermält.

Woher nun diese Ehescheu? Manche zuckten die Achseln und lächelten in einer für unseren Hagestolzen nicht eben schmeichelhaft bedeutsamen Weise. Saliph's Vater war Frauenhändler gewesen, ein finsterer, verhaßter, harter Mann . . . Sollte vielleicht heimliche Rache den Knaben? . . Der Frauenhändler hielt oft längere Station zu Siut, der weißen Stadt, wo man Sclavenknaben für Harimswürden im Geheimen „vorbereitet" . . . .

Und nun die frühzeitig eingetretene und immer zunehmende Leibesfülle des jungen Saliph . . . Seine Freunde schüttelten die Köpfe.

Digitized by Google

Freilich führten Einige an, sei Saliph einäugig und bringe dies kein Glück in die Ehe. „Beim Ewigen“, meinten darauf die Anderen, „wenn dies ein Ehehinderniß wäre, so blieben am Nil gar viele Männer unbeweibt! denn wie viele unter uns sind einäugig und noch arme Teufel obendrein. Der Sohn des Frauenhändlers aber besitzt so große Schätze, daß ob dieses einen fehlenden Auges alle Mädchen in Cairo ihre beiden Augen zudrücken würden, wenn der junge, reiche „Einäugige“ nur zu haben wäre!“

Und sie hatten Recht, die Familie Aminava hätte es in erster Linie bezeugen können, denn unser Einäugiger war sonst schönen, flaumbärtigen Antlitzes und der Tarbusch stand ihm vortrefflich.

Aber Saliph war nun einmal nicht zu haben, ja, mit seinem einzigen Auge noch weniger, als er es vielleicht mit zwei Augen gewesen wäre. Nicht etwa, weil er mit zwei Augen die Fehler der Frauen leichter hätte wahrnehmen können, sondern einfach weil — und dies wußte kein Mensch auf der Welt — unser Hagestolz sein Auge durch eine Frau verloren hatte.

Das war eine wahrhaftige Unstern-Geschichte. Eines Abends ritt er durch die Schubrah-Allee, als er auf eine Rotte junger Männer stieß, welche einer fränkischen Dame, die auf einem Reitesel, von ihrem Berberjungen begleitet, dahergetrabt kam, in bübischer Weise zusetzten. Die beherzte Frankin beantwortete die galanten Späße ihrer Angreifer — es waren selbstverständlich keine Araber, sondern Levantiner — in überzeugendster Weise mit ihrer Reitpeitsche. Doch die Uebermacht drängte; Saliph erschien auf dem Platze und warf sich in's Handgemenge gerade, als die Bedrohte am Wuchtigsten um sich hieb. Die Schläge fielen in der Dunkelheit ungezählt und ungezielt, bis einer das Auge des herbeigeeilten Beschützers traf. Der Getroffene stieß einen Schmerzensschrei aus, so furchtbar, daß die Angreifer nach der einen, die Dame und der Eselsjunge nach der anderen Seite voll Schrecken entflohen ....

Saliph verlor sein Auge. Nach der Dame hat er nie geforscht, obwohl er sie niemals vergessen wird. Ein Engländer in ähnlicher Lage hätte die Unbekannte sicherlich wiedergefunden und geheiratet. Unser Araber jedoch war kein solches Original. Er mußte ja die Weiber meiden, weil sie ihm Unglück brachten. So stand's geschrieben, bereits als er geboren ward. Er wußte dies.

Wie sonst Mutterliebe über das Kind den Segen spricht, so hatte über Saliph Mutterhaß bösen Zauber gesprochen. Ein blutjunges Sclavenmädchen aus dem Gondar, war Saliph's Mutter das wehrlose Opfer einer Gewaltthat geworden. Der ihr Gewalt angethan, war der Frauenhändler selbst, wie dies schon bisweilen vorkömmt, obwohl die Fälle selten sind. Die Sclavin empfing das Kind in Haß und brachte es in Haß zur Welt. Den Salzbeutel, welcher, um die bösen Geister zu bannen, dem Neugeborenen unter den Kopf gelegt ward, schleuderte sie hinweg und schürzte die „sieben Knoten“ über der Stirne des armen Kindes.

Dies war ein geheimer Fluch.

— „Sei verflucht im Weibe,“ sprach sie dabei vor sich hin, wie die Nubierin, die ihr Beistand geleistet in der schweren Stunde, später berichtete. Und der böse Spruch erwies sich als wunderkräftig.

Digitized by Google

Was vom Weibe kam, schien dem kleinen Saliph Unheil bringen zu wollen. Der nubischen Amme versiegten urplötzlich die Brüste und um ein Haar hätte die Wärterin das Knäblein im Schlafe erdrückt. Dann ließen sie den Kleinen zu Boden fallen, daß er sich ein Bein zerbrach. Als er, sieben Jahre alt, auf's Prunkpferd gehoben wurde, das ihn zum Beschneidungsfeste trug, ward im feierlichen Zuge plötzlich das Weib vermißt, das als gute Vorbedeutung Salz unter des Pferdes Hufe streuen sollte. Die Operation brachte darauf den armen Jungen dem Tode nahe, was insbesondere auch dem Umstande zugeschrieben ward, daß man in der Schale des Sirafeh * unter den Opfergaben eine Münze vorgefunden, deren kabbalistische Zeichen Niemand zu enträthseln wußte. Diese Opfermünzen aber werden alle von Frauenhänden beigesteuert.

Als Saliph herangewachsen, weissagten ihm zwei von jenen Teufelsweibern aus dem Sudan, welche das Schicksal mit Muschelwerfen befragen, nur Unheil aus Frauengunst. Und als er endlich noch durch ein Weib um ein gesundes Auge gekommen, da mochte Saliph selbst an jenen bösen Zauber seiner derweil längst verstorbenen Mutter glauben, wovon er hie und da ein verstohlen Wort im Harim aufgefangen und seitdem so manche üble Wirkung verspürt hatte.

Ob er trotzdem niemals gedacht, daß dieser Zauber, den ein Weib aus Rache gesprochen, doch eines Tages durch ein Weib aus Liebe wieder gelöst werden könnte, wer wüßte dies zu sagen, als der Allwisser, dem alle Geheimnisse in Licht sich offenbaren?! . . .

Saliph bewohnte ein altes Mamelukenhaus unweit des Khankalil, bis wo heute das Muski-Boulevard durchgebrochen worden. Ueber einen hochummauerten Hofraum schaute die Minaretzwiebel der kleinen Moschee der „zwei Mädchen," welche ehedem eine Khalifentochter zum Andenken an ihren Altjungfernstand gestiftet hat. Das Haus Saliph's paßte durchaus nicht für einen Junggesellen, denn gerade die Frauenräume waren sehr weitläufig und zeigten Spuren von wahrhaft fürstlicher Pracht. Außer der geräumigen „Mandara" im Erdgeschosse mit bunten Thonfliesen und reicher Honigzellen-Arbeit schien überhaupt fast der ganze Bau zur Aufnahme eines vielköpfigen Harims bestimmt. Und jetzt bewohnte ein einsamer Hagestolz mit einem Dutzend Diener und Sclaven diesen großen Weiberkäfig! Sogleich nach dem Eintritte erreichte man durch einen schmalen Seitengang die Drehlade, mittelst welcher einst die Frauen mit der Harimsküche verkehren mochten. Zwei Muscharabi's mit wundervoller durchbrochener Holzarbeit gingen auf den stillen Hof hinaus, wo ehedem der laute Weiberschwarm bei der Fontäne schwatzend gelagert. Im großen Harimssaale war der Wandbrunnen längst vertrocknet und das Gitter der Sängerinnen-Loge vielleicht seit Menschenaltern nicht gelüftet worden. In den Nischen aus vergoldetem Stuck fehlten die zierlichen Gefäße und die Wandschreine im Cederngetäfel, wo ehedem helle Gewänderpracht gestrahlt, standen leer. Im marmornen Hausbade waren die

* Eine Art von buntbeschriebener metallbeschlagener Votivtafel, welche man bei Beschneidungsfesten voranträgt.

Digitized by Google

Röhren geborsten und die Blumennische im Bad-Ruhegemache erschien so dicht mit Spinngeweben vergittert, wie die Höhle Mohameds in der Wüste. Ueberall fehlte das Weib und schienen die Räume darnach zu verlangen.

Saliph empfand keine Abneigung, die verödeten Frauengemächer zu betreten. Der Gedanke an das bunte, geheimnißvolle Leben, das in diesen Räumen sich abgespielt, besaß vielmehr einen seltsamen, fast bitteren Reiz für ihn. Er verträumte manche Stunde in diesem von Schemen bevölkerten Harim. Eines Tages wählte er sich sogar das Heimlichste der Frauengemächer zu seinem Schlafgemache, ein Umstand, welcher seinen Oheim Aminava mit neuen geheimen Hoffnungen erfüllte. Er ließ den Raum mit großem Comfort und fränkischem Geschmack oder Ungeschmack, wie man es nehmen will, ausstatten. Kostbare Sennateppiche dämpften den Schritt und Vorhänge in gestickten Brocatmustern drapirten die Fenster. Die Wände bestanden aus altem, braunem Getäfel mit bunteingelegter Arbeit in persischer Manier. Eine Mameluken-Favoritin mochte hier gehaust haben, denn es waren zwei Nischen in die Wand gebrochen, von denen die eine, mit blaugoldnen Koransprüchen bemalt und genau in der Himmelsrichtung gen Mecca gelegen, die fromme Inwohnerin beim Gebete orientirt haben mußte, während die andere ein liebesverschwiegenes Ruheplätzchen darbot.

Die Chronik dieses Mamelukenhauses und dieses Gemaches insbesondere wäre gewiß pikant genug gewesen, aber sie ist leider ungeschrieben geblieben, bis auf eines ihrer Geheimnisse, welches in dieser kleinen Geschichte eine gewisse Rolle spielen sollte.

Es stand nämlich dieses Gemach mit dem Nebenhause in geheimer Verbindung, worüber gewiß die fromme Mamelukin Näheres zu berichten gewußt hätte, denn sie liebte es, in diesem Raume ungestört zu verweilen.

Saliph jedoch wußte von dieser geheimen Vorrichtung in seinem Schlafgemache nicht das Mindeste.

Es stand vielmehr geschrieben, daß dieselbe eines Tages von einer lustigen Colonie fränkischer Maler entdeckt werden sollte, welche das Nebenhaus gemiethet und eines ihrer Ateliers Wand gegen Wand mit dem Mamelukenhause installirt hatte.

Die Maler waren ein wißbegieriges und dem islamitischen Hausgeheimnisse gefährliches Völkchen. Bald hatten sie von den ornamentalen Wundern des Nachbarhauses und dessen wunderlichem Besitzer gehört. Zuerst ließen sie sich das Haus zeigen, was ihnen bei Saliph's Vorliebe für die Franken nicht allzu schwer wurde, und dann sannen sie auf eine lustige Cur für den jungen Weiberfeind, den sie um jeden Preis verheiraten wollten.

Zuerst spielten sie ihm einen rechten, echten Schabernak, wie er eben nur in einem Atelier gebraut werden kann. Es gelang ihnen, vermittelst eines goldenen Bagschisch den Viertelsmeister oder Scheik el Harat in's Complot zu ziehen. Diese Magistratsperson, welche innerhalb des betreffenden Stadtviertels auch für die Sittenpolizei verantwortlich ist, kam eines Tages unserem Hagestolzen, als er gerade der Siesta pflog, über den Hals.

— „Ich bitte Gott um Vergebung," hub der würdige Grünturban an, „das ist eine ernste Geschichte. O, Saliph, Ihr bringet viel Zeit auf der

Digitized by Google

Terrasse Eueres Hauses zu. Eine sehr anständige Dame, deren Schönheit Allah vermehren möge, hat sich bitter beklagt, daß Ihr von oben in ihre Fenster hineinzuschauen vermöget. Solchen Gräuel verbiete der Allgerechte! Diese Leute da" — der Alte deutete auf einige Arbeiter, welche ihn begleiteten, — „werden eine hohe Staketenwand auf Euerer Terrasse errichten, damit dieser Scandal ein Ende nehme."

Saliph glaubte vor Wuth zu bersten. Er, der Weiberfeind, den man allgemein als solchen kannte, stand im Verdachte ....

Es war unerhört!

Und nun sollte ihm die schöne Aussicht versperrt werden, der Blick nach dem ehemaligen Hanfgarten des Eunuchen Kafur, wo heute ein kleiner schattiger Friedhof an Freitagen von Frauengelächter und Kinderjubel wiederhallte.

Er protestirte, bis er endlich in Erfahrung gebracht, daß seine verschämte Nachbarin bereits mit fünfundfünfzig egyptischen Lenzen gesegnet war, somit in einem Alter stand, wo selbst Allah ihre Schönheit kaum mehr vermehren konnte. Und da ließ er denn die Staketenwand selber aufführen, worauf seine Freunde meinten, solche Weiberfurcht sei wirklich unerhört.

Als ihm darauf hinterbracht wurde, daß der ganze Streich von den Franken nebenan ausersonnen worden, da gefiel ihm der Spaß erst recht und von diesem Tage an war er den lustigen Künstlern wohlgesinnt.

Bald war die Bekanntschaft eine engere und der reiche Sohn des Frauenhändlers ein häufiger Gast in den Ateliers nebenan.

Da bekam er nun allerdings die gräuelvollsten Dinge zu hören und zu sehen, denn die Maler waren sämmtlich Figuralisten, welche die weibliche Figur in allen Stellungen und Ansichten mit weihevollem Pinsel cultivirten. Daß sich alle diese Gestalten, von der Ghawazi* bis zur Truthahnverkäuferin, von der Almeh ** bis zur Fellahdirne, in möglichst paradiesischer Leibesschöne darboten, braucht wohl kaum bemerkt zu werden, ist doch für unsere Maler das Land am Nil das gelobte Land für das Studium weiblicher Raceschönheit und harmonischer Formen. Das Alles hätte unserem Weiberhasser gebührenden Abscheu einflößen sollen, flößte ihm einen solchen sicherlich auch ein, verhinderte jedoch seine Atelierbesuche nicht im Mindesten. Ob die fränkischen Künstler in irgend einer Weise, wenn auch nur auf „koptisch," im Stande der Ehe lebten, darum bekümmerte sich unser Hagestolz mit echt muselmanischer Discretion ebensowenig, als er eigentlich darüber nachdachte, wie doch diese Ungläubigen all' die schönen Frauen so getreu nach der Natur „nachzubilden" im Stande waren.

Ja, das „Nachbilden", welches der Koran so strenge verbietet, das ging dem frommen Saliph doch bisweilen im Kopfe herum. Um sich denn auch von der Sünde des Anschauens, welche für ihn mit jedem Besuche im Nebenhause unvermeidlich verbunden war, gehörig zu reinigen, ließ er sich einen Studenten von der nahgelegenen Azhar-Hochschule kommen und ergab sich mit ihm regelmäßigen Andachtsübungen und bußfertigen Recitationen aus dem Himmelsbuche. Dem jungen Koranbeter, welcher eine sanfte Art und

* Tänzerin.
** Sängerin.

Digitized by Google

einen sehr hungrigen Magen mitbrachte, verhalf die Sünde Saliph's zu täglich fünf Piastern und einer guten Mahlzeit, weßhalb er es denn auch nicht unterließ, den frommen Eifer seines Clienten möglichst warm zu halten.

Trotzdem wandelte Saliph auf dem Wege der Sünde weiter und über ihn breitete sich schon der Flügelschatten des nahenden Verhängnisses.

Die Satanssöhne von Franken waren indeß auch — Allah weiß wie — mit der gegenüber wohnenden Familie Aminava bekannt geworden und damit im Besitze eines neuen Beitrages zur Kenntniß unseres Hagestolzen. Der Oheim hatte sich bitter über den Neffen beklagt und in seinem Vaterschmerze über seine immer noch unverheirateten sieben Töchter — zwei waren indessen heimgeführt worden — durchblicken lassen, daß er gerade die Jüngste und Schönste dem „Einäugigen“ zugedacht und allen Grund zur Annahme habe, daß Subha dem Unempfindlichen im Geheimen gut sei.

Darauf bauten die Künstler ihren Plan gegen Saliph's Hagestolzenthum.

Subha mußte gemalt werden.

Der Kühnste der Franken machte dem Teppichhändler sofort den Antrag, das mondhelle Antlitz der schönen Subha im Interesse ihrer Liebe unverschleiert zu porträtiren.

Obwohl nun Aminava schon durch seine Geschäftsverbindungen im „Muski“ mit fränkischer Sitte mehr als vertraut war, ja, unter die vorgeschrittensten Reformaraber der Hauptstadt gezählt wurde, so stieß dieser Antrag bei ihm denn doch auf entschiedenen Widerstand. Der Schleier seiner Töchter blieb dem Teppichhändler heilig wie eine Glaubenssatzung. Nach längerer Berathung kam man deßhalb überein, daß Subha gemalt werden sollte in ganzer Figur, wohlverhüllt und wohlverschleiert. Ein Bildniß mit dem arabischen Maskenschleier, das schien dem Maler denn doch etwas zu stark, worauf ihn Aminava belehrte, daß seine Töchter keine gemeinen grobhärenen „Borghot,“ sondern viel durchsichtigere Schleier „à la turca“ aus Damietter Muslin trügen.

Und so ward die reizende Subha gemalt, aber ganz im Geheimen. Sie erschien in ihrem schönen mantelartigen Milajeh-Ueberwurfe aus buntem Mahalla-Stoffe; die mantilleähnliche Habbarah aus schwarzer Seide verhüllte ihr Kopf, Nacken und Brust, unter dem feinen Muslin des Schleiers schimmerte ihre morgenfrische Haut und die ruhigen tiefen Augen, durch die dunkle Bemalung der Lider noch größer erscheinend, übten magische Gewalt. Ein Schmuck aus talismanischen Gemmen zierte ihre Schläfen, Hals und Zeigefinger.

Wenige Sitzungen genügten dem Porträtisten, welcher das Ganze doch mehr als Costümstudie, denn als Bild betrachten mußte.

Ob sich indeß der Schleier Subha's in einer oder der anderen Sitzung nicht etwas mehr als erlaubt verschoben haben dürfte, darüber wollen wir nicht weiter streiten, es genüge dem Leser zu wissen, daß auch auf dem Bilde in dem Costüme ein junges Weib steckte, das einen Mann und wäre er ein Weiberfeind gewesen wie Saliph, zum Träumer machen konnte.

Das Porträt, wenn man so sagen durfte, stand fertig. Die Frauengestalt trat aus dem dunklen Grunde mit lebensvoller Plastik hervor. Der

Digitized by Google

Rahmen war reich vergoldet und geschnitzt. Saliph fand das Bild eines Tages im Atelier und hielt eine Zeitlang davor stille. Er hatte keine Ahnung, wer in diesem Bilde lebte. Dann wandte er sich schweigend ab. Hatte ihn der Strahl dieser Augen getroffen? Fast schien's so, denn er mied das Bild und mied es wochenlang, so lange, bis er es kaufte und in aller Stille wohlverhüllt und verpackt, damit Niemand seine Sünde ahne, in sein Schlafgemach schaffen ließ.

Man sieht, unser Hagestolz hatte von der Gesellschaft der fränkischen Maler bereits gehörig profitirt und war in seinem Weiberhaß schon weit weniger orthodox geworden.

Wo sollte er nun seinen Schatz verbergen?

Die Maler riethen ihm die eine Nische an, welche den Morgensonnenstrahl empfing und des Abends von einer Lampe aus Golddrahtgeflecht mild beleuchtet ward. Hier wurde das Bild aufgehängt und durch einen dichten Vorhang dem Auge der Diener entzogen. Die Maler allein waren Saliph bei diesem heimlichen Arrangement behilflich, sonst wußte Niemand im Hause davon.

Wochenlang lebte nun Saliph einsamer als je. Es war etwas von einer Frau in dem Gemache, das ihn mit unsichtbaren Fäden festhielt. Oft ertappte er sich selbst, als lausche er dem Odem des Weibes, das dort aus der Nische schaute. Wenn sie plötzlich lebend heraustträte! Mit tiefem Schrecken citirte er dann das furchtbare Wort des Propheten:

„Verflucht sind die Götzendiener und Nachbildner, denn ihre todten Bilder werden am Tage der Ausgleichung vor ihnen stehen und eine Stimme wird rufen: „Gib ihnen Leben!" und sie werden in Ohnmacht verzweifeln."

Und Saliph, der „Götzendiener", ließ den Vorhang vor dem Bilde nieder.

Um sein Gewissen zu beruhigen, berief er seinen Koranbeter, den er seit einiger Zeit heimgeschickt hatte, wieder zu sich und suchte Zuflucht in der Gebetübung.

Doch obwohl der Vorhang geschlossen war, stand dennoch immerfort das Bild vor Saliph da und empfing die Andacht, welche der Betende dem ewigen Gotte zu weihen glaubte.

Es war ein übermächtiger Zauber.

Da geschah Unerhörtes.

Eines Abends betrat Saliph das Schlafgemach und enthüllte das Bild mit zögernder Hand. Das Weib schien farbenlebendiger als je und es kam dem Beschauer vor, die Gestalt müsse aus dem Rahmen heraustreten. Die Augen funkelten in stillem Feuer, das Geschmeide warf Blitze im Halbdunkel der Nische, es war, als klimperte leise die Zierath an den Schläfen, als hebe sich der Busen unter den dunklen Falten und erbebe die ganze Gestalt in leisem Schauer .... Doch was war das?

Saliph, den Vorhang fallen lassend, taumelte erschrocken zurück, indem er vor sich hinmurmelte:

„— Ich suche Zuflucht bei Gott vor Satan, dem Gesteinigten. ..."

War's ihm doch gewesen, als habe das Weib im Bilde die helle Stirne ihm langsam zugeneigt .... Welch' seltsame Täuschung! Diese Nacht schloß er kein Auge. Als er des Morgens den Vorhang zu lüften wagte,

Digitized by Google

war der Zauber gewichen; das Bild schien farbenmatter und blieb im Rahmen. . . .

Naim — so hieß der Koranstudent — war im Mamelukenhause täglicher Gast. Da kam es einmal, daß er Saliph zur gewohnten Stunde nicht zu Hause traf, von den Dienern jedoch anstandslos eingelassen wurde. Alsbald vertiefte sich der pflichteifrige Jüngling in seine Koranverse, deren er eine Anzahl in einem Athem hersagte. Da plötzlich erstickte ihm der Laut in der Kehle .... Hatte man nicht ganz deutlich seinen Namen gerufen? Und es war eine helle Stimme, wie tönend Krystall, die im Schmeicheltone rief: „Naim!" Der Koranbeter lauschte. Sein Blick fiel auf den Vorhang vor der Nische; es schien ihm, als bewegten sich die schweren Falten...

Der junge Kleriker war nicht unbeherzt; er wußte den ganzen Koran auswendig, was konnten ihm die Efrit (bösen Geister) anhaben? Er stand auf, trat zur Nische und schlug den Vorhang zurück.

Ein Ausruf höchsten Erstaunens entschlüpfte seiner Brust.... Im selben Augenblicke jedoch fühlte er sich beim Arme erfaßt und Saliph stand hinter ihm....

An diesem Tage hatte Naim seine beste Kundschaft verloren, denn Saliph gab ihm den Abschied!

Er war eifersüchtig, unser Hagestolz. Naim — Saliph hatte dies erst jetzt bemerkt — war ein hübscher Junge und hatte das Bild gesehen...

Das Bild! War's denn wirklich nur ein Bild?

Bisweilen war's dem armen Saliph, als müsse er das gemalte Weib durch seine Berührung beleben. Und es war ihm vor Kurzem wieder Seltsames widerfahren. Er hatte die Hand nach dem Bilde ausgestreckt, dieses aber war wie zurückgewichen... Da schwanden ihm schier die Sinne, er vernahm wie ein leises Rauschen und Flüstern.... und das Bild schaute wieder ruhig auf ihn nieder.

Alles, was unser Hagestolz als Kind vom Zauberspiegel Saurid's, des Pyramidenerbauers, Wundersames gelesen, kam in sein Erinnern zurück. Er fühlte sich im Bann geheimer Kräfte und ohnmächtig in der Seele. Der Idolencult, welchen er dem gemalten Weibe weihte, füllte sein ganzes Wesen aus. Er hatte sich ganz an dies Bild verloren und machte keinerlei Anstrengungen sich aufzuraffen.

Es war eine Nacht, da äffte ihn ein seltsam Blendwerk. Von seinem Lager schlaflos sich erhebend, hob er leise den Vorhang von der Nische. Die Ampel warf unsicheren Schein auf das Bild.....

Der Einäugige rieb sich sein gesundes Auge.... Er betastete die glatte Leinwand mit zitternden Händen, betastete sich selbst, ob er lebe und wach sei...Angstschweiß stand ihm auf der Stirne und er blickte verstört ringsum... Da starrte die dunkle Leinwand, aber das helle Frauenbild darauf war verschwunden, wie hinweggewischt ...Stundenlang kauerte Saliph und es war ihm, als müsse er sterben. Die Morgensonne schlich um die Gebetnische und spielte mit dem Gold der Koranarabesken, für Saliph blieb's Nacht ringsum .... Jetzt schüttelte er den Vorhang mit krampfhafter Wuth, daß er herabglitt.... Ein Jubelschrei!

Da stand sie wieder hell im Morgensonnenlicht!

Digitized by Google

In den Tagen, die nun folgten, gefiel es dem Allsanftmüthigen, den armen Saliph mit ärgerlicher Prüfung heimzusuchen. Wer mit der Topographie Cairo's einigermaßen vertraut ist, dem ist es nicht entgangen, daß Saliph's Haus ganz in der Nähe des „Studentenviertels" gelegen war, welches sich um die Azhar-Moschee gruppirt. Naim, der „Azharit," konnte den Verlust seiner besten Kundschaft nur schwer verschmerzen. Für all das Gute, das er von Saliph erfahren — er verdankte auch seinen Freitisch im Collegium dem Einäugigen — empfand der Koranstudent ein lebhaftes Bedürfniß der Undankbarkeit und . . . . stach seinen Wohlthäter mit der Zunge. Naim schwatzte von dem Bilde.

Die „Götzendienerei" des reichen Hagestolzen ward bald im weiten Hofe der Moschee, wo die „verbrannten Seelen" der höheren Koranwissenschaft ihr orthodoxes Wesen treiben, ein Gegenstand allgemeiner Discussion. Die Streithähne der schafitischen Unduldung fulminirten mit flammenden Texten gegen so gotteslästerlichen Gräuel der Nachbildnerei. Es war ein Lärm, daß die friedfertigen Kleriker ihrer Siesta während der Vorlesungen entsagen mußten. Am schlimmsten ward's, als sich die Insassen des „Blindencollegiums", denen der Sünder Saliph immer noch ein Auge zu viel hatte, der Sache bemächtigten.

Mit der fanatischen Wuth, welche diese Lieblinge Allah's zu allen Zeiten ausgezeichnet hat, rot eten sie sich zusammen und verlangten von dem Rector Magnificus der Hochschule, daß man in das Haus der Sünde eindringe, um den Schuldigen zu bestrafen.

Der Fall war heikel. Eigentlich hatte Niemand ein Recht, auf das Bilderverbot des Koran's hin, das den Islamiten so geheiligte Hausrecht in gröblicher Weise zu verletzen und einen Muselman wegen Besitz eines Bildes zur Verantwortung zu ziehen. Doch die Fanatiker der Blindencapelle schlugen einen so rechtgläubigen Lärm, daß der würdige Scheik endlich beschloß, dem Angeklagten einen officiellen Besuch abzustatten, wär's auch nur, um ihn vor etwaiger Gefahr zu warnen.

Der oberste Scheik des „Azhar" war vor etwa sechzehn Jahren, wo diese Geschichte sich zugetragen, ein gewisser El-Arussi, ein Ulema von großem Wissen und Ansehen. Am nächsten Freitage nach dem dritten Gebete erschien er bei Saliph.

Die blinden Akademiker, von Naim und anderen Fanatikern aufgestachelt und geführt, bildeten wenige Augenblicke später einen Auflauf vor dem Mamelukenhause und verlangten unter wildem Gejohle sofortigen Einlaß, welcher ihnen natürlich verweigert wurde. Dies verdoppelte ihre Wuth und ehe noch die Polizisten Mari-Beys auf dem Platze erscheinen konnten, hatte die wüthende Rotte die Thüre zertrümmert und den Eingang mit Sturm genommen. Im Nu waren sie unter Naim's Führung in die „Mandara" * eingedrungen, wo sie den Scheik El-Arussi mit dem Hausherrn vorfanden. Saliph wollte das Wort ergreifen, der Scheik ließ seine verweisende Stimme ertönen, aber Alles war umsonst, die Wüthenden rissen den Einäugigen unter dem Rufe: „Erdrosselt den Götzendiener!" hinweg und schleppten ihn, Naim voran, nach dem oben gelegenen Schlafgemache. um ihn dort, angesichts des sündigen Bildes, zu bestrafen. Saliph glaubte

* Männer-Empfangszimmer im Erdgeschosse.

Digitized by Google

sich verloren, als sie ihn unter Verwünschungen und Mißhandlungen nach der Nische zerrten.

Voll Rachedurst riß Naim den Vorhang zurück ... Ein tief verschleiert Weib trat zitternd und bebend aus der Nische hervor ... Von einem Bilde keine Spur ...

Naim hatte kaum Zeit gehabt, seiner blinden Rotte die jähe Enttäuschung kundzugeben, als schon aus den hintersten Reihen jämmerliche Schmerzensrufe ertönten, indem die Khawassen der Polizei mit ihren Peitschen aus Nilpferdhaut einen Hagel von Hieben auf die Köpfe der Herren Akademiker niederschauern ließen. Das wirkte wunderthätig und im Nu zerstob der ganze Haufen unter Jammergeheul, die blinden Köpfe nach allen Seiten anrennend.

Naim bekam der rechtgläubige Spaß recht übel ... ich denke die Sohlen brennen ihm heute noch von der wohlverdienten Bastonnade.

Der würdige Rector magnificus hatte sich begreiflicherweise in aller Stille aus dem Staube gemacht ....

Und Saliph? Ein Weib, das man in seinem Schlafgemache gefunden, mußte sein Weib sein oder — werden. So kam's. Unser Hagestolz genaß von seiner Ehescheu und ward Fräulein Subha's Gatte. Das schöne, kluge Mädchen hatte seine Rolle zu gut gespielt, um nicht Belohnung zu verdienen.

Es war eine Hochzeit, von der man in Cairo während siebenmal sieben Tagen ebenso viele Wunder erzählte.

Die fränkischen Maler saßen verdientermaßen unter den Gästen und so wird dies Ereigniß seitdem wohl durch den Pinsel verewigt worden sein.

Wie aber gewannen sie das Spiel? Dies sei unser Schlußwort.

Sie hatten, wie bereits erwähnt, die Geheimthüre entdeckt, welche sich von der Nische im Schlafgemache Saliph's nach dem Atelier öffnete. Das Bild aber hingen sie solcherweise auf, daß die dahinter verborgene Thür leicht entfernt und alsdann die Leinwand mit dem Blendrahmen von rückwärts aus dem eigentlichen Rahmen des Bildes je nach Bedarf herausgenommen und wieder hineingesetzt werden konnte.

In den leeren Rahmen trat die lebendige Subha selbst, welche sich von dem Hintergrunde des dunklen Gemaches gerade so, wie ihr gemaltes Bild von dem dunklen Leinwandgrunde abheben mußte ....

Als das Bild verschwinden sollte, paßten die fränkischen Schlauköpfe nach Entfernung des Blendrahmens mit dem Gemälde einfach eine dunkelgrundirte Leinwand in den Rahmen und der Zauber war fertig. Wie er gewirkt, haben wir gesehen ...

Der schönste Effect dieser sinnreichen Vorrichtung war indeß ganz sicherlich der Schlußeffect, wo die eiligst benachrichtigte Subha im Augenblicke der höchsten dramatischen Spannung plötzlich auf dem Schauplatze erscheinen und dem Geliebten das Leben retten konnte.

Fräulein Aminava hat dem Einäugigen seither sieben Töchter geboren, so daß allem Anscheine nach unser ehemaliger Hagestolz, wie Mohamed der Prophet, ohne männliche Leibeserben bleiben wird. Die Mädchen sind eben eine Specialität der Familie Aminava, welche der Allvertheiler weiterer Eheloose in seiner göttlichen Fürsorge nicht vergessen möge.

Im Namen des Allbarmherzigen Allerbarmers — Amen!

Digitized by Google

Gedichte

von

Julius von der Traun.

Ungeliebt.

Der Schneewind durch die Gassen weht,
Großmütterlein zur Kirche geht
Im schweren Seidenkleide.
Großmütterlein geht still erfreut,
Sie zählet achtzig Jahre heut' —
Ich bin so jung und leide!

Der, den sie liebte, um sie warb,
Sie wurde sein, und bis er starb,
Sie hat ihn treu besessen.
Er schlummert längst in Grabesnacht,
Das Glück, das einst so hold gelacht,
Sie kann es nicht vergessen.

Wie wird es einmal mir ergehn,
Wenn Winde rauschen, Flocken wehn —
Wie heut' — nach langen Jahren?
Mein Glück verflog sich in die Welt,
Ich darf nicht sagen, was mich quält,
Hab' niemals Freud' erfahren.

Werd' ich ein altes Mütterlein
In seidnen Kleidern und allein
Zur stillen Kirche wallen?
Großmutter betet Freud' und Dank —
Ich knie schweigend in der Bank,
In bösen Traum verfallen.

Zum Eröffnungs-Kapitel der Ritter von der grünen Insel,

am 2. Oktober 1860.

Während hier bei hellen Flammen
Willkommgruß wird dargebracht,
Fliegen über uns in Lüften
Wandervögel durch die Nacht.

Hastend sich von den Gefilden
Denen böse Stürme nahn,
Fliegen sie, das Herz voll Lieder,
Schweigend ihre hohe Bahn;

Bis in blüthenvollen Buchten
Sich der Schwarm zur Erde schwingt,
Und von seinen Willkommgrüssen
Hell die Insel wiederklingt.

Dorten brausen keine Stürme,
Knallt kein Rohr und fließt kein Blut,
Friedlich tönen heit're Lieder —
Send' es Gott auch uns so gut!

Digitized by Google

Wieder sind wir heimgeflogen
Zu dem theuren Inselland,
Edle Weisen neu erklingen,
Wieder blüht der alte Strand.

Banne du von diesen Küsten,
Was die Menge wild bewegt:
Dir Apollo, ew'ger Vater,
Sei dein Volk an's Herz gelegt!

Schirm' uns vor dem Troß des Tages!
Seinem Haß und seiner Gunst,
Ewig eine unnahbare
Grüne Insel bleib' die Kunst!

Gedichte

von

K. G. Ritter von Leitner.

Die Heerschau bei Aspern.

Eine historische Scene.

Um Aspern weht noch Pulverduft
Und Rauch, der kämpft mit dem Tag,
Da tönt so frisch in die Morgenluft
Trompet' und Trommelschlag.

Und stattlich vom Lager, Reih' an Reih'
Rückt Oesterreichs Kriegsmacht aus,
Das Fußvolk und die Reiterei
Und schwer Geschütz mit Gebraus.

Verwundet trägt manch' armer Tropf
Verband an Arm oder Bein,
Der Bleiche dort mit dem Tuch um den Kopf
Wollt' auch bei der Heerschau sein.

Sie schwenken sich auf bei Spiel und Klang
Mit blitzender Waff' und Wehr'
Das weite breite Marchfeld entlang,
Ein unabsehbares Heer.

Da schallt Gejauchz; im Galoppe streift
Die jubelnde Front herab
Erzherzog Karl, und lang nach schweift
Ihm Gen'ralität und Stab.

Digitized by Google

Zunächst ihm sprengt Hans Liechtenstein,
Dann Rosenberg, Bellegard',
Und Zollern, Hiller und hinterd'rein
An Hundert noch, buntgeschaart.

Zum Gruße nun spielt die Feldmusik
Das Volkslied feierlich sacht,
Dann commandirend mit leuchtendem Blick
Ruft mächtig Karl: „Habt Acht!"

„Euch Kriegern sei Dank! Erkämpft ist der Sieg,
Erkämpft mit edlem Blut;
Doch strahlt Ihr künftig den Söhnen im Krieg
Als Vorbild an Todesmuth."

„Seit unter den Donnern von Aspern ich
Euch fechten sah in dem Feld,
Seit fühl' ich mit Stolz als Feldherrn mich
Der ersten Armee der Welt."

Jetzt jagt ein Stabsadjutant heran,
Er jagt als käm' er zu spät:
„Von Wolkersdorf aus dem Hoflager nah'n
Sich Seine Majestät."

Und wieder ertönt's vor der Front: „Habt Acht!"
Und: „Präsentirt das Gewehr!"
Da kommt schon über die Ebne der Schlacht
Geritten der Kaiser einher.

Mit Tressenhut und Ordenpracht,
Im Marschallrocke wie Schnee,
Im Scharlachbeinkleid' Parade macht
Er heute vor seiner Armee.

Er reitet einher in sänftlichem Trab,
Sein Schimmel schwebt wie im Tanz;
Da jauchzen die Reihen hinauf und hinab:
„Hoch lebe Kaiser Franz!"

Er nickt mit dem Haupt, er hebt den Hut,
Da donnert's vom Neuen: „Hoch!
Hoch Kaiser Franz!" — und Jubel thut
Sich kund viel tausendmal noch.

Voll Ehrfurcht reitet im Feierzug
Entgegen ihm Karl, der Held,
Und senkt den Degen, den hoch er trug
Jüngst hier auf dem Siegesfeld.

Digitized by Google

„Gott grüße Dich, theurer Bruder mein!“
Ruft Franz, „o komm' an mein Herz!
Dies ist ein Tag voll Sonnenschein
Nach düsteren Jahren voll Schmerz.“

„Du brachst sein Glück, die Schmach des Hohn's
Vergeblichen Widerstand's;
Dank, ewigen Dank Dir, Du Stütze des Thron's,
Du Retter des Vaterlands!“

Mit Thränen sinken sich jetzt an die Brust
Die Brüder, vor Rührung stumm,
Und unter Thränen mit tobender Lust
Schallt Freudengeschrei ringsum.

Frohlockend bald hallt's von den Alpen zurück,
Von Elbe, Weser und Rhein:
„Du brachst zuerst des Gewaltigen Glück,
Der Ruhm, o Karl! bleibt Dein.“

Der Jugendfreundin.

Mit einer Dichtung aus der Griechenwelt.

Schönheit der Form verehrte und pflegte das Volk der Hellenen,
Sei es im Marmor und Erz, sei es am lebenden Leib.
Doch der Stein verwittert, der Rost verzehrt den Metallguß,
Und der herrlichste Mensch welkt mit der Blume dahin.
Dauer im Wechsel behält, und ewige Jugend bewahret
Nur ein gütiges Herz, nur ein gebildeter Geist.
Diese besiegen die Macht der Zeit, daß in bleibender Anmuth,
Blüht die Außengestalt, lieblich von innen verschönt.
Glücklich preis' ich darum, o Freundin! auch Dich, wenn der Jahre
Zahl gleich mählig sich mehrt, die Dir vorüber gefloh'n.

Digitized by Google

Schwanenjungfrauen.

Von

Adolf Ritter von Tschabuschnigg.*

Wo im See sich Weiden spiegeln,
Liegt versteckt die stille Bucht,
Drüber kreisen hoch und flügeln
Schwäne, eine ganze Zucht.

Aber wenn zur Mittagstunde
Allzu heiß der Sonne Gluth,
Wirbeln sie die letzte Runde,
Senken sich dann leis zur Fluth.

Traulich winkt die frische Welle, —
Rasch hinweg das Flügelkleid!
Und zwölf Jungfrau'n sind zur Stelle,
Jede eine schönste Maid;

Und sie stürzen kühlunglüstern
In die Wellen lind und blau,
Plätschern, schwimmen, lachen, flüstern,
Eine wunderbare Schau.

Wo des Zaubers sie entkleidet,
Darf kein Auge sie erspäh'n;
Doch der Junker lauscht und weidet
An der Pracht sich nie geseh'n.

Da gedenkt er alter Mähre,
Aus dem Dickicht springt er leis,
Eine nach des Minstrels Lehre
Will er fassen, welche sei's.

Und sie rauschen aus den Wellen,
Jede schürzt ihr Flügelpaar,
Bald entschwingt sich in die hellen
Lüfte stolz die Schwanenschar.

Eine nur von all' den Schönen
Hat umstrickt des Junkers Hand,
Thränen rühren nicht, noch Stöhnen,
Er behält das süße Pfand.

Und er schmeichelt Brust und Wangen,
Küßt ihr brünstig Hals und Mund,
Sträuben hebt noch sein Verlangen,
Schon sind ihre Lippen wund.

Halb bewältigt, halb mit Willen
Zieht er sie zu sich in's Grün;
Rings im Busch' im heimlich stillen
Singen Vögel, Blumen blüh'n.

Ringend noch mit matten Tönen
Möcht' sie fliehn in Lust und Schmerz:
Liebe kennet kein Erbarmen,
Endlich sinkt sie an sein Herz.

Als der Tag sich neigt zum Scheiden,
Tritt zum See das schöne Paar,
Bräutlich noch im Rausch' der Freuden
Tauchen sie ins Wasser klar.

Und die Wellen selbst die kühlen
Zischen auf, es kocht die Fluth,
Ob wohl auch die Wasser fühlen
Jugendlust und Liebesgluth.

* Gestorben in Wien am 1. November 1877, kurze Zeit nach Einsendung dieses Gedichtes, welches somit eine der letzten Arbeiten, wenn nicht sogar die letzte, des trefflichen kärntnerischen Poeten sein dürfte, dem die „Dioskuren" so manchen schätzenswerthen Beitrag verdanken.

Die Redaction.



Ein Charakterbild.

Von

Bruno Walden.

Recht demüthigend für den Glauben an die Dauer unserer besten Empfindungen wird uns häufig der Rückblick auf unsere Freundschaftsbündnisse zur Universitätszeit. Aus Hunderten von Comilitonen hat man sich ein paar traute Freunde erwählt, mit denen man in stetem, ja stündlichem Verkehr gestanden und selbst die Ferien boten nur Vollgenuß, konnte man sie in der liebgewohnten Cumpaney verbringen. Dann kam der Abschied von der Alma mater und mit ihr der noch härtere von dem „unentbehrlichen Freunde," mit dem reger Briefwechsel den innigen Verkehr aufrecht erhalten sollte bis ans Lebensende. Gar bald aber schon fließen die schriftlichen Mittheilungen nur mehr spärlich, und hört man nach einem Jahrzehnt den Namen des einstigen Freundes nennen, so schlägt er überraschend an unser Ohr. Allerdings mit Zauberklang, denn er beschwört, wie das Sonntagsläuten unter dem Meeresspiegel Vineta sichtbar zaubert, das Bild der Jugendzeit im vollen Farbenschmelze herauf, das im Flusse der Zeit so manche stürmische Woge, so manche trübe Welle unserem Gedenken entrückt hat. Es wird uns dabei warm um's Herz, wir fühlen es, daß uns der alte Freund immer noch theuer, daß wir ihn nur einstweilen — — vergessen hatten, und während wir darüber staunen, daß dies möglich war, verfallen wir in Allgemeinbetrachtungen wieder darein.

Mitunter aber lassen besondere Verhältnisse die alten Beziehungen für Momente mindestens wieder neu aufleben. So erging es mir mit zwei Comilitonen, denen ich mich in der alten Universitätsstadt *** eng angeschlossen hatte. Es waren dies Alfred Blumbach und Wolfgang Wolf, oder Wolf-Wolf, wie er allgemein genannt wurde. Gewöhnlich bildet bei den Bündnissen junger Leute Gleichartigkeit der Denk- und Empfindungsweise den Kitt, während später Verschiedenartigkeit der Charaktere einen Hauptreiz intimen Verkehrs abgibt. Unser Freundschaftsbund war jedoch eine Ausnahme von der Regel, denn wohl selten nur konnte man verschiedenartiger angelegte Naturen unter einem Verschlusse finden, als zu „Trinity-College," wie wir die drei Mansardestuben, welche unsere gemeinschaftliche Wohnung bildeten, pomphaft benannten.

Schon das Aeußere meiner beiden Freunde kennzeichnete ihre Verschiedenartigkeit. Blumbach's hübsche, mehr zierliche als kräftige Erscheinung,

Digitized by Google

entsprach seiner weichen etwas oberflächlichen, aber poetisch angehauchten Natur; die gewandte Anmuth seiner Haltung und Bewegungen, seiner geistreichen Weise alle Dinge leicht, aber anmuthend abzuthun, über alle Schwierigkeiten und Untiefen liebenswürdig coulant hinwegzugleiten. Wolf dagegen, über das normale Studentenalter schon mehr als ein Jahrzehent hinaus, war von gewaltigem, robustem Körperbau und ungeschlachten Bewegungen. Sein mit mancher Quart und Terz gezeichnetes, scharf markirtes Gesicht umgab eine struppige Mähne, die ihm ein wild ernstes Ansehen gab, das mit seinem schroffen Wesen stimmte. Er hatte in lustigem und wohl auch wüstem Treiben seine ersten Studienjahre vergeudet, das heißt bei seinem eminenten Talente zwar bedeutende Kenntnisse gesammelt, aber zu ungeordnet eingeheimst, um der heiligen Vehme im Prüfungssaale ruhig entgegentreten zu können. „Im nächsten Semester!“ hatte immer der fröhliche Trostspruch gelautet. Da wurde der allzulustige Cumpan durch den Tod seines Vaters arg ernüchtert. Vermögenlos, hieß es nun, selbst erwerben. Dabei studierte er emsig weiter; aber seltsam, der robuste, geistesstarke, ja genial angelegte und sonst wahrlich nicht überbescheidene Mann wurde trotz seiner nun kolossalen Kenntnisse nervös wie ein Mädchen vor dem ersten Balle, wenn er nur an das Rigorosum dachte, und immer herabgestimmter klang es von Jahr zu Jahr: „im nächsten Semester!“ Doch war es allgemein bekannt, daß er als Amanuensis eines unserer Professoren den größten Antheil und das größte Verdienst an den Werken hatte, die Jenem Ruhm und Wohlhabenheit eintrugen. Er selbst sprach nie darüber. Noch in anderer Richtung waltete er still: wo er junge Leute vom Studium abirren sah, näherte er sich ihnen, und ohne ein Wort der Ermahnung wußte er ihnen mit seiner mächtigen Beredtsamkeit neues Interesse dafür einzuflößen, sie in wichtigen Fragen zu orientiren, mit einigen leuchtenden Worten und unter rauhen Scherzen, versteckten Rathschlägen auf die Bahn geregelter Studien zurückzulenken. Er selbst aber blieb immer derselbe, ein Student, allmälig ein bemoostes Haupt, denn zum ersten Schritte einer Carriere, der Erreichung eines akademischen Grades, konnte der sonst so energische und gelehrte Mann den kräftigen Entschluß nicht finden. Es war, als läge in dieser Beziehung ein lähmender Bann auf ihm, seinen Lebenslauf verkrüppelnd.

Und doch hätte dieser Bann einstmals vielleicht gebrochen werden können.

„Trinity-College“ führte seinen Namen zwar noch, doch absolut unberechtigt, denn Blumbach, ein Jahr älter als ich, hatte uns schon verlassen, um sich an der Universität einer Residenzstadt als Docent zu habilitiren. Wir hatten in jener Gedanken- und Gefühlsgemeinschaft gelebt, wie sie eben nur der Jugend eigen ist, die nach Aeußerung drängt. Der rauhe, ältere Wolf war dennoch eine so einfache, ja man könnte sagen, kindlich angelegte Natur, daß er diesem Ergießungsbedürfnisse gährender Geister und Gemüther durchaus kein Hemmniß entgegensetzte, so daß wir dem Manne, dessen gewaltige Ueberlegenheit wir empfanden und anerkannten, bewußt und unbewußt aus ihr Nutzen ziehend, doch mit voller kameradschaftlicher Unbefangenheit gegenüber standen. Nur in Einem war Blumbach zurückhaltend gegen Wolf. Eine durchaus lyrisch angelegte Natur, schwamm der gute

Digitized by Google

Alfred in steter Liebesschwärmerei. Er besang bald blaue, bald braune oder schwarze, selbst graue, ja nach französischer Mode auch grüne und nach englischer violette Augen. Es war ihm stets ernst mit einer „ewigen Empfindung" und die Empfindung war auch ewig, nur wechselte ihr Gegenstand. Nicht als wäre Alfred von Natur aus flatterhaft gewesen, er war nur sehr empfindsam und sehr eitel. Verletzte eine Angebetete durch nicht genügend sentimentale Gegenanbetung seine Eitelkeit, so tröstete sich seine Empfindsamkeit bei einer anderen, bei der er mehr Verständnißinnigkeit für seine Vorzüge voraussetzte. Sein Herz hatte solcherart so ziemlich die Runde in den Honoratiorenhäusern der Stadt gemacht, denn Blumbach war nicht der Mann, seine Empfindungsschätze an die Töchter kleinbürgerlicher Familien zu verschwenden. Nicht aber aus Berechnung, sondern in Würdeempfindung und auch weil er bis zum Kleinlichen auf eine gewisse Eleganz der Formen hielt. Zuletzt hatte es geschienen, als habe er sein Ideal endgiltig entdeckt. Er besang anderthalb Semester lang die sanften blauen Augen, den „goldenen Glorienschein" der blonden Adele, die ihrerseits von seiner und seiner Gedichte Unvergleichlichkeit durchdrungen, und nicht minder sentimental schwärmerisch als er selbst war. Da, kurz vor Beendigung seiner Studien, war ein Mißverständniß, auf eifersüchtige Empfindlichkeit Alfreds und Schmollen Adelens gegründet, entstanden und Blumbach hatte die Stadt verlassen ohne einen einmaligen Versöhnungsversuch zu erneuern.

Von all' dem wußte Wolf nichts, denn der knorrige Gesell, der eben auf die Jugend so wunderbare Anziehung übte, ja selbst so jugendlich noch auf ihre Begeisterung einzugehen vermochte und trotz hoher geistiger Reife sogar an ihren Thorheiten rauh-fröhlichen Antheil nahm, der wies nach einer Richtung hin stets das Vertrauen seiner jungen Freunde zurück. Sobald sich ein Mädchenname über ihre Lippen drängte, erwiederte er kurz abweisend: „das gehört nicht hieher!" Und wenn Wolf abwies, so fiel es nicht leicht Jemandem ein, das Thema wieder aufzunehmen. Blumbach hatte daher ihm gegenüber seine verschiedenen Liebesphasen verschwiegen. Ob Wolf die Liebe ein zu Niedriges oder ein zu Heiliges dünke, um sie in's Gespräch zu ziehen, hatte Niemand ergründet oder vielleicht auch nur zu ergründen gesucht; allgemein galt die Annahme, daß er wohl derlei Gefühlsgetändel eines echten Mannes und reckenhaften Studenten unwürdig halte. Eine gewisse Verehrung, die er in seiner ungeschlachten Weise Frauen erwies, mit denen er nothgedrungen in Berührung kam, galt als ein Anzeichen gutmüthiger Unbeholfenheit.

So kam es, daß Wolf, der trotz seiner eminenten Arbeiten als Amanuensis sein Leben hauptsächlich durch Unterrichtgeben fristen mußte, als er in der Rolle eines Correpetitors für den lernträgen Bruder Adelens in das Haus des Stadtrathes kam, keine Ahnung davon hatte, daß sein jüngst erst flügge gewordener Nestling zu dem schönen Mädchen mit dem Madonnenblicke in irgend welcher Beziehung gestanden hatte. Zart und doch von weichen Formen, blond und schimmernd weiß, voll weiblich jugendlicher Anmuth im Wesen, war Adele eine wirklich reizende Erscheinung, zu der ein gewisser Zug der Hilflosigkeit, gut paßte. Das Mädchen wußte es so einzurichten, daß es bei der Lehrstunde mit einer Arbeit im Fenster saß, oder doch

Digitized by Google

gelegentlich durch das Zimmer huschte und mit dem Herrn Correpetitor ein paar freundliche Worte wechselte. Es legte warmen Antheil an den Schicksalen des bemoosten Hauptes an den Tag und erkundigte sich eingehend nach seinem Thun und Treiben.

Mit Wolf ging eine wunderliche Veränderung vor, nur an leichten Schattirungen bemerkbar. Seine Stimme klang gedämpfter, er trank nicht mehr so viel, zog sich von dem lärmenden Treiben, das sonst sein Element war, ein wenig zurück und auf seinem Bücherbrett sah ich den abgebrauchten Homer und Aeschilos, wie die schon losgeblätterten Nibelungen zurückgestellt, während Schiller, der lange verstaubt in einem Winkel gestanden hatte, nun auf dem dreibeinigen Stuhle lag, der ihm neben seinem Bette als Nachttisch diente. Andere nahmen die Veränderung erst später wahr, als Wolf, was früher nicht geschehen, an einigen kleinen Ausflügen in gemischter Gesellschaft theilnahm und sich in Adelens Nähe hielt. Natürlich spottete man über Herkules am Spinnrocken, allein Niemand wagte auch nur die leiseste Andeutung gegen ihn selbst. Es lag Etwas über dem robusten Gesellen, daß es Jedem, in dem das Zartgefühl noch nicht erstorben, eben so unmöglich beinahe gemacht hätte, über seine Empfindung zu scherzen, als ein junges Mädchen mit der seinen zu necken. Die rohen Bursche hielt ein Anderes in Schach: sie wußten gar wohl, daß das bemooste Haupt noch eben so schnell und freudig zu einem Gang auf die Mensur bereit war, wie zur Fuchszeit, da es sich die Denkzettel auf's Gesicht geholt, und daß es auf der ganzen Universität keinen Schläger mehr gäbe, wie den Wolf-Wolf.

Daß Adele ihn bevorzuge und sichtlich auszeichne, ward nicht sonderlich besprochen. Man betrachtete es als eine Mädchenlaune, daß sie auch einen Recken, oder, wie die anderen Mädchen meinten, einen ungelenken Bären an ihrem Triumphwagen ziehen lassen wolle. Ich nahm Neigung für ihn als natürlich an, denn damals stand der urkräftige, von einem genialen Hauch durchwehte Mann, an dem nichts klein und kleinlich war, und dessen Herz einen Schatz an Güte barg, als ein Heros vor mir, für den selbst die griechische Helena nicht zu hold gewesen wäre. Er hatte nichts von den Aufmerksamkeiten für sie, die andere Männer an den Tag legten, vielleicht auch hatte er ihr niemals noch ein Wort der Bewunderung gesagt, allein wer ihn kannte oder auch nur in sein Auge blickte, wenn er auf sie sah, der mußte wissen, daß sie für ihn der Inbegriff von Himmel und Erde sei.

Wieder war von einer größeren Gesellschaft ein Ausflug in den nahen Wald unternommen worden. Nach vielfachem Herumstreifen nahmen wir fröhlich ein kleines Mahl ein, bei dem die Mädchen die Mütter in der Bewirthung unterstützten. Adele erwies Wolf besondere Aufmerksamkeit, und als sie ihm zuletzt ein gefülltes Glas brachte, nippte sie leicht davon, eh' sie es ihm reichte. Mit weit geöffneten Augen starrte sie Wolf an und eine so tiefe Röthe flammte über sein Gesicht, daß die gewaltigen Hiebe an Schläfe und Wange sich weiß davon abhoben. Er richtete sich auf und leerte das Glas bis auf den Grund.

Beinahe war es, als hätte er damit einen Zaubertrank geschlürft. Das linkisch Schwerfällige, wild Schüchterne schien von ihm abgestreift.

Digitized by Google

Er trug seine reckenhafte Gestalt schwunghafter, seine Bewegungen waren gehaltener und von seinem verwitterten, zerhauenen Gesichte leuchtete freudige Hoheit. Er trat frei an Adele heran; in die beinahe andachtsvolle Weise, mit der er sich stets gegen sie verhielt, mischte sich nun ein Zug leidenschaftlich stolzer Männlichkeit. Er blieb ihr zur Seite und wies die Aufmerksamkeiten Anderer von ihr ab, indem er ihnen mit plötzlicher Gelehrigkeit zuvorkam.

Nach dem Mahle vertheilte sich die Gesellschaft in Gruppen. Ich hatte mich hinter einem Busche in's Moos gestreckt und war nahe daran einzuschlummern, als mich Stimmen jenseits des Gebüsches aus dem sinnenden Verdämmern weckten. Aufblickend durch das Blätterwerk sah ich Wolf und Adele. Eben ergriff er ihre Hände und im Tone möglichster Bewegung sprach er:

— Adele, wenn Sie mir Vertrauen schenken könnten, wenn — — —

— O bester Herr Wolf! Sie sind ja der Einzige, auf den ich vertraut — gehofft habe. Sie sind ja so gut und Blumbach hat Sie so lieb. Söhnen Sie mich wieder mit ihm aus, sonst bricht mir das Herz! — Und das Mädchen fing zu weinen an und erzählte seinen kleinlichen Liebesstreit, sein Trotzen, sein vergebliches Harren auf Alfred's Wiederkehr und wie es sich nun halb zu Tod gräme und einzig noch auf Wolf's Vermittlung hoffe.

Ich sah ihn einen Augenblick schwanken und sich krampfhaft an einen Baumstamm klammern. Sein Gesicht war so fahl weiß, daß jetzt die Narben blutroth daraus hervorleuchteten und seine Zähne waren übereinander gebissen, daß sie leise knirschten. Das Mädchen aber fuhr fort in seinem Gejammer, als merke es nichts von dem Schmerz, mit dem es den Mann da vor sich durchschütterte. Hatte Adele wirklich nicht gewußt, was sie gethan und ihn im Vergleich zum zierlich schwärmerischen Blumbach als eine Art ungeschlachten Riesen nicht in Betracht gezogen, oder hatte sie nur ein williges Werkzeug zu gewinnen versucht um jeden Preis? Ich habe das niemals ergründet, damals aber kroch ich mit wundem Herzen weiter, um nicht länger Zeuge zu sein von der Demüthigung und dem Schmerz meines Heros.

Erst spät Abends sah ich ihn wieder in der Kneipe. Er, der in letzter Zeit mäßig gewesen, goß nun Glas um Glas hinunter. Beinahe schien es, er wolle sich berauschen, doch war dem so, so war es vergeblich, denn obwohl er laut und lebhaft sprach, glitten Gedanken und Worte nur äußerlich von ihm ab und sein Innerstes blieb unbewegt.

Am nächsten Morgen fand ich, was ich während meines ganzen Aufenthaltes zu Trinity-College noch niemals gefunden hatte: Wolf's Mansardestube abgeschlossen. Ich wagte es nicht zu pochen, legte aber das Ohr horchend an's Holzwerk. Es war ganz still da drinnen, nur manchmal wurde ein tiefer Athemzug, wie unterdrücktes Stöhnen hörbar. So blieb es den ganzen Tag und auch am Abende, an dem kein Lichtstrahl durch die Thürritze drang. In der Nacht trieb mich Angst nochmals an seiner Thüre zu lauschen; allein ich hörte nichts als manchmal nur das schmerzlich tiefe Athmen. Am nächsten Morgen war die Enfilade wieder hergestellt. Wolf's Thüre war geöffnet, er aber fort und Niemand wußte wohin. Nach einer

Digitized by Google

Woche freilich war das Räthsel gelöst, er war zurückgekehrt und hatte Blumbach mit sich gebracht. Nun gab es im Hause des Stadtrathes ein lustiges Verlobungsfest und die Hochzeit wurde für die Ferien angesetzt. Wolf schien so ganz und gar wieder der Alte, daß man beinahe bezweifeln konnte, der Sturm, der über ihn hinweggebraust, habe auch einen Halm nur geknickt, ja daß er überhaupt von einem Sturme berührt worden sei. Das Liebesglück, wie das etwas stark markirte Selbstgefühl des jungen Doctors, dem um seiner coulant fügsamen Weise willen eine außerordentliche Professur in Aussicht stand, schien ihn nicht zu verletzen. Ja, er hatte sogar die in der ersten Versöhnungswonne huldvoll an ihn ergangene Aufforderung, Alfred's Beistand zu sein angenommen. Noch legte er am Abend vorher seine „volle Wichs“ zurecht — ein siegreicher Feldherr kann seine Uniform nicht höher halten, als dieses bemooste Haupt seine Studententracht hielt — aber am Festtage selbst fehlte er. Blumbach schalt in ungemessenen Ausdrücken über den unleidlichen Querkopf, der sich in civilisirte Formen nicht fügen könne. Alfred war in diesem Semester auf, statt vor dem Katheder ganz außerordentlich selbstbewußt geworden und es wäre ihm gar nicht eingefallen, daß der alte Bursche Wolf, der es nicht zum Rigorosiren bringe, es wagen könne, dasselbe Weib anzubeten, das er mit seiner Neigung beglücke! Ein eleganter junger Professor wurde zum Beistand improvisirt und die Braut versicherte ihm, daß ihr Ehrentag durch diesen Tausch wesentlich gewonnen habe.

Nun stiebte uns das Leben auseinander. Nach etlichen Jahren schon hörte ich von Wolf nur mehr zufällig und unwandelbar brachte der Bericht mir dasselbe Bild vor Augen. Das Moos wuchs auf dem genialen Haupte, sonst blieb Alles an dem Manne unverändert, nur vielleicht, daß sich jeder Zug an ihm vertiefen mochte.

Obwohl in derselben Stadt lebend, in der Blumbach sehr opportunitätsgezähmte Weltweisheit tradirte, stand ich doch nur in oberflächlicher Berührung mit dem alten Gefährten. Das innere Wachsthum ist ein unausgesetztes; bei manchen Menschen führt es zu-, bei den anderen auseinander, und obwohl wir uns immer freundlich blieben, war zwischen uns doch das Letztere der Fall. Blumbachs Ehe war eine durchaus glückliche. Adele, deren Erscheinungsreiz die Zeit beinahe mehr zu reifen als zu schädigen schien, betete ihren Alfred mit noch unverändert bräutlicher Ehrfurcht an, und er fühlte sich mehr noch in dem Weihrauch, den ihm ihre Empfindung bot, als in dieser selbst wohlig. Obwohl sein Scheitel schon eine natürliche Tonsur trug, war der elegante Professor, der so geistreiche populäre Vorträge hielt, ein Liebling der Damen und seine Frau hatte vollauf zu thun, ihm stets die Cravatten modisch zu falten zu den unzähligen ästhetischen Thees, bei denen er als Stern ersten Ranges glänzte. Die gute Frau war darauf beinahe stolzer noch als er selbst und freute sich dieser Abende, obwohl er es nicht liebte, daß sie daran theilnehme. Auch auf die duftenden rosenfarbenen Billets, die er erhielt, war sie stolz und ihre große Liebe wurde durch diese kleinen Anzeichen äußerer Anerkennung nicht wenig genährt. Auch hatte sie ja ihren Sohn, den kleinen Abgott, der, wie sie meinte, nach dem Vorbilde des großen Abgottes heranwuchs. Allein darin irrte sie; dem

Digitized by Google

jungen Alfred fehlte der Sinn für äußere Correctheit, die seinem weltlich ehrgeizigen, in festgrundirten bürgerlichen Verhältnissen aufgewachsenen Vater eigen war, der in seinem ästhetisirenden Treiben keine Zeit fand, sich viel um seinen Sohn zu kümmern. Er war nicht talentlos, aber fahrlässig und leichtfertig, allein seine Mutter sah so wenig einen Fehler an ihm, wie am Gatten eine Schwäche. Blumbach stand ihr immer noch ein Idol vor Augen, als er ihr nach einer Verbindung, die über zwei Jahrzehnte ihr Glück gewesen, entrissen wurde.

Wenige Wochen nach dem Tode Blumbach's erhielt ich ein altfränkisch gefaltetes Schreiben mit knorrigen Schriftzügen. Wahrlich, die konnten nur vom knorrigen Wolf herrühren! Und so war es. Er entbot mir kurzen Gruß und bat mich, ihm quartaliter Nachricht zu geben von der Witwe Blumbach und ihrem Kinde. Lauteten diese Vierteljahresberichte anfänglich schon trüb, so wurden sie doch immer betrüblicher noch. Die Witwe hatte ihren Schmerz zu einem Todtenkulte ausgesponnen, der vielleicht auch seinen Genuß bieten mochte, allein der Sohn, der in der koketten Atmosphäre des Vaters und in der verweichlichenden der Mutter ohne Halt erwachsen war, vertändelte Zeit und Kraft, ja, er war in Gefahr zu verlüderlichen. Er wurde in einem Jahre geworfen und schlimmer noch, fiel er nicht allein im nächsten wieder, sondern er hatte auch Schulden gemacht, die seine Mutter nicht auf einmal zu begleichen vermochte Sie war nur auf ihre Pension angewiesen, da Blumbach sein Einkommen stets gänzlich auf „ästhetische Bedürfnisse," die zumeist vollkommen selbstisch gewesen waren, verausgabt hatte. Wolf dankte meinen ungeschminkten Berichten nur kurz, beinahe barsch. Nach dem letzten aber waren nur wenige Tage noch verflossen, als eine seltsame Erscheinung in mein Zimmer trat. Ein Greis in Burschenwichs, struppiges weißes Haar unter dem Cerevise, und mit der tiefen Stimme des Wolf aus „Trinity-College" drang es mir entgegen: „Ich komme den kleinen Alfred zu holen!"

Das ging nicht so leicht, denn die Mutter meinte, sie könne sich von dem Liebling, dem ja doch nur Unrecht geschehen sei, von hartherzigen Professoren, die auf den Vater im Grabe noch eifersüchtig seien, nicht trennen, und sie fürchtete, daß ihm in den rauhen Händen des rauhen Wolf allzu hart geschehen könne. Es kam aber dennoch zu dieser Trennung. Was Wolf dem jungen Alfred gesagt, weiß ich nicht, aber nach einer Unterredung mit ihm, erklärte der anfänglich Unwillige selbst der Mutter, er müsse mit Herrn Wolf gehen.

Als die Beiden fort waren, entdeckten wir, daß Wolf des jungen Mannes Schulden getilgt hatte. Sollte Wolf-Wolf einmal im Leben gespart haben, um zu dieser für ihn immerhin bedeutenden Summe gelangt zu sein? Unmöglich! Es war auch nicht so. Der Professor, dem er so lange als Amanuensis gedient, war gestorben und Wolf hatte mit weißen Haaren seine Erstlingsschrift veröffentlicht, anonym veröffentlicht; der alte Bursche hatte sich geschämt, das Werk mit seinem Namen ohne den „Dr." als Laufpaß in die Welt zu setzen.

Zwei Jahre waren seitdem verflossen, als ich mich auf die Eisenbahn begab, um den jungen Doctor Blumbach und seinen bemoosten Mentor zu

Digitized by Google

erwarten. Der Erstere blühte in Wohl- und Selbstgefühl, der Letztere noch greisenhafter von Ansehen, als das vorige Mal, hielt sich stolz und stramm in seiner vollen Wichs, und es leuchtete wie ein Abglanz jenes Freudenschimmers von dereinst im Walde in seinen verwitterten Zügen. Ich geleitete die Beiden nach der Wohnung der Witwe. Sie war von Tag und Stunde der Rückkehr nicht unterrichtet worden, allein des Sohnes Klingelruf mochte ihr bekannt ins Ohr klingen, sie stürzte herbei. Sie preßte ihn mit einem Aufschrei an die Brust, hielt ihm dann ein wenig von sich, ihn stolz zu betrachten und rief:

— Gott sei Dank, Gott sei Dank, da bist Du wieder! Ich wußte es ja, das Genie, die Güte des Vaters steckt in Dir und sie haben Dich nur verfolgt, Du mein lieber, guter, prächtiger Sohn! — und sie zog ihn auf einen Stuhl, sank neben ihn in die Kniee und bedeckte ihn mit Thränen und Küssen. Für Wolf hatte sie keinen Blick.

Er zog mich auf die Straße, und als mir ein Wort des Unwillens aus dem Herzen drang, unterbrach er mich:

— Still, still! o das ist schön, sehr schön! — Mochte er die innige Theilnahme, die Empörung in mir empfinden, nach einer Weile fuhr er ohne Bitterkeit fort, doch zitterte seine rauhe Stimme ein wenig: — Der Neufoundländer ist da, die in's Wasser Gefallenen herauszuziehen, aber er ist zu zottig, zu ungelenk und — vielleicht auch zu groß, um gehätschelt und ans Herz gepreßt zu werden. Laß es gut sein, der Herr hat jeder Creatur auf Erden ihren Posten angewiesen. —

Als die Professorin sich besann, daß es schicklich sei, auch Wolf's zu gedenken, war er schon wieder auf dem Wege nach Trinity-College.

Es war mir unmöglich ihn zu weiteren directen Mittheilungen zu bewegen, aber von Anderen habe ich erfahren, daß er, eine mytheumwobene Gestalt, immer noch in den alten Mansardestuben hause, ein Freund und Gefährte der Jugend noch als Greis. Der junge Professor Blumbach aber vergaß ihn nach etlichen Monaten, wie ihn sein Vater vergessen hatte, und wenn Adele, deren Scheitel auch schon ergraut, manchmal noch seiner gedenkt so ist es: als des grausamen Mannes, der ihr zwei Jahre lang den herrlichen Sohn geraubt.


Digitized by Google

Walfrida.

Epische Dichtung

von

Eduard Samhaber.

Ich muß Euch bitten, nehmt den Wanderstab
Und folgt mir durch Jahrhunderte zurück
Tief in die Zeit des grauen Heidenthums!
Verrauschte Bilder tauchen wieder auf
Und werden mir lebendig. Vor mir steht
Der grüne Wodanshain, von Mutterarmen
Der Ems und Hase liebend eingeschlossen.
Ich grüß' euch, Eichen. Ei, was schüttelt ihr
So ernst und sinnend eure hohen Häupter,
Und ihr, o Buchen, warum flüstert ihr
Und schaut den Fremdling scheu und furchtsam an?
Ich liebe euch und weiß nichts Schönres, als
In Waldes heiliger Dämmerung zu wandeln
Und jene Zeiten wieder aufzubauen,
Da alte, deutsche Herrlichkeit geblüht.

Erstes Bild.

Die Sonne sinkt und färbt den Abendhimmel
Mit rothem Blut. Die Ems erglüht wie Feuer,
Des Waldes Kronen blitzen auf wie Gold.
Doch langsam naht mit unhorchbarem Schritte
Die Göttin Nacht. Die Blumen nicken ein;
Kein Vogel singt; allmächtiges Schweigen ruht
Auf weiter Erde. — Da tönt leise zitternd,
Wie wenn vom Fels die junge Quelle rieselt,
Dann voll und mächtig, gleichwie Waldstroms Tosen,
Ein Herz und Ohr bezaubernder Gesang
Aus Wodans Hain. Auflauscht mein Ohr. Ein tiefes,
Geheimnißvolles Sehnen faßt mich an

Digitized by Google

Und zieht mich nach. Durch grüne Säulengänge
Führt mich der Pfad. Die Wölbung lichtet sich,
Und eingesäumt von einer Silberquelle
Und reckenhaften Bäumen grünt in stiller,
Jungfräulicher Zurückgezogenheit
Ein heitrer Wiesenplan im Schmuck der Blumen.
Doch in ihm steht die heilige Wodanseiche,
Die uralt einsam ihre Riesenzweige
Zum Himmel sendet. Sie umrauscht der Sachsen,
Der blondgelockten, trutzblauäugigen,
Erhabnes Opferlied. Indessen funkeln
Die Sterne auf, und silbern fließt der Glanz
Des Mondes um ein greises Priesterantlitz,
Auf dessen Stirn' so manche Rune steht.
Austönt der Chor. Ein Jüngling hohen Stammes,
Der Sachsenherzog Witobald tritt vor
Und schaut den Priester lange schweigend an,
Als könnt' er eine Welt voll dunkler Weisheit
Aus seinem Auge lesen: „Frommer Greis,"
Beginnt er ernst und klangvoll. „Auf zu Wodan,
Dem Schlachtenlenker ist das Lied erklungen,
Daß er mit seinem Schilde uns beschatte,
Denn schwere Wolken hangen über uns.
Du sahst den Stern gleich blutgetränktem Schwerte
Am Himmel stehn. Auch geht ein seltsam Flüstern
Wie leises Wimmern durch der Welt Gefilde,
Und böse Träume schrecken uns vom Schlaf.
O frommer Greis! Du, dessen Geist so oft
Verborgne Falten der Natur erschaut,
Ich, Witobald, der Sachsen Herzog, flehe
Dich mahnend an: Nimm von dem Stamm der Buche
Der Zweige achtzehn und in jeden ritze
Die Rune ein. Dann wirf sie, wie der Zufall
Dir es gebietet, auf die Erde, betend
Gehobnen Blicks zu Wodan, Thor und Ziu!
Drauf hebe dreimal je ein Stäbchen auf
Und nach der Runen, die darein geschrieben,
Bild' je drei Worte gleichen Runenanlauts!
Und aus den Worten bilde je zwei Verse,
Geheimnißvoller Zukunft als Enträthslung!"
Der Herzog sprach's. Ein donnernd Heil erscholl ihm.
Der Priester aber bricht der Zweige achtzehn
Und ritzt in jeden eine Rune ein.
Dann wendet er das Auge zur Walhalla
Und streut die Stäbe auf ein weißes Tuch,
Hebt dreimal je ein Stäbchen auf und liest
Die Rune: **W** und **F** und **K** mit lauter Stimme.

Digitized by Google

Draus sinnt er je drei Worte gleichen Anlauts.
Sie heißen: Wehe. Wodan. Wanken. Fromm
Und Fremd und Freiheit. Kreuz und Krieg und Krone.
Aus diesen Worten bildet er sechs Verse,
Geheimnißvoller Zukunft als Enträthslung:
„Ruft dreimal Weh! Es Wankt der Götterglaube,
Und Wodan stürzt, der Ewige, vom Thron.
Die alte Freiheit stirbt durch Fromme Männer
Aus Fremden Landen, und ein neuer Gott,
Der Gott des Kreuzes und der Dornen Krone
Zieht ein mit Krieg, uns allen zum Verderben!"
Der Priester rief's. Es flammt aus Witobalds
Kühnblauem Aug': „Herbei, ihr Sachsensöhne,
Ihr blondgelockten, trutzblauäugigen!
Beim Licht der Sterne und dem Glanz des Mondes,
Der über uns im feuchten Aether schwimmt:
Wir wollen schwören zu den alten Göttern,
Zu dir, o Wodan, der Walhalla's waltet,
Zu dir, o Donar, der im Donner redet,
Zu dir, o Ziu, der in Schlachten wüthet,
Wir wollen schwören zu den alten Göttern:
Für Sie zu siegen oder zu vergehn!
Der Herzog schwur und alle Sachsen schlugen
Mit einem Schlag gewaltig an das Schwert,
Daß es wie Donner durch die Nacht erscholl.
Und stille ward es. Wodans Eiche rauscht
Wie Sturmeswehn. Goldfunken fallen sprühend
Vom dunkelblauen Himmel durch die Nacht.

Zweites Bild.

Von jenen Frauen habt Ihr schon vernommen,
Die ernst und ruhig in die Zukunft schauen,
Wie in ein offen, aufgeschlagen Buch.
Alrunen heißen sie, Allseherinnen,
Und heilig hielt man sie in grauer Zeit.
So sah ich auch auf grüner Waldeshöhe
Walfrida stehn, Alrunenkönigin
Und Witobalds geliebte Schwester.
Bekränzt mit Eichenlaub war ihre Stirne,
Der Busen nackt und nackt die weißen Arme,
Wie Alabaster schimmernd. Von den Schultern
Wallt Purpur auf die Erde. Als den Schwur
Des Bruders sie vernahm, erbebt sie schmerzlich
Und, von dem Hügel steigend, wandelt sie
Zu Witobald, umarmt ihn unter Thränen,
Darauf betritt sie den bemoosten Stein,

Digitized by Google

Erfaßt die Harfe aus Aurinias Händen
Und stimmt sie klangvoll. In die Saiten greifend,
Entlockt sie Töne wunderbarer Wirkung,
Mit Worten sie begleitend tiefen Sinnes:
   Was du, o Priester, aus den Runen lasest,
Mein Geist hat es erschaut.
                                        Leb' wohl, o Wodan,
Des Himmels Waltender! O lebe wohl!
Nicht thronen wirst du mehr im Goldpalaste,
Den Goldhelm auf dem Haupt, die goldne Brünne
Um deine Brust, die Wölfe zu den Füßen,
Doch auf den Schultern deine klugen Raben,
Hugin und Munin, die in's Ohr dir raunen
Der Menschenwelt geheimes Thun und Denken.
Die Zeit ist nahe, wo der Weltbaum stürzt,
Die Esche Iggdrasil, auf deren Zweigen
Das Weltall ruht. Der Drach' zernagt die Wurzel,
Der Wolf verschlingt die Sonne, Feuer fällt
Vom Himmel, Fels und Meer verbrennen:
Anbricht die Götterdämmerung! — —
Walkyren auf, auf ihr Einherier,
Erkorne Einzelstreiter! Nimmer gilt's,
Beim Mahl zu sitzen und aus goldner Schale
Den Meth zu trinken, den die Jungfraun schänken;
Nicht gilt es mehr, auf grüner Himmelsaue
Im heitren Kampfspiel Schild und Sper zu brechen
Und todwund in die Blumen hinzusinken,
Bis ihr im Arm der göttlichen Walkyren
Zu lichtem Leben wiederum erwachet:
Laut dröhnet Heimdalls Horn, wie Weltmeerssturm;
Es gilt den letzten, schwersten Kampf zu kämpfen,
Den Kampf um's Dasein! Doch mit Surtur nicht,
Dem Wächter Muspelheim's und seinen Söhnen.
Die fürcht' ich nicht. Es ist ein andrer Feind,
Der Gott es Kreuzes und der Dornenkrone,
Der gegen uns als Streiter kommt gezogen.
Er führt kein Schwert. Die Friedenspalme ruht
In seiner Hand, vor der sich alle neigen,
Die Könige und Bettler dieser Welt.
Wie Honigseim sind seine süßen Worte,
Und wo er wandelt, sprossen Blumen auf.
Mir bebt das Herz. Du wirst vergeblich ringen,
Gott Wodan! Ja, man wird dich noch verhöhnen,
Denn in Knecht Ruprechts niedriger Gestalt
Zum Spott der Kinder wirst du einstens wandeln,
Du, den des Himmels König man genannt!
   Leb wohl, o Donar, Odhins schönster Sproße!

Digitized by Google

Dein Arm wird müd, der Donnerkeil muß sinken,
Und fruchtlos wird das Auge nach dir blicken,
Ob du einherfährst auf dem Wolkenwagen,
Mit deinem Rothbart wie die Sonne leuchtend.
Man wird dir nimmer auf waldgrünen Höhen
Die Feuer zünden unter Tanz und Jubel,
Dem Sankt Johannes werden sie entbrennen,
Und würde man den Namen Donar nennen,
Es schüttelte das Haupt manch Erdenkind
Ob solcher Kunde, die es nie vernahm.
Du, Wodans rechter Arm im Schlachtgedränge,
Leb wohl, o Ziu! Wirf dein Schwert zu Boden!
Ein kampfesmüder Greis bist du geworden,
Dem sich das Haupt zum Todesschlummer neigt.
Wohl werden eure Namen forterklingen,
Wenn man von Dienstag spricht und Donnerstag,
Es ist dein Tag, der Ziestag, Tag des Ziu,
Doch unverstanden bleibts, ein dunkles Räthsel,
Dem Forscher nur ein trocknes Wissenskörnlein!
Lebt wohl, lebt alle wohl! Zu dir noch, Holda,
Du kluge Göttermutter! Thränen weint
Mein Aug' um dich. — Ich denk' der Zeit,
Der heilig hohen Wintersonnenwende,
Da du mit Wodan unter Menschen wandelst
Und segnend einkehrst unter Menschendach.
Es ist die Zeit der zwölf geweihten Nächte,
Wo alles, was in Fels und Strom sich birgt
Und was im Reich des Aethers herrscht und thront,
Die Fesseln sprengt und jeden Bannspruch löst.
Da fängt das Wasser wunderbar zu rauschen,
Und in den Lüften hebt ein Klingen an,
Und donnernd, wie in Hochgewitternächten,
Dröhnt's von den Bergen, in den Wäldern braust's
Geheimnißvoll von unsichtbaren Geistern.
Ich seh' sie wieder diese hohen Zeiten,
Seh' Kinder springen um den grünen Baum,
Auf dessen Zweigen goldne Lichter brennen,
Hör' Glocken tönen durch die heilige Nacht.
Man strömt zum Tempel, Andacht glüht empor,
Der Weihrauch duftet, fremde Lieder tönen,
„Christ ist geboren,“ schallt es durch den Dom.
Du aber Holda, du, o Vater Wodan —
Wenn Winterstürme heulen durch die Luft,
Daß es die Eiche aus dem Boden hebt,
Erschrickt das Kind, die Mutter macht ein Kreuz,
Der Vater stammelt: Weh, die wilde Jagd!
Der Wodan kommt, die Holda zieht vorbei!

Digitized by Google

Und heißt die Kleinen Vater unser beten,
Daß ihnen Gott ein gnadenvoller sei.
Von einer wilden Perchtl wird man sprechen,
Du bist's, o Holda, die als häßlich Weib
Am Tag Dreikönig zieht von Haus zu Hause,
Mit einer großen Schelle auf dem Rücken
Und einer schwarzen Larve vor'm Gesicht!
Ihr wiegt das Haupt, ihr edlen Sachsensöhne?
Ich sag' euch mehr. Im nahen Frankenlande
Ersteht der Feind. Ein großer König ist's,
Der mit dem Scepter will die Welt beschatten.
Bald wird er kommen mit den frommen Männern
Und seinen Speer auf diesen Boden pflanzen
In Kreuzesform. Ja, Witobald, ein Enkel
Aus deinem Blut wird schon den Nacken beugen
Und vor dem Gott im tiefsten Staube knien!
Drum wend' ich mich an dich, du greiser Priester,
Du Runenkundiger! Ritz' in die Rinden
Der Buchen ein die alten Sagenlieder,
In denen man von hohen Göttern sang,
Und hohen Helden, wenn beim frohen Mahle
Von Hand zu Hand der Methkrug kreisend ging.
Ritz' ein die Lieder, die zu Schildesklange
Erschollen bei dem Festzug in die Schlacht,
Die tanzend man um's Opferfeuer sang
Und um die Strava, drauf der Todte lag.
Dann laßt uns unter dieser Wodanseiche
Tief in die Erde eine Grube baun,
Sie zu versenken als ein heilig Erbgut
Erloschnen Heidenthums!
Es kommen Tage —
Man wird euch suchen wie verlorne Kinder
Und mit der Lieb' und Sorgfalt einer Mutter
Wird man euch hüten, pflegen und bewahren!
Walfrida sprach's.
Es kam ein Sturm von Süden.
Der Mond erlosch. Die lichten Sterne schwanden,
Und Wodans Hain barg sich in schwarze Nacht.

Drittes Bild.

Walfrida war schon längst in Staub zerfallen;
Auf einem Hügel unter grüner Linde
Umblüht von wilden Rosen lag ihr Grab.
Und Jahr auf Jahr verrann. Die Sterne leuchten
Wie damals noch, der Sturmwind klagt noch immer,
Doch andre Zeiten kamen über's Land.

Digitized by Google

Und fragt Ihr, was geschah? Es gäbe viel zu sagen.
Man denkt nicht gern daran. Es thut dem Herzen
Recht bitter weh, muß es von Dingen hören,
Wie man dem Volk sein liebstes Gut entreißt
Und mit Gewalt von seinen Göttern trennt.
Einst war ein Tag, recht schwül und wetterschwanger,
Unheimlich Bangen lag auf Flur und Wald.
Da kam ein Schiff die Ems hinabgeschwommen,
Seltsam zu schaun. Ein hohes Kreuz aus Gold
Flammt in die Luft. Und Männer stehn darin
In weiten, weißen, wallenden Gewändern,
Dazwischen Krieger schild- und schwertbewaffnet.
Man springt an's Land, singt Lieder fremder Zunge
„Kyrie eleison" tönt, und wundernd schaut
Der Sachse drein, so wie ein Kind, wenn es
Zum erstenmal so recht was Seltnes sieht,
Was Ungeheures, Unverstandenes.
Doch währt's nicht lang. In seinen Ohren klingt
Walfrida's dunkles Wort, im Volke lebend
Von Kind zu Kindeskind. Man stürzt zum Wald,
In Wodans Haine schaart man sich zusammen
Und wartet auf den Tag, da Iggdrasil
In Flammen fällt, und alle Götter kommen,
Den schwersten, letzten Kampf noch auszukämpfen,
Den Kampf um's Dasein.
Und es kam der Tag.
Wodan, wach' auf! Es geht an deine Krone!
Wo bist du Donar? Schwing' den Donnerkeil!
Auch Ziu schläfst? —
Zu spät!
Schon treibt der Priester —
„Fremdling, halt ein! Bei deinem grauen Haare!" —
Zu spät!
Er treibt die Axt schon in die Eiche:
Sie stöhnt,
sie stürzt,
sie stirbt. —
Du armes Volk!
Die Götter haben dich verlassen!
Doch —
Kein Feuer fällt vom Himmel. Lustig grünt
Die Erde fort, als wäre nichts geschehn.
Der Priester aber nimmt das Kreuz des Heilands
Und stößt es in die Erde: „Kommt und laßt
Aus dieser Eiche uns ein Kirchlein bau'n
Für den, der für uns lebte, litt und starb!
Und wie aus einem Munde braust aus tausend

Digitized by Google

Und tausend Lippen: Gott, dich loben wir.
Doch angstvoll wie die Kinder klammern sich
Die Wurzeln an die Mutterbrust der Erde.
„Ihr haltet ein?"
Mann Gottes sieh und sprich!
„Allmächtiger! Der Vorzeit Lieder kehren
An's Licht der Sonne. Nehmet Zweig und Aeste
Und zündet Gott ein Freudenopfer an!"
Der Priester sprach's. Die rothen Flammen zischen,
Hohnlachend wirft er drein die heiligen Schätze
Altdeutschen Heldensanges. Rauch wallt auf,
Dazwischen leises Wimmern, Wehklagruf
Der hehren Geister.
Auf, wach auf, Natur!
Bewölkter Himmel, öffne deine Schleusen!
Nun endlich: Donar spricht. Die Blitze rollen,
Gott Wodan stürmt, der zürnende, heran,
Und aus dem Feuer fliegt ein zitternd Blatt,
Wie Hilfe suchend, nach Gewitters Höh'.
Am Grab Walfridas fällt es endlich nieder
Und birgt sich in dem Schooß der wilden Rosen.
Dort fand's ein Kriegersmann. Er las und ballte
Die starke Faust, las wieder, las es selbst,
Als schon die Kutte seine Brust bedeckte,
Da er zu Fulda in das Kloster trat.
Und dieses Lied? Es ist das einzige
Aus körnig deutscher Heldenpoesie
Und singt von Hildebrand. Wollt ihr es lesen,
Nehmt abermals den Stab und wandert nur
In's weite, schöne Hessenland hinein!
Zu Cassel ruht das vielgeprüfte Blatt,
Doch schaut es jeden seltsam freundlich an
Und gibt zu Dank ihm frische Herzensstärkung.

Das Hildebrandslied.

(Aus dem achten Jahrhundert, frei umgebildet.)

Sagen hört ich, wie sich einstens
Hildebrand und Hadubrand
Suchten zu dem Einzelkampfe,
Sohn und Vater, unerkannt.
Wie sie rasch die Panzerhemde
Rüstend warfen um die Brust,
Schwerter über Eisenringe
Gürteten voll Kampfeslust.

Hildebrand begann zu sprechen,
Er, der Klügere an Geist:
Möchte wissen, junger Degen,
Wie dein edler Vater heißt.
Welches Stamms du bist und welcher
Helden du dich rühmen magst,
Da du sonder Furcht und Zagen
Selbst mit mir zu ringen wagst!

Digitized by Google

Vielgereist bin ich auf Erden,
Kenne manches Menschenkind:
Wenn du mir nur eines nennst,
Weiß ich, wer die andern sind.

Und ihm Hadubrand entgegnet,
Hildebrandens edler Sohn:
Kluge Alte, die in kühler
Erde schlummern lange schon,
Sagten mir den theuren Namen
Meines Vaters: Hildebrand. —
Und dein eigner, Kind, o rede! —
Ich, ich heiße Hadubrand.
Flüchtend, hört' ich, zog der Vater
Fern nach Osten vor dem Feind
Ottaker mit vielen Degen
Und mit Dietrich, seinem Freund.
Ließ die Mutter, einsam trauernd,
In dem Heimatland zurück;
Ich, ein unerwachsner Knabe,
War ihr Trost und einzig Glück.
Wo auf Erden kühne Männer
Weilen, nennt man Hildebrand.
Als der rühmlichste von allen
Helden wird er stets genannt.

Sprach's. Des Vaters Auge funkelt
Auf in selig süßer Wonne:
Du Allvater in dem Himmel
Weißt es, klar ist's, wie die Sonne,
Die so herrlich niederleuchtet
Auf den grünen Wiesenplan —
Jüngling, nie hast du gerungen
Mit dir so verwandtem Mann.
Und er windet goldne Spangen
Von den Armen rasch herab,
Wie sie ihm der Hunnenkönig
Einst zum Angedenken gab.
Brauchst nicht so dein Haupt zu schütteln
Bin in Freundschaft dir gesinnt. —

Doch mit kühnem Trotz entgegnet
Hildebrandens stolzes Kind:
Alter Hunne, ei, wie pfiffig,
Mit dem Speer gewinnt man Gut,
Mit der Spitze wider Spitze,
Das ist Lohn für Heldenmuth.
Willst mit liebem Wort mich locken,
Dann mich werfen mit dem Speer:
Ei, wie klug du schlauer Hunne,
Bin doch klüger noch, als er.
Schäm' dich, bist so alt geworden,
Weiß wie Silber ist dein Haar,
Sinnst noch immer Trug und bietest
Falsche List dem Feinde dar.
Meinst, ich hätte sie vergessen
Jene Worte, so voll Weh,
Die mir Schiffer einst gemeldet
Westwärts über'm Wendelsee:
In die Blumen sank mein Vater,
Und sie wurden blutig roth
Von den Wunden, die er sterbend
Sich errang in Kampfesnoth.

Weh, ruft Hildebrand, o wehe!
Soll das Gräßliche geschehn,
Laß mich sterben, Wodan, laß mich
Solches Wehschicksal nicht sehn.
Wandelte der Sommer sechzig,
Sechzig Winter wallte ich,
Daß mir nie im Todeskampfe
Meine Lippe je erblich —
War zu jung stets, um zu sterben,
Und nun soll das Liebste mein
Mit dem Schwerte mich verderben,
Oder ich sein Mörder sein.
Doch es sei! Zerrinnt ihr Klagen
In die Lüfte! Hast du Kraft,
Nun wohlan! Noch steh ich eine
Eiche, voll von Kraft und Saft.
Müßt' jetzt selbst vor mir erröthen,
Würd ich feig vom Kampfe stehn,
Wer zu viel hat eines Schildes,
Junge, wird man bald ersehn.

Und sie schritten mit den Speeren
Hildebrand und Hadubrand,
Warfen sie mit Wucht, daß jeder
In des andern Schilde stand.
Hieben mit den scharfen Schwertern
Auf die hellen Panzer ein,
Daß . . . . .

Digitized by Google

Abbricht das Lied, das man zu Fulda fand
Auf Pergamentdeckblättern eines Buchs.
Zwei Mönche schrieben es der Nachwelt auf.
Ob davon einer jener Kriegsmann war,
Der's auf Walfridas Rosenstrauch gefunden,
Verschweigt die Muse. Noch in späten Zeiten
Erklang das Lied, sich immer neu gestaltend,
So wie ein Baum mit jedem jungen Jahre
Auch neue Glieder treibt. Da könnt ihr hören,
Wie Hadubrand auf seinen Vater schlug,
Daß er zwölf Klafter hinter sich mußt' springen,
Und Hildebrand den Jungen faßt am Leib,
Wo er am schmälsten ist und lachend wirft
In's weiche Gras. Drauf löst er seinen Helm
Und schaut dem Jungen tief in's Angesicht.
Aus diesen Augen spricht ein namenloses
Und wundersames Etwas, hohe Sehnsucht
Erregend in der Brust des theuren Kindes.
Die Rinde bricht, und an dem Hals des Vaters,
Des Todtgeglaubten, ruhet Hadubrand
Und küßt des Alten Bart und Stirn' und Wange,
Mit hellen Freudenthränen sie benetzend.
Einreiten sie zu Bern. Frau Ute grüßt
Den Sohn; doch kennt sie nicht den fremden Mann
Und wiegt das Haupt und meint: Ei, liebes Kind,
Seit wann hat man gehört, daß obenan
Beim Ehrenmahle ein Gefangner sitzt?
Doch Hadubrand jauchzt auf in seinem Herzen,
Ergreift des Vaters und der Mutter Hände,
Sie ineinander schlingend: Mutter, sieh!
Es ist dein Gatte und mein lieber Vater,
Ist Hildebrand, der wieder heimgekehrt.
Ich bin zu arm an Worten, Euch zu sagen,
Was Hildebrand und Ute damals thaten,
Als nach so vielen Jahren der Verbannung
Der greise Gatte fand sein greises Weib.
Doch als der Freude erster Sturm verklungen,
Erfaßt Frau Ute einen goldnen Becher,
Bekränzt den Rand mit edlem Purpurweine
Und ruft: Ich bring' dir's Alter! Hildebrand
Läßt aus dem Mund ein goldnes Ringlein fallen
Und in den goldnen Becher sanft entgleiten,
Dem treuen Weib zu liebender Erinnerung.
  So singt das Lied. Doch was sind all die Worte,
Die ich Euch sprach. Die deutschen Ahnen waren
„Wie Eichen fest und stemmig, düster wie
Des Himmels Dach, zu dem empor sie schauten,

Digitized by Google

Rauh wie die Luft, die ihre Lippe sog,
Doch im Gemüthe tief und ahnungsvoll,
Wie ihrer grünen Wälder heilig Rauschen."
Ein solches Volk spricht eine andre Sprache,
Es ist die Sprache des Gewittersturms,
Der mächtig braust und unser Ohr erschüttert.
Und nun lebt wohl! Ich aber bin zufrieden,
Wenn hie und da ein Körnchen warmer Liebe
Zu uns'rer Ahnen urknorriger Dichtung
In Euren Herzen feste Wurzel schlug!

Digitized by Google

Jugenderinnerungen aus Roms Künstlerkreisen.

Von

Karl Graf Zaluski.

Keine Stadt vermag es besser, durch äußere Eindrücke den Geist dem künstlerisch Schönen zuzuwenden, als eben Rom, die altehrwürdige doch immer neu aufblühende Pflanzstätte der Kunst.

An des Nordens kleinere Verhältnisse gewohnt, staunt hier des Fremdlings Auge den gewaltigen Maßstab an, welcher der Römerzeit riesige Trümmer dem schaffenden Mittelalter an die Hand gegeben. Die Paläste ahnenreicher Patrizier erscheinen noch heute in ihrer Bauart vornehm, prunkvoll in ihrer inneren Ausstattung. Oeffentliche Plätze, Stiegenflüchte und Standbilder, nach den Entwürfen eines Bramante, Raphael oder Michel-Angelo ausgeführt, fesseln noch immer den Blick, ohne ihn zu ermüden. Stets neue Augenweide gewähren, in den charactervollen Straßen, die Wasserbecken, Obelisken und Säulenreihen, die immergrünen, mit weißen Marmorbildnissen gezierten Gartenhügel, das wellenförmig sich ausdehnende Häusermeer, die Fernsicht auf die ernstschöne, von den perspectivischen Linien der Wasserleitungen durchzogene Campagna. Naturfreunde und Kunstjünger, Alterthumskenner und Dichter, alle finden in Rom reichlichen Stoff zu Studien, Schöpfungen oder stillen Seelenfreuden und Jedermann kann, in dieser ihn täglich anregenden Umgebung, seiner Neigung oder seinem Berufe frei und ungetheilt nachleben.

Es ist daher erklärlich, warum Rom, im fünfzehnten Jahrhundert, die Wiege der wiedergeborenen Kunst geworden und seither der Künstler Lieblingssitz geblieben ist. Freilich läßt sich der Kunsttrieb des Cinquecento mit der Blüthe der Aloestaude vergleichen, die, in langen Zeitabständen, auf hoch aufgeschossenem Schafte eine goldene Blume entfaltet, um sodann auf viele Jahre in den Zustand der Unfruchtbarkeit zurückzuversinken; allein die Einwirkungen auf die Mit- und Nachwelt blieben nicht aus und wiederholt beherbergten Roms Mauern bedeutende Künstler, die, obzwar meist fremdländischer Herkunft, für die Epigonen jener Meister der Renaissance wohl gelten können.

Es ist nicht meine Absicht, zurückzugreifen auf die Tage regen künstlerischen Strebens, wie sie Goethe in Rom so feinfühlig geschildert hat; nicht vom hellasbegeisterten Winkelmann, nicht vom phidiaserfüllten Thorwaldsen

Digitized by Google

soll hier die Rede sein; ich will von glücklichen Stunden erzählen, welche ich während oftmaligen Aufenthaltes in der Siebenhügelstadt unter Künstlern zugebracht, deren Persönlichkeit in meiner Erinnerung unzertrennlich bleibt von den behaltenen Eindrücken einer malerischen Außenwelt, deren Namen für mich zusammenerklingen in dem Wohllaute des Wortes: Rom!

Mir war es schon als angehendem, für das Alterthum schwärmendem Jünglinge vergönnt, den classischen Boden nach soeben zurückgelegten Gymnasialstudien in Wirklichkeit zu betreten. Auf der träumerischen Via Appia, vom sagenhaften Alba Lunga an einem heißen Sommertage am Lateran-Thore angelangt, befand ich mich wenige Augenblicke darauf in der kühlen Werkstätte des berühmten Bildhauers Tenerani. Der bereits damals ältliche, seither verstorbene Meister erschien mir als ein schlanker, fast hagerer Mann. Graue Augen leuchteten mild unter buschigen Brauen hervor; silberdurchwirkte Haarlocken umwallten eine hohe Stirne. Sein Wesen dünkte mich einfach und vertrauenerweckend, seine Aussprache, wiewohl er kein geborner Römer war, etwas schnarrend. Er hielt viel auf Anstand und feine Sitte. An ihm waren Kinn und Oberlippe stets sorgfältig geschoren und die weißen Hände zeugten von untadeliger Pflege. Er war ein vornehmer Künstler, ebenso abhold der äußerlichen Vernachlässigung so mancher seiner Standesgenossen, als auch erhaben über kleinliche Eifersucht und Mißgunst. Aus der Schule Thorwaldsen's hervorgegangen, hatte sich Tenerani zum selbstständigen Meister entwickelt, der mit einem tiefbeschaulichen Sinn unermüdliche Thätigkeit verband. Unter seinen zahllosen Werken bewunderte ich am meisten die durchgeistigte, mir schon von Neapel her bekannte Gestalt des Evangelisten Johannes, sowie mehrere herrliche Darstellungen des Heilands. Zwar verläugnen letztere nicht einen verwandten Zug mit dem Thorwaldsen'schen Christus in der Frauenkirche zu Kopenhagen; doch beruht diese Aehnlichkeit weniger in inneren Momenten, als vielmehr in einer gewissen Analogie der technischen Behandlung. Im Uebrigen unterscheiden sich Tenerani's Arbeiten von jenen seines dänischen Lehrers wesentlich dadurch, daß in ersteren wohl gleichfalls die ästhetische Richtung der griechischen Plastik, keineswegs aber das antike Gefühl sich hervorthut, an dessen Stelle ein rein christliches Bewußtsein tritt. Tenerani's Figuren sind daher schön, aber nicht reizvoll zu nennen, seine monumentalen Werke edel, aber nicht großartig. Selbst in den lieblichsten weiblichen Porträtsbüsten bleibt seine Kunst ernst und strebt mehr nach maßvollem Ausdruck als nach treuer Naturwahrheit oder poetischer Idealisirung.

Pietro Tenerani war aus der Umgegend von Carrara gebürtig und erhielt den ersten Unterricht in der Bildhauerkunst an der Akademie jener durch ihre Marmorbrüche weltbekannten Stadt. Ein dort errungener Preis ermöglichte ihm die Reise nach Rom. Hier machte er sich in kürzester Zeit einen Namen durch seine „verlassene Psyche.“ Im Schmerze aufgelöst, liegt das holde, für seine Neugier so hart bestrafte Mägdlein auf der Erde, neben ihm die unheilvolle Lampe. Dieses Erstlingswerk gehört zu den gelungensten des Meisters, der auch später nichts daran zu verbessern wußte und nur das

Digitized by Google

Peplum etwas mehr über die Füße der Liegenden hinzog. Als Mitarbeiter Thorwaldsen's führte er bald darauf die Gruppe des Lebens und des Todes am Denkmale für Eugen Beauharnais zu München aus. Sie erinnert an die schöne Antike im Museum zu Madrid, welcher die Aehnlichkeit der beiden Genien mit Hadrian und seinem für ihn den Opfertod gestorbenen Antinous, ein so besonderes Interesse verleiht. Seinen Grabmälern prägt Tenerani stets einen sinnigen Gedanken ein; bald erscheint eine Verblichene als kluge Jungfrau im Evangelium, bald sitzt auf dem Grabe, im Schooße das siebenfach versiegelte Buch des Lebens und die bereite Posaune, der Engel der Auferstehung, sanfte Fürbitte in den erwartungsvoll nach oben gerichteten Blicken. Vielfach wiederholt, schmücken diese beiden Figuren auch bei uns daheim die Hauscapelle des Grafen Stephan Károlyi. Hübsch erfunden sind die kleinen Genien des Ackerbau's, des Handels, der Jagd und der Fischerei, sowie, in runderhabener Arbeit, die Märtyrer nach Chateaubriand. Selbst die moderne Kleidung verstand er in einem für Australien bestimmten Standbilde künstlerisch schön zu behandeln. Von seinen drei großen Monumenten Bolivar's versank das zuletzt geschaffene in den Meeresgrund. Jenes des Papstes Pius VIII. in der Peterskirche, von colossalen Verhältnissen, wurde vielfach getadelt, aber auch von einer gewandten und kunstverständigen Feder vertheidigt. Der Papst, dem Inneren der Kirche zugekehrt, kniet im Gebete; die Demuth in seinem Ausdrucke, die Pracht in seinen Abzeichen der höchsten Würde auf Erden, bilden sehr edle Gegensätze. Im Hintergrunde erhebt sich die herrliche Gestalt des Heilands mit ausgebreiteten Armen; zu beiden Seiten sieht man je einen Apostelfürsten und, halberhaben, eine Tugend, die Klugheit und die Gerechtigkeit. Die einzelnen Figuren sind vortrefflich; deren Zusammenstellung leidet aber ein wenig durch den raumbedingten Mangel an perspectivischer Tiefe. Christus muß eben im Himmel gedacht werden, wodurch der Vorwurf entfällt, der Papst wende sich vom Heiland ab. Sämmtliche Werke Tenerani's sind von dessen Sohne, einem Baumeister, in anderthalbhundert Gipsabgüssen und einem eigens gebauten Museum, pietätsvoll gesammelt worden.

An jenem Tage, wo ich ihn zum ersten Male in seinem Atelier in der Nähe der Piazza Barberini besuchte, fand ich Tenerani inmitten einer Schaar von Kunstjüngern und Gehilfen, sämmtlich in dem zunftmäßigen Linnenkittel und verschiedentlich aufgesetztem Papierkäppchen; da gab's ein Hämmern und Feilen, ein Meißeln und Sägen, ein Punctiren und Modelliren, daß einem das Herz auflachte. Und geplaudert und gescherzt wurde dabei unaufhörlich. Nur blieb der jungen Leute Lebendigkeit in den Grenzen des allen Südländern angebornen Anstandsgefühles, während die Ehrfurcht gegen den geliebten Lehrer ihrer Haltung eine innerliche Weihe verlieh.

„Dieser“ meinte der Meister, auf einen noch sehr jungen Schüler von zarter, fast mädchenhafter Gesichtsbildung weisend, „ist der folgsamste, fleißigste und bescheidenste von Allen. Und doch nimmt der Thon, unter seinen kunstbegnadeten Händen, wie von selbst gefällige, oft entzückende Formen an, so daß er den Beinamen Eucheir verdiente, welchen die Hellenen

7

Digitized by Google

der Urzeit ihren geschicktesten Bildhauern zu geben pflegten. Besonders schön gelingen ihm Frauenköpfe, worin er ein frühes Verständniß für weibliche Anmuth und Minnewesen verräth. Sicherlich hat dieser Knabe eine beneidenswerthe künstlerische Zukunft vor sich; nur möge er den feurigen Lebenstrieb beherrschen, der, ungezügelt, ihn leicht seinem Berufe abwendig machen könnte." Auch Cornelius und Overbeck bestätigten dieses Urtheil Tenerani's über die seltene Begabung seines Lieblings. Doch ach! Nach einer Reihe von Jahren sah ich den Jüngling in weißen Linnen aufgebahrt auf seinem Sterbelager. Die leidenschaftlich aufgeregte Phantasie trieb ihn aus Latiums Gefilden, die er unstät durchirrte, nach den Schneefeldern Lapplands, stürzte ihn in allerlei Wagnisse und Abenteuer, ließ ihn unaufgefordert in den Krieg für das Vaterland ziehen und machte zuletzt, nachdem er durch seine Kraft, Gewandtheit und Kühnheit, und mehr noch durch sein immer gleich zartsinniges, edles und aufopferungsfähiges Gemüth sich zahlreiche bewundernde Freunde erworben und manches Frauenherz erobert hatte, seinem jungen Leben in einem verhängnißvollen aber unverschuldeten Zweikampfe ein Ende. Mit wahrer Seelengröße hatte er monatelang die furchtbarsten Schmerzen ertragen, die er hinnahm als Sühne für die versäumte Pflicht. Glücklich im Bewußtsein, seinen Gegner verschont zu haben, erwartete er demüthig die Stunde der Erlösung. Der Tod gab ihm die lieblichen Gesichtszüge wieder, durch die er, als Knabe, die Herzen gerührt. Selig priesen die Griechen den Jüngling, der in der Blüthe seiner Jahre vom Tode dahingerafft wurde; ich aber dachte: dahingerafft, in dem Augenblicke wo er, zur Erkenntniß seiner Aufgabe gelangt, vom Schaffungsdrange neu erfaßt, im Begriffe stand, die Erwartungen seiner Mitwelt zu erfüllen! Man verzeihe mir diese, dem Andenken meines jüngeren Bruders Irenäus gewidmeten Zeilen. Zerstreut und nur Wenigen mehr bekannt sind seine Erstlingswerke; doch zeugen dieselben von einer bedeutenden Befähigung, die seinen Verlust für die Kunst zu beklagen erlaubt. — Für mich ist Rom noch so voll von seiner Erscheinung, daß, wenn mir dieselbe auch jetzt eine unzeitige Thräne erpreßt, ich sie hier lieber nicht wegwischen mag in dem Glauben, sie könnte vielleicht einem jungen Talente zur heilsamen Warnung gereichen.

Ich erwähnte des Malers Cornelius. Zu Anfang der Fünfziger-Jahre besuchte ich ihn in seiner, Via Sistina, am Dreifaltigkeitsberge gelegenen Wohnung. Dieselbe bildet den zweiten Stock des Palazzo Zuccari, nach der Rückseite hoch über die gesenkte Bodenfläche sich erhebend, so daß man von den Fenstern den prächtigsten Ausblick genießen könnte, zögen nicht die Wände des Empfangszimmers durch ihre herrlichen, von Cornelius, Overbeck, Veit und Schadow ausgeführten Fresko-Malereien das Auge unwiderstehlich an. Da saß der bleiche Altmeister, in puritanischer Haltung und Tracht, den Kopf mit einer dunklen Sammtmütze bedeckt. Er war so freundlich, die Bilder, welche meine Aufmerksamkeit fesselten, mir ausführlich zu deuten. Seiner Worte entsinne ich mich leider nicht mehr; doch weil diese Wandgemälde von Fremden verhältnißmäßig nur selten besichtigt werden, so will ich versuchen, sie hier nach meinen eigenen Eindrücken zu schildern.

Digitized by Google

Ihre Reihe eröffnet die von Overbeck gemalte Brunnenscene im biblischen Dothain, am Wüstenrande, wo Joseph von seinen Brüdern an die ismaelitischen Reisenden verkauft wird. Sehr auffallend ist des unschuldigen sechzehnjährigen Träumers Aehnlichkeit mit dem Jesusknaben, wie er im Tempel lehrend dargestellt zu werden pflegt; denn Joseph war ja ein Vorbild des Heilands, der auch verrathen und verschachert werden sollte. Gleich im Vordergrunde sieht man die vertrocknete Zisterne, in welche der Jüngling hineingeworfen, und den Strick, an dem er beim Herannahen der Kaufleute herausgezogen wurde. Einer von diesen führt den weinenden Joseph an der Hand weg, während eine unverschleierte Madianitin vom hohen Kameele mitleidsvoll auf ihn herabsieht und eine gleiche Regung sich im Antlitze eines Mohrensklaven und eines mittelalterlich gekleideten Pagen ausdrückt. Man erkennt die rein psychische Kunstrichtung, bei der es auf kleine Anachronismen nicht ankömmt. Zur Linken nehmen mehrere von den treulosen Brüdern die Geldsäcke in Empfang von einem ältlichen Fremden, in dessen scharf geschnittenen Gesichtszügen und fein gekniffenen Lippen geizige Berechnung sich ausspricht. Judas, der zum Verkaufe rieth, zeigt Habsucht in den gespannten Blicken; die übrigen umstehenden Brüder schauen mehr neugierig darein. Zwei andere schlachten etwas abseits den Widder, in dessen Blute der bunte Rock getaucht wird. Einer endlich, als zehnter (denn Ruben, der älteste und Benjamin, der jüngste, sind ja abwesend), hütet Lämmer auf grünender Weide. Hüben, im Hintergrunde, erhebt sich in üppigster Landschaft eine stromumgürtete Stadt, wohl Galaad, und drüben zieht den steilen Felsweg eine Caravane herab, Gewürze, Harz und Myrrhe auf höckerigen Saumthieren nach Aegypten führend.

An der gegenüberliegenden Wand läßt Schadow den getäuschten Ruben vor seinen Vater treten, ihm das blutige Kleid des angeblich von wilden Thieren geraubten Josephs zu zeigen. Dramatisch ist die Bewegung des greisen Jacobs, der im Schmerze sein eigenes Gewand zerreißt. Ihm zu Füßen sitzt, in kindlicher Einfalt, der goldhaarige Benjamin. Zwei Frauengestalten erblickt man — vermuthlich die Mägde Bala und Zelpha, denn Lia und Rachel lebten nicht mehr, — die Eine ihre Arme zum Himmel erhebend, die Andere erschrocken zur Thüre eintretend.

In der vom Overbeck'schen Bilde durch eine Fensterböschung getrennten vorderen Ecke des Zimmers benutzte Philipp Veit einen schmalen Raum, um die, nur zwei Figuren voraussetzende Verführungsscene in dem Augenblicke darzustellen, wo Joseph den Lockungen der Gattin Putiphars durch die Flucht sich entzieht und hiebei den Mantel von seinen Schultern gleiten läßt. Die Zuleika der morgenländischen Dichter scheint Veit allerdings nicht gekannt und sein Jussuf des klugen Knoten-Strategems nicht bedurft zu haben. Das Bild ist vielmehr nüchtern und schmucklos, wie die Erzählung in der Bibel. Querüber thut sich das Gefängniß auf, in welchem uns Schadow Joseph vorführt, im Begriffe seinen Mitgefangenen, dem Mundschenk und dem Bäcker, ihre Träume auszulegen. Die Visionen selbst — der Weinstock mit den drei Reben und der Korb voll Backwerk, welches die Vögel plündern — umgaukeln uns in schillernden Lufterscheinungen. Wie Raphael in seiner Befreiung Petri aus dem Kerker, umrahmt auch

Schadow das Hauptmotiv mit Nebenbildern und läßt den oberen Eingang des Thurmes von dem Kerkermeister und einem Kriegsknechte bewachen. Sinnig gibt er dem einen Gefangenen, dem Aufseher über die Hofbäckerei, ein Missethäterantlitz. Der Mann stiert dumpf vor sich hin, gleichsam im Vorgefühle seiner nahen Hinrichtung.

Zwei Gegenwände füllte Cornelius mit der Traumdeutung beim Könige und der Wiedererkennung Josephs und seiner Brüder aus. — Im ersten Bilde steht der junge Hebräer vor dem Herrscher Aegyptens, ihm dessen Traumgesichter erklärend und hiebei die Beweise an den Fingern abzählend. Auch hier schweben die Träume von den sieben fetten und den sieben mageren Kühen und von ebensovielen vollen und verdorrten Aehren, in Luftblasen vor uns. Pharao sitzt auf dem Throne, das Kinn nachdenklich auf die Hand gestützt. Mehrere Höflinge umstehen ihn; ein Schreiber verzeichnet die Wahrsagung und der dankvergessene Mundschenk entfernt sich eilig.

Ebenso klar und ergreifender noch ist das andere Wandgemälde Cornelius'. — Seiner Rührung nicht mehr mächtig, erhebt sich Joseph vom reichverzierten Statthalterstuhle und umarmt weinend den geliebten Benjamin. Vier von den Brüdern stürzen reuig zu seinen Füßen; die übrigen treten, sichtlich bewegt, etwas abseits zusammen. Eine Figur, die ich mir nicht zu erklären vermag, ist die neben Joseph in fast proconsulmäßiger Haltung sitzende; die grünlichen Panzerhandschuhe scheinen zwar auf den Obersten der Leibwache Pharaos, den uns noch nicht vorgestellten Putiphar hinzudeuten; allein, abgesehen davon, daß dieser in dem sich abspielenden Auftritte gar nicht zu erscheinen hat, war ja, auf Josephs Geboth, kein Fremder zugegen, als er und seine Brüder einander erkannten.

Zwei kleine Ansichten wurden über den Thüren angebracht, die mächtigen Wölbungen des Gefängnisses und eine Pyramidenlandschaft zur Ueberschwemmungszeit darstellend. Die beiden Lünetten endlich nahmen reizende Gegenstücke auf, Allegorien von den sieben gesegneten und den sieben Jahren der Unfruchtbarkeit, jene von Veit, diese von Overbeck gemalt. — Eine blühende Frauengestalt, zwei Kinder auf dem Schooße, von denen das größere an der Mutterbrust saugt, das kleinere einem mit ihm spielenden Knaben die Händchen entgegenstreckt, mehrere andere Putti, Obstkörbe tragend oder auch muthwillig mit dem Fuße umstoßend, Trauben, Blumen, ein Bienenstock und ein stolzbefiederter Pfau, versinnlichen die Fülle, den Ueberfluß der irdischen Güter. — Eine bleiche Mutter, von hungernden Kindern umgeben, der ältere Knabe scheu an einem Knochen nagend, zwei jüngere Geschwister um einen gefundenen Bissen sich streitend, die kleinsten aber schon kraftlos dahinsiechend und, an den Flügeln, ein sterbendes Pferd und eine magere Wölfin: so dachte sich Overbeck Noth und Elend im malerischen Symbole. Diese schönen Lünettenbilder soll der bekannte Kunstmäcen, Graf A. Raczynski, durch Kupferstiche verbreitet haben.

Es war ein glücklicher Gedanke, den hier vier deutsche Maler gemeinschaftlich verwirklichten, und nicht bald ist ein derart reichhaltiger Vorwurf so einheitlich und sorgfältig durchgeführt worden. Die Charakteristik der Personen erscheint überall vollkommen beibehalten; durch die Jahre

Digitized by Google

bewirkte Veränderungen sind mit großer Naturwahrheit ersichtlich gemacht. Es ist auf den ersten Blick nicht leicht, die nur in schwacher Ueberlieferung auf uns überkommene Autorschaft der einzelnen Gemälde in deren Eigenthümlichkeiten bestätigt zu finden. Im allgemeinen kann man behaupten, daß Cornelius sich durch Lebendigkeit der Handlung und Sicherheit der Typenauffassung auszeichnet, Wilhelm von Schadow durch Leidenschaftlichkeit im Ausdrucke, Veit durch die Anmuth seiner Knabengestalten und Overbeck durch einen mystischen Hauch, der seine Wüstenscene wunderbar verklärt.

Indeß braucht man, um in Rom Fresken zu sehen, nicht immer das Innere von Gebäuden zu betreten, die deutsche Kunst in der Villa Massimo, die italienische in den Vatican'schen Stanzen und Loggien zu bewundern, am ersten und fünfzehnten jeden Monats nach der Farnesina zu fahren und von deren spanischem Miethmanne die Erlaubniß zu erwirken, außer den Jedermann zugänglichen Raphaelischen Schöpfungen — Galathea's Triumph und Psyche und Amors Liebesgeschichte — auch die in der Technik nicht minder vollendeten Wandbilder Sodoma's zu besichtigen. In Rom stößt man, oft ganz von ungefähr, auf Fresken im Freien und freut sich ihrer dann wohl am meisten, weil man sie gewissermaßen entdeckt zu haben wähnt. Ein solcher unerwarteter Genuß ward mir einst am Palatinhügel zu Theil, wo ich seit jeher gerne lustwandelte, freilich lieber noch zur Zeit, als dort kein Gitter, kein Drehkreuz und keine Tafeln mit Autorenzitaten die Schritte hemmten und man noch nicht sonntäglich aufgeputzten Städtern und nur selten einem volneybelesenen Ruinenliebhaber begegnete. Dichte Myrten und Oleander, stachelige Cactus und Aloen, summende Wespen und schätzehütende Schlangen wehrten neidisch den Zugang zu den chaotisch umherliegenden Trümmern. Dort fand ich mich einmal, einsam schlendernd, unversehens einem Wandgemälde aus römischer Zeit gegenüber. Der Gegenstand ließ sich leicht erkennen. Ein unbekannter Künstler hatte Io abgebildet, wie sie gefesselt am Fuße einer Säule liegt, auf derem Kapitäl die Statue der Juno zu sehen ist. An einem Steinblocke gelehnt, steht unweit Argus, der unvergleichliche Wächter, in ruhender Stellung. Drüben, um den felsigen Vorsprung, tritt leichtbesohlt Merkur hervor. Den Finger an den Mund gepreßt, überblickt er die Lage der Dinge und sinnt, vom Gegner noch unbemerkt, auf schlauen Angriffsplan. Auch Io ahnt die Nähe des Retters nicht; aber das Standbild der sie verfolgenden Göttin beugt sich schon unruhig über die verzweifelnde Gefangene. Diese ringt ihre weißen Arme und fleht mit zum Himmel erhobenen Augen, welche, braun von Farbe und ein wenig glotzend, an die bekannte Verwandlung leise gemahnen. Wer dächte da nicht gleich an Ovid's anmuthende Erzählung und sähe nicht im Geiste, wie nun der listige Götterbote scheinbar harmlos auftritt, des Hüters Argwohn durch schmeichelnde Worte begütigt, den Bethörten durch langathmige Mährchen ermüdet und ihn schließlich einschläfert durch süßes Schalmeyspiel? Heute freilich ist die Freske überdacht und bildet die Hauptzierde eines förmlichen Hauses, das man als dasjenige des Vaters des Kaisers Tiberius bezeichnet; heute stehen Inschriftstafeln da und gähnende Custoden und von

Digitized by Google

Gaffern wimmelt's, an den Nichtzahltagen zumal; jetzt hat die liebliche Jo für mich keinen Reiz mehr!

Gewiß liegt es mir ferne, des Senators Rosa Verdienste um die Ausgrabungen der Cäsarenpaläste und die Ausschmückung der herrlichen Farnesischen Gärten im mindesten anzugreifen. Wenn ich indeß an einem Wegweiser lese: „Hier stand des Faustulus Hütte und dort führte 'ne Treppe zur Höhle des Lupercal, in welcher die Zwillinge von der Wölfin gesäugt wurden," gleich daneben aber unter der Aufschrift Domus Tiberiana nach Suetonius und Tacitus belehrt werde, von welchem Erker aus Vitellius beim Nachtgelage dem Kampfe und Brande am Capitol zusah, oder welche Richtung die Schritte Otho's befolgten, als er, in der Verschwörung gegen Galba, nach dem Velabrum hinabstürmte: dann lache ich unwillkürlich auf in der Erinnerung an die Grotte der cumäischen Sibylle, in der ich, auf den Schultern meines wasserdurchwatenden Führers, beim Anblicke zweier, rechts und links im Tuffsteine eingehauenen, vom Fackelscheine fahl beleuchteten Pritschen der engen Badekammer, den Cicerone mit Pathos ausrufen hörte: „Auf dieser hier lag die Sibylle, und auf jener Nero!" — Solch' kühne Sicherheit, womit der überzeugte römische Archäolog alle Stellen zu bezeichnen weiß, an denen sich geschichtliche Begebenheiten zugetragen haben, ist nur von seinem gegnerischen Collegen, dem greisen und schalkhaften Baron Visconti in anderer Richtung übertroffen worden. Als ihn nämlich, so lautet die Anekdote, ein Engländer, den er nach dem Colosseum geleitete, allen Ernstes fragte, ob man denn wisse, aus wie vielen Quadern der Riesenbau zusammengefügt sei, antwortete der Gelehrte schlagfertig mit einer in Millionen, Tausenden und weiter fort bis zu den Einheiten ausgedrückten Zahl. Da zog der erfreute Tourist sein Notizheft hervor und trug die Ziffer sorgsam ein. Nach einer Weile jedoch, im Taschenbuche zurückblätternd, rief er bestürzt aus: „Seltsam, Sir! als ich vor fünfzehn Jahren dieselbe Frage an Sie stellte, da gaben Sie mir eine ganz andere Zahl an." „Das kommt," erwiderte jener gelassen, „weil man dazumal noch keine genaueren Berechnungen angestellt hatte. Behalten Sie die letztere Nummer; Sie können dieselbe als vollkommen verläßlich betrachten."

Bietet nun allerdings der culturbeleckte Palatin immer seltener Gelegenheit, mit Wesen aus dem heidnischen Rom in unvermittelte Berührung zu kommen und hüpfte sogar vor dem Schutzpatrone und volksthümlichsten Heiligen der Stadt, wie Goethe uns von Sanct Filippo Neri verbürgt, nur mehr ein wenig verführerischer Kobold auf dem alten Gemäuer einher, so kann man doch wenigstens in der Campagna, der Zufluchtstätte der verbannten Gottheiten, noch heute mitunter gar merkwürdige Erscheinungen heraufbeschwören, wie folgendes Histörchen sogleich beweisen soll.

Die Fürstin *** hatte das den Lesern der „Dioskuren" bereits bekannte Freundespaar, Sindbad und Hellen, zu einer Spazierfahrt nach der Quellgrotte der Nymphe Egeria geladen. Es war ein wunderschöner Juliabend und die Fluren durchwürzte köstlicher Kräutergeruch. Am Bacchustempel ließ die kleine Gesellschaft ihren Wagen zurück und wanderte, da keine grimmige Ochsenheerde den Weg ihr verlegte, denselben hinab ins Thal der

Digitized by Google

Camönen. Die Grottenkühle behaglich genießend, forderte Hellen seinen Gefährten scherzhaft auf, Egerien anzurufen in dichterischer Improvisation. Sindbad versuchte es in seiner romanischen Sprache, so gut es eben aus dem Stegreife ging:

> Glücklich pries er Numa, den König, der fern vom Getriebe
> Einer entstehenden Stadt, in diesem verborgenen Thale
> Frei sich fühlte als Mensch und den Sorgen der Herrschaft entrücket.
> Noch sei vorhanden der Hain, durchschwirrt vom Zicadengezirpe;
> Auch sei die Höhle noch da, vom eisigen Brunnen durchrieselt,
> Welcher, wie einstens, den Lorbeerstrauch und den knorrigen Oelbaum
> Tränkt und die windgeschaukelten Halme des buschigen Rohres.
> Hier, wo noch blieb das Gestein von Frauenhaar überdecket,
> Blaue Veilchen noch immer entkeimen dem mosigen Grunde,
> Möchte auch sie ihm erscheinen, die jugendlich reizende Nixe!
> Schüttelnd die bräunlichen Locken, welche der Eppich bekränzet,
> Lächelnden Blicks und die niedlichen Füßchen bespült von der Quelle,
> Möchte die Stimme erheben und milde Gesetze verkünden!
> Wem sie, gleich Numa, sich zeigt als verkörperte Liebe zur Heimat,
> Schlägt dem kein königlich' Herz in dem Busen, Egerien zu lieben?

An dieser Stelle stürzte Hellen dem Ausgange der Grotte zu, laut rufend: „Da ist sie, wahrhaftig, da ist sie ja selber!" „Wer?" fragte verwundert die Fürstin. „Die Nymphe, Egerie!" lautete die hastige Antwort. Nun eilten auch die Fürstin und Sindbad ins Freie und sahen in der That, über ihren Häuptern, eine Frauengestalt schweben, und zwar, genauer betrachtet, in einer Ballongondel. Zierlich wiegte sie sich in den Lüften, warf neckisch eine handvoll Blumen herab und nahm, in aufsteigender Richtung, ihren Flug 'gen Frascati. Die aufgeregte Gesellschaft lief zum Wagen und jagte auf staubiger Straße der flüchtigen Erscheinung nach, bis ein ausgedehntes Schilffeld, sehr zur Befriedigung der keuchenden Rosse, der tollen Fahrt ein Ziel setzte. In der Stadt aber wurden die Nymphenbeschwörer durch riesige Ansageblätter belehrt, daß ihre vermeintliche Egerie eigentlich Madame Poitevin, aréonaute de Paris heiße, was übrigens der Heiterkeit unserer Freunde über den sonderbaren Zufall keinen allzugroßen Eintrag that.

Nirgend wohl sieht man so viele Maler- und Bildhauer-Ateliers, wie in Rom, und dort ist es üblich und gehört zum guten Tone, diese Arbeitsstätten der Künstler öfter zu besuchen. Bei einem solchen Rundgange bietet sich freilich am häufigsten nur Mittelmäßiges und Herkömmliches dem Auge dar. Bisweilen überraschen jedoch einzelne originelle Einfälle, wie z. B. des amerikanischen Bildhauers Greenough horizontal fliegende Nemesis, das Sphinxgesicht und die verschränkten Arme dem Beschauer zukehrend, den langgestreckten Körper von Wolken getragen, jedenfalls ein gelöstes Problem der Statik, um das es dem Künstler auch in einer allerliebsten Figur des einen Baum umflatternden kleinen Sommernachts-Puck wohl hauptsächlich zu thun gewesen ist. Nicht minder neu in der Erfindung ist Brotzki's plastische Darstellung der Politik, als einer reichgeschmückten Dame, die ihren auf eine Katze losgehenden Hund an der Leine zurückhält, und geistvoll, wenn auch absonderlich genug, ist ebenfalls des vielgepriesenen Monteverde's

Digitized by Google

Gruppe: „Doctor Jenner mit gespanntester Aufmerksamkeit ein schreiendes Kind impfend“ oder sein „Genius Franklin's,“ aufgefaßt als ein beschwingtes, auf hoher Thurmesspitze mit dem Blitze spielendes und von demselben elektrisch durchzucktes Bübchen.

Manchmal sieht man aber auch Treffliches, und noch weiß ich mich lebhaft zu erinnern, wie mich, bei Professor Müller aus Coburg (dem Bildhauer, denn sein Zwillingsbruder ist Maler), die einen Amoretten kosende Jungfrau entzückte, welche, bald darauf, die Beachtung der Kunstwelt so sehr auf sich lenkte. Auch dieses Meisters Satyr gefiel mir, der eine unsichtbare Dryade belauscht und hiebei mit so naturwahrer Behutsamkeit auftritt, wie etwa ein junger Campagnolo auf seiner ersten Rebhühnerjagd. Ein gefesselter Prometheus und heranfliegende Okeaniden bilden eine großartige Gruppe, wie man auch sonst über die plastische Wiedergabe der Aeschylos-Dichtung zu denken versucht wäre. Tritt man nun vollends in das Studio eines Siemiratzki und staunt „die Fackeln des Nero“ oder die Cartons zu den „Alexander Newski-Bildern“ an, dann ist man füglich entschädigt für längeres Suchen in den künstlerbewohnten Stadttheilen Roms.

Die französischen und spanischen Akademien veranstalten überdies alljährliche Ausstellungen, ein Vorgang, welchen erst unlängst die im Palazzo di Venezia weilenden österreichischen Kunststipendisten mit erfreulichem und Besseres noch für die Zukunft versprechendem Erfolge nachgeahmt haben. Auch hat man bereits in unserem Botschaftspalaste begonnen, die Gypsabgüsse der hier entstandenen plastischen Werke zu sammeln und in einem, hiezu vorzüglich geeigneten, auf den Garten sich öffnenden Säulengange aufzustellen. Schon erblickt man daselbst, auf passenden Piedestalen, eine Pietà des Professor Bauer, Statuen des Theseus und Meleager von Schaller, einen Hylos des früh verstorbenen Matzan und zwei gelungene Standbilder vaterländischer Fürsten, von dem in jüngsten Tagen vielgenannten Professor Kundmann. So möge denn der Porticus im schmucken Palazzetto bald zur Ruhmeshalle werden unseren landsmännischen Bildhauern und ihre Collegen, die Maler, einer Anregung des kunstsinnigen Botschafters Grafen Paar folgend, die geräumigen Wände der schönen, am Hauptgebäude befindlichen Loggia, allmälig mit Fresken bedecken, dem Hause zur Zierde, zur Ehre der heimischen Kunst!

Ungleich weniger, als den bildenden Künsten, war in neuerer Zeit der römische Boden der Tonkunst zuträglich. Sogar die Kirchenmusik, welche doch hier ihre schönsten Triumphe gefeiert hatte, liegt jetzt im kläglichsten Verfalle. Statt der Gesangscompositionen Palestrina's und seiner Nachfolger, bekommt man in Roms Basiliken nur die nichtssagendsten Vocal-Messen zu hören, ein Gefüge von musikalischen Gemeinplätzen, untermischt mit opernentlehnten Orgel-Zwischenspielen. Dabei werden, nach dem Satze: mulier taceat in ecclesia, die Sopranpartien bekanntlich von Männern mit unnatürlichen, jedenfalls höchst unmusikalisch klingenden Falsetstimmen gesungen, während des Capellmeisters unermüdlicher Tactstock so ungestüm auf das Dirigentenpult klopft, daß ich einmal, bei der Aufführung des schlechterdings an und für sich nicht sehr erbaulichen Stabat Rossini's, vor

Digitized by Google

jener martervollen Tactschlägen-Begleitung mein Heil in der Flucht suchend, zu der Ueberzeugung kam: ein Publicum, das so etwas stundenlang auszuhalten im Stande ist, müsse zwar stählerne Hörnerven, aber schon deshalb keine Empfänglichkeit für feinere Musikeindrücke besitzen. Der Römer schont überhaupt sein Trommelfell nicht und selbst während der Orchestervorträge auf öffentlichen Plätzen schmettern Straßenverkäufer ihr Zeitungs- oder sonstiges Waarenangebot den Umstehenden mit solchen Stentorstimmen ins Ohr, daß jenes eines Ausländers hiebei den stechendsten Schmerz empfindet. Ist doch, nach neuester Entdeckung, das eigentliche Gehörwerkzeug des Menschen ein äußerst zartes Körperchen, vergleichbar einer mikroscopischen, mit über dreitausend Saiten bespannten Leier; diese Nervenfäden, nach den Gesetzen der Akustik beim Anlangen der Schallwellen in Mitschwingungen gerathend, lassen die Töne recht eigentlich in unserem Ohre erklingen, in welchem sich also auch jede Musik noch einmal vollständig abspielt. Doch in Italien hat man, wie gesagt, derbere Gehörsorgane, und von denselben keine so wissenschaftlich vorgeschrittenen Begriffe. Dort wird, im Gegentheile, die Fähigkeit zu schreien sehr auf Kosten einer edleren Gesangsweise begünstigt und der von der Natur schon mit den ausgiebigsten Stimmmitteln ausgestattete Sänger in seinen Bemühungen, möglichst laut zu werden, durch das Mitklingen der Streich- und Blasinstrumente auf das wirksamste unterstützt. Einen Chor der Wilden aus Spontini's Fernando Cortez hörte ich in einem Concertsaale derart brüllen, daß die wirklichen Wilden sich darin mit den römischen ganz gewiß nicht hätten messen können.

Vor etlichen Jahren both wenigstens die Sixtinische Capelle in der Charwoche einige musikgeschichtliche Merkwürdigkeiten, wie z. B. das Miserere Allegri's, Palestrina's Improperien und Lamentationen. Auch in der Peterskirche hörte man zu Weihnachten und Ostern Kirchen-Musik älteren Styls und nicht ohne ergreifende Wirkung tönten sanft von der Kuppelgallerie die Silberposaunen herab. Allein ich konnte die Quinten- und Octavenfolgen, die Geschmacklosigkeiten und den schalen Charakter dieser seit dem Jahre 1870 verstummten Musikgattung nie recht verwinden. Gegen unsere frischen Sängerknaben-Chöre in dem Stephansdome oder in der Hofburgcapelle, stand sie, nach meinem Gefühle, weit zurück, und hinterließ mir den Eindruck des Unwahren und Barocken, so daß ich mich zu einem wärmeren Nachrufe hier nicht zu begeistern vermag. Wie ganz anders stünde es heute um die Kirchenmusik in Rom, wenn man ihre Leitung Lißt, etwa zur Zeit als er die geistlichen Weihen empfing, übertragen hätte!

Lißt's rascherfassendes, liebevoll eingehendes Genie würde sich freudig einer Aufgabe gewidmet haben, welche seiner eigenen künstlerischen Richtung am meisten zugesagt hätte; denn, mit wie viel Innigkeit er kirchliche Stoffe musikalisch zu behandeln weiß, davon zeugen die werthvollsten unter seinen Tondichtungen, die Psalmen, Messen und Oratorien. Andererseits wäre gar mancher vergilbte, im vatican'schen Archive modernde Schatz an das Tageslicht gefördert und durch den Druck vervielfältigt worden. Vor allem jedoch wäre die seit Baini gänzlich verlorne Tradition von der stylgerechten Aufführung der Compositionen Palestrina's und der anderen großen Meister der Vorzeit, durch ihren intuitiven Nachfolger wiedergefunden und fortgesetzt worden.

Digitized by Google

Man denke sich nun im Allgemeinen die nächsten Wirkungen eines solchen umgestaltenden Einflusses auf die gottesdienstliche Musik in Rom. Neue Orgeln würden in den Kirchen erstanden sein, eine richtigere Spielweise dieses Instrumentes, ein angemessener Vortrag der Gesänge, eine hier völlig ungekannte Nüancirung der Chöre würden sich geltend gemacht und sicherlich nicht verfehlt haben, die Zuhörer sofort für sich einzunehmen, während ein tieferes Verständniß für den edleren Charakter und die kunstvollere Form der neuen Tonweisen sich beim Publicum nach und nach eingestellt hätte, da dieser Theil der Volkserziehung eben das eigenste Werk der Tonkünstler selbst ist, welche das Schöne und Bedeutungsvolle im Tone zu erkennen lehren und unseren Gehörsinn allmälig an den Genuß gewöhnen, den ihm die Musik sowohl in der Kunst, als auch in der Natur zu gewähren vermag. — Von einer begeisterten Schaar von Kunstjüngern stets umgeben, was hätte nicht, auf so fruchtbarem Boden, in kürzester Zeit ein Lißt geleistet, der, wo er nur immer die Hand anlegt, in hohem Grade belebend und anregend zu wirken versteht, so daß einmal, auf sein bloßes Geheiß, am Namensfeste des Kaisers Franz Joseph von Oesterreich, in der Anima-Kirche eine Messe von De Witt, mit eingelegtem Offertorium aus Lißt's „Heiligen Franz Messe", sehr annehmbar von Sängern aufgeführt wurde, die sonst nur „römische Messen" vorzutragen wußten. Leider ist ein so folgenreiches Angebot dem Abbé Lißt niemals gemacht worden und die Wiedergeburt der Kirchenmusik Roms hat sich bis jetzt nur im ahnenden Geiste einiger Anhänger des Meisters vollzogen.

Nichtsdestoweniger verdanken Franz Lißt seine römischen Freunde unvergleichliche, der Oertlichkeit wunderbar angepaßte musikalische Genüsse. Meine Erinnerungen reichen zurück in die Zeit, wo er noch außerhalb der Stadt, am Monte Mario wohnte. Auf monumentaler Freitreppe — dem Werke Benedicts des XIII. — gelangte man zu des Tondichters Gemächern in einem stattlichen, den Dominicanern gehörigen Gebäude. Bücherreihen längs der Wände, ein notenbeladener Schreibtisch, in schräger Aufstellung ein Pianino von Boisselot. Armsessel in den Fensterecken, von denen man Rom zu seinen Füßen erblickte: darin bestand die einfache Einrichtung des geistig so fein gebildeten Mannes. In dem anstoßenden kleinen Eßzimmer sah ich, zur Mittagsstunde, auf schimmernder Tischdecke nur einen Laib Brod, einen salatgefüllten Napf und eine bastumwundene Orvietoflasche. Diese Entsagung bei einem Künstler, der wahre Goldfluthen aus dem Clavier hervorquellen ließ, um sie mit vollen Händen Anderen auszutheilen, diese Uneigennützigkeit mitten in einem dem Mammon fröhnenden Zeitalter, erregten überall, in Rom, Weimar und Pesth, die Bewunderung seiner Vertrauten und stellten, in ihren Augen, seinen Charakter so hoch, wie sein Genie. — Zwei Thüren führten, die eine nach der Schlafstube, die andere nach der Emporkirche, dem sogenannten Coretto. Den Betschemmel hatte die Fürstin Marzellina Chartoryska, eine Schülerin Chopin's, mit dem prächtigsten persischen Teppich überdeckt.

Damals arbeitete der Meister an seinem geistlichen Singspiele „die heilige Elisabeth". Wie poetisch seine Stimmung war, beurtheile man nach

Digitized by Google

dem Kreuzritter-Aufzuge oder nach dem Rosenwunder. Pius IX. stattete hier dem berühmten Maestro einen Besuch ab. Voran der Battistrada, dann die stets vor dem Hause, in das der Pabst eintritt, wachehaltenden Nobelgarden, so erschien, im sechsspännigen Wagen, Seine Heiligkeit, in Begleitung seines damaligen Großalmosiniers, des jetzigen Cardinals Hohenlohe, des Monsignor de Mérode und anderer Prälaten der päbstlichen Anticamera. Selbst musikalisch gebildet und in früheren Jahren im Violoncellspiele geübt, drückte der entzückte Hohepriester seine Empfindung dem großen Tonkünstler in sinnigen Worten aus. „Sie haben mich," sprach er bewegt, „himmlische Klänge vernehmen lassen, wie solche den Seligen im Jenseits beschieden sein müssen."

Einige Jahre später ließ sich Lißt im Olivetaner-Kloster am Forum häuslich nieder. Von der Kirche Santa Francesca Romana und dem Tempel der Göttin Roma eingefaßt, lag seine Wohnung dem Colosseum zugekehrt. Die Räume waren diesmal etwas größer. Ein bostoner Chickering-Flügel breitete sich gemächlich aus in einem länglichen Salon, dessen bunte Einrichtungsstücke von einem Cardinals-Nachlasse stammten. Hier ertheilte Lißt, aus menschenfreundlichem Kunstinteresse, einer Anzahl von Schülern Unterricht und ließ sich auch manchmal, meist am Freitag Nachmittag, vor einem auserlesenen Kreise hören. Die dankbare Verehrung seiner Jünger umgab ihn mit einer Art Glorienschein, der ihm gut stand. So erschien wohl der göttliche Sanzio unter seinen trautesten Schülern. Seine Besucher beurtheilte Lißt auf den ersten Blick und richtete darnach seine Vorträge ein. Warme Begeisterung wußte er zu ehren, Verzückung auf das liebenswürdigste zum Besten zu halten. Aber selbst dann, wenn er im Spielen zu spielen sich erlaubte, überraschte er durch geniale Einfälle die verständigsten Zuhörer. Wer hätte nicht, zugleich mit dem Reigen englischer und amerikanischer Misses, das kleine Wunder angestaunt, welches der zu etwas Hocus Pocus gerade aufgelegte Meister in Bülow's Sängersfluch vollbrachte, als er, im Augenblicke, wo nach gewaltigster Kraftsteigerung der Fluch hingeschleudert wird, beide, gleichsam entsetzten Hände von den Tasten in die Höhe schnellen ließ, während, o Zauber! im forttönenden Accorde eine harmonische Veränderung von selbst sich vollzog? Konnte man sich der Täuschung erwähren, wenn man, in der Legende des Heiligen Franciskus von Assisi, brausende Meereswellen, hallendes Windgetöse, Donnergekrach im dräuenden Gewölke und, inmitten des tobenden Sturmes, ihn gleichsam bannend und bezwingend, die Stimme des reinen, gläubigen Herzens vernahm? Oder das Ave-Maria, mit Glockengetön in milder Abenddämmerung, umhaucht von unendlicher mystischer Sehnsucht, ließ es nicht völlig die nächste Umgebung vergessen, versetzt' es nicht wonnig in traumhafte Ekstase? Und doch, so neu die Kunstmittel, so überwältigend die Klangfarben, so stimmungsvoll der Vortrag stets gewesen, um wie viel höher schätzte ich nicht des Tondichters einsame, jeder Berechnung baare Improvisation! Hier offenbarte sich sein ewig junger Genius, die volle Opferschale emporreichend der Himmelstochter Harmonie.

Auf einem umgestürzten Säulenschafte neben dem Titusbogen sitzend, belauschte ich eines Tages solch' freies Phantasieren. Beide Hände des

Digitized by Google

Spielers glitten zuerst über die Claviatur in rauschenden Passagen dahin. Unwillkürlich stellte sich eine musikalische Erinnerung aus der Jugendzeit ein, die nun festgehalten und in der ursprünglichen Figuration verfolgt wurde. An dieselbe knüpften sich alsbald andere Reminiszenzen, welche eine abgeänderte rhythmische Gestaltung mit sich brachten. Doch schon genügen nicht mehr die veralteten Tonweisen; nach feineren Reizmitteln verlangt das Ohr, nach höheren Idealen ringt der schöpferische Geist. Wie die Baß-Recitative im letzten Satze der neunten Symphonie Beethoven's, schütteln kühne Neuerungen die früheren, zudringlichen Motive von sich ab, als sagten sie deutlich: Nein, das ist es nicht, was zum Ausdruck gebracht werden soll. Und jetzt sucht er in leisen Tönen die Form für den eigenen Gedanken. Und dieser sprudelt hervor, einem frischen Waldquell vergleichbar, der murmelnd seinen Lauf auf blankem Kieselbette nimmt; da zerklüftet sich der Boden und an starrenden Felsen schäumt der Wildbach vorüber; schon wächst er heran zum Fluß im gesegneten Thale, und breitet sich aus in der Eb'ne zum mächtigen Strome und ergießt sich endlich ins gränzlose Meer.

Lißt's geistreiche, vielseitig gebildete Persönlichkeit versammelte öfters um sich die Spitzen der intellectuellen Sphären Roms. Unvergeßlich bleibt mir ein geselliges Mal — es war gerade des Meisters Geburtstag — an dem ich mit dem gelehrten Geschichtsschreiber P. Theiner, mit P. Rignano, nachmaligem Bischof von Potenza, einem Franziskanermönche von großem wissenschaftlichen Rufe, mit dem General der Olivetaner, mehreren Künstlern und dem witzigen Alterthumskenner Visconti, Theil nahm. Auch der Groß-Inquisitor, Padre Commissario Di Ferrari, einer der bedeutendsten Theologen seiner Zeit, war zugegen. Dieser, ein behebiger Prälat mit gutmüthigem Gesichtsausdrucke, ließ schließlich, nachdem, während der Tafel, funkensprühende Gespräche, lateinische und italienische Reden in Prosa und Versen gehalten worden waren, aus dem Nebenzimmer einen Walzer erklingen, was uns ein seltsames Schauspiel both: Torquemada am Clavier.

Lißt's mehrjähriger Aufenthalt in Rom blieb nicht ohne andauernde Rückwirkung auf die weltlichen Musikzustände dieser Stadt. Er hat hier einen Tonkünstler herangebildet, welcher seinem Vaterlande zu langentbehrtem musikalischen Ruhme wiederzuverhelfen berufen scheint. Giovanni Sgambati ist nicht nur ein Pianist ersten Ranges; er ist auch ein begabter und tüchtig geschulter Componist. Ueberall anderswo genösse er bereits den wohlverdienten Ruf; doch wird ihm derselbe, trotz der Ungunst der hiesigen Verhältnisse, in Bälde in Deutschland zu Theil werden und zwar auf Anregung keines geringeren als Richard Wagners. Letzterer brachte bekanntlich den verwichenen Winter in Süd-Italien zu und berührte Rom auf seiner Rückfahrt. Hier nahm er, unter anderen, eine Einladung des internationalen Künstlervereines zu einem musikalischen Abend an. Höchlich erstaunte ich, als ich den großen Musikreformator auf erhöhtem Sitze einem Orchester von vierzig Guitarren und Mandolinen gegenüber erblickte, deren Geklimper er anscheinend volle Aufmerksamkeit schenkte! Nun, Wagner sollte in Rom Besseres zu hören bekommen und hiefür sorgte der trefflich musikalisch gebildete deutsche Botschafter, Herr von Keudell. Sgambati wurde

Digitized by Google

aufgefordert, seine zwei Quintette für Clavier und Streichinstrumente im Palazzo Caffarelli Wagner zu Ehren aufzuführen. Was diese schönen Werke an melodischer Anmuth und Harmonienreiz, an filigranen Feinheiten und contrapunctistischen Verkettungen, an stürmender Leidenschaft und gedrungener Kraft alles enthalten, ist nicht leicht in einem Athem zu sagen. Ich ziehe es vor, einfach zu bestätigen, daß Wagner mit seiner Anerkennung nicht geizte und sogleich an den Musikverleger Schott in Mainz schrieb, bei dem die Quintette soeben erscheinen. Auch eine Orchester- (Rienzi-) Ouverture von Sgambati kann ich als eine bedeutende Composition ankündigen und ebenso sein Clavierstück „Präludium und Fuge," deren erster Theil großartig erklingt in seiner neuesten Technik, der zweite zum sinnreich durchgeführten Thema den Choral gewählt hat, welchem Guido von Arezzo die Notennahmen entlehnte. Sgambati ist ein noch junger Mann von gewinnender Erscheinung. Eine schöne Gattin, ein herziges Söhnchen fesseln ihn an den häuslichen Heerd; dem Unterrichte am Sanct-Cäcilien-Conservatorium widmet er seine besten Kräfte. Entschlösse er sich jedoch zu einer Kunstreise ins Ausland, so würde er dort schönere Lorbeeren pflücken, als jene, die in seiner sonnebeschienenen Heimath blühen.

Aber — mit Schrecken werd' ich's gewahr — von meinem Programme
Hab' ich mich merklich entfernt. Schon einmal verführte hiezu mich
Jene als Dea ex machina künstlich erschienene Nymphe;
Nun gar ertapp' ich mich, weit von den Bildern begeisterter Jugend,
Auf der Besprechung von Dingen aus kürzlich verflossenen Tagen.
Solches — ich fühl' es — macht es zur Pflicht mir, o freundlicher Leser,
Dir 'ne Erklärung zu geben, die mir zur Entschuldigung diene.
Bau' ich hiebei doch auf alte Bekanntschaft; denn willig ja bist Du
Einst mir gefolgt nach Athen's und des lydischen Sardes Ruinen,
Ließest von schaurigem Schiffbruch und Türkennoth Dir erzählen,
Hörtest selbst trautes Geschwätz von den Grillen der Muse Chopin's an.
Nachsicht übe auch heute, wenn ungereimtes ich brachte;
Wahrlich ich that es nicht gerne, mein Wort kann dafür ich verbürgen.
Völlig nahm mein Beruf mich in Anspruch und wohl auch daneben
Mancherlei Lieblingsbeschäft'gung; da kam von geachteter Seite
Dringend die Mahnung, nicht wieder die „Dioskuren" zu schwänzen,
Sondern meine vorjährige Schuld sofort zu entrichten.
Rasch jetzt griff ich und folgsam nach naheliegendem Stoffe,
Wollte noch einmal die glücklichen Stunden, die Rom mir geboten,
Zwanglos und heiter mit Dir in Künstlergesellschaft durchleben.
Da überfiel eine Krankheit mich ärmsten und als ich genesen,
Blieben für mein Unternehmen nur wenige Stunden mehr übrig.
Nimm sie denn hin, die unvollständigen, flüchtigen Blätter,
Deiner nicht würdig, und mögen sie Dir, wohlwollender Leser,
Abgewinnen ein Lächeln, das also mir deuten ich dürfte:
Harmlos war sein Geplauder und hat mich fast gar nicht gelangweilt.

Digitized by Google

Aus meinem Wanderbuche.

Von

Johannes Nordmann.

Mailand.

(Vor der Steinmetz-Werkstätte.)

Seht den Jungen dort an, zum Steinmetz hat ihn der Vater
In die Lehre gethan, nicht in die Akademie,
Wo man bei uns daheim nach Modellen, mit albernen Formeln
Drillt zur bildenden Kunst, die für ein Handwerk zu faul.
Seht ihn an, wie er handhabt sicheren Griffes das Werkzeug,
Wie ein jeglicher Schlag trifft auf den richtigen Fleck;
Wie sich formt und gestaltet der Stein zum prächtigen Kunstwerk,
Das er achtet gering, bis es der Meister gelobt,
Nicht als müßiges Schaustück, sondern als wackere Arbeit,
Die ihn als tüchtig erprobt für ein noch schwereres Stück.
Sechzehn Jahre, nicht mehr, hat der Junge, und fröhlichen Muthes
Schafft er den langen Tag bis in die sinkende Nacht
Unverdrossen mit Hammer und Meißel, und lustige Lieder
Klingen dazu im Tact voll und sonor aus der Brust.
Manches Mädchen verzögert mit Absicht den Schritt vor der Werkstatt,
Blickt verstohlen nach ihm. Junge, was schaust du nicht auf,
Da schon heimlich die Liebe bewundert dein Werk und dich selber?
Augen hat er und Herz nur für das werdende Werk,
Das ihm der Meister vertraut; es wird sich in späteren Jahren,
Wenn er die Lehre besteht, finden das Andere noch.
Heftig treffen die Schläge den Stein, es fliegen die Splitter,
Mädchen, trolle dich fort, daß dich ein Funke nicht trifft.

Digitized by Google

Lago maggiore.

Vollauf verdient ist das Lob deines Namens, Isola bella!
 Niemand bestreitet auch dir, Isola madre, den Ruhm.
O, ich kenne die Eine und And're von früheren Jahren,
 Jeder verborgene Reiz ist kein Geheimniß für mich.
Damals wie heute verführt mich nicht der Prunkbau des Schlosses,
 Mit dem heraldischen Thier der Boromei gekrönt,
Aber ich suche sofort die schlangenumsponnenen Grotten
 Auf zur sinnigen Rast, die sich erschließen vom See.
Hin zum Lorbeer fänd' ich den Weg mit verbundenen Augen,
 Welchen der Korse gekerbt, der nur von Schlachten geträumt,
Die zum Sieg von Marengo, im Sturmlauf führten zur Herrschaft
 Ueber ein freies Volk, das er mit Blute berauscht,
Daß es, von eitlem Ruhme verzückt, nicht fühlte die Knechtschaft,
 Die im Laufe der Zeit lähmte die strotzende Kraft.
Blätterlos, abgestorben, ein Strunk ist heute der Lorbeer,
 Gleich der Dynastie, die nach dem Korsen gefolgt;
Abgedorrt, in dem Stamme unlesbar das Wörtchen: Battaglie,
 Das er als Anlauf nahm seiner vergänglichen Macht.
Heute wie damals, Isola madre, bezaubert und fesselt
 Mich die tropische Pracht, die wie ein Wunder erstand
Auf dem felsigen Grund, zu beweisen mit duftigen Blüthen,
 Wie die Kunst der Natur Wege zu ebnen vermag,
Daß sie aus allen den fernsten Zonen ihr Schönstes und Bestes
 Biete der armen Welt auf dem bescheidensten Fleck,
Lügen strafe die Fabel von dem verlornen Eden:
 Wer es gläubig noch sucht, findet es hier in dem See,
Findet davon nicht weit auf der dürftigen „Insel der Fischer",
 Wie ein jubelndes Lied traurig verklinge und ernst.

Varese.

(Madonna del Monte.)

O, sie verstanden es gut, und bauten als reizende Zuflucht
 Stets auf der Berge Knauf sich ein behagliches Nest.
Gleichwie Inseln im Meere ragen die Klöster verstreut rings:
 Oben das stille Asyl, unten die Brandung der Welt.
Prächtig wie wenige liegt das Hospiz Madonna del Monte
 An dem Varese-See, einem verborgnen Juwel,
Das profanirt von den Fremden noch nicht, durch dumme Vergleiche
 Nicht verloren den Werth, den der Natur es verdankt,
Die hier im Kleinen gesammelt prismatisch die Zauber der Schönheit,
 Um zu bestricken ein Herz, dankbar für solchen Genuß.
Dankbar war ich und jubelseelig, als wir zum Kloster
 Zogen vom See hinan auf dem ermüdenden Weg.

Digitized by Google

Muli trugen die Andern, mich trugen die eigenen Füsse;
Wenn auch später am Ziel, war ich doch reichlich gelohnt
Auf den Etappen und lauschigen Ruhestellen des Kreuzwegs
Durch die Ausschau ins Land, über den lieblichen See.
Fromme Bilder und Wassertröge zur Tränke des Viehes
Merken die Stellen an, wo sich die Andacht geziemt.
Daß ich gebetet dort nicht, wie ein ablaßbedürftiger Pilger,
Drückte als Sünde mich nicht, hielt ich der Buße nicht werth:
Als ein besseres Beten vielmehr erschien mir der Jubel,
Der mir die Seele erfüllt', welcher sich jauchzend entrang
Meiner Kehle und fort sich schwang auf den Flügeln der Töne
In die Thäler hinein, bis zu der Insel hinaus,
Als ein herzlicher Gruß und Segen für Reiche und Arme,
Die am Varese-See suchten ein heimlich Versteck.

Die Via mala.

Herkules, meldet die griechische Sage, erwürgte die Schlangen,
Als in der Wiege er lag; das war der erste Versuch,
Und es bestand ihn das Kind, als Anfang der Reihe von Thaten
Mannhaft gewaltiger Kraft, wie sie kein Zweiter vermag.
In eine Wiege sah ich, und d'rinnen bestaunt' ich das Wunder
Einer herkulischen That, die noch gewaltiger ist.
In die Wiege des Rheins von der Via mala hinunter
Warf ich schauernd den Blick, der vor der Tiefe erschrak,
Die sich brausend und schäumend der ungeberdige Wildfang
Ausgewühlt und gehöhlt, nagend im Felsengestein.
Rasch mit dem Kopf durch die Wand ist die Losung des tobenden Jungen,
Seit Jahrtausenden schon stürzt er kopfüber in's Land,
Tiefer und tiefer im Niedersturze sich grabend die Wiege,
Die er tosend verläßt, wie von Erinnen gepeitscht.

Digitized by Google

Mutter Erde.

Von

Adolf Friedrich Graf v. Schack.

Für Alles, Alles was du mir gegeben,
O Erde, große Mutter, habe Dank!
Seit ich zuerst die süße Milch, das Leben,
An deiner Brust mit Kindeslippe trank,
So voll, so überschwänglich war der Segen,
Der auf mein Haupt wie Frühlingsblüthenregen
Aus deinem Füllhorn niedersank!

Zu Spielgenossen gaukelnde Libellen
Und Schmetterlinge gabst dem Knaben du
Und flüstertest mit deinen Plauderquellen
Und Bächen süße Melodien ihm zu,
Und bautest drüber von krystallnem Eise
Die Winterbrücke, über welche leise
Dahin ihn trug der Flügelschuh.

Im Kornfeld hast du zwischen hohen Aehren
Die blauen Blumen ihm zur Lust versteckt
Und tief im Thalesgrund mit Walderdbeeren
Für ihn den grünen Teppich überdeckt;
Hast ihn gewiegt auf Zweigen deiner Bäume
Und ihm das Haupt gelullt in süße Träume,
Wenn er in's duft'ge Heu sich hingestreckt.

Klomm ich empor auf steilen Bergespfaden
Und sah den Wolken nach mit Sehnsuchtblick
Und träumte mir an fremden Weltgestaden,
Wohin sie zogen, unbekanntes Glück,
Stets mild den Irrenden aus Höh'n und Fernen,
Der Flügel sich gewünscht zu andern Sternen,
Zogst du an deine Brust zurück.

Digitized by Google

Und bei dem Regen um mich her, dem Wimmeln
Der kleinen Welt in Gras und Strauch und Moos
Bald glücklicher, als in geträumten Himmeln,
Fühlt' ich mich in der Mutter trautem Schooß
Und fügte gern in Werden und Vergehen,
Die Lust mit ihnen theilend und die Wehen,
Mich in der Ephemeren Loos.

Neigt denn dereinst dem nahen Fall entgegen
Mein Leben sich wie welkes Laub des Hains,
An deinen Busen mich zum Schlaf zu legen
Wie zagt' ich nach dem kurzen Tag des Seins?
Süß ist's zu ruh'n auf deinen dunkeln Pfühlen,
Dich fest an sich zu drücken und zu fühlen,
Wir werden mälig mit dir Eins.

Durch deine Adern hin im Werdestrome
Auf's Neue treibt mit mächt'gem Schlag dein Herz
Dann unsres Wesens bröckelnde Atome,
Daß tausendfältig sie mit Stein und Erz
Durch deiner Schachte Wundertiefen schießen
Und mit den Blumen deinem Schooß entsprießen
Im ersten milden Hauch des März.

O Glück! — wer möcht' ein andres dafür tauschen?
Mit dir vereint zu sein und der Natur,
Mit deinen Quellen durch den Wald zu rauschen,
Und, nur ein Punkt noch hoch im Luftazur,
Als Lerche aus der liederreichen Kehle
Den ganzen Frühlingsjubel deiner Seele
Zu künden der erwachten Flur!

Digitized by Google

Vertauscht.

Novelle

von

Alfred Friedmann.

Es war Frühling um Bellagio am Comersee. — Frühling — Bellagio — Comersee — einen Himmel schließen diese Worte ein, einen Himmel für den Glücklichen und welche Traurigkeit auf Erden könnte ein Lenzmorgen hoch oben auf der Villa Serbeloni mit der Aussicht auf die tiefgrünen Wellen, die zackigen Gebirge und dem Aufblick in's italienische, wolkenlose Blau nicht verscheuchen?

Und doch war Tristan Frank an einem Lenzmorgen am Comersee tieftraurig.

Jugend, Schönheit, Talent durfte er sein eigen nennen; auch diese einfachen Menschenlaute schließen alle Wonne des Erdendaseins ein.

Tristan war jung, schön und reichbegabt und an einem Frühlingsmorgen in Bellagio am Comersee! — Und dieser Regen aus dem Füllhorn des Glückes genügte seiner durstigen Seele nicht, um den Staub der Melancholie von ihr zu nehmen und die holde Blume Fröhlichkeit aus ihrem Boden sprießen zu lassen!

Er war allein. Aber nicht die Einsamkeit machte ihn traurig, er suchte sie als die beste Freundin des Lebens, als die reichste Spenderin glückgewährender Gaben: großer Gedanken.

Er war allein und ohne Liebe! Aber nicht die Herzensleere stimmte ihn traurig. Es steht nur in Romanen und Novellen, in Epen und Komödien, daß der Mensch lieben müsse; kommen doch viele Lebenswanderer ganz gut an's Ende, ohne der vielgepriesenen Liebe begegnet zu sein; es gibt sogar ganz glücklich verheiratete Leutchen, die ein wohleingerichtetes Haus, einen guten Tisch und eine Anzahl hoffnungsvoller Sprößlinge haben und sich einreden, sie wüßten, was Liebe ist, während sie doch nur blind an ihr vorbeigegangen sind.

Die Traurigkeit Tristan Frank's war von der Art, daß keine Gottesgabe und kein Glück von Außen sie verscheuchen konnte, wie kein äußeres Mißgeschick, kein unwiederbringlich Verlornes sie veranlaßt hatte!

Digitized by Google

Sie entsprang aus ihm selbst, wie ein ewigsprudelnder, getrübter Quell, den die organischen Bestandtheile seines Ursprungs eben nicht rein und silberklar an's frohe Tageslicht kommen lassen.

Ein unendlicher Drang, Großes zu schaffen, seinen unbekannten Namen mit goldenen Buchstaben auf die Marmortafel der Unvergänglichkeit zu schreiben zu all' den Heroen, mit deren unsterblichen Werken er von Jugend auf verkehrte, füllte sein ganzes Leben aus; ja, dies war der einzige Motor seines Lebens.

Ihm war es unmöglich zu denken, daß er für irgend eine andere große Idee, Vaterland, Liebe, seine einzige Lebensidee aufgeben könne; hätte er doch dann sich selbst aufgeben und ganz ein Anderer werden müssen!

Er hatte schon vielerlei geschrieben; es war kein Genius, dem er nicht nachgeeifert hätte, und Nacheiferung wird leicht zur Nachahmung. Bald und tief empfand er dies und obwohl große Männer, die selbst Anspruch auf Unsterblichkeit erheben konnten, ihn versicherten, das Geleistete beweise, daß er zu Größtem berufen sei, so hatte er doch eines Tages die Unzulänglichkeit des Vollbrachten schmerzlich eingesehen, und seine geliebten Manuscripte zu Asche gemacht; ein Schicksal, das von dem Tage an auch seine Illusionen und Hoffnungen theilen zu sollen schienen.

Er stand nun arm und leer, ein Schiffbrüchiger, am Ufer der Vergangenheit; aber vor ihm lag ausgebreitet eine stillgehende See schaffensfreudiger Zukunft, die vielleicht den Lorbeer an den Strand der Zeit werfen konnte.

Er wollte mit seinen Erinnerungen brechen, die Stätte seines ersten, wirkungslosen Strebens verlassen, damit ihn kein liebgewonnener Ort, keine Reliquie aus einer todten Zeit, kein früher betretener Weg an die Sturm- und Drangjahre mahne, und nun, den Mantel des Vergessens, wie einst Goethe vor Lili's Haus in Frankfurt, um sich schlagend, aus kleinlichen Verhältnissen, von kleinlichen Menschen, in die große italienische Einsamkeit fliehen.

Denn hier kannte ihn Niemand!

Niemandem wollte er sich anschließen; vor irgend einer griechischen Göttin des Praxiteles oder Phidias, einem tizianischen Bilde, oder in einer verlassenen florentinischen Kirche einen großen Gedanken fassen und nicht eher wieder die Heimat betreten, bis ihn sein dort himmelhochgetragenes Werk berühmt und sein Leben ihm erst lebenswerth gemacht hätte.

Tristan Frank hatte selige Stunden auf den Lagunen Venedig's verbracht und sich in dessen Mondschein gebadet: auf den Mauern des Amphitheaters zu Verona kleine Veilchen gepflückt und an die Größe des zerfallenen Roms gedacht. Er hatte das Filigrangespinnst des Domes zu Mailand mit den Corallenriffen verglichen, aus denen fern in blauer Südsee ein neuer Continent, von Polypen gebildet, sich hebt, und der einst, zur Wiederherstellung des europäischen Gleichgewichtes, diesen ganzen kläglichen, müden Welttheil zur versunkenen Atlantis machen wird. Aber das Gleichniß schien ihm nur halb wahr, denn hatten auch Polypen den Marmorberg in der alten Sforzastadt zusammengetragen — aus dem Geist dieser Kirche blüht kein neues Leben und fast schien ihm die Religion, die in ihr verkündigt wurde, eine versinkende Atlantis.

Digitized by Google

Er wanderte mit Medicäerschatten durch die Uffizien des Vasari, stand in der göttlichen Tribuna vor der marmornen Medicäerin, vor der Bella di Tiziano im Palazzo Pitti und zwischen beiden floß, Dante's Terzinen murmelnd, der gelbe träge Arno.

Ueberall mahnte ihn die höchste Größe nur an den unausbleiblichen Verfall.

Nie aber schien es ihm unwerth, groß gewesen zu sein!

Er war versucht niederzufallen und sich einen Schöpfer zu schaffen, zu dem er beten könne, als die untergehende Sonne den Monte Pincio bestrahlte, auf dem er zwischen Palmen und ein paar herrlichen Trasteverinerinnen stand, als das Kreuz der Peterskirche in Flammen aufging.

Er saß mit der „Gerusalemme liberata“ unter der Tasso-Eiche bei San Onofrio und eine andere Sonne sank über demselben ewigen und doch schon längstvergangenen Rom!

Er stand sprachlos vor den Steingedichten des verödeten Pisa, der einzige Bewunderer der unheimlichen Pracht des Campo santo und der dantesken Phantasie des Benozzo Gozzoli. Er aß das Brod der Gastfreundschaft bei den ehrwürdigen Mönchen Camaldoli's, zu denen das Geräusch und Geläute von Neapolis nur noch wie ein leises Summen heraufdringt.

Capri und Ischia, die zwei Perlen, lagen in einem schottischen Nebelstreif, der Wasserspiegel, vorher blauer als die Wunder-Grotte bei Capri, war jetzt im Sonnenuntergang grau und golden. Die Häuser von Castellamare erglühten wie in wildem Brand und über dem Vesuv schwebte nur ein leises, rosig angehauchtes Wölkchen, wie ein Gebet, gen Himmel.

Auf Anacapri schloß sich ihm dies himmlische Paradies zum vollen Rund.

Er hatte höchste Seligkeit genossen, wie sie nur Kunst und Natur dem empfänglichsten Menschenherzen zu geben vermag, und war den Quälereien des modernen Lebens durch Fußreisen und Fahrten mit dem Vetturin ausgewichen.

Aber auch hier hatte er manchen Stein vor den Rädern, manches Hinderniß gefunden und ohne dem gewünschten Ziele viele Schritte näher gerückt zu sein, war er nach der Arnostadt zurückgekehrt, um in Bibliotheken mit Varchi, Sismondi, Dino Compagni und Machiavell zu träumen oder vor den Wundermadonnen der Galerien und Kirchen die Stunden der Begeisterung vom hohen Thurme des Lebensschicksals schlagen zu hören.

Und es läuteten viele Glocken in Florenz zu Bittgang und Beichte, aber die ersehnte Stunde wollte Tristan nicht schlagen.

Florenz . . April 18 . .

Tristan an Egmont in London:

. . . . Ich komme mir vor, wie der Wundervogel Huma, dieses sagenhafte Geschöpf, dieser Ahasverus unter den Vögeln, der niemals ausruht, sich niemals niedersetzt, weder auf einen maiduftigen Schlehdornzweig

Digitized by Google

im Blüthenhag, noch auf die kühne Spitze eines Deiner Schnellsegler in Nordpolnähe oder in der Caraibischen See. O, daß ich kein Matrose auf einem Eurer Kriegsschiffe bin! — Das wäre ein Leben! — Ich komme mir aber auch wie ein armes gewöhnliches Waldvögelein vor, dem ein muthwilliger Bube, das Fatum, wenn Du willst, oder ein waldstreifendes Mädchen, Ananke meinetwegen, die Eier im Nest ausgeschlürft oder die unflüggen Jungen heimgetragen: die unausgekrochenen Eier wären meine Thaten, vor dem Geschehen zerstört; die Brut wäre meine Illusion, verscheucht, geraubt, verflattert.

O Du mein einzig' verständiger Freund, wo sind sie hin, die schönen Tage, da wir auf den Schulbänken nebeneinander saßen und Gestalten in die schwarzen Tische schnitten! Wo wir mit Unwillen die Weisheit verschmähten, die zu suchen und zu finden den ganzen späteren Inhalt unseres Daseins ausmacht! Wir waren satt vor der Mahlzeit und ahnten nicht, welch' geistiger Hunger uns einst überkommen werde. Wenn ich Dir jetzt schreibe, Freund meiner Jugend, und, o herrlicher Gedanke, Freund meines Lebens, dann däucht es mir, ich schriebe an ein Luftgebilde, an ein Phantom, das sich die sehnende Phantasie auf ein marmornes Piedestal gestellt, um vor ihm den Weihrauch einer geahnten, gehofften, aber nie vom Feuer des Lebens entzündeten Freundschaft zu verbrennen!

Ist es denn möglich, daß ich Dich so wirklich und wahrhaft besitze!

Ich bin auf der Suche nach Großem, ich habe das Größte und Schönste gesehen und durchdacht; aber weit ist der Weg vom Gehirn durch den Arm zur Feder, weiter oft als vom Menschenherzen zum Menschenherzen!

Ewig erhebt sich in mir der Streit des Gedankens und der Form. Wie willst Du dieses Schöne würdig sagen? Willst Du die üblichen Acte daraus schmieden, langathmige Epen entrollen oder Dich in der Beschränkung als Meister zeigen?

O mein Freund, oft kommt mir das Schönste schaal vor; ich meine, die Worte haben sich abgenützt und, ist auch ihre milliardenfache Verbindung möglich, stets drängt der Begriff nach demselben Ausdrucke; der Reim fordert wie nach unwandelbarem Gesetze nach dem verwandten Laute und so widerstrebt es mir, scheinbar Neues in scheinbar neue Form zu kleiden!

Ich habe mich ausgedichtet; ich habe soviel Poesie geschlürft und mir aus singender Kehle entströmen lassen, daß ich mich in die Arme der ernsteren Prosa werfe, wie Einer, der soviel Glück genossen, daß er die Eifersucht der Götter und die Nemesis herbeifleht, und dem Schicksal, das Jedem sein Theil Thränen zuweist, Tribut zollen will.

Und dennoch, wenn ich Dir die innersten Falten meines Herzens darlegen soll, — oft flüstert mir die Muse die heilige Losung in's Ohr und: „Auf," sagt sie, „greife zum Barbiton, entlocke ihm den schönsten Rhytmus, und schlage mit hochgetragener Stirne an die Sterne des Himmels!"

Dann ordnen sich die Worte zum Gesange, die klare Form tritt leuchtend vor mich hin, und der Gedanke will ein edler Maß! Der Wohllaut singt mir seine lieblichen Melodieen, und der Reim, der Fremdling des Alterthums, führt meine träumende Hand auf die Saiten der schlummernden Leyer. Aber fürchte nichts, abmahnender Freund, Gegengewicht meiner

Digitized by Google

Schwärmerei, ich bezwinge alle Lockungen der Sirene Muse. Ich träume wohl Gedichte, die Goethe und Schiller zu den Pygmäen hinabwerfen, wenn mich die Spindel der Phantasie berührt und in Schlaf versenkt. Aber das Zucken Deiner Lippen, die sich zum Lächeln bewegen, ist für mich der Prinz, bei dessen Eintritte in's verzauberte Schloß tausendjähriger Märchenschlaf erwacht und ich schwimme auf ruhigerem Meere der Wirklichkeit in stilleren Wassern der Sprache. . . . . .

Aus einem Briefe Egmont's an Tristan:

Maidenhead . . . . April.

. . . . . Ich schwimme mit meinem jungen Weibchen Mary in meinem blauen Boote „Mary“ die Themse entlang!

Wir rudern zwischen Wasserlilien und Algen stromauf und stromab. Wir haben uns nach redlicher Arbeit im Citystaube einige Feiertage zwischen den hiesigen Birken und Buchen vergönnt.

Glaube mir, nur die Ehe macht glücklich! Kannst Du sie wegen Mangel an dem gefundenen, unbedingt dazu gehörigen Mädchen nicht eingehen, so dichte Dich immerhin aus; aber schwärme nicht allzu weit ab von der Heerstraße — Schiller's und Goethe's!

Solange die Menschen, die Deine Werke andächtig entgegennehmen sollen, noch so ziemlich dieselben sind, als sie von jeher waren, schreibe nur ruhig in der alten, spröden, deutschen Sprache, und den hergebrachten Acten und Metren! Besinge die Liebe, setze zwei glückliche oder leidende Menschen in eine schöne Natur und wenn sie nur ein Bischen vernünftig reden und handeln, so wirst Du alles Uebrige, und auch den eigenen Seelenfrieden finden. . . . .

Tristan an Egmont:

. . . . Du weißt, daß ich meine eigentliche, große Liebe noch erwarte. Ich habe oft geglaubt zu lieben, kann das aber Liebe gewesen sein, was aufgehört hat? —

Aufgehört hat, überhaupt zu sein, oder als solche zu scheinen?

Ich habe aber soviel von Liebe gehört und gelesen, daß ich schwören könnte, ich hätte wirklich geliebt. Du hast Recht, man kann über die Liebe stets schreiben, weil sich der Empfänger, der Leser immer in einem der drei Liebeszustände befindet!

Sie kommt, sie ist da, und sie geht.

Er sehnt, besitzt, beweint oder verwünscht. Und so mag er sich immer mit den Personen der Fiction identificiren und wer von Liebe spricht und dichtet, wird immer interessant erscheinen.

Aber es kann Einer soviel von Liebe lesen, schwören und — sehen, daß er sich schließlich vorplaudert, er habe all' das gefühlt und miterlebt; er empfindet dann den Wunsch einer großen Leidenschaft nicht mehr.

Ich habe solange in den Gärten Armiden's, der Dichtung, geschwelgt, daß ich nun mit der Dichtung daran bin, wie Jener mit der Liebe. Ich mag sie nicht mehr, oder sie mag mich nicht mehr — ich kann es selbst nicht

Digitized by Google

unterscheiden. Ich will auf dem harten Steinlager der Prosa ausruhen. Verzeihe meiner Seele, wenn sie sich manchmal ihres früheren Zustandes erinnert, und daß sie lebte vor ihrer Geburt und manchmal eine Sprache spricht, die in dem Medium, in dem sie jetzt leben soll, unverständlich klingt.

Ich bin von unsäglicher Trauer erfüllt, nicht schaffen zu können, die Phantome, die in den Zaubergärten meiner Phantasie dahinschweben, nicht fassen und halten zu dürfen, daß mich Alles, was meine Thränen trocknen, meine Verzweiflung mindern könnte, anwidert und mich mit dem Gefühl der Schaalheit und des Ueberdrusses erfüllt. Ich will in die Leyer greifen und die Arme sind von einer unerklärlichen Gewalt gelähmt, die herrlichsten Melodieen entschlüpfen ungefangen meinem lauschenden Ohr, und mein Mund, der sie wiederzugeben versucht, schließt sich krampfhaft. O elender Zustand der Unmacht!

Du allein, Freund, weißt, was ich früher gebildet, wie ich nach Vollendung gerungen und gestrebt, wie jeder meiner Athemzüge nur dem Wissen, dem Schaffen, dem Schönen geweiht war!

Eine Leidenschaft, wie die meine, grenzt an den Wahnsinn. Ich wünsche der Wissenschaft ein Haupt, um es glühend zu küssen; nein, ich liege Tag und Nacht vor ihrer heiligen Statue und küsse ihr Füße, Nacken, Brust und Schultern! O verkenne mich nicht, wenn meine Bilder glühend sind und sinnlich, die schönste Sinnlichkeit ist die meine! Die Liebe ist das höchste auf Erden, meine Liebe zur Kunst ist meine höchste Liebe, sollte ich meine Bilder nicht aus den Zaubergallerien der Liebe entnehmen?

Ich fühle schmerzlich, wie der Geist an den Körper geknüpft ist; wie der Körper dem Geiste den Sieg weigert. Der Geist will Pelion auf Ossa thürmen und der Körper verneint die titanische Arbeit. Ungern verliert der Geist eine Minute von der Spanne des Lebens; selbst das Vergnügen, das süße Vergnügen, scheint dem Geiste ein Raub an seiner gehüteten Zeit; aber wenn der Geist die Regionen der Materie enger begrenzen will, rächt sie sich durch Betäubung des Eroberers.

Ich sitze oft stundenlang über einer Seite, ich will sie erfassen, ich will die Gedanken klar wie Sonnen vor mir stehen sehen und es sind lauter unenträthselbare Nebelflecken; ich denke nicht an das zu Fassende, ich denke an nichts Außenstehendes, es ist keine Ruhe, es ist kein Schlaf und ist doch ein Tod im Leben! Es ist eine große Gabe, aus sich heraustreten zu können! Es ist die Gabe, die vorzüglich den Dramatiker auszeichnet. Mit Verläugnung seines Selbst sich ganz in den Charakter eines Wahnsinnigen, eines Mörders, eines Liebenden zu vertiefen, ohne immer wieder auf sich selbst zurückzukommen, ohne sich selbst den Spiegel des eigenen Ich's vorzuhalten, das ist *eine* Eigenschaft, um die ich Shakespeare beneide!

Ich möchte einen Winterschlaf halten. So eine Zeitlang sich im Nichtsein ausruhen und dann plötzlich gestärkt, mit neu sprudelnden, elektrischen Quellen im Innern, wie neu geboren, unter den armseligen ermüdeten Menschenkindern aufwachen, ja, an der Neuheit der jetzt fast gleichgiltigen Ereignisse eine hocherregte Theilnahme empfinden, das wäre eine beneidenswerthe Situation!

Digitized by Google

Und, o, zu wissen, daß man verstanden sein könnte, daß ein Wesen auf der Erde irgendwo lebt, von gleichen Bedürfnissen und Zerwürfnissen, Hoffnungen und Zweifeln erfüllt, ein congeniales Wesen, das vielleicht alles Fehlende Dir erzeugt, wie Du ihm das ersehnte Glück bist — und das Wo nicht errathen und einsam und allein sein und weiter ringen — o das wieder ist Schmerz, der zum Wahnsinn führt! . . . . .

Tristan an Egmont:

Ich habe wieder einige beschauliche Stunden in den Uffizien verlebt. Einer meiner Lieblingsmaler ist Paris Bordone. Jedes seiner Bilder erinnert mich an eine Stunde, die ich einst an einem sonnigen, nebelfreien Morgen in Deiner „National-Gallery“ zugebracht. Als ich sie damals betrat, warf ich mir vor, sie betreten zu haben. Um vor dem heiligen Werke der Kunst zu stehen, sollte der Mensch erst seine Seele stimmen, daß sie in harmonischem Einklange mit dem zu schauenden Schönen sei, daß sie als reiner Spiegel die herrliche Contour, die wallende Schönheitslinie zurückstrahle! Ist die Seele selbst uneben und rissig, so kann sie auch die Vollkommenheit verzerren. Ich trat damals vor die Kunst mit unheiligem Herzen. Ich war cynisch, aufgeregt, begehrlich, zerworfen, verloren.

Ich lachte über das Heilige. Ich sah das Nackte nicht ohne Sünde, wenn es überhaupt eine Sünde gibt. Ja wohl, es gibt eine Sünde, an der Kunst! Ich empfand das Schöne nicht!

Und, o, Labyrinth, du mein Herz!

Vor dem Profanen ward ich heilig. Vor einem Maler der Sinnenlust versank ich in elysischen Traum, und eine schöne, reine Sinnlichkeit trug mich auf sanftem Flügel in die letzten Räume der Himmel.

Daphnis und Chloe in fragwürdiger Stellung entzückten mich durch männliche Schönheit und weiblichen Reiz bis zu wunschlosen Thränen.

Bordone hat mit heller Gluth gemalt. Seine Weiber sind voll und fest, wie die marmornen da drüben in Rom, aber er wußte das Fleisch zu malen, daß man darnach greifen möchte. Man sieht das glühende Blut durch die Wangen und Arme pulsiren, aber er weiß es in sanfte, rosige Zartheit zu mildern.

Ein anderes Bild von ihm, das Porträt einer stolzen, reichen Genueserin, mit goldrothem Haar, wie man es wohl noch heute auf der Riva bei Schiavoni, bei den einfachsten Glasarbeiterinnen antrifft, verschmolz mir ganz mit jener weißbusigen, poetischen Chloe; die Welt des Longus, aus der Chloe zu mir herabstieg, und das stolze Genua vereinigten sich in dem Porträt jener neunzehnjährigen Schönheit; ich spielte träumend mit dem Perlenbande auf ihrem Halse von herrlichem Incarnat; ein Purpursammtkleid umschloß ihre Büste wie ein verliebter Gespiele, und die Chloe drüben lieh bereitwillig, was der Genueserin fehlte.

War es nur der Pinsel des Meisters, der mich zum Gotte schuf, oder führte meine Phantasie den Pinsel zu schöneren Zügen — es vergingen Stunden. — Zeitalter zogen an mir vorüber. In reinster Harmonie befand ich mich mit mir selbst. Ich weiß nicht, wie lang ich damals im Museum saß. Ich weiß nur noch, wie heute, daß ich kein anderes Bild

Digitized by Google

mehr ansah und endlich ging, mehr mit den Gedanken, als den Füßen schreitend. Ich trat an's Licht aus dem Halbdunkel. Vor mir lag Trafalgar Square mit seinen Springbrunnen, in denen sich die Sonnenstrahlen küßten. Ich stand auf den schwarzgrünlichen Marmorstufen, zwischen den Säulen des Museums, wie ein antiker Hellene und hätte sie, wie Samson, stürzen mögen, um mich selbst unter den Trümmern meiner Traumeshalle zu begraben, denn so träumt man nicht wieder!

Da schauderte ich plötzlich zusammen — eiskalt überlief es mich — vor mir vorüber schritt Chloe, die Genueserin; mit purpurnem Obergewande und goldblondem Haar, auf dem sich ein kleines Hütchen mit einer Feder wiegte. Ich weiß, daß sie deutlich und greifbar, wie das Bild Bordone's, vorbeischritt — daß sie augenblicklich verschwand.

Es mag sein, daß ich, wie vom Donnerschlage gerührt, unfähig war, ihr zu folgen, und daß der Moment meines geistigen Starrkrampfes eine Viertelstunde dauerte, so daß ihr Zeit blieb, auf höchst natürliche Weise zu verschwinden. Es mag auch sein, daß, wie es uns möglich ist, wenn wir in die Sonne geblickt haben, ihr Bild nach Außen, auf jeden beliebigen Untergrund zu projiciren, mein Auge mir eine optische Täuschung vorspiegelte und mir die Schöne Paris Bordone's da zeigte, wo nur Luft und Nichts war. — —

Ich habe sie nie mehr gesehen, soviel ich auch an sie gedacht habe. —

Ich bin der Städte Lärm und Zerstreuung müde. Ich gehe an die See'n und will dort ganz stille, stille sitzen und warten, bis mich der Muse Zauberstab berührt . . . .

. . . .

So saß denn Tristan Frank schon ein paar Tage in Bellagio.

Eine Einsiedelei war der Zauberort am See nicht zu nennen. Es wäre auch traurig, wenn zu diesem Paradiese nicht Menschen wallen könnten, um sich selige Erinnerungen in's meist dunkle Leben mitzunehmen.

Junge Mädchen ließen sich mit Blumen bekränzen und bewerfen oder saßen stundenlange auf der Terrasse und angelten, ohne je einen Fisch zu erhaschen. Warfen sie die armseligsten Brotkrumen in die klare Tiefe, so sah man die Goldfische und die niedlichen Agoni's sie eiligst verschlingen; hing aber der köstlichste Leckerbissen vom Faden herab, so lachten sich die kleinsten Gründlinge wie die Auguren Rom's an und segelten vorbei. Des Abends, wenn der Mond aufging, versammelte sich lautes Touristenvolk bei italienischem Landweine und schlechten Cigarren.

Da hieß es denn die entweihte Stätte meiden und einsam in die dunkle Nacht hinauswandern, einfriedende Mauern entlang, von denen neckische Citronen- und Orangenzweige die Arme herüberstreckten, den Hut des Wanderers abstreifend und ihm zugleich als Sühne die goldene Hesperidenfrucht hineinwerfend. Aber Tristan wollte die ersehnte Frucht noch immer nicht in den Schoß fallen.

Eines Morgens saß er allein auf der Terrasse und blies den aromatischen Rauch seiner Cigarre in die durchwürzte Luft.

Ein leichter Hauch wehte von der Villa Serbeloni herab und führte die verschwimmenden Wölkchen hinüber nach der Villa Carlotta, wo Canova's Psyche ewig vom herschwebenden Amor umschlungen gehalten wird.

Digitized by Google

Da kam von der Villa Melzi mit flatternden Segeln ein Boot geschwommen, es wehte England's Flagge am Mast und zwei herrliche Gestalten ruderten es heran. Es waren halbnackte Fischer vom See, mit nervigen, braunen Armen, denen die Muskeln schwollen bei jedem Ruderschlage; auf dem dunklen, welligen Haare hatten sie rothe Phrygermützen, wie die Fischer von Santa Lucia. Aus der hohen, gewölbten Brust sangen sie in melodischem Zweiklange ein Lied, das nun vernehmlich bis an die Treppen des Hôtel Genazzini, begleitet vom Geplätscher der sich brechenden Wogen, heran klang:

Gondolier,
Komm' her,
Ueber's Meer, über's blaue Meer,
Gondolier!

Schon stampft des Liebchens kleiner Fuß
Mir ungeduld'gen Willkommgruß,
Gondolier!

Sie will im Gondelkämmerlein
Von mir geküßt, umschlungen sein,
Gondolier!

Gondolier,
Komm' her!
Ueber's Meer, über's blaue Meer,
Gondolier!

Und wie nun die Barke näher kam, sah Tristan in der tiefen Mitte eine Dame mit abgewendetem, in die kleine Hand gebettetem Haupte ruhen. Mit der linken Hand warf sie nachlässig große, weißkelchige Magnolien in die Fluten, die sie ihr nachtrieben, so daß dem Schiffe eine Blumenflotille zu folgen schien. Auch das Boot war gefüllt mit solch' herrlichen Blüthenkelchen. Einer der Schiffer aber nahm eine solche Blume, tauchte sie in das Ultramarin des See's und that einen herzhaften Zug daraus.

Frank ersah nur das glatt vom Nacken nach dem Scheitel hinaufgezogene Haar, auf dem schönen, runden Kopfe in Flechten zu einem Neste zusammengewunden. Der Hals war schneeweiß, ein paar rebellische Löckchen fielen auf ein Perlenband hinab. Die Dame trug ein purpursammtenes, reichgesticktes Oberkleid, das ganz knapp an der feinen Gestalt anlag. Um den Unterkörper hatten die Schiffer sorgsam eine dunkle Decke gebreitet.

Das Schiffchen zog am Hôtel Genazzini vorbei, die Richtung nach Varenna, Bellano und Colico zu. Die Breva, die sich inzwischen erhoben hatte, half ihm redlich dabei und so war es bald aus den Augen Tristan's verschwunden.

Verdrießlich ging er die paar Dorfhäuser entlang, der Rinne nach, die manchmal bei plötzlichen Regengüssen einen Strom Gebirgswassers in den See führt, und kam bald in den Park der Villa Serbeloni. In dem kühlen Schatten der Loggia setzte er sich nieder und träumte dort von der Zeit, da Plinius oder Virgil an diesen schönen Ufern des Larius gewandelt. Durch die Maulbeerbäume konnte er im Sonnenglanze die drei Arme des See's heraufblitzen sehen; steil fiel die Kalkwand zu seinen Füßen, Cypressen- und Feigenblätterdächer zu ihm hinaufschickend, in die wonnige Flut. Drüben

Digitized by Google

an dem Felsgrat schoß ein milchweißer Gießbach in's Wasser; das tiefe Blau sprühte und sprudelte und spritzte hoch auf an dieser Stelle und die Sonnenstrahlen schufen über dem Gischt einen irisfarbigen Bogen.

„Ach, das Schöne zieht ewig an mir vorüber!" sagte er zu sich. „O Freund Egmont, ich hätte Dir soviel zu sagen, warum bist Du nicht bei mir! Wie kam's, daß ich Dir jetzt gerade von meinem Paris Bordone schreiben mußte, und nun wieder ein Traumbild weiblicher Schönheit an mir vorüberfließt? Aber habe ich ihr denn in die Augen gesehen, um zu phantasiren, daß sie schön sei? Und dabei ist mir so göttlich träge zu Muthe; hätte ich jetzt eine große Idee ausgearbeitet im Kopfe, ich glaube, ich könnte mir keine Zeile abtrotzen. — Ja, ich könnte mir so untreu werden, daß ich ein fertiges Werk, das mir eine Fee des Nachts auf den Schreibtisch gelegt, als Geschenk annähme, nur um nicht mit leeren Händen aus Italien zu scheiden. Aber den Dummen nur bescheert's der Herr im Schlafe, und ich fürchte, ich habe nichts zu befürchten!"

Als er sich zum Rückgange anschickte, sah er auf dem Kieswege ein schwarzes Thierlein herankriechen; es schien ein kleiner Krebs zu sein, der nur etwas flach auf dem Bauche schlich. Er bückte sich, um es aufzuheben, als eine Stimme neben ihm in fließendem, reinem Römeritalienisch zu ihm sagte:

„Non toccare, Signore, è Scorpione!"

Er blickte erschreckt auf, wie vom Scorpion gestochen und dabei doch vom melodischen Klange der Stimme seltsam bewegt. Während er zwischen diesen zwei Empfindungen schwankte, warf ihm die Dame vom Boote, denn sie war es, einen strengen Blick zu, der jede Annäherung ausschloß, er konnte nur ein „Mille grazie, Signora!" stammeln und sah sie langsam bei der nächsten Biegung des Weges verschwinden. Ihr Gang war Musik und er glaubte noch die Melodie zu hören, als die Goldblonde mit dem Purpurmieder längst nicht mehr sichtbar war. Er hatte nur bemerkt, daß sie einen wunderbar feinen Fuß hatte, von kleinen Sommerschuhen und einem seidenen, durchbrochenen Strumpfe umhüllt, hinter dem ein rosiges Fleisch wie die Heckenrose aus ihrem Laube sah. Und das hatte er bemerkt, als sie vor ihm stand, er sich nach dem Scorpion bückte und sie sang:

„Non toccare, è Scorpione, Signore!"

Er hatte noch gesehen, wie bei jedem Schritte das Gewand sich zu den Seidenstrümpfchen hinabbog, wie um es zu küssen, und dann sah er gar nichts mehr.

Das nächste, was Tristan beim Umkleiden vor dem Mittagstische beschloß, war, sich um keinen Preis zu verlieben. Er wollte sich die Ruhe des Herzens bewahren, um der Freiheit des Geistes sicher zu sein.

Gewöhnliche Menschen fassen keinen solchen Entschluß; sie lassen die Außenwelt nach Kraft und Lust auf sich einwirken; oder, wenn sie sich etwas Aehnliches vorsetzen, so ist es bereits um sie geschehen.

Tristan war ganz der Charakter, sich von keiner noch so verführerischen Sirene an ein thatloses Ufer singen zu lassen. Seine Bahn hatte er sich vorgezeichnet und der Mittelpunkt, um den seine Seele schwang, war so mächtig, daß es gewaltigerer Sonnen bedurft hätte, um ihn in ein anderes Geleise zu lenken.

Digitized by Google

Er war daher nicht im Mindesten überrascht, als ihm der freundliche Hausbesitzer seinen Platz an der allgemeinen Tafel anwies.

Es schien ihm ganz natürlich, daß die Dame im Hôtel Genazzini wohnte und an seiner rechten Seite saß, daß sie heute vom Boote aus von dem anderen Ufer die Villa Serbeloni erstiegen und daß sie nun mit ganz kleinen Händchen, die weiß, schmal und lang waren und an deren Fingerspitzen feine Rosentinten schimmerten, zierlich die Gabel hielt und die Forelle und den Hummer von der Schüssel nahm, die er ihr galant zurechtsetzte.

Es kam ihm gar nicht besonders vor, daß er ihr und sie ihm bei dieser Gelegenheit in die Augen sah. Unumgänglich war es, daß er dabei die Bemerkung machte, sie habe braune Augenbrauen und schwarze Wimpern über den blauen Augen, daß sie niemals mit dem Messer aß, daß sie die langen Wimpern wie Fächer zu gebrauchen wußte, wenn sie Etwas oder Jemanden nicht sehen wollte, daß ihre Stirne so weiß wie ihr feines Spitzentuch war, das sie ganz flüchtig über die carmoisinrothen Lippen zu führen pflegte, ohne dadurch diesem Tuche auch nur eine Spur von Röthe mitzutheilen; daß ihre gerade, nahezu griechische Nase ihrem Antlitze eine gewisse Strenge verlieh, die aber das unbewußt mild blickende Augenpaar zu dämpfen bemüht war.

Die Form ihres Antlitzes schien ein vollkommenes Oval; außer ein paar schelmischen Grübchen, wenn sie beim Danken fast unmerklich lächelte, trat keine Welle in die reine Schönheitslinie; alles war wie mit dem Meißel nachgegangen, ausgeglichen und Praxiteles hätte nirgendwo ein Zuviel oder Zuwenig gefunden.

Der Raum von den lieblichen Nasenflügeln zur Oberlippe war ganz klein; den Mund nachzuzeichnen, hätte sich Greuze vergeblich bemüht und der erste Aristokrat Europa's hätte an ihrer Manier, zu essen, nichts zu tadeln gewußt.

Als der freundliche Gasthausbesitzer sich einmal dienstfertig hinter ihrem Stuhle zu der Perlschnur niederbeugte, die so eng und fest an ihrem weißen Halse lag, und die ein großes Kreuz von Perlen als Wächter vor dem nur wie ein äußerster Mondrand sichtbaren Busen abgesandt hatte, da lächelte sie mit melodischem Kopfschütteln ein wenig mehr auf die Frage, ob Madame zufrieden sei, wobei sich die Lippen natürlich etwas mehr öffneten. Da fühlte sich Tristan denn doch etwas beunruhigt und redete sich ein, diese Zähne müßten falsch sein, denn so etwas Regelmäßiges, Untadelhaftes könne die Natur, die sich in keiner Wiederholung gefällt, mit dem besten Willen nicht schaffen.

Die Dame trug ein schweres, rauschendes, enge anliegendes Seidenkleid; es war oben, wie gesagt, ein wenig offen und eine feine Spitzenkrause, die sich über den Perlen am Halse und den rebellischen Haarlöckchen etwas aufbauschte, so daß man eben den Anfang des Nackens recht gut sehen konnte, lief nach beiden Seiten auf ihre Brust hinunter; hielt rechts und links plötzlich ein, um sich dann unter dem Perlenkreuze auf dem geraden, besten Wege mit sich selbst zu vereinigen.

Die Aermel waren weit und geräumig, so daß ein glatter, flaumloser Arm sich darin nach Belieben zeigen und verstecken konnte.

Digitized by Google

Er war von keiner Spange gefesselt; freilich konnte Tristan nicht errathen, daß die Dame höher oben zwei Goldreife trug, die sie einst in Pompeji ausgraben sah und die sie zu erhalten gewußt hatte, obwohl oder vielleicht gerade, weil Rosa, der große Philologe und Leiter der Ausgrabungen, dabeistand.

Zu einer Conversation hatte Tristan nicht den rechten Muth. Er sagte sich zwar, um sein Stillschweigen zu beschönigen, daß er keinerlei Verpflichtungen habe, eine fremde Dame zu unterhalten, daß es ihr vielleicht nach dem langen Spaziergange sogar unangenehm sein könne, beim Essen gestört zu werden. Diese Vermuthung fand er zwar alsbald selbst nicht stichhältig; denn sie ließ außer der Forelle, dem Hummer und den Früchten alle Leckerbissen mit, wie er glaubte, geheuchelter Gleichgiltigkeit an sich vorübergehen und nippte nur wie ein träumerisches Kind ziemlich oft von einem goldenen, von den untergehenden Sonnenstrahlen durchglühten Sherry dazu.

Für die zoologische Unterrichtsstunde hatte er gedankt und er fand es nicht für zweckmäßig, seinen Geist einzig durch eine Wiederholung, durch ein Plagiat an sich selbst zu documentiren, obwohl er sich einredete, der Scorpion sei doch eigentlich der rechte Anknüpfungspunkt zwischen sich und ihr.

Er hätte auch von seinem Paris Bordone allerlei zu sagen gehabt, aber warum kam sie ihm auch so wenig entgegen? Warum ermunterte sie ihn mit keinem einzigen überflüssigen Blicke?

Während er ihr innerlich alle diese Vorwürfe machte, stand die Dame plötzlich auf, verabschiedete sich mit einem Kopfnicken, und schwebte so melodisch aus dem Saale, daß er während der letzten verhallenden Tacte zu dem Schlusse kam: „Sie ist sehr schön und die Natur gibt nie Einer Alles; deßhalb muß sie sehr dumm sein!“

Dies beruhigte ihn einstweilen, und bei seinem Café, seinem Gläschen Chartreuse und seiner Havanna auf dem kleinen Tischchen der Terrasse kam er bereits zur Annahme der Unumstößlichkeit seiner absprechenden Behauptung.

Er verschmähte es, den Wirth auszuforschen, entschloß sich endlich doch dazu, aber es war ein Tag der Abreise; Alles schien sich das Wort gegeben zu haben, heute nach Como, Lecco und Colico aufzubrechen: der geschäftige Mann war überall und nirgends und endlich begleitete er noch eine Familie bis Cadenabbia. Mit Kellnern aber sich abzugeben, fand Tristan doch unter der Höhe der Situation. Er stieg an's Ufer hinab in einen schmalen Grönländer und ruderte sich mit ein paar kräftigen Schlägen in die Mitte des See's. Die Sonne versank eben und die Spitzen der Berge verglühten im Westen. Die Stimmen der Reisenden waren verhallt, der Dampfer war vorbeigerauscht und die erregten Wellen hatten sich wieder zum Spiegel geglättet. Kein Boot war ausgeflogen, kein Laut ließ sich vernehmen; nur hie und da tauchte der Fittich einer heimkehrenden Schwalbe in die nun milchgraue Fluth. Der Mond kam, aber mit ihm auch ein Wolkenzug von Como herüber, den die Breva des Mittags aufgescheucht und nun bald über die volle Scheibe zu legen drohte.

Digitized by Google

Auf den Berghöhen schienen die Strahlen geisterhaft zu wandeln; ein leises Rascheln ging durch's Frühjahrslaub, als ob sich die Dinge vor'm Einschlafen noch Märchen erzählten. Dann war's einen Moment wieder ganz stille. Nun aber erklang vom rechten Flügel des Hauses ein langgezogener Ton, der erste Accord eines Liedes, das bald in vollen Strömen über den Wassern flutete. Es war eine volle, süße Stimme, von Wehmuth und Milde geschwellt; es war eine tiefbewegtes Menschenherz, das den endlosen Gram Anderer verständnißinnig aushallte.

Und rein und deutsch konnte Tristan die Worte des Heine'schen Liedes vernehmen:

„Ich wandelte unter den Bäumen,
Mit meinem Gram allein,
Da kam das alte Träumen . . .
. . . .“

Regungslos lauschte Tristan der tieftraurigen Melodie; wie eine Schlange legte sie sich um sein Herz, aber nicht kalt wurde ihm in der Umschlingung; immer klagender, trostloser und trauriger schlugen die Tonwellen an sein Ohr und er stützte sein Haupt in beide Hände und — weinte bitterlich.

Das Vaterland, das ferne, beschwor ihm das Lied herauf; all' die Lieben und Theuren, die er verlassen; er übersah nochmals sein ganzes Leben und es schien ihm arm und freudlos und verloren und nutzlos vergeudet. Und fragend sah er in die Zukunft, die doch immer der Vergangenheit entspricht, und immer klagender und trostloser und trauriger schlugen die Tonwellen an sein Ohr.

Da brachen sie plötzlich ab und die Luft schien zu zittern, als ob sie die letzten schmerzlichen Laute nur selber schmerzlich bewegt davon zu tragen sich scheue! —

Es war eine tiefe Stille auf dem See und in den Bergen. Die Schiffer hatten sich auf den Steintreppen gelagert und wagten nicht zu flüstern. —

Dann hob die Stimme dort wieder einen neuen Gesang an; wenn auch nicht froh und heiter, doch in versöhnterer Melodie.

Sie sang ein neugriechisches Lied und das waren die Worte, die zu dem Mond und dem schwarzen Wolkenzuge heraufschwebten:

„Begrabt mich, wo die Sonne mich bescheinen kann,
Und laßt ein Fenster in das Grabgewölbe hau'n,
Daß dort ein Schwalbenpaar sich liebend einen kann,
Und daß sie fröhlich dort ihr kleines Nestchen bau'n!

Ich will es hören, wenn das Paar dann Lieder singt
Den jungen Schwälblein, die der Liebe Glück gebracht.
Wohl, daß im Nest, wenn einst der Lenz sie wiederbringt,
Die Schwälbin über'm frohen Menschenpaare lacht!

Denn nächstes Jahr, da werden hier schon Ranken blüh'n!
Beim Griechenmädchen sitzt vielleicht ein Griechenknab',
Und wenn die Wangen unter'm Kuß der Schlanken glüh'n,
Fragt wohl der Jüngling: Wer ruht hier vom Glück im Grab?

Digitized by Google

Ich aber lächle dann in meiner stillen Gruft,
Ich, die ich Erdenliebe nicht und Glück gekannt . .
. . . . "

Hier hörte das Lied auf, wie eine schöne Erzählung, von der ein muthwilliger Knabe die letzten Seiten zerrissen hat . . . . . . Einem flachen Schiefersteine gleich, der über die Wellen immer wieder auftauchend, dahinhüpft und endlich ganz versinkt, erstarb das Echo von Erdenlieb' und Glück in den Bergen!

Wie glättende Hände hatten sich die wohllautenden Worte des herrlichen Idioms auf's wildaufgeregte Herz Tristan's gelegt und es war ruhiger und friedlicher in ihm geworden.

Er ruderte ganz leise näher an's Gestade heran und verbarg sein Boot in dem überhängenden Laubwerke des Ufers. Auf der rechten Seite des Hauses war ein Fenster weit geöffnet; eine Lampe brannte auf dem Tische in der Mitte des Zimmers, in das er von seinem Verstecke aus sehen konnte.

Der Mond stand nicht über dieser Seite des Wassers, der Wolkenzug hatte ihn soeben erreicht, und es ward fast völlig dunkel. Das Licht der Lampe allein spiegelte sich matt und verschwommen im See. An dem Fensterrahmen lehnte die Gestalt der räthselhaften Dame. Sie schien wie in wohliger Ermüdung und vom eigenen Gesange leicht angestrengt und aufgeregt. Sie hatte die Arme hinter dem Kopfe heraufgelegt und ließ ihn in den beiden Handflächen ausruhen, den Blick dabei nach oben gerichtet. Sie trug noch ihr Kleid von Mittag, die Aermel fielen zurück und ließen die weißen Unterarme sehen. Mit einer unmerklichen Bewegung löste sie ihr Haar, das nun langsam, müde und lässig niederfiel. Sie athmete tief und schien in der lauer gewordenen Nachtluft zu zittern. Sie nahm das Perlenhalsband ab und knöpfte das Oberkleid auf. In demselben Augenblicke tauchte ein niedliches Kammerzöfchen aus dem dunklen Hintergrunde des Zimmers und half ihr von hinten aus den bauschigen Aermeln. Nacken und Arme, wie sie nie ein Künstler geträumt, wurden bloß, unheimlich funkelten die goldenen, massiven Spangen an dem oberen Arme, nahe am Schulteransatz. Ein violett-seidenes Mieder umschloß eine feine, bewegliche Taille. Die Dame legte die Hände an die Nesteln, um sie zu lösen, in demselben Augenblicke löschte das Zöfchen die Lampe und schloß die Fenster.

Tristan ruderte sich langsam und vorsichtig an's Ufer, kein Schiffer war mehr da. Er band das Fahrzeug fest und schritt in sein Zimmer.

Er fand seinen Vorsatz, sich nicht zu verlieben, recht vernünftig.

Er fand es nur etwas schwer, ihn zu halten. Er redete sich seine Erregung aus und sagte im Einschlafen zu sich: „Ach was, das ist eine Opernsängerin und nichts weiter! Aber mindestens eine Primadonna!" fügte er doch hinzu. —

Er erwachte ziemlich spät und schloß daraus, daß er sehr spät eingeschlafen sei. Das war wohl möglich. Es hatte dies auch sein Gutes, meinte er, er brauche nicht solange auf die Mittagstafel zu warten. Ein Gedanke, der auf den Seelenzustand eines Menschen, der sich nicht verlieben will, ein recht sonderbares Streiflicht wirft. Daran dachte er aber nicht, sondern wie

Digitized by Google

er es sehr klug einfädeln wolle, eine vernünftige Conversation mit der strengen Schönheit anzufangen!

Er ließ sich ein wenig unter die Magnolien der Villa Melzi rudern; behauptete, dort ein paar Stunden gelesen zu haben; hätte ihn aber Jemand gefragt, was, so wäre er um den Titel des Buches verlegen gewesen.

Er sah sich die Theegesträuche und den Alexanderzug, die Camelien und Zuckerrohre und die Canova's der Villa Carlotta an, ohne jedoch in eine übermäßig gehobene Stimmung zu gerathen.

Endlich faßte er den Entschluß, nach Hause zu kehren und an Egmont zu schreiben, was er auch that. Er beschmierte sein sämmtliches Schreibpapier, zerriß ein Dutzend Bogen und setzte schließlich seinen Sommerhut kühn auf's Ohr, als man zur Tafel läutete. Auf der Treppe kam ihm endlich eine, wie er annahm, sehr gute Idee. Er wollte die Conversation alsbald damit würzen, daß er von den gestern Abend heimlich erspähten Armspangen spräche. Er lachte über sich selbst, daß er diesen Esprit d'escalier vor der Begegnung gehabt habe und konnte sich nicht verhehlen, daß sein Herz beim Eintritte in den Saal etwas stärker klopfe. Sein guter Genius schien übrigens an diesem Tage ganz besonders über ihn zu wachen; er sprach nichts von den Spangen — — —, denn die Dame war nicht da und kam auch nicht!

So gut ihm gestern das Essen geschmeckt hatte, heute fand er es abscheulich. Bei der Suppe trug er sich noch mit Erwartungen, bei den Hors d'oeuvres fielen ihm verlorene Illusionen ein und als der Käse gebracht wurde, stand er, ein Bild der Verzweiflung, auf.

Er erhaschte den Wirth allein und fragte gleichgiltig, der Heuchler, nach der Dame von gestern.

„O," schmunzelte der Wirth, „das ist eine Feine! Zahlt jeden Morgen in Gold, sieht nie eine Rechnung an, kommt seit drei Jahren, hinterläßt gute Trinkgelder, ein Aroma von Eisenkraut und immer 500 Francs für die Dorfarmen. Heißt Ila. Nicht mehr und nicht weniger. Bekommt viele Briefe, alle adressirt an Madame Ila, Mademoiselle Ila, Madame la Baronne, la Comtesse Ila, Fräulein Ila, aber sonst nichts. Spricht alle Sprachen, singt sehr hübsch!"

„Kommt die Dame nicht regelmäßig zur Tafel?", fragte Tristan den Wirth aus. „Gewiß, gewiß, ganz regelmäßig," versicherte dieser, immer von einem Beine auf's andere hüpfend, und wie ein Kunstreiter tänzelnd.

„Und warum kam sie heute nicht?" —

„Ist heute morgen sehr früh — Sie schliefen noch — mit einem feinen Herrn fortgefahren. Schöner Mann, der Herr, kam mit dem Sechsuhr-Dampfer, brachte ein Paquet für Miß Ila, wurde sofort empfangen — ich meldete ihn — wurde sofort geküßt, und auf und davon ruderten sie, das Paquet mitnehmend! — Ach, da kommt die Postkutsche" und fort tänzelte der Pächter des Hôtel Genazzini. —

Ein Mann, ein schöner Mann, geküßt? Tristan stellte sich die Frage, ob man eifersüchtig sein könne, ohne dabei verliebt zu sein.

Er fand den Stoff eingehender Betrachtung würdig und kam zuletzt zu der Ueberzeugung, daß er eifersüchtig, wüthend eifersüchtig sei, und daher doch wohl ein wenig verliebt sein müsse.

Digitized by Google

Eine ungeheure Unruhe bemächtigte sich seiner. Er war an die Seen geeilt, um dem Geräusch der Städte zu entfliehen, das ihn physisch ermüdete und nun sollte hier unter den Feigen und Myrthen des Larius seine Seele in Aufruhr gerathen?

Er mußte wieder weiter, wie Ahasverus oder ein gehetztes Wild, und doch knüpften ihn schon tausend Bande an die liebgewonnenen Ufer. Er fuhr zu der Stelle, wo sie gestern Abend wie ein Bild im Rahmen gestanden, ach, ein nur zu lebenswarmes, verführerisches Bild. Das Fenster stand weit geöffnet, aber wo war die süße Stimme und deren räthselhafte Besitzerin?

Vielleicht in den Armen des Anderen an einem lauschigen Uferplätzchen am See! Der Dampfer störte ihn aus seinen Betrachtungen auf.

Ila stand vorn am Bugspriet in eifriger Unterhaltung mit einem hochgewachsenen Manne. Die Luft, der das Schiff entgegenstrebte, ließ ihren weißen Schleier im Nacken wehen, als ob ihr Flügel gewachsen seien. Der junge Mann hatte den einen Fuß auf seinen Reisekoffer gestellt. Die Gruppe erinnerte Tristan unwillkürlich an ein pompejanisches Wandgemälde.

„Nun werden sie aussteigen und hieher kommen,“ dachte er, „und ich muß das fremde Glück mit anschauen!“

Aber die Dame stieg allein aus und küßte den Fremden, der fortfuhr, vor allen Leuten. Sie schien gar nicht traurig zu sein, sondern ließ, vom Geländer nickend, ihr Taschentuch wehen, so lange der Dampfer in Sicht blieb. Dann setzte sie sich nachdenklich auf einen Stuhl und blickte mit einem gewissen Ausdrucke von überlegener Zufriedenheit in ein ungeheftetes Buch, das sie in den Händen hielt. Sie blätterte darin, lächelte über gewisse Stellen und verfiel über andere in ein Nachdenken, das sie ganz der Gegenwart zu entrücken schien.

Dabei glitt ihr das Buch vom Schooße und verbreitete seine ungehefteten Blätter auf den Steinplatten der Terrasse.

Tristan bückte sich nach den bedruckten Flüchtlingen in demselben Augenblicke, als auch die Dame sich niederbeugte, und so kam es, daß sich ihre Haare fast streiften, indeß ihr Hauch sich vereinigte.

Die Dame dankte dem Eilfertigen und sagte, während sie die Seiten wieder zu ordnen versuchte, auf Italienisch:

„Man kann wohl zerstreut sein, wenn man seine eigenen Gedanken zum ersten Male gedruckt sieht. Wenn nur der Fall des Buches keine üble Vorbedeutung ist“ — lachte sie. „Indeß, habent sua fata libelli!“

„Ihr eigenes Buch?“ stammelte Tristan ganz verwirrt, „Sie sind — Dichterin, Madame?“

„Dichterin, Dichterin!“ lächelte die schöne Ila, „wie die Männer doch stets mit großen Worten um sich werfen! Ich habe versucht, die Gestalten, die in meinem Leben oder meiner Einbildung vor mir herumgaukelten, zu bannen, muß man mich deßhalb in eine Kategorie zwängen, gebe ich dadurch die Vorrechte meines Geschlechtes auf und muß Dichterin, Schriftstellerin, Blaustrumpf heißen?“

„Sie sehen mich nur überrascht, Madame.“

Digitized by Google

„Dio mio, gehören Sie vielleicht auch zu jenen Männern, die der Frau nur die Feder erlauben wollen, damit diese Liebesbriefe an sie richte? Mein guter Bruder" — hier erzitterte Tristan vor Freude — „brachte mir heute diese Bogen zur Correctur — es ist jedenfalls eine eigenthümliche Stunde im Leben eines Menschen — —"

„Und diesem — angenehmen Gefühle habe ich es zu verdanken, daß Sie mich eines Wortes würdigen? Auch ich bin — Schriftsteller! Darf ich Ihnen vielleicht bei der Durchsicht behilflich sein?"

„Sie sind Schriftsteller. Was haben Sie geschrieben?"

„Ich, ich — habe viel geschrieben, aber ich habe — — — nichts veröffentlicht!"

„Und warum nicht?"

„Ich trug mich einst mit erhabenen Ideen; ich wollte etwas Großes leisten und meinen Namen berühmt machen. Als ich noch jung war, dachte ich, ich könne etwas Gutes schreiben und schrieb auch; jetzt, nachdem ich das Beste gelesen, fehlt mir der Muth. Ich habe Alles nachsichtslos verbrannt!"

„Aber warum thaten Sie das? Es war ja vielleicht Gutes, das Sie vernichtet haben. Erzählen Sie mir weiter, das interessirt mich."

„Es mag sein, das ich Gutes vernichtet habe. Indeß mir war es nicht gut genug. Das Beste hätte mir gerade genügt. Es hat mir vielleicht das anregende Moment der Anerkennung gefehlt. Unter solch' glücklichen Verhältnissen wäre ich vielleicht der Poet der Freude und des Vergnügens geworden — oder gar keiner — aber nun kann ich meine Muse nicht aus ihrer Welt der Traurigkeit locken. Ja, die kleineren Dichter könnten recht glücklich sein, wenn es keine größeren gäbe!" seufzte Tristan.

„Aber die Welt käme dabei zu kurz!" meinte Ila lächelnd. „Indeß Sie sollten doch wieder einen Versuch machen. Vielleicht sind Sie jetzt gereifter, haben einen großen Gedanken, den sie ausführen und wie der Italiener sagt: „Gli è meglio fare e pentirsi, che starsi e pentirsi!" Es ist besser Etwas thun und es dann bereuen, als gar Nichts thun und doch bereuen! — Arbeit macht stets glücklich!"

„Deßhalb kam ich nach Italien," erwiderte Tristan. „Ich wollte aus dem Leben und aus dem schönsten Lande schöpfen. Ich bin reich an Hoffnungen ausgezogen und kehre arm an Thaten heim. Es macht mich unsäglich traurig!"

„Das darf es nicht!" sagte Ila. „Die Einbildungskraft ist nie leichter zu wecken, als wenn sie schläft. Der Phantasie läßt sich so wenig, wie der Leidenschaft befehlen, ihr Ausruhen ist auch Arbeit. Sie sammelt sich und läßt das Neuaufgenommene stille auswirken. Unerwartet und doch zur rechten Stunde tritt dann der Gedanke, fertig wie die Pallas, vor uns und begehrt nach Gestaltung. So ist es wenigstens bei mir."

„Sie müssen schon viel Künstlerisches geschaffen, Vieles erfahren haben," sagte Tristan, „um All' das zu wissen und es so klar sagen zu können!"

„Ich handelte eben anders als Sie! Ich habe seit meinen frühesten Jugendjahren geschrieben und Alles aufbewahrt. Ich habe stets verbessert,

Digitized by Google

hinweggenommen und hinzugethan und könnte eine ganze Bibliothek herausgeben. — Doch es wird spät.“ — Sie legte ihr Buch zusammen, zog die Falten ihres leichten Ueberwurfes fester um den schlanken Leib und erhob sich.

„Wenn Sie morgen noch nicht abzureisen gedenken, so lade ich Sie zu einer Seefahrt ein. Ich will mein Buch mit Ihnen lesen und Sie sollen mir helfen, dem Weibergeschreibsel einen männlicheren Anstrich zu geben. Sobald es Sie langweilt, lasse ich Sie frei!“

Tristan empfand, daß ein nichtssagendes Compliment hier nicht am Platze sei. Ila verbeugte sich anmuthig und schritt in's Haus.

Als Tristan allein war, fühlte er sich einsamer denn je. Er that ihr Abbitte, daß er, ihre hohe Schönheit anerkennend, ihr voreilig den Geist abgesprochen hatte. Er sagte sich, daß er hier einfach vor der Vollendung, vor dem Ideal stehe.

Sie war tadellos schön und jedes erlauschte Bruchstück ihrer Schönheit ließ die Hoheit des Ganzen ahnen. Ein solcher Fuß, solche Hände konnten nur einem herrlichen Körper angehören, wie der ausgegrabene Theil einer antiken Statue auf die ideale Form der hellenischen Göttin schließen läßt. Und hatte er nicht gestern Abend des Wunderbaren noch so viel erspäht? Er pries sich glücklich, sein Spioniren aus dem Verstecke nicht verrathen, ja nicht einmal den Gesang erwähnt zu haben; war ihm doch der gleiche Doppelgenuß für heute vielleicht vorbehalten. Und so viel war ihm schon klar, hätte er seine Indiscretion bekannt oder gar der geheimnißvollen Armspangen gedacht, die Dame hätte ihn keines Blickes mehr gewürdigt. Hier war also Alles beisammen: Schönheit und Geist, diese hatte sie dem Auge und dem Ohr gezeigt, und wie er ihr vorher aus Unmuth die Klugheit abgesprochen, umgab er sie nun aus Ueberseligkeit mit dem ganzen Glorienscheine der Tugend. Ein so vollkommenes Wesen mußte fleckenlos sein; er hätte Jeden niedergeworfen, der ihm das leuchtende Bild zu trüben gewagt, und ernstlich fragte er sich, ob das nicht schon reine, wahre, tiefe Liebe sei, denn ohne diese erläßt man dem Gegenstande seiner Sehnsucht wohl gern ein klein wenig Tugend.

Schriftstellernde Damen hatte er sich so ganz anders vorgestellt: eckig, steif und hölzern, bebrillt, mit flachgekämmten, etwas in's Weißliche schillernden Strähnen; unangenehm geistreich in der stets plänkelnden Unterhaltung; eitel und selbstgefällig; anschließend bis zur Aufdringlichkeit, vernachlässigt im Anzuge, ohne Handschuhe und mit platten Füßen in breitgetretenen Schuhen. Vielleicht waren die Bücher Ila's herzlich schlecht und albern, aber ihre Conversation war lebhaft und witzig, ihr Ton gemüthvoll und ihre Stimme auch im zwanglosen Gespräche Gesang. Ihr Schatten enthielt mehr Weiblichkeit als der Körper einer Anderen.

So brach die Nacht heran und die Laute des Tages verhallten auf der Fluth und in den Bergen. Aber kein Gesang kam über die Wellen und Tristan brachte es über sich, den Grönländer ruhig in den anstrebenden Wogen an seinem Taue schaukeln zu lassen. — Er wollte den Späher nicht spielen und mit der Ungeduld eines verliebten Primaner's erwartete er halb träumend, halb wachend die Morgenröthe des neuen Tages.

Digitized by Google

Doch „Zeit und Stund' rollt durch den rauh'sten Tag" sagt Macbeth, und unbekümmert um Wünsche und Flüche der Menschen stieg auch die nächste Sonne herauf.

Das Boot Ila's lag beflaggt vor der Terrasse, die Schiffer rauchten ihre Pfeifen auf den Treppen und die Luft war blau und durchsichtig wie ein Krystall.

Es währte auch gar nicht lange, daß Ila's goldbraune Saffianstiefelchen auf den Steinplatten ertönten. Höflich begrüßte sie Tristan, fragte, ob er schon gefrühstückt habe, und als er dies bejahte, ließ sie sich von ihm die wenigen Stufen hinab in's Boot geleiten. Er reichte ihr beim Einsteigen die Hand und leicht wie eine Taube sich auf ein Palmblatt niederläßt, ruhten ihre zarten schmalen Finger auf den seinen. Ein Gefühl von Wonne, wie Tristan es nie gekannt, durchschauerte ihn bei dieser ersten Berührung; sie bemerkte sein Erzittern und sah ihn wie befremdet und fragend an. Einen Augenblick später saßen sie Beide auf der mittleren Bank des Schiffleins. Ila zog das Buch hervor, der Baldachine beschattete das Paar; die Schiffer stießen vom Lande, in leisem Gleichklange hoben und senkten sich die Ruder, beim Zurückstreifen flach die grünen Wellen streifend und in der Sonne glitzernde Tropfen fallen lassend; das Land ging zurück und kein menschlicher Fuß konnte die schwimmende selige Insel des jungen Paares störend betreten. Ila bat Tristan, das Buch laut vorzulesen, alles Störende zu besprechen und rückhaltlos und ohne Furcht, ihre Eitelkeit zu verletzen, seine Meinung zu äußern.

„Ich habe dies Alles geschrieben" sagte sie, „wie ein Vogel sein Lied singt; unbekümmert, was die Menschen dazu sagen werden, gewiß nicht für die Menschen und nicht einmal, wie manch' Vöglein, für ein Vöglein im Nachbarzweig! —

„Ich bin sehr gut erzogen worden und habe mich selbst lange und gut erzogen. Meine Heimat ist England. Meine Eltern hatten einen immensen Reichthum durch glückliche Speculationen erworben, sie sind todt; ich und mein Bruder die einzigen dankbaren und traurigen Erben.

„Ich liebe die Freiheit und Unabhängigkeit, ich kann jeden meiner Wünsche erfüllen und bin doch ziemlich anspruchslos. Ich verbringe oft Tage und Wochen schreibend, ich schreibe nie Nachts; ich weiß, daß dies meiner Schönheit schadet. Ich halte viel auf meine Schönheit; ich liebe sie, wie mein Talent, um ihrer selbst willen, aus keinem anderen Grunde; ich will weder mit ihr, noch mit ihm Anderen gefallen. Sie geben mir beide all' das Glück, das zu empfinden ich mich fähig halte. Es wäre mir gleich schmerzlich, meine Schönheit, wie mein Talent zu verlieren. Ich habe mich nie des Einen, noch des Anderen bedient, um auf irgend einen Menschen irgendwie einzuwirken. Beide waren mir nur für sich selbst da, Selbstzweck. Ich sage Ihnen dies Alles, einem Fremden, damit Sie mich nicht falsch beurtheilen. Ihr Aeußeres läßt mich schließen, — und ich habe einige Menschenkenntniß — daß Sie kein unedler oder schlechter Mensch sein können. Sie haben ein offenes Gesicht und ein Auge, das nach dem Glücke auszuschauen scheint, während eine frühe Falte auf Ihrer Stirn und ein gewisser trauriger Zug, den Sie selbst beim Lächeln nicht ganz verscheuchen können,

Digitized by Google

verräth, daß das Glück nur ein durchreisender Gast bei Ihnen gewesen sein mag. — Ich bitte Sie, sprechen Sie jetzt nicht. Lesen Sie. Ich werde mich schon selbst überzeugen, ob ich Sie falsch beurtheilt habe!"

Tristan sah ihr in die Augen und fühlte, daß sich die seinen bei dem Worte vom durchreisenden Glücke mit Thränen füllten.

Er beugte sich nieder und las.

Das Buch war ein Roman, hatte einen außergewöhnlichen Namen und enthielt eine merkwürdige, gleich von Anfang an spannende Geschichte. Es waren außergewöhnliche Menschen, die da auftraten, mit außergewöhnlichen Wünschen und Bestrebungen, außergewöhnlichen Leidenschaften und Leiden, und sie sprachen eine außergewöhnliche, bilder- und gedankenreiche Sprache.

Es war die Geschichte eines fahrenden Sängers, der, trotz seiner Armuth und genialen Rücksichtslosigkeit gegen die verletzenden und verkennenden Großen der Erde von einer wunderschönen und hochgestellten Dame geliebt wird. Geliebt wird, wie sie eben lieben kann. Sie martert ihn mit Nadelstichen und Dolchstichen; sie ist falsch und untreu und er kann nicht von ihr lassen.

Dann war es wieder die Geschichte von zwei begabten Kindern, die arm und elend in ihrem Dorfe aufwachsen und eines schönen Tages solange Hand in Hand auf der staubigen Landstraße dahin wandern, bis das Jugenddorf unerreichbar weit dahinten liegt und kein Weg zu ihm zurückführt. Der Knabe, das Kainszeichen des Genius auf der Stirne, wird nach unsäglichen Kämpfen und Leiden ein weltberühmter Musiker. Er verliebt sich in ein schöne Sängerin und erkennt in ihr das arme Mädchen, mit dem er vor Jahren das alte Dorf verlassen. Aber sie ist kalt und herzlos geworden, eine von den Marmortöchtern, die eine Börse an der Stelle des Herzens haben. Sie läßt sich von ihm lieben; aber von vielen Anderen auch, und wie er das erfährt, am Tage seines größten Triumphes mit seiner neuen Oper, ersticht er sich auf ihrer Schwelle, die soeben ein Edelmann verließ.

Es ist die Geschichte eines allvermögenden Weibes, das schön und reich, aber hart und grausam ist. Ein Jüngling, arm, jedoch von edler Geburt, wirbt um sie und geht durch ein Fegefeuer von Gefahren, die sie bedrohen, um sie zu retten. Er leidet das Unsägliche, er ist dem Tode hundertmal nahe; aber die Aufopferung, die Treue, die Gewalt der Liebe überwältigt zuletzt das Steinherz der Schönen und als er sie endlich erringt, hat sie in allerlei bestandenen Kämpfen Schönheit wie Reichthum eingebüßt. Die Liebe verlangt aber den Kern und nicht die Schale und so kennen die Beiden zuletzt noch das Glück.

Aber weder die Menschen, noch die Ereignisse machten den Reiz dieser bestrickenden Geschichte aus. Es war die Zauberwelt Armiden's. Die Sprache klang wie Musik und es war doch kein Vers und kein Reim darin. Die Bilder rankten sich wie Lianen in Tropenwäldern um die hohen Palmen des Gedankens. Die Gedanken waren dem Leben abgelauscht und das Leben schien trotz all' dieser kunstvollen Zuthaten wie photographirt. Die Paläste der Könige und Großen der Erde, die Hütte

Digitized by Google

des Elenden hatte diese Poetin wohl betreten und jeden Zug und jede Regung belauscht, jedes kunstvolle Prachtgetäfel und jede dürftige Lagerstätte geschaut. Die Geheimnisse der menschlichen Seele und der schweigsamen Natur, das Rauschen des Meeres und das Erzittern des Waldes, die Sprache der Vögel und die Gewohnheiten der Thiere lagen offen vor ihr, wie vor Salomo und der Makrokosmus war in dem Mikrokosmus dieses Buches enthalten.

Dabei schien die Poetin alle Literaturen aller Völker zu kennen. Ohne ihrem Buche je den Anstrich der Gelehrsamkeit, des Gezwungenen oder Ueberladenen zu geben, wußte Ila Aussprüche und verwandte Ideen großer Dichter und Künstler am rechten Orte anzubringen, so daß sie den Leser gefesselt, gespannt, gerührt erhielt und ihn doch zugleich belehrt entließ. Tristan hatte selbst sein Leben mit dem Studium der Literatur zugebracht; er wußte, daß dieser Ausspruch hier und jenes Bild dort stand; daß dieser Gedanke nur die Umkehrung und Verspinnung eines fremden, dieses Bild nur der Zwillingsbruder eines Schondagewesenen war, aber Alles erschien amalgamirt, organisch geordnet, und sprudelte wie die Wasser einer Quelle unaufhörlich im steten, gleichmäßigen und gesetzmäßigen Nacheinander. Man mochte keine Seite überschlagen und konnte das Buch nicht weglegen, ehe man es zu Ende gelesen.

Es war eine prächtige Stickerei, die ein herrliches Bild darstellte. Tristan wußte wohl, wo die Fäden gesponnen, in welchen Körbchen die verschiedenen Knäuel gelegen; welch' verschlungene Pfade die einzelnen Farben auch verfolgten, er sah sie nicht zwecklos umherirren und er mußte das fertige Bild und die Meisterhand bewundern, die All' das vereinigt, durch verworrene Wege zum schönen Ziele geführt, die so aus unscheinbarem Stoffe ein Zeitdurchlebendes, Unsterbliches gewoben.

Und als er zu Ende war, meinte er eine köstliche Pfirsich genossen zu haben, deren Süße im Munde noch empfunden wird und die ihm Duft und Wohlgeruch verleiht, wenn sie selbst schon längst zergangen.

Er bemerkte zu seinem größten Erstaunen, daß es Abend geworden war, daß der Schatten des Domes von Como sich vor ihnen auf den Wellen spiegelte, und er fühlte sich jetzt erst matt und ermüdet von der physischen Anstrengung des Lesens.

Er sah Ila mit einem Blicke unverhohlener Bewunderung an und flüsterte halblaut die Worte Jocelyn's vor sich hin:

„Le jour s'est écoulé, comme fond dans la bouche.“

Und Ila sagte leise:

„Un fruit delicieux sous la dent, qui le touche.“

Sie war offenbar bewegt; bewegt, weil ihr Werk einen so tiefen Eindruck auf einen Anderen machen konnte, daß ihm abwechselnd die Brust vor Erhebung und Entzücken schwoll und Thränen seine Stimme ersticken durften.

Sie sprachen lange Zeit nichts. Das Schiff nahte sich dem Hafen von Como. Endlich sagte Tristan:

„Lesen ist schön — aber Gelesenes mit einem Gleichgesinnten zu besprechen, ist Hochgenuß. Ich fühle mich Ihrer Seele verwandt, Ila, ich

Digitized by Google

gestehe, daß ich Aehnliches nicht zu schaffen vermag, und das ist der einzige schmerzliche Beigeschmack, der Wermuth, der sich in meine süße Bewunderung mischt. Alle die unfaßbaren Bilder, die meine Seele umgaukelten, die Nachts im Traume und Tags im Wachen zu mir sprachen: „„Schaffe mich!““ — Sie haben ihnen Leben gegeben, Sie haben meine Ideen verkörpert und trostloser als je sehe ich meine kommenden Jahre. — O Traum von Ruhm und Glück, wo bist Du?“

„Ruhm! Ruhm!“ lächelte Ila. „Glauben Sie, daß mir das eitle Trugbild die Feder in die Hand gab? Ich könnte jetzt dies Buch in den See werfen“ — sie machte eine Bewegung, Tristan stürzte sich auf das Buch und entriß es ihr, es ängstlich an seiner Brust wie ein Kind bergend.

„Ich könnte dies Buch vernichten, nun, da es einem Menschen Lust bereitet. Nein, und auch das ist es nicht! Offen gestanden, mein Freund, Freude gewährte nur die Pein der Idee und die schmerzvolle Gestaltung des Gedankens im Traume und im Wandeln; Freude gab das Hinschreiben und das Anstaunen des Werdens der allmäligen Vollendung; alles Andere ist eitel Trug und Rauch und Schatten!“

„Ist dann nicht“ sagte Tristan, „der Ruhm gerade das Wirklichste und Edelste, was dem Schöpfer zu Theil und als Lohn wird. Wenn er lange nicht mehr ist, lebt er fort in preisendem Munde Anderer, lebt dann erst ein eigentliches, potenzirtes Sein, geklärt und geläutert von allem Irrthume, dem lastenden Gewichte der Körperlichkeit entwunden, als reine freie Seele der Menschheit, als ein losgebundener schöner Geist.“

„Nicht so, mein Freund! Was wir uns von anderen Menschen geben lassen können, müssen wir uns auch wieder von ihnen nehmen lassen. Wer nicht Homer, Shakespeare und Goethe heißt, dessen Ruhm ist Modesache. Und wer weiß, wie die Menschen in ein paar tausend Jahren über die drei Heroen denken. Der Ruhm ist mir Nichts, das Entstehen des Werkes, das entstandene Werk Alles, reine, selige Freude. Geschehe dann damit, was da wolle, ich habe geschaffen, ich habe gelebt! Ruhm? Auf wie lange? Vergeht denn nicht einmal dieser ganze Planet mit aller Ilias und Odyssee, mit Romeo und Julie und Faust und Gretchen. Und wo ist der Ruhm bei den Atomen?“

Das Schiff stieß an den Strand. Die Schiffer halfen dem Paare aussteigen und bekundeten recht irdische Gefühle. Sie hatten den ganzen Tag gerudert und außer dem kargen mitgeführten Proviant keine Labung zu sich genommen.

Ila gab ihnen eine Handvoll Geld, sie sollten sich gütlich thun. Aber wie wollte man zurück?

Der Dampfer ging nicht mehr ab, das Boot hätte die halbe Nacht gebraucht und im Hôtel Volta zu übernachten, fand Ila ohne alle Prüderie unschicklich.

Sie sandte den einen Matrosen nach dem Capitain des Dampfers. Er war nur wenige Schritte entfernt bei seinem Fahrzeuge und ein paar Worte der schönen Frau, sowie die vorausbezahlten Goldstücke genügten, um ihn zu einer Extrafahrt bei Mondschein bis Bellagio zu bewegen.

Ila und Tristan schritten nach dem Hôtel Volta, um auch ihrerseits den Gefühlen des Hungers Rechnung zu tragen.

Digitized by Google

Bald saßen sie behaglich in einer schattigen Laube des Gartens vor einem gedeckten Tische und thaten wie alle Menschen, wenn sie zehn Stunden keine Nahrung genossen haben, jung sind und von keinerlei Gewissensbissen geplagt werden. In der Dämmerung machten sie noch einen Spaziergang die Strada Regina entlang, an den Villen Odescalchi und Salazar vorüber, die ihre mächtigen Schatten über den weichen Kies warfen. Ila war nicht zu bewegen, Frank's Arm zu nehmen, sie schritt neben ihm her mit jener selbstbewußten Sicherheit, wie sie nur Engländerinen und Amerikanerinen eigen ist, die ein gut Stück Welt gesehen haben und leicht mit ihr fertig geworden sind.

Sie betraten noch den Dom, der sich mit seinen dunklen, gothischen Massen düster gegen den Himmel abhob. Im Innern herrschte eine unfreundliche Kühle; armselige Weiber knieten und murmelten gedankenlos Gebete; alle aber streckten wie mechanisch die Hände nach der schönen Frau, die denn auch an keiner ohne Gabe vorüberging. Aber wenn die Beiden hier Erhebung und Stimmung gesucht hätten, es wäre der letzte Ort gewesen, um sie zu finden.

Eine größere und heiligere Kirche war der stille, von Bergen umschlossene See und bald rauschte einsam auf ihm der Dampfer durch die langsam niedersinkende Nacht. —

Frank erzählte Ila die Geschichte seiner Jugend: wie er seit frühesten Jahren an den Felsen des Ehrgeizes angeschmiedet war und der Geier der Schaffenslust an ihm genagt habe. Wie es ihm nicht immer möglich gewesen sei, sich zu versenken in den ewig schäumenden Born hellenischer Weisheit und Schöne, und Glück zu trinken aus den reinen Quellen classischer Dichtung und letzten Menschenswissens; wie ihm die, Anderem zugewandten Tage Höllenpein schufen und Zerwürfniß brachten mit sich und mit Anderen; wie er sie abgetrotzt dem Schicksale, die Stunden eigenen Schaffens, da der langgehegte Gedanke Form und Gestalt annahm und er die Schemen seiner Einbildungskraft an seinem eigenen Herzblute trinken ließ, auf daß sie, wie Tiresias in der Unterwelt dem Odysseus, weissagen und reden konnten. Wie ihm aber nie ein Werk gelungen, vor dem sein Schöpfer wie der Demiurg sagen mochte: „Siehe, es ist gut," und wie er in edler Unzufriedenheit die geliebten Geschöpfe, denen er Deucalion und Prometheus gewesen, wieder in's Chaos des Nichtseins zurückstieß.

Keines erschien ihm wie das Wehrgehenk des Heracles, von dem Homer singt:

„Nie doch schaff' mir ein Künstler, ja nie ein anderes Kunstwerk,
„Hat er ein solches Gehenk mit eigener Kunst vollendet!"

Ila hörte ihm schweigend zu. Sie war gefesselt von dem Wohlklange der Stimme des schönen Jünglings, von den Gedanken, die mit den ihrigen so nahe verwandt, wenn sie auch nicht ganz wie ihre eigenen waren, und von der hehren Stille der Mainacht auf dem See. Sie stand an dem Geländer des Schiffes und sah hinab in die weiße, sich zurückziehende Fluth. Sie fragte ihn, ob er singen könne? Er bejahte es. Sie bat ihn um ein Lied. Er vermochte nicht, ihr zu verhehlen, daß er sie an jenem Abende belauscht und vor ihr, der vollendeten Künstlerin, nicht zu singen vermöge. — Ila sah

Digitized by Google

ihn an, als verstehe sie das nicht und bat ihn nochmals, zu singen. Tristan stellte sich auf das Vordertheil des Fahrzeuges, so daß der vom anstrebenden Schiffe erzeugte Lufthauch die Töne zu ihr zurücktragen mußte und stimmte den ersten Vers eines Liedes an, das er in glücklicher Stunde einst selbst gedichtet und gesetzt hatte:

Es trägt uns von blühender Insel
Hinüber das Boot an das Land,
Die Tage entsegelten eilig,
Die Zeit und die Insel entschwand.

Als Frank die zweite Strophe in gleicher Melodie begann, fiel Ila mit leiser und immer höher schwellender Stimme begleitend ein und so sangen sie das Lied zu Ende.

Es klang wie der Sirenengesang glücklicher Seegeister über die Fluth:

Doch bindet ein dampfender Streifen
Das Schiff an's verlassene Ziel;
Es baut eine schneeige Straße
Der wellendurchfurchende Kiel.

Der Dampfstreif schwebt hoch in den Lüften,
Die Möve schwirrt lustig dran her;
Die Fischlein durcheilen den Schaumweg,
Der grade durchschneidet das Meer!

Uns warden nicht Floßen, nicht Schwingen,
Doch steh'n uns die Straßen stets frei;
Erinn'rung trägt freundlich die Insel
Dem wandernden Denken herbei!

Lange standen sie nun stille und nachdenklich an dem Geländer und sahen in ihr schwankendes Spiegelbild.

„Sie müssen Muth fassen und frisch an Seele und Körper an eine große, lebenausfüllende Arbeit geh'n!“ sagte Ila.

„Meine schönsten Gedanken sind gedacht, meine beste Energie ist verthan, meine Epoche der Schöpferkraft ist dahin!“ erwiderte Frank; „Blumen pflückt' ich zum Kranze; ich warf schon die einzelnen Knospen zum Thore hinaus; nun sind sie verwelkt und gegangen und leer ist der Korb. Die Rose faltet sich wieder des Abends in die Knospe, gleichsam in die Jugend zurück, aber nicht einmal meine Träume schweben in die Gefilde der goldenen Kindheit!“ —

„Andere Werke reifen dem Jünglinge, Andere dem Manne; die Blumen des Lenzes und die Blumen des Sommers sind nicht dieselben, aber beide erfreu'n und entzücken!“

„Die Blumen des Lenzes können den Sommer und den Herbst erleben, Ila. Aber den Sommerblumen winkt bei der Geburt schon der Herbst. Ich bin fertig mit mir und dem Leben; ich fühl's, daß ich kein Ziel erreichen werde, das ich als wünschenswerth erkannt.“

„Sind Sie ein Sclave Ihrer Stimmung und können Sie ihr nicht den Herrn zeigen? Stimmung ist wie ein Fremdes, legen Sie Ihr Geschick nicht in fremde Hand. Ihr Ehrgeiz ist das Grab Ihres Talentes. Scheuchen Sie die Gedanken über Ruhm und Dauer, über Sommer oder Herbst. Der

Digitized by Google

unheilvolle Drang nach Ruhm vergällt das schönste Schaffen; die schönsten Werke werden Ihnen gelingen, wenn Sie nicht an Welt und Menschen denken, denen Sie sie bieten wollen. Was ist der Ruhm, dem Sie nachjagen? Ein Irrlicht, ein Schemen, ein Gespenst. — Und wenn nun der Sand aus dem Stundenglase des Ruhmes gelaufen, wer dreht das Glas wieder um? Der Ruhm ist eine Distel, eine stachlichte, rothe Blume, die Denjenigen sticht, der um sie wirbt. Im Herbste verspinnt sie sich zu leichten Fäden und sie steht kahl und nackt zwischen den winterlichen Stoppeln des Lebens. Jeder Wind trägt ihre Flocken davon und wo sich die Reste der Ruhmesblumen niederlassen, entsteht über's Jahr wieder eine rothe Blume, die sticht.

„Der Ruhm ist ein Spinngewebe, an dem eine Nacht gesponnen wurde, und das ein spielendes Kind in einer Secunde zerreißt. Was heißt Ihnen das Glück? Ein befriedigter Stolz? Ist das genug für's ganze Leben? Haben nicht andere Gefühle Raum in Ihrer Brust! Nennen Sie keinen Freund, kein weibliches Wesen Ihr eigen, die Ihnen mehr sind, als Name und Schall?"

„Einen Freund nenn' ich mein eigen," sprach Frank und dachte an Egmont, „sonst fesselt mich kein Band an diese Welt!" — — —

Die Sterne funkelten schon im See und der Dampfer hielt inne. Ein Boot sank hinab. Ila dankte dem Capitän und den Schiffern und stieg die kleine Treppe in's Boot hinunter. Ein paar Ruderschläge, und sie standen am Strande. Das Boot ging zurück, der Dampfer drehte sein Bord gen Como zu und rauschte einsam wie ein Geisterschiff in die lautlose Nacht hinaus. Auch auf der Terrasse war's still.

Ila dankte Tristan für seine Begleitung und diesen Tag.

„Hören Sie mich an, Herr Frank," sprach sie. „Ihr Schicksal geht mir nahe. Sie haben einen Theil meines Wesens und sind doch ein ganz Anderer. Nehmen Sie dies Buch, welches Ihnen so gut gefällt, daß Sie es geschaffen haben möchten. Nicht einmal mein Bruder weiß, wer es geschrieben. — Setzen Sie Ihren Namen darauf! Vielleicht gibt es Ihnen Das, was Ihrem Leben fehlt; mir kann es nichts mehr geben, dieses Buch. Für Sie kann die Anerkennung der Anstoß zu eigenen Werken, besseren und männlicheren sein. Nehmen Sie es hin. Es ist ein unwiderrufliches Geschenk. Ich will es. Ich schwöre Ihnen, bei mir selbst, daß ich *unser* Geheimniß *nie* verrathen werde!" —

Frank hörte ihr wie im Traume zu, er war verblüfft; sprachlos von der Süße ihrer Worte, von ihres Blickes magischem Zauber gebannt. Sie hatte während des Sprechens den Handschuh von ihrer kleinen warmen Hand gestreift und sie auf Frank's zitternde Rechte gelegt. All' dies machte ihn keiner Bewegung, keines Wortes fähig. Als sie aber geendet hatte, lachte er auf und wollte ihre Hand fassen und sagen: „Nein, Miß Ila, das ist ein drolliger Scherz!" aber er war schon allein, hielt das Buch in Händen und hörte Ila die Hausthüre hinter sich zuschlagen. Er sah sie im Geiste die Treppe hinaufhuschen — das Zöfchen ihr Mantel und Hut abnehmen — weiter aber sah er nichts — denn er versank auf der Terrasse in tiefes, tiefes Nachdenken.

Als er wieder zu sich kam, hatte er das Buch ganz vergessen, doch war er sich klar darüber, daß er Ila wahr, innig und rückhaltlos liebe. — Er sah Ehre, Ruhm, Alles, was ihn früher bewegt, in Nichts zurückweichen, er gab

Digitized by Google

sich mit einem Male völlig selbst auf, um fortan ganz diesem seltenen, mit allen Gaben der Götter geschmückten Wesen anzugehören.

Sie war das Weib, wie er sich es geträumt; blond und weiß und schön; von männlicher Klugheit, bei einem äußerlichen Wesen höchster Weiblichkeit; und daß sie Gemüth, Herzlichkeit, Herz besaß — wie durfte er es bezweifeln, nach dem, was sie ihm soeben angeboten.

Als er wieder an das Anerbieten, an ihr: „Ich will es" dachte, überlief es ihn eiskalt. Wenn er es genauer übersann, schien es ihm doch wie eine Geringschätzung, eine Beleidigung. Hieß das nicht: „Du armer Tropf! was Du nicht kannst, ich kann es; was Du nicht zu beginnen wagst, ich habe es vollendet; was Du nicht zu erringen vermagst mit all' Deinem Streben und Wollen und Können, ich werfe Dir's wie eine Fee als Geschenk in den Schooß.

„Aber ist es nicht auch ein Beweis von Zuneigung, dieses Geschenk? Handelt man so an dem Fremden, mit dem man, wie es auf Reisen wohl oft geschieht, einen Tag verplaudert, weil er unterhält, weil gerade kein anderes Spielzeug unter der Hand ist; den man wie einen alten Handschuh abstreift und wohl nimmer wieder zu sehen erhofft?

„Und wenn Liebe zwischen uns beiden erblüht, hat sie nicht das Recht wie jedes O p f e r zu v e r l a n g e n, auch jeden O p f e r s A n n a h m e zu begehren.

„Aber all' das ist nur Scherz.

„Morgen Früh wird sie ihr Buch zurückverlangen, das ich ihr schon früher gebracht haben werde!

„Wird sie mir aber auch mein Herz zurückgeben können?"

Unter solchen Gedanken stieg auch Tristan zu seinem Zimmer hinauf und träumte bald darauf von Ila's goldenen Armspangen und ihrem violettseidenen Mieder.

Als Tristan den nächsten Morgen erwachte, war Ila sein erster Gedanke und er malte sich die Freuden des Wiedersehens aus, als ob er eine Geliebte seit Jahr und Tag nicht gesehen, und nun eine Vereinigung nach so langer Trennung zu gewärtigen habe.

Mit fast weibischer Coquetterie begann und beendigte er seine Toilette und versuchte, wenn auch ungeziert, doch so tadellos als möglich, was sein Aeußeres betraf, zu erscheinen. Als er endlich auf die Terrasse trat, war dieselbe wieder von einem über Nacht oder mit früher Morgenstunde aufgetauchten Reisevölkchen mit Beschlag belegt, und, als ob all' diese Eintagsfliegen es darauf abgesehen hätten, seine Galle zu erregen, waren sie sämmtlich paarweise, Männlein und Weiblein erschienen, und saßen nun fröhlich plaudernd, vor den Theemaschinen und dem goldgelben, um Honiggläser malerisch gruppirten Gebäck.

Es schienen lauter junge Eheleutchen zu sein, die, um ihr Glück und ihre Uebereinstimmung zu zeigen, natürlich keinen anderen Ort zu wählen gewußt hatten, als gerade die Terrasse des Hôtels Genazzini zu Bellagio. Das war ein Vorlegen und Blickewerfen, Einschenken und Zuckergeben, verstohlenes Händedrücken und Näherzusammenrücken, als ob nicht noch die ganze, lange, öde Fahrstraße der Ehe vor ihnen läge und nicht die Zeit kommen könne, da ein Jeder von ihnen einmal seinen besonderen Pfad,

Digitized by Google

hüben und drüben der Heerstraße, zu wandeln geneigt sein dürfte. Nichts ist beunruhigender, als der Anblick fremder Glückseligkeit, wenn man gerade keine eigene erwartet. Dem Gleichgiltigen kann ein solches Schauspiel Mitfreude, dem Beschaulich-Wunschlosen Genuß bringen; der Mißgünstige verwünscht das fremde Behagen; der Liebende aber, der seiner Sache noch nicht ganz sicher ist, geräth bei dem Anblicke eines Paares, das schon eines höheren Grades von Besitzesfreudigkeit theilhaftig, in Aufregung und heftige Wünsche drängen ihn zur Verzweiflung.

Tristan wartete lang auf Ila, die nicht erschien. — Ein alter grauer Bootsmann rauchte, auf den Stufen liegend, sein Pfeifchen. Auf die Frage, ob die blonde Fremde vielleicht nach einer der Villen gerudert sei, schmunzelte der Seebär und deutete mit dem Finger nach Lecco zu. — Alsbald ließ sich Frank ein Boot losmachen und ruderte mit starken Schlägen den südöstlichen Arm hinein. Kein Boot war zu erblicken, die Ufer des See's waren mit einer violetten Färbung angehaucht und die Conturen am Strande und selbst bis höher nach den Spitzen hinauf, verschwommen wie die der herrlichen Bergseen Schottland's zur Frühlingszeit.

Eine unsägliche Stille lag über der Fläche, und bald ward Frank müde, sie durch den eintönigen Tact des Ruders zu unterbrechen. Er lenkte in den Schatten des rechten Ufers und ließ das Boot in eine kleine Bucht einlaufen. — Mußte sie doch bei der Rückkehr an dieser Stelle vorbei.

Hier konnte ihn Niemand stören.

Eine tiefe Schwermuth kam über ihn; er sah dieses letzte Abenteuer, wie er es nannte, wie die leichten Nebel auf den Bergmatten entschwinden und sich wieder einsam in einem zweck- und thatlosen Leben stehen.

So überließ er sich seinen Gedanken, verstimmt und keiner That fähig. Endlich zog er sein Notizbuch hervor und begann in dem leicht von den Wellen geschaukelten Boote seinem Freunde Egmont mit flüchtigem Bleistifte die Vorgänge der letzten Tage zu malen.

Frank an Egmont:

. . . . Je mehr ich Dir meine Erlebnisse schildere, desto mehr fühle ich, daß ich dieses schöne, herrliche Geschöpf liebe. Ist es denn ein Wunder, wenn Einer, seit seiner Kindheit auf der Suche und Wanderschaft nach dem Schönen, diejenige liebt, in der das Schönste, was die Natur erfunden und der Geist sich wünschen kann, verkörpert ist.

Ich weiß nicht, ob sie es je erfahren wird, denn ich fühle, daß ich nicht die Kraft haben werde, es ihr zu sagen, und noch weniger die, es zu ertragen, von ihr verstoßen zu werden. Das Wort „Ich liebe Dich" — zu ihr gesprochen, erscheint mir armselig und matt und ich glaube nicht, daß *hier*, an den Zauberufern des See's, eine Mondscheinnacht fee'nhaft und geheimnißvoll genug kommen kann, so daß ich es in die Goldwellen, die über ihrem reizenden kleinen Ohre wallen, flüstern möchte. — O, wenn *Du* es ihr schreiben könntest! — Ich Narr des Schicksals; Narr der Hoffnung! — Aber ich glaube, wenn wir noch ein paar Tage nebeneinanderleben, muß sie es ahnen. Manchmal erscheint sie mir kalt, denn wer seinem *Werke* entsagen kann, kann auch dem *Liebsten* entsagen und der ganzen Liebe, wie sie Menschen

lieben. Aber wie sich in kalten Ruinen oft ein schönes Marmorbild findet, so birgt wohl auch manch' kaltes Menschenkind ein schönes Herz ......

Ueber mir fällt eine Frucht raschelnd aus dem Laube in den See. — Die Wellen treiben um die Gefallene stets größere Kreise, bis sie das dortige Ufer erreichen. O, möchten doch von hier aus tausend stets geschwätzigere Zungen ihr von meiner Liebe erzählen! Wird sie auch reifen, wie diese Frucht, die vielleicht noch vom vorigen Herbste am Baume hing und von den frischen Keimen und Blüthen abgestoßen wird, wie der arme Lear von seinen Regans und Gonerils. Da schwimmt sie im See, für wen ist sie gereift, wen hat sie erquickt und erfreut? Wirst Du auch so sein, o meine Liebe? Wirst Du Dich nicht, meine unausgesprochene Liebe, wie ein welkes Blatt, das sich langsam zögernd aus lauer Luft unmerklich auf die Oberfläche des Sees legt, ihr auf's Herz legen, ohne zu den Perlen der Tiefe zu dringen, ohne Wellenkreise zu erzeugen?

Soll Dich ein Windhauch wieder entführen dürfen, wie er Dich gebracht?

Du wirst sein wie die fallenden Eicheln im Herbstwalde; für wen sie fallen, weiß man nicht und nicht wohin?

Denn sagen kann ich es ihr nicht, ich bin zu arm an Worten und welches Wort ist würdig, ihrem süßen Herzen Bringer meines einzigen Gedankens und Gefühles zu sein? Ich schwaches, unfertiges Geschöpf, wie darf ich es wagen, zur Vollendung emporzuschauen?

Und dennoch, Egmont, alle meine Pulse reißen mich zu ihr; mich fiebert, wenn ich an sie denke und der einzig würdige Ausdruck meiner Empfindung heißt Entsagung, Selbstlosigkeit, sowie sie mich gelehrt. —

Kannst Du dieses Weib begreifen, Egmont? Glaubst Du, daß es ihr mit ihrem Vorschlage ernst gewesen sein mag, und wenn es ihr ernst damit war, was sind ihre Gefühle für mich? — Du kennst mich und weißt, daß ich auf ihre Bitte, ihren Befehl und Willen nicht eingehen kann, weil es ja einfach jeder edleren Natur widerstreben muß, sich und die Welt zu betrügen. — Was aber kann sie damit gemeint haben? Gibt sie mir mit dem besten Theile ihres Wesens, ihres Geistes, mit ihrer Schöpfung, sich nicht auch selbst? Kann sie wirklich so *selbstlos* dem gegenüber sein, was jeder Schaffende als sein Höchstes anerkennt, *sein Werk*, daß sie es von sich thut wie ein Fremdes, daß sie einem Fremden überläßt, was doch ihr Eigenstes ist!

Ich will den unmöglichen Fall annehmen — die fraus pia — der unerhörte Betrug geschieht!

Wenn aber Amputirte noch Schmerzen an dem abgenommenen Arme zu fühlen glauben, kommt nicht einst ein Tag, wo *sie* ihres verlornen Geisteskindes gedenkt, wie eine Mutter an dem Grabe ihres einzigen Kleinen steht, und wo sie zurückfordern kann und muß, was ein Moment des Leichtsinnes, des Edelmuthes, der Opferwilligkeit oder der Gleichgiltigkeit sie verschenken ließ?

Und sieh *mich* an! Ich will den unmöglichen Fall ausdenken! Das Werk erscheint unter meinem Namen und der höchste Ruhm, den die Mitwelt zu vergeben hat, ist mein!

Digitized by Google

Kann mir dies die Befriedigung gewähren, die ich suche? All' mein Zwiespalt, meine Unlust und meine Weltzerworfenheit rührt davon her, daß ich das Große will und es nicht zu leisten vermag! Und der erborgte Schein fremden Lichtes sollte mich glücklich machen; ich könnte in bloßem Hauch und Schall Ruhe und Zufriedenheit finden? — Wäre ich nicht elender als ein Straßenräuber, der einen Wanderer seines Vermögens beraubt und sich damit als behaglicher Biedermann in einer kleinen Stadt ansiedelt, von der Hochachtung und Verehrung seiner philisterhaften Mitbürger umgeben?

Aber nein, der Fall des Straßenräubers ist möglich; wer den Raub begehen kann, kann ihn auch cum otio et dignitate genießen, ohne durch Gewissensbisse elend gemacht zu werden. Aber ich kann mich nur selbst, nicht Andere können mich glücklich machen!

Das Zeichen der Dichtung steht auf meiner Stirn. Der Dichter ist ein umgekehrter Kain. Kain erschlägt seinen Bruder Abel und wird unstät und flüchtig, Gewissensbisse verfolgen ihn!

Des Dichters Bruder ist der Gedanke und er fühlt alle Qualen der Gewissensbisse, bis er den Gedanken erschlagen!

Sobald der Gedanke, das Ideal, das Schemen der Phantasie, Gestalt, Ausdauer und Wirklichkeit gewonnen, sobald das frühere Gebilde erschlagen ist, wird der Dichter der Qual des nach Gestaltung Ringenden ledig.

Ich bin der verkehrte Kain vor der That. „Kann ein Anderer, eine Andere die That für mich thun?"

— — — — — — — — — — — — — — —

Tristan ruderte zurück und ließ das verhängnißvolle Buch versiegelt auf der abwesenden Ila Zimmer legen. Der Bote brachte die Antwort, daß die Dame zurück sei und zur Mittagstafel kommen werde.

Sie war nicht gen Lecco zu gefahren, sondern hatte in einer Weiberlaune dem alten Schiffer befohlen, die entgegengesetzte Richtung zu nehmen.

Vielleicht auch wollte sie allein sein, vielleicht Frank Zeit zum Nachdenken lassen?

Frank couvertirte und adressirte seinen Brief an Egmont, ohne ihn zu schließen. Ila saß in reizender Toilette, ein Bild jugendlicher Schönheit und Zufriedenheit, an der großen Tafel, und Tristan nahm neben ihr Platz. Es war nicht die Zeit der Auseinandersetzungen, die Pärchen gegenüber und zur Seite lachten und scherzten und betrachteten und beobachteten und flogen endlich nach allen Richtungen auseinander. —

„Warum sind Sie mir heute morgen ausgewichen?" sagte Frank, ihre Hand ergreifend, als sie Beide aufstanden und allein im großen Saale waren. Seine Stimme erzitterte in den leeren Räumen; durch die niedergelassenen Vorhänge strich ein Sonnenstrahl über das Goldhaar Ila's, so daß es wie in hellen Flammen zu lodern schien.

„Ich wollte Ihnen Zeit lassen, keine Thorheit zu begehen!" sprach sie, ihn ansehend und ihm ihre Hand entziehend. „Es ist das erste Mal, daß mir ein Mann widerspricht, wenn ich sage, ich will es!"

Sie setzte ihren Hut auf, der ihre langen Wimpern beschattete und nahm ihren Sonnenschirm.

Digitized by Google

„Aber, Miß Ila“, sprach Frank, ihr in's Freie folgend. „Sie werden auch noch niemals so Unmögliches begehrt haben! — Jemehr Sie darüber nachdenken, je weniger glaublich muß es Ihnen erscheinen, daß ein Mann in solches Begehren willigt.“

„Ich bekenne gerne,“ sagte Ila, „daß ich Sie für keinen gewöhnlichen Menschen gehalten habe und rechne mich ebensowenig zu denselben. Deßhalb traute ich Ihnen das Ungewöhnliche zu!“ —

„Unmögliches ist mehr als Ungewöhnliches!“ —

„Unmögliches habe ich nie begehrt, wohl aber gehört, daß ein Franzose einst einer begehrlichen Dame erwiderte: Si c'est possible, c'est fait; si c'est impossible, cela ce fera!“

Während sie die Straßen hinaufschritten, kamen sie an einer Brieflade vorbei und Frank zog seine Epistel an Egmont aus der Tasche, wollte das Couvert schließen und es in den Kasten werfen.

„Wem schreiben Sie heute?“ fragte Ila lächelnd.

„Dem Freunde, dem einzigen, von dem ich Ihnen sprach!“ —

„Verzeihen Sie meiner Neugier, aber ich möchte wetten, daß Sie ihm von mir erzählten!“

„Wie wäre es anders möglich, da — der Mund dessen überfließt“ — wollte Frank erwidern — rasch fragte Ila aber weiter: „Und haben Sie ihm von unserem Vorhaben gesprochen?“

„Von Ihrem Vorschlage, ja wohl“ . . . .

„Das ist gegen die Verabredung,“ rief Ila erregt. „Ein Geheimniß, das zwei Mitwisser hat, ist schon gefährdet genug, ich will keinen Dritten!“

Frank überkam es wie ein Blitz. —

Er ließ den Brief in ihrer Hand und rief mit bewegter Stimme:

„So lesen Sie selbst, Miß Ila, und sprechen Sie mein Todesurtheil aus.“ —

Und ohne zu wissen, was er that, eilte er davon, während ihm Ila, den Brief in der Hand, nachdenklich lächelnd, nachschaute.

Frank verschloß sich in sein Zimmer, das Herz klopfte ihm hörbar; das Geständniß seiner Liebe war in Ila's Händen, rasch und unerwartet hatte ihn der Moment angetreten, den er vergeblich von aller kommenden Zeit erwartete — nie hätte er auszusprechen gewagt, was da geschrieben stand — nun weiß sie Alles — wie wird sie ihm antworten? Wird sie ihm nicht befehlen, zu reisen, oder selbst den Ort so seligen Zusammenseins verlassen?

Ila aber schritt in den Park hinauf und las den Brief an einsamer Stelle. — Sie war ein verwöhntes Kind des Glückes, sie hatte manches Herz gebrochen und manchen Freier abgewiesen; aber sie hatte nie geliebt, und wenn sie oft geliebt worden war, so hatten es ihr die Wenigsten, von ihrer hohen und selbstbewußten, klaren und unabhängigen Eigenart eingeschüchtert, zu gestehen gewagt. —

Daß dieser Mann einen süßen Zauber auf sie ausübte, war ihr vom ersten Augenblicke an klar gewesen; ein Sinnenrausch, den sie nie gekannt, bemächtigte sich ihrer, als sie das keusche und entsagende Geständniß Tristan's las, und würde er sie jetzt in seine Arme geschlossen haben, das starke und

Digitized by Google

willenskräftige Weib hätte sich ihm liebend und dankbar hingegeben für's ganze Leben, dankbar, daß er sie erlöse vom eignen Ich und sie aufgehen lasse in ein zweites Sein, zu einem neuen Wesen, mit neuen Wünschen und Hoffnungen und Zielen.

Lange saß sie in der laulichen Luft und las die lieben Zeilen wieder und wieder und den düsteren Schluß.

Am Abend aber erhielt Frank seinen Brief an Egmont wieder und unter der Schlußzeile: „Ich bin der verkehrte Kain vor der That! Kann ein Anderer, eine Andere die That für mich thun?“ — stand von zarter, klarer und fester Frauenhand geschrieben: „Die Liebe! Ila's Liebe!“

In später heiterer Abendstunde wanderten die Liebenden nochmals hinaus in's Freie, den Dorfweg hinauf, an der Thurmuhr und der Brieflade vorbei.

Sie hatten sich gesucht und vor Ila's Zimmer gefunden und waren sich sprachlos in die Arme gesunken. Wie ein lästiges Gewand, das ein Mädchen Abends von sich streift, war der gemessene Stolz von Ila gewichen; sie war geschmeidig, hingebend, warm und liebevoll wie ein echtes, liebendes Weib. Frank hielt in der Umarmung zum ersten Male sein Glück umschlungen und er wollte es nicht mehr loslassen, unsicher, ob er es wieder so halten dürfe.

Dennoch wanderten sie hinaus in's Freie.

„Wie ruhig und wohlig ist die Natur!“ sagte Frank. „Kein Laut umher ist vernehmbar; sie hat Verständniß für uns und schweigt, damit wir den Einklang unserer Herzen belauschen können! Selbst die alte Thurmuhr steht stille!“ —

„Schon drei Jahre“, sagte Ila, „komme ich im Frühling hieher und seit drei Jahren stehen die alten, verrosteten Zeiger auf halb Zwölf. Und wie viel hat sich doch seitdem geändert und was zeigt von Allem noch auf dieselbe Stunde?“

„Heute zum ersten Male, süße Freundin, habe ich es als ein Glück empfunden, daß die Zeit fortschreitet!“ flüsterte Tristan. „Hat mir die neue Stunde doch Glück und Erlösung von mir selbst gebracht! Dir will ich ganz gehören, für Dich will ich leben und für mich untergehen? Sei mir gegrüßt, freundliche Brieflade, du Vermittlerin unserer süßen Geständnisse. Ständen auch für uns die einhaltenden Zeiger nicht noch immer auf halb Zwölf, wenn mein Brief an Egmont abgegangen wäre? Sieh', wie ein duftendes Brieflein mit freudiger Botschaft, das in dunkler Lade die Nacht verbringt, ehe es am Morgen abgeholt und ausgeliefert wird, als Freudenbringer, so war das verhohlene Geständniß unserer Liebe.

„Aber daß es kommen mußte, war gewiß!“ —

Sie gingen in den Park hinauf und Ila schlug einen schmalen Waldweg ein, so daß sie sich loslassen und trennen mußten, denn das Laub stand zu üppig auf beiden Seiten. Wenn sie sich nach Frank umdrehte, bildete es eine Krone um ihr blondes Haupt, und als nun der Mond einen Strahl durch die nahe Lichtung sandte und ihr Antlitz versilberte, erschien sie schön wie die Dryade des Baumes, an dem sie stand.

Frank stürzte vor, umschlang sie und küßte ihr das Mondlicht aus den Augen.

Digitized by Google

„Und Du bist mein, mein, ganz mein, und auf immer? —"

„Ich bin Dein und wir werden glücklich sein!" sprach Ila. „Du wirst nicht nur das Glück, das ein liebendes Frauenherz gibt, Du wirst auch das Ruhmesglück finden, das Du suchst! Wir werden reisen, die Welt sehen, und während Du die Rosen des Lebens brichst, senkt sich Dir der Lorbeer wie im Traume auf die Stirne! War je ein Sterblicher glücklicher als Du? Du genießest das Leben wie Anacreon ohne sein Alter, und mühelos fällt Dir der Kranz des Horaz in den Schooß."

„O jetzt in der seligen Stunde dieser Scherz!" zürnte Frank.

„Ich scherze nicht, Geliebter! Ich will Dich glücklich sehen," sprach Ila im Kusse. „Nur um diesen Preis bin ich Dein!" flüsterte sie und legte ihren Arm um Frank's Nacken.

Er wollte zurücktreten; sie schlang sich aber mit ihrem zarten, biegsamen Körper um ihn, und zog ihn nieder auf eine weiche Moosbank. Sie beugte sich zurück, einte die Hände hinter seinem Haupte und wand sich zu ihm hinauf, bis sie wie ein einschlummerndes Kind auf seinem Schooße saß.

„Nenn's eine Laune," koste sie, „darf ein Weib, wie ich, das sich Dir gibt und Dich liebt, nicht eine Laune haben? Ich möchte Deinen Namen hochgetragen sehen, bis an die Sterne! Daß ich nicht Deinen Ruhm liebe, beweise ich Dir ja; ich liebe Dich, wie Du heute bist, mit Deiner Sehnsucht im Herzen und mit Deiner Freiheit vor der thörichten Welt. All' der Ruhm des Achill und Agamemnon's zusammengenommen könnte meine Liebe zu Dir nicht vergrößern.

„Wenn man glücklich ist, ist's nicht gleich wie? Alles Glück auf Erden kann man nicht zugleich empfinden. Ist Dein jetziger Zustand Glück, so wünsche keinen anderen.

„Um etwas Herrliches zu schaffen, mußt Du mich verlieren; Du mußt Dich vereinsamen, denken, lesen, schreiben und wer weiß, wer weiß, armer Freund, vielleicht heißt all' Dein Suchen:

Cercare rose e trovare spine! —

Nach Rosen ausgehen und nur Dornen finden!"

„Aber Ila, Ila, Dir, der Gottbegnadeten, brauche ich doch meine Seele nicht zu schildern! Wer den Drang nach Ehre und Ruhm in sich trägt, kann er jemals ihn loswerden? Wer beide nicht suchte, ist tausendmal ärmer, als wer beide verlor!"

„Armer Freund, Du verkennst den Ruhm! „Was bekümmert es Dich, todt zu sein, da Du lebst und wenn Du todt bist, was geht Dich das Leben an!" Und was hindert Dich, beglückt von meiner Liebe, von der Liebe Hand bekränzt mit dem ersehnten Kranze, Deinen eigenen Weg dennoch zu gehen und Dein Werk zu vollenden? Schaffe Dein Eignes ungehindert und ungestört; wind' es als Blatt in Deine, in unsere Krone, oder sei ein neues Gestirn, nur erfülle meinen Wunsch! — — —"

Sie zog ihn näher an sich und er verging an ihren Küssen.

Aber er weigerte sich noch immer:

„Du wirst mich unsäglich glücklich und unsagbar unglücklich machen, Ila! —"

Digitized by Google

„Kannst Du Dir denn nicht einbilden, o mein Freund, ich sei die Muse, die Dich küßt und nicht ein Weib, das Dich herzt! Ist es denn Dein Werk, wirklich Dein Werk, was die Muse Dir leiht? Die Sprache selbst nennt es ein Geschenk der Muse, und so nimm' auch mich und meine Gabe als göttliches Geschenk! Rafael hat einem seiner Schüler ein Bild und unsterblichen Nachruhm geschenkt. Was jener aus der Hand des Freundes annahm, darfst Du es von der Hand der Liebe zurückstoßen? — — —"

Weiber haben Reiche gegründet und Reiche gestürzt; sie haben ihre Werkzeuge nach den Sternen und nach der Mordaxt greifen machen; die Weltgeschichte, scheinbar von Männern geschrieben, ist von dem Weibe dictirt. — Und während dem Manne in fast allen Dingen Ueberlegenheit gewährt wurde — er ist vernünftiger, verständiger, stärker, gewissenhafter, hartnäckiger und ausdauernder — ward dem Weib nur ein schwaches, vergängliches Hilfsmittel und Werkzeug, um alle Ueberlegenheit zu nichte zu machen — die Schönheit. Mit der rosigen, kleinen Fingerspitze stürzt sie die Eiche, die der Axt tagelang widerstünde; der feste Entschluß zerrinnt vor einem Aufschlagen ihres Augenlides, vor einem Zucken ihrer Lippen gibt der Mann seine Welt und sich selbst auf!

Und Frank hielt das glühende, liebeathmende Weib in seinen Armen; er fühlte das Wogen ihrer Brust an sein Herz schlagen, ihre Arme, weiß und zart wie die eines Kindes, hielten seine Wangen zwischen sich gepreßt, mit allen Gliedern lag sie um die seinigen geschlungen, ihre Lippen lagen kußmüde auf seinem zum Widerspruche geöffneten Mund und ihr aufgegangenes Haar streichelte, vom leisesten Windhauche dahin- und dorthingeführt, ihm Hals und Stirn und Augen.

Im Sinnenrausche taumelt der Gedanke, der Stoiker, wie ein Epicuräer im erhitzten Gehirne umher; den Traum seiner Jugend, die Achtung vor sich selbst, den Zweck seines Lebens, die Hoffnung seines Nachruhmes, Alles gab Frank dahin in einem geschwornen Kusse, in einem küssenden Schwur — allen und jeden Wunsch Ila's zu erfüllen, für ihre allbeseligende, alles ersetzende, alles übersteigende Liebe! — — — — — — — —

* *
*

Der Lenz war dahin, Monate sind vergangen, Frank und Ila hatten den Sommer am Strande der reizenden Insel Wight verlebt und wenn es glückliche Menschen gibt, so waren sie es gewesen.

Das Buch Frank's, das Geschenk Ila's, war erschienen und hatte unbeschreibliches Aufsehen gemacht. Es gab keine bedeutende Zeitung, keine irgendwie gelesene Revue oder Wochenschrift, die nicht einen Leitartikel oder eine Notiz über das Werk gebracht hätte. Und sogar die ungelesenen Blätter beschäftigten sich damit.

An Egmont hatte Frank auf Ila's Bitten geschrieben, daß er einen Stoff gefunden und mit der Ausarbeitung beschäftigt sei; er hatte ihm dann durch den Verleger ein Exemplar zustellen lassen und Egmont schrieb bald darnach an Frank:

„Ich finde auch nicht eine Zeile in dem Buche, nicht eine Metapher, nicht ein Bild, nicht eine Sentenz, nicht einen Aphorismen, so Du nicht geschrieben haben könntest und doch erkenne ich Dich in keiner Metapher, keinem

Bild und Gedanken wieder! Und ich glaubte Dich wie meine eigene Handfläche zu kennen! Ist es möglich, daß Dich ein Jahr des Reisens, des Verkehrs mit der neuen Natur, den angehäuften Kunstschätzen und den fremden Menschen so verändert hat? Ich kann nicht sagen, geläutert, denn Deine verbrannten Geschichten waren mir fast ebenso lieb. Doch scheinst Du mir umgegossen worden zu sein; es ist wohl noch dasselbe Metall, nur die Legirung ist anders, und anders die Form, in die es geflossen ist. Meine Mary, die mir manchmal ganz wacker und resolut widerspricht, ist in dieser Sache ganz einig mit mir. Sie wittert hinter Dir und Deinem Buche die Einflüsterungen einer greifbaren Muse. — Dein Verleger ist ganz außer sich, er macht glänzende Geschäfte, ist wüthend, daß er Deine früheren Sachen abgelehnt; er meint, er könnte sich mit ihnen nun schon ein Haus im Westend erbaut haben. — Der Fleiß des Autors baut dem Verleger Häuser; also spute Dich, sende Neues und bei Leibe nichts Schlechteres als Deine letzte Arbeit. Lieber nichts mehr, als ein Rückschritt.“ —

Und Ila holte stets schönere Geschichten aus ihrer Mappe; ein Erfolg verscheuchte den anderen, oder wies vielmehr immer aufs Neue auf das Frühere zurück und das Unglaubliche, das Unerwartete, das Unmögliche geschah, Deutschland kaufte Tristan Frank's Bücher. In England, Frankreich und Italien erschienen illustrirte Prachtausgaben, die bald in jedem gebildeten Hausstande anzutreffen waren; Deutschland hatte zwar nur eine wohlfeile Ausgabe à la Tauchnitz, aber sie ging; sie wurde verlangt, bestellt, bezahlt, und das war für Deutschland doch immerhin etwas.

Im Herbste reisten Frank und Ila nach dem Continente. In allen Hauptstädten zeigte man sich Tristan mit den Fingern; die Frauen sahen mit Bewunderung, die Autoren mit Neid und Zähneknirschen auf den „gekauften“ Schriftsteller, und die Männer, die seine Romane gelesen, vergaßen über dem Poeten, sein reizendes Weibchen anzustaunen. — Sie wurden in die höchsten Kreise der Gesellschaft gezogen, man bezeigte ihnen alle erdenklichen Ehren, und die Damen der feinen Welt spannen die abgefeimtesten Intriguen, um sich das Paar gegenseitig abzuladen, es dem jour fix der intimsten Feindin zu entziehen und zu dem eigenen heranzulocken.

Die innere Zufriedenheit Tristan's aber stand im umgekehrten Verhältnisse zu den sich von Außen aufdrängenden Ehrenbezeugungen.

Seine Liebe zu Ila war kein Rausch gewesen, sie vertiefte und veredelte sich immer mehr; mit jedem Tage wuchs ihre Schönheit, wie die reifende Blume unter warmem Frühlingsregen, unter seiner feurigen Jugendkraft und unermüdlichen Zärtlichkeit; und wenn ihn nicht ihre körperliche Schönheit entzückte, so beglückte und fesselte sie ihn durch ein Aufleuchten ihres ungewöhnlichen Geistes, durch ein Wort, welches ihn wieder für alle Zeiten an sie kettete. Sie sprach von Tristan's Erfolgen, als ob es wirklich die seinigen seien, nie sah sie ihn anders, als mit hingebendem, liebevollem Blicke an, und wie er auch den Großinquisitor spielen mochte, niemals sah er ein sarkastisches, ironisches Zucken um ihren Mund, wenn er in Gesellschaften oder Zeitungen gepriesen wurde.

Wie sie ganz in ihrer Liebe zu ihm aufging, so hatte sie auch jeden Anspruch auf Genugthuung, die von der Außenwelt kommen konnte,

Digitized by Google

aufgegeben; sie strahlte so freudig, wenn das Lob ihres Tristan ertönte, als ob die Rede von ihr gehe, und dieser sanften Taube, diesem durch und durch weiblichen Weibe war keine Schlangenlist vorzuwerfen, kein Verrath zuzutrauen. Indeß jemehr ihre Freude an ihrem Geliebten wuchs, desto unseliger ward er selber. Jemehr er Grund zu haben schien, glücklich zu sein, desto heftiger war seine Selbstqual.

Er war sich bewußt, eine schwere Schuld auf sich geladen zu haben, er hatte sich selbst und die Welt betrogen, und jede Schuld will ihre Sühne. Ihm aber erschien jede Buße als unmöglich; ebenso unmöglich, als den jetzigen Zustand namenloser Gewissenspein endlos zu verlängern.

Und jetzt war sein Leben noch in zwei Hälften getheilt; es hatte wie der Mond eine der Erde zugewandte Lichtseite, — die allbeseligende Liebe Ila's und zu Ila; und eine in die kalten Räume der Ewigkeit hinausstarrende, dunkle Hälfte, — der Gedanke an den erborgten, erlogenen Ruhm, der ihm nicht gehörte! —

Wie aber mußte es in seinem Innern erst werden, wenn die Liebe zu Ila erstürbe, oder sie ihm ihr süßes, besänftigendes und beglückendes Selbst entzöge. Und wenn sie so vor ihm saß, in der Stille ihres Arbeitszimmers oder Boudoirs, in der frischen Frühe nach liebesheißen Nächten, und wie dankbar zu ihm aufblickte, die zarte Gestalt in ein leichtes weißes Morgenkleid eingeschlossen, das den tadellos reinen Formen nachging wie eine streichelnde Hand; wenn sie dann auf seinen Schoß eilte und ihm die junge sorgenvolle Stirn glatt strich — da sagte er sich wieder, daß er an Hallucinationen leide, daß er geliebt sei, daß Ila ihn nicht verlassen und verrathen würde und daß er die Dinge gehen lassen müsse, auf der Bahn, auf die er sie gebracht und daß die rollende Kugel nicht mehr aufzuhalten sei.

So saßen sie auch eines Morgens in dem prächtigen Salon eines hauptstädtischen Hotels, und der Diener überreichte die Briefe, welche die Post gebracht hatte.

Es waren zwei Briefe für Tristan darunter. Sie lauteten:

Mein Herr!

Ich habe eine Dankesschuld an Sie abzutragen. Ich war lebensmüde. Schicksale, die zu erzählen mich und Sie ermüden würde, haben mich gebeugt und mir das Leben verhaßt gemacht.

Ich war lange mit mir uneins gewesen, ob es erlaubt sei, Selbstmord zu begehen. Ich habe so ziemlich Alles gelesen, was die Alten und Neuen über dieses Capitel geschrieben, und gestehe, daß diese Lectüre allein Grund genug zum Selbstmord gewesen wäre. — Ich beschloß endlich einem für mich völlig reizlosen Leben, an das mich kein Band der Pflicht fesselte, ein jähes Ende zu machen und mein Vermögen den Armen zu hinterlassen. — Da fielen mir Ihre Bücher in die Hände, und so lange ich sie las, dachte ich nicht an's Sterben. Als ich damit fertig war, bedauerte ich, daß Sie nicht mehr geschrieben hätten und fühlte mich wieder aufs Neue an eine Welt gefesselt, in der es große Geister gibt, die eine so ideale, reine und beglückte Zauberwelt zu schaffen vermögen und deren Thore Jedem offen stehen, der eben Ihre Bücher in die Hand nimmt.

Digitized by Google

Gestatten Sie mir Ihnen mein Jagdschloß Highelm in Schottland zur Verfügung zu stellen. Sie finden dort Alles, was Natur und Kunst Anregendes zu bieten vermag, ein herrlich stilles Arbeitszimmer mit der Aussicht auf Gebirge, Wald und Fluß, mein Keller, meine Dienerschaft steht Ihnen zu Gebote.

Schaffen Sie dort eines jener Meisterwerke, die es vermögen, Todessehnsüchtige wieder an's Leben zu ketten.

In aufrichtiger Bewunderung

Charles W. d'Orsil,
Pair of England.

Tristan reichte Ila den Brief hin. —

Der zweite lautete:

Stillverehrter Freund!

Eine glühende Verehrerin Ihrer Schriften wagt es endlich nach langem, heißen Kampfe, Ihnen zu schreiben. Was Sie einer sich selbst räthselhaften Mädchenseele sind, welch' herrliche Stunden Sie ihr in einer mißverstehenden, liebelosen und realistischen Umgebung herbeigezaubert, welche Welt von Hingebung, Entsagung und Liebe Sie ihr für immer erschlossen — welche Worte vermöchten es Ihnen vollgiltig darzuthun?

Man sagt mir oft, und mein Spiegel straft die Anderen nicht Lügen, ich sei jung und schön! Lassen Sie uns Freunde, lassen Sie mich das Werkzeug sein, das zuerst Ihre ergreifenden Gestalten aufs Papier malt, dictiren Sie mir Ihre Gedanken; zu Ihren Füßen will ich sitzen wie die Pythia vor ihrem unsichtbaren Gotte, fragend in Ihr Auge blicken, und, wenn er mich nicht versengt, seinen Strahl zu ertragen suchen!

Würdigen Sie einer Antwort

Ihre unbekannte Sclavin Stella von Hohenau.

Ila las auch diese Kundgebung. — Sie schwieg. —

„Ich trag' es nicht länger," rief Tristan, „diese ewige Beschämung tödtet mich!"

„Wenn wir Gutes wirken, mein Freund, ist es nicht gleich, ob Du oder ich die Ursache? Sind wir nicht Eins?" frug Ila sanft.

„Was nützt es, Ila," rief Frank aus, „daß Du mich mit Trugschlüssen und Sophismen täuschen willst? Sie sind nicht mächtig genug, mein Inneres zu betäuben, meinen Stolz zu zermalmen, der sich aufbäumt gegen dieses Joch des Ruhms, der Verehrung, das mir eben ein Joch ist, während es Deine Krone, Dir ein Kranz sein sollte. Laß mich zurücktreten in das Dunkel meiner Nichtigkeit, laß' mich kundthun, wer ich bin und wer Du bist!"

„Das ist gegen unsere Verabredung, Du würdest mich unendlich unglücklich machen, denn Du würdest Dich dadurch von mir trennen!"

„O Ila!" rief Frank, „Dich verlieren!"

„Nun siehst Du, es wäre nur eine andere Art von Unglück, von Selbstqual, die über Dich käme. Du bist zur Selbstqual geschaffen!" sprach sie mit Ruhe und Sanftheit.

Digitized by Google

„Als ich Dir zuerst entgegentrat, quältest Du Dich, weil Du nicht groß warst, nichts Großes vollbracht; Dein Sehnen nach einer fraglichen Zukunft vergiftete Deine Gegenwart. Ich kam und schenkte Dir die Liebe und den Ruhm.

„Ich glaubte nicht, daß Dich die Ehre, ich hoffte, daß Dich die Liebe glücklich machen würde, so glücklich, als Du es überhaupt sein kannst. Ich liebe Dich, und schenkte Dir meine Liebe und was ich bin und was ich kann, nicht aus Mitleid, sondern aus wahrer und großer Leidenschaft, die nicht rechnet und nicht richtet. Zu meinem herbsten Schmerze ist Dir auch meine Liebe nicht Glückesquell geworden. Was soll aber aus Dir werden, wenn Du die jetzige Gegenwart zerstörst, um einer scheinbar tröstlicheren Zukunft nachzujagen?

„Mit der Enthüllung unseres Geheimnisses verlierst Du mich.

„Das steht fest bei mir, Frank, obwohl es mich vielleicht mehr schmerzen wird, als Du glaubst, daß es Dich schmerzen kann.

„Dann aber beginnt für Dich eine neue, eine doppelte Leidenszeit. Du wirst Dir dann einreden, Du könnest keinem Menschen mehr unter die Augen treten, Du habest den Fluch der Lächerlichkeit auf Dich geladen; jedes Kind scheint Dir dann mit Fingern auf Dich zu deuten, und wie jetzt Jeder sagt: Das ist der große Tristan Frank, wird dann Dir Jeder zu sagen scheinen: „Das ist der Tristan Frank!"

„Der Ruhm, die Ehre, die Du jetzt wie einen abgetragenen Mantel abwerfen willst und die Dir einst als das letzte Ziel Deiner Wünsche vorschwebten, Du wirst sie nicht mehr missen können; Du wirst ihrer wie des täglichen Brodes bedürfen. Und, armer Freund, zu all' der Qual des Verlustes Deiner höchsten Güter, zu all' der Qual eingebildeter Verachtung und Verhöhnung kommt eine Qual, die Du heute noch nicht kennst und die alle anderen übersteigen wird, wie der tiefste Ring der Dante'schen Hölle alle anderen Leidenssphären umfaßt, Du wirst Ila unglücklich gemacht und Ila verloren haben!"

Ila schwieg.

Tristan rang die Hände, wie die Verzweiflung, und schrie dann wild hinaus:

„So werde ich mich selbst tödten!"

„Das wird aber keine künstlerische Lösung sein. — Wir sind zwei Künstlernaturen, und dürfen nicht unkünstlerisch handeln. Ich die mehr ausübende, active; Du die leidende, receptive. Unsere Geschlechter haben nur die Rollen gewechselt. Glaubst Du, ich verdanke in meinen letzten Werken nicht Dir die Anregung, die Ideen; bist Du nicht selbst mir Vorbild gewesen, habe ich Dich nicht mit all' den Tiefen und Abgründen Deiner suchenden, ringenden Seele geschildert? Du bist in Wahrheit unseren Werken nicht fremd. Du hast sie miterschaffen. Du hast Theil daran. Sei ein Mann und ermanne Dich! Will aber Dein Geist durchaus mich und Dich martern, findet er nur Ruhe in der Unruhe, in der Selbstanklage, in der Selbstzerstörung, nun so suche einen Ausweg, suche eine Lösung, die Dich und mich und die Welt befriedigt, und wir werden dann glücklich sein können und unseren Genius uns selbst und die Welt genießen lassen!" —

Digitized by Google

Wer ergründet das Menschenherz? Welcher Beste hat sich noch auf keiner unlauteren Regung ertappt? Welcher Gutherzigste hat nicht schon im Stillen einen Wunsch ausgedacht, dessen Erfüllung ihm Nutzen und Anderen Schaden gebracht hätte.

Wer, wenn unsere Gedanken gerichtet würden wie unsere Thaten, wäre kein Dieb, kein Verbrecher, kein Mörder?

Zur Entschuldigung, zur Beschönigung sei es gesagt, viele dieser Gedanken bei edel angelegten Naturen sind gewissermaßen mechanische Vorgänge im Organismus: „Wallungen des Blutes," Reminiscenzen des Gehirns, der Nervensubstanz, die sich eines fremden Vorganges, eines früher in sich Aufgenommenen erinnert; aber nicht die spontane, eigenwillige und eigenmächtige Regung unseres Charakters, unserer ureigensten Natur.

Frank sah Ila an. In all' ihrer Schönheit saß sie vor ihm; in der Erregung, in die sie sich gesprochen, war ihr das Tuch vom Nacken gefallen; ihre Haut schimmerte rosig, vom lebenswarmen aufgeregten Blute durchpulst; ihr edelgeformter Busen, der sich aus den Spitzen stahl, schien zu zittern, wie die Luft über einer aufstrebenden Flamme in Bewegung geräth, und ihre wie aus griechischem Marmor gemeißelten Arme fielen lässig in den Schooß hinab.

Ihr halbgeöffneter Mund bebte und in dem aufgesteckten Goldschatze ihres Haares spielten die Sonnenstrahlen.

Und Frank durchblitzte es einen Moment.

„Wenn ich all' dies Schöne, diesen herrlichen Leib, dies wundersüße Haupt mit all' seinem Wissen, dies hingebende Herz mit all' seinem Fühlen vernichtete!!!"

„Dann wäre ich wirklich und in Wahrheit der, der ich nur scheine!"

Dieser Gedanke und der Wunsch, sie todt, vernichtet, erdentrückt zu sehen, es war eben ein Blitz, der sein Denken durchzuckte, eine Schaumblase, die sein Hirn aufwarf — und dann sank er vor ihr hin und küßte ihre Füße und benetzte sie bitterlich mit seinen Thränen.

Nach diesem Auftritte im Hôtel zu P . . berührte Frank das für die Liebenden so peinliche Thema nicht wieder. Eines Abends faßte Tristan Ila bei der Hand, strich ihr sanft das Haar aus der Stirne, küßte sie und sagte: „Ila, wenn ich mich Dir auf einige Zeit entfremde, wenn ich oft stundenlang allein wand're und denke, wenn ich Dich scheinbar vernachlässige — versprich mir, nicht unwillig und gekränkt zu sein. Laß Dich durch nichts von dem Gedanken abbringen, daß ich Dich grenzenlos, heiß und innig liebe; nicht aus Dankbarkeit, sondern, wie Du zu mir sprachst, aus Leidenschaft. Nichts kann mein Gefühl für Dich ändern; ich gehöre zu Deinem Glücke, wie Du zu dem meinigen, ich weiß es! Sei um's Himmelswillen nicht eifersüchtig; kein Weib nach Dir kann mir mehr etwas sein, wie alle Weiber vor Dir mich kalt und gleichgiltig ließen!"

Ila war oder schien erstaunt; sie sprach aber alsbald: „Ich lasse Dich gewähren. Die Liebe ist ein Band; glücklich Diejenigen, denen es ein Rosenband ist; aber eine Fessel darf sie nicht sein!"

Und die Tage der Liebenden spannen sich weiter ab. Ila blieb das sanfte, gleichmäßig heiter wie eine Göttin in die Welt blickende Weib. —

Digitized by Google

Frank war unruhiger, launischer, gereizter denn je. — Oft hielt er sich halbe Tage von Ila fern, und wenn er sie aufsuchte, setzte er sich wie ein Verzweifelnder zu ihren Füßen, stützte den glühend heißen Kopf in die Hand, oder barg sich wie ein scheues Vöglein an ihrem Busen, in ihrem Schoße. — Dann wieder stürzte er zu ihr in's Gemach, umschlang sie wie ein Verzückter, tanzte mit ihr auf den Teppichen umher und küßte sie fast zu Tode. —

Ila ließ ihn gewähren; sie hoffte, daß auch dieser sich so ungeduldig gebärende Most sich einmal ausgähren und klären und einen köstlichen Wein geben müsse. —

. . . .

Wieder war es Frühling am Comersee. Die Sonne stand am Himmel und lag in den Wellen, alle Bäume und alles Buschwerk hatten bunte Blüthenkronen und streuten sich gegenseitig Düfte zu.

Auf den Wellen schwamm ein Schiffchen, und vom Ufer aus konnte man einen Mann darin erschauen, an dessen Haupt sich ein goldblondes Frauenhaupt lehnte.

Es war Frank und Ila, die gekommen waren, die Stätte ihres Friedens, den Geburtsort ihres Glückes wiederzusehen.

Frank hatte sich aufgerafft. Der Genius war über ihn gekommen. — Er hatte die Werke Ila's übertroffen. Er hatte in einem Buche das Hohelied des Weibes gesungen; er hatte im Gegensatze zu dem Zuge der modernen Literatur und auch der geistigen Producte Ila's eine so hohe Heldin gezeichnet, daß Männer und Frauen sie bewunderten. Ueberall war das Weib die Anregung zu Verderbniß und Sünde; vom Weibe Frank's ging die Regeneration des Einzelnen und der Welt aus.

Ein Drama von ihm hatte gleichen Erfolg, wie Ila's Zauberbücher; es wurde in allen Städten und in allen Sprachen aufgeführt.

Es war Ruhe und Seligkeit über ihn gekommen mit dem Bewußtsein des Könnens. Er fühlte sich nicht frei von Schuld, aber sein Genius zeigte ihm täglich, wie er sie abbüßen und sühnen könne. Er war im Vollbesitze seiner schöpferischen Kraft und in ihm reiften die herrlichsten und kühnsten Pläne. — Das Schifflein stieß an's Ufer, Frank und Ila gingen den alten Dorfweg hinauf nach der Villa Serbeloni. Die eigensinnige Dorfuhr zeigte noch immer auf halb zwölf Uhr.

Tristan und Ila sahen sich lächelnd an. —

„Es ist draußen in der Welt und hier innen in unseren Herzen Vieles anders geworden, Ila!" sagte der glückliche Mann. „Wenn ich aber der Welt einmal all' unser Thun und Treiben offenbare, wirst Du mir nicht mehr mit dem Verluste Deiner selbst und Deiner Liebe drohen, denn ich habe einen Magnet, der Dich fester an mich kettet, als vielleicht selbst Deine Liebe!"

Und er nahm ein kleines, herziges, goldblondes Knäblein, in die Gewande der jungen Mutter geschmiegt, von der Erde auf, hob es hoch über sein Haupt in die Lüfte und küßte es so stürmisch, daß sich die selige, schöne Mutter dazwischen werfen mußte. — —

Auf ihren Reisen kamen sie auch zum Freunde Egmont nach England, und von ihm habe ich diese Geschichte erfahren.



Elegieen

von

Stephan Milow.

1.

Einsam in friedlicher Stille sich in die Natur zu versenken,
Mächtig und dennoch so sanft schwellt es die Kräfte der Brust.
Aehnlich der Pflanze, die leis im Scheine der Sonne herauwächst,
Fühl' ich es treiben in mir; aber ich ruhe begnügt.
Nicht auf Werke bedacht, auf emsiges Schaffen und Bilden,
Will ich nur frei und froh leben, wie Jegliches lebt.
Ach, was sollte das Schauen der wälderumgürteten Höhen,
Sollte der flüsternde West schöpferisch wecken in mir?
Aber ich spür' es im Tiefsten: es regt sich, es hebt sich in Wellen,
Und dem erwachten Gefühl beut sich von selber das Wort,
Bis sich, vollendet, das Lied als Frucht aus dem Innern mir ablöst,
Die ich, vom Himmel getränkt, selig getragen im Licht.

2.

Lagernd am Saume des Waldes, beschattet von üppigen Buchen,
Schau' ich der Landschaft Bild, das sich mir sonnig erschließt.
Ueber die blühende Flur schweift weiter mein trunkenes Auge
Bis in das ferne Gebirg, das sich im Dufte verliert.
Jegliches athmet Genügen, ein heimliches Summen und Flüstern
Zieht mit dem fächelnden Wind mir um das sinnende Haupt.
Was ich vor Jahren geträumt vom Glücke der einigen Menschheit,
Wieder erwacht es in mir und es ergreift mich so tief
Dieser Minute beseligter Frieden, durchbebt vom Gedanken
An den vernichtenden Kampf, welcher die Menschen entzweit.
Männer des Volkes, geschäftig beflissen, zu wirken, zu helfen,
Wann ach! bringt ihr das Heil, wie es mein Herz sich ersehnt?
Freilich, das Klarste begreift ihr, des Einzelnen gierige Selbstsucht
Habt ihr als Uebel verfehmt, weil sie zunächst uns bedroht.
Aber erhebt euch nur noch! Was Einzelnen nimmer gestattet,
Darf es die Menge vereint, darf es ein Volk sich getraun?
Keinem, so ruft ihr, ein Härchen gekrümmt, im eig'nen Bezirke;
Doch es bekämpfe das Volk, nützt es, das andere Volk!

Digitized by Google

Ist's nicht gröblicher Hohn, von Siegen der Völker zu sprechen,
Da doch des Einen Triumph fordert des Anderen Schmach?
Eines vermöchte allein uns schöne Vollendung zu bringen
Und zu verwandeln den Streit endlich in friedliches Glück:
Nicht im Einzelnen blos, in Völkern ertödten die Selbstsucht
Und bei jeglichem Thun liebend umfangen das All.
Bin ich von Sinnen? und fordr' ich, in luftige Träume verloren,
Was im Getriebe der Welt nimmer zur Blüthe gedeiht?
Nun, so entlaste mich du, allsegnende Sonne des Sommers!
Rette dem Träumer sein Recht, lullender Hauch der Natur!

3.

Sieh, welch buntes Gedränge! sie hasten, sie streiten, sie ringen;
Jeglicher sucht sein Glück: darf ich sie tadeln darum?
Möchten sie mich nur auch nie als thörichten Schwärmer belächeln!
Trifft mich ihr spöttisches Wort, daß ich verloren der Welt?
Freilich, ich lieb' es, zu ruhn im Dämmer des säuselnden Waldes;
Seitwärts leuchtet die Flur, oben der Himmel herein.
Jegliches menschliche Treiben, es ist mir verweht und verklungen;
Aber da thut sich geheim Wunder um Wunder mir auf.
Wie zur Stunde der Geister des Nachts sich die Gräber erschließen,
Treten am leuchtenden Tag ernste Gestalten zu mir.
Eine verborgene Welt will werden und Athem gewinnen,
Immer vernehmlicher schallt wogendes Leben um mich.
Völker erstehen und füllen die Weiten, geschäftig sich regend,
Völker entschwinden, vom Hauche eilender Jahre getilgt.
Helden verschollener Zeiten enttauchen dem dämmernden Grunde,
Zeigen die Thaten mir neu, welche sie rühmlich vollbracht.
Einem verhallenden Tosen vergleichbar, zieht das Vergang'ne
Ernst, mit bedeutendem Wink, wechselnd der Seele vorbei.
Jetzt erst faß' ich das Leben, die saugenden Wurzeln des Heute,
Welches die Adern befängt, seh' ich im Moder des Einst.
Und dann ahn' ich zugleich das Sprossen der künftigen Triebe,
Sehe die kommende Zeit, die mit Vernichtung sie schreckt,
Während ich, stille gefaßt, mein Haupt zu dem Sinkenden neige,
Wissend, ein anderes nimmt spiegelnd die Runde mir ab.

4.

Jegliches trachte zu kennen und Jegliches trachte zu fassen,
Forsche mit emsigem Sinn, lerne so viel du nur kannst.
Nicht dein Haupt nur erhellt es, es läutert das innerste Herz dir,
Gegen die Thorheit hilft einzig nur, weise zu sein.
Hast du dir selber nur erst fortstrebend errungen die Freiheit,
Achtest die Schranke du gern, welche die Andern befängt.
Was von Menschen gestellt in's Leben, du wirst es erdulden,
Weil's nothwendig besteht; aber du bleibst dir getreu.
Milde dem Wahne der Brüder, erschien' es dir selbst als das Schlimmste,
Wenn du das eigene Ziel schmählich im Wahne verlörst.

Digitized by Google

5.

Iſt's nicht Selbſtſucht, muß ich mich fragen, die häßlichſte Selbſtſucht,
Daß ich an meinem Beſitz hange ſo ſelig entzückt?
Daß ich, ſo gänzlich verſunken in meinem errungenen Glücke,
Stets nur die Theuern um mich liebend zu ſchmückend beacht?
Seh' ich die Welt nicht mehr und hab' ich des Leidens vergeſſen,
Welches ſo Viele im Kreis jegliche Stunde bedrückt?
Macht mein Himmel mich taub den erſchütternden Klagen der Brüder?
Wär' es ein Makel zuletzt, leben dem eig'nen Geſchick?
Nein! wir können ja nicht, wie fühlend uns walle die Seele,
Faſſen die Runde der Welt, drücken Jedwedem die Hand.
Daß nur ein Jeglicher immer dem Nächſten aus offenem Herzen
Spende ſo viel er vermag, was an Gefühlen ihm ward!
Daß nur ein Jeglicher immer den eigenen Schatz ſich behüte!
Nicht ausſchweifenden Sinns, nicht zu der Anderen Schmerz;
Aber erkennend die Gnade, womit ihn die Götter beſchenkten,
Sicher vollbringt er damit, was ihm als Menſchen geziemt.
Weiter und weiter hinaus aus enger, beſcheidner Umzirkung
Mag dann wachſen das Heil, mählig beſiegend den Schmerz,
Bis es aus kleinen Oaſen zur blühenden Weite ſich ausdehnt,
Bis es, ein einziger Kreis, ſegnend die Erde bedeckt.

6.

Gerne, du Herrliche! ſäng' ich ein Lied zum ewigen Ruhme
Deinem entzückenden Selbſt, das mich im Tiefſten entflammt;
Aber wie kann mir's gelingen, ob auch dein mächtiger Anblick
Meinem beſcheidenen Sang ſtolzere Flügel verleiht?
Nimmer vermöcht' ich geſchäftig mit weithin ſchallendem Rufe
Jedem zu ſchreien ins Ohr, was mir die Seele bewegt.
Und die ſtilleren Töne verſchwinden im lauten Gebrauſe,
Welches die Stunde beherrſcht, weil es der Stunde nur dient.
Hört ein Empfänglicher einſt, wenn längſt wir beide zerfallen,
Mein nachhallendes Lied, wird es uns dann noch zum Schmuck?
Nachruhm iſt nur Traum! Von Geſtorbenen bleiben nur Namen,
Was ſie von andern getrennt, modert, dem Moder geſellt.
Leben wir denn, nicht ſelbſtiſch, doch ſelbſt uns genügend, die Stunde,
Ziehen wir unſere Bahn, ſelig verſchollen, dahin,
Wie, von Keinem geſehn, im weiten, unendlichen Raume
Sterne erblühen zum Licht, Sterne verwehen in's Nichts.

Digitized by Google

Der Alte auf Reisen.

Von

Bauernfeld.

Im Extra-Coupé.

Die Wälder, die Felder, die Wiesen —
Im Schnellzug, wie sie zerfließen!
Die Schwalben, wie sie kreisen!
Ein Vogel hat leicht reisen,
Der braucht nicht Paß und nicht Gepäck,
Hat nicht einmal einen Reisezweck. —
Nun, just nicht übel, in alten Jahren
So separat dahin zu fahren —
Doch war der Genuß ein anderer,
Als ich, ein rüstiger Wanderer,
Im Eilschritt zog über Feld und Wald,
Ohne -- „fünf Minuten Aufenthalt!"

Auf der Zwischenstation.

Die Suppe schlecht, das Fleisch so zähe,
Und fremde Gesichter in meiner Nähe,
Von Wirthshaus-Fliegen ein Gewimmel,
Und vor dem Fenster — ein Regenhimmel!

Reisecostume.

Der Sommer steht im Kalender,
Ich friere unterdessen,
Denn ich trage leichte Gewänder,
Und habe leider
Die Winterkleider,
Im deutschen Juli den Pelz vergessen.

Digitized by Google

Grand hôtel national.

Ein Traben und Klingeln auf der Flur,
Für fünfzig Gäste Ein Kellner nur!
Im ganzen Hause ein Geschmetter,
D'rauf betten sie mich in enge Bretter,
Da melden sich flugs fatale Gäste,
Die Mäuse halten ihre Feste,
Und wie sie aus erstem Schlummer mich weckten,
Die stillen Krabbler, die Insekten!
Am frühesten Morgen ein neues Lärmen,
Zur Eisenbahn ein tobend Schwärmen;
Aufspring' ich rasch, der Unruh' Hasser,
Und eile zum Waschtisch, schrei' nach Wasser.
Ach Gott, im eigenen Bette zu liegen,
Zu Hause, war doch ein Seelenvergnügen!

Heimkehr.

Die Wälder, die Felder, die Wiesen,
Wie sie auf's Neue zerfließen!
Der Tag so heiter, die Luft so rein,
Und ein heimatlicher Sonnenschein!
Dampfroß, nur vorwärts getrieben,
Du bringst mich zu meinen Lieben!
Die Fremde, wem mag sie frommen?
Ich reiste — um wieder zu kommen.

Schluß-Reflexion.

Was half's, durchstrich so Land um Land ich?
Gott Lob, der Frohndienst ist vorbei!
Und die Veränderung, so fand ich,
War nur ein and'res Einerlei.

Digitized by Google

Der Aerger.

Vortrag, gehalten im Frauen-Erwerbsvereine in Dresden.

Von

Henriette Kühne-Harkort.

Der Aerger ist der Frauen schlimmster Feind; scheuen wir uns nicht ihm in's Auge zu sehen, denn einen Feind genau kennen, heißt ihn halb besiegen. — Fragen wir: was ist Aerger? Woher stammt er? Wie werden wir ihn los?

Aerger ist Unbehagen, Mißstimmung, Unwille über Begebnisse und Erlebnisse, die wir widerwärtig, arg finden, die uns im Argen zu liegen scheinen. Ich sage nicht, die arg sind, oder im Argen liegen, sondern die einem Jeden individuell so erscheinen. Nicht Jedem verursachen dieselben Erlebnisse oder Begebnisse denselben Aerger; das was den Einen ärgert, läßt den Andern ganz ruhig, reizt ihn vielleicht gar zum Lachen und hundertmal hört man den Ausruf der Verwunderung: „Wie kann man sich darüber so ärgern!" Mithin liegen die Ursachen jener widerwärtigen Empfindung mehr oder weniger in der Einbildung oder Vorstellung eines jeden Einzelnen. Eben deshalb ist es so schwer, gegen erwähnten Feind zu Felde zu ziehen, denn eingebildete Uebel machen uns bekanntlich mehr zu schaffen als wirkliche; diese kann man doch bei der Wurzel fassen, gegen jene fehlt uns oft jede Handhabe.

Der Aerger ist ein schlechter Maler. Es stehen ihm zwar alle Farben des Regenbogens zu Gebote, er streicht seine Opfer bald gelb, roth, grün, blau, violett, braun, weiß oder schwarz an, — der Eine ärgert sich gelb, der Andere roth, grün ꝛc. — aber Maler Aerger liefert nur Zerrbilder, er malt häßlich. Das schönste Gesicht wird durch ihn entstellt, im besten Falle lächerlich.

Der Aerger ist der schlimmste Feind der Schönheit; er vernichtet nicht nur die Anmuth der Züge, sondern auch den Schmelz der Stimme, die Harmonie der Bewegung: die Grazie, und zwar nicht nur die äußerliche, sondern auch die innerliche, seelische, die Anmuth des Herzens und Geistes. Wer sagte doch: „Laß Dich den Teufel bei einem Haare erfassen, und er hat Dich ganz!" Nun, der Aerger ist auch eine Art Teufel; wer ihm den

Digitized by Google

kleinen Finger bietet, den faßt er bei der ganzen Hand, und dessen ganzes Wesen, seine Auffassung von Personen und Dingen bekommt so zu sagen eine gewisse gelbe Färbung, denn die vertrautesten, unzertrennlichen Begleiter des Aergers sind: Neid, Mißgunst, Klatschsucht, deren Leibfarbe bekanntlich gelb ist

Man betrachte ein junges Mädchen im Gesellschaftszimmer.

Blumengeschmückt, ein Lächeln auf den Lippen, schwebt sie anmuthig daher; aus ihrem rosigen Munde erklingen holde Worte wie Musik, sie scheint ein engelhaftes Wesen und wir denken: Heil dem Manne, der sie als Gattin heimführt! Kurze Zeit darauf finden wir sie als Hausfrau wieder: Falten auf der Stirn, quittengelb, die Mundwinkel herabgezogen, die Arme in die Seite gestemmt, zankt sie mit kreischender Stimme und sehr unholden Reden ein Dienstmädchen aus. Das früher so reizende Wesen ist nicht mehr zu erkennen — sie ward eine Beute des Aergers. Wenn dieser also Schönheit und Grazie untergräbt, so haben sich ganz besonders Mädchen oder Frauen, die bekanntlich das schöne Geschlecht genannt werden, vor ihm zu hüten.

Schiller sagt:

> Kraft erwart' ich vom Mann, des Gesetzes Würde behaupt' er,
> Aber durch Anmuth allein herrschet und herrsche das Weib!

Der Aerger ist ein schlechter Optiker, denn durch seine Brillen sehen wir Alles in falschem Lichte, oder erscheint uns Alles schwarz, niemals rosenfarben.

Der Aerger ist auch ein schlechter Musiker, denn er stört jede Harmonie durch grelle Dissonanzen, die er am wenigsten zu lösen versteht; wann hätte er holden Einklang herbeigeführt!

Er ist ein schlechter Koch, denn er verbittert jeden Genuß, versalzt jede Suppe und braut nur Unheil.

Der Aerger ist ein schlechter Gärtner, denn er zieht zwar Furchen, doch säet er nur Unkraut unter den Weizen, Unfrieden und Zwietracht. Unter seinen Händen gedeihen nur Dornen, Nesseln, Zankäpfel und Drachenzähne. Mit einem Worte: er ist ein allgemeiner Freudenstörer und Spielverderber.

Es gibt Leute, die behaupten, ein wenig Aerger sei der Gesundheit zuträglich; man könne ihn gewissermaßen, wie Pfeffer, als Gewürz des Lebens betrachten. Ich erinnere dabei an das Sprichwort: „Der Pfeffer hilft dem Mann auf's Pferd, der Frau in die Erd'!“ Mithin wäre, wenn wir obigen Vergleich gelten lassen, dieser Aerger-Pfeffer immerhin für uns Frauen verderblich, und doch kann sich unser Geschlecht am wenigsten davon losreißen. Weßhalb? Wir Frauen haben es meistens mit Kleinigkeiten zu thun; unser Leben ist gewöhnlich eine Kette von kleinen Pflichten und Obliegenheiten; selten ist es einer Frau vergönnt, sich einer einzigen großen Idee hinzugeben, und das ist die Ursache, weßhalb wir meistens den kleinen, impertinenten Nadelstichen des Aergers verfallen, ja oft ihnen ganz erliegen.

Gehen wir zur zweiten Frage über: Woher stammt der Aerger? Nicht aus der Familie Derer von Wohlwollen, denn er will Niemand wohl.

Digitized by Google

Sein Vater ist der **Zorn**, seine Mutter die **Wuth**. Wie es so oft im Leben zu geschehen pflegt, daß Kinder die Eigenschaften der Eltern in geringerem, niederen Grade erben, so auch hier. Vater Zorn ist ein Mann von hoher Kraft und noblen Manieren. Schiller sagt irgendwo: „Er erhebt feierlich des Zornes Donnerstimme.“ Wie oft lesen wir: „Der Zorn übermannte ihn, ein edler Zorn färbte die Wangen des Helden, er entbrannte in heiligem Zorne;“ oder: „sie war doppelt reizend in ihrem Zorne.“ Rückert singt:

> Sie lächle oder erbose,
> Mein Lieb ist immer die Rose;
> Wenn sie lächelt voll Zier,
> Die hundertblätt'rige mir,
> Wenn sie grollet, die Zornige,
> Ist sie die hundertdornige, 2c.

Lessing freilich ist anderer Ansicht; er findet den Zorn bei einem weiblichen Wesen lächerlich und unmöglich. In seinem Nachlasse, in dem Entwurfe zum Trauerspiel Fatime, vergleicht er Diese, die zornig thut, mit einem kleinen, schwachen weißen Täubchen, mit großen scharfen Uhusklauen und gekrümmtem, spitzen Adlerschnabel; nennt sie ein Unding, ein Geschöpf zum Lachen.

> — „Dein Zorn! Du zornig? Du?
> Dein Zorn ist Laune; launisch kannst Du sein,
> Nicht zornig, 2c.“

Arndt singt:

> Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
> Der wollte keine Knechte,
> Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
> Dem Mann in seine Rechte,
> Drum gab er ihm den kühnen Muth,
> Den **Zorn der freien Rede**,
> Daß er bestände bis auf's Blut,
> Bis in den Tod die Fehde.

Welcher Dichter hätte wohl den Epigonen des Zorns, den Aerger besungen, wem stände er gut zu Gesicht? Er macht uns ungerecht und kleindenkend, denn sein steter Begleiter ist das Mißtrauen.

Der Zorn ist so zu sagen ein En gros-Händler, handelt in großem Maßstabe. Der Aerger ist ein Kleinigkeitskrämer; gibt es doch Leute, die sich über die Fliege an der Wand ärgern. Der Zorn kann einen Weltschmerz hervorrufen, der Aerger nur prickelnde Nesselsucht. Der Zorn zieht das Schwert, schleudert Brandfackeln; der Aerger sticht mit Nadelspitzen blutig. Der Zorn funkelt und blitzt aus den Augen, macht das Blut hochwallen, — der Aerger sitzt Einem im Magen, er verursacht Uebelkeit und Gallenfieber.

Die Stammeltern Zorn und Wuth sind freilich keineswegs zu loben; beide machen oft blind und von jenem heißt es im Sprichworte: „Der Zorn wirft blinde Junge,“ — man hüte sich vor beiden, selbst wenn sie nur ziemlich harmlos in der Küche steh'n: der Zorn schäumt und die Wuth kocht, aber es liegt doch ein großartiger Hauch über ihnen. Wuthausbrüche entstehen nicht über kleinliche Ursachen, sie können verderblich sein, dienen aber

Digitized by Google

oft wie ein Gewitter, die Luft zu reinigen. Der Zorn kann sogar zu großen, welterschütternden Thaten entflammen. In heiligem Zorne zerschlug Moses das goldene Kalb, um welches die Israeliten tanzten, in heiligem Zorne trieb Christus die Krämer, die Aergerniß gaben, aus dem Tempel. In heiligem Zorne zertrümmerte Bonifacius den Hessen die heilige Eiche bei Geismar, Carl der Große den heidnischen Sachsen die Irmensäule.

Selbst bei dem weltlichen Richter steht der Zorn besser angeschrieben, als der Aerger. Vergehungen, die im Zorne, d. h. unter dem Impulse einer großen Leidenschaft geschehen, finden mildere Beurtheilung als solche, die nur das Ergebniß kleinlichen Aergers sind, und eine Ohrfeige oder Insulte, welche die Hausfrau der Magd an den Kopf wirft, wird verhältnißmäßig strenger geahndet, als der Dolchstich, den die Gluth des Zornes einem Ehrenräuber versetzt.

Der Aerger wächst oft über Nacht, wir stehen gleich des Morgens mit ihm auf — man sagt dann: mit dem linken Fuß zuerst. Zumeist entsteht er aus Enttäuschung. Wir haben erwartet, Dieser oder Jener würde uns mehr leisten, Dieses oder Jenes uns größeren Vortheil bringen, Dieses oder Jenes uns besser gelingen. Wir sehen uns in unseren Erwartungen betrogen und ärgern uns, zuweilen sogar über uns selbst und das ist das Schlimmste, denn wir können unseren eigenen Vorwürfen nicht davonlaufen und uns selbst nicht loswerden.

Es geschieht häufig, daß die uns zunächst Stehenden, die wir am meisten, am innigsten lieben sollten, uns am bittersten ärgern; sehr natürlich, da wir von ihnen am meisten zu erwarten uns berechtigt glauben. Freundinen entzweien sich; etwa großer Ursachen halber? Hat Eine der Anderen ihren Bräutigam abspänstig gemacht oder sie sonst um ihr Lebensglück gebracht? Nein, es waren Kleinigkeiten: vielleicht hat die Eine die Andere zu lange auf einen Besuch warten lassen, oder die Andere der Einen gesagt: sie stehe zu viel vor dem Spiegel, putze sich zu sehr. War das nicht zum Todtärgern? Junge Mütter sind oft sehr gereizt gegen ihre Kleinen, weil diese immer mit Fragen quälen oder Alles betasten und in Folge dessen zerbrechen. „Dieser ewige Aerger mit den Kindern!“ hört man.

Goethe sagt:

„Wenn ich 'mal ungeduldig werde,
Denk' ich an die Geduld der Erde,
Die, wie man sagt, sich täglich dreht,
Und jährlich so wie jährlich geht.
Bin ich denn für was anders da?
Ich folge der lieben Frau Mama.“

Wie bitter ärgern sich Vater und Mutter oft über kleine Irrungen ihrer Kinder, die sie an fremden kaum beachten würden. Ein gewisser verdrießlicher Ton reißt ein, der mit ewigem Tadeln und Nörgeln das Familienglück stört und die zu häufig Gescholtenen und Hartangelassenen den Herzen der Eltern entfremdet.

Haben wir nun erkannt, daß der Aerger aus Enttäuschungen und verdrießlichen Kleinigkeiten entspringt, so wäre ja die dritte unserer Fragen: „Wie werden wir ihn los?“ nicht allzu schwer zu beantworten, und zwar

Digitized by Google

dahin: Suchen wir Enttäuschungen und verdrießliche Kleinigkeiten zu vermeiden! „Wie können wir das?" werden Sie fragen. „Gibt es nicht deren Legionen? Schießen sie nicht wie Pilze aus der Erde?" Lassen Sie uns forschen, woher Enttäuschungen entstehen? Ich meine: aus zu großen Erwartungen. Man wird nie enttäuscht, wo man nicht viel erwartet.

Wenn wir an Dinge und Personen einen gerechten, bescheidenen Maßstab legen, werden wir oft angenehm überrascht sein, daß unsere Erwartungen übertroffen werden und Mißstimmung über betrogene Hoffnung ist uns erspart. Gewisse Dinge müssen so und so, können nicht anders verlaufen, wir dürfen nichts Besseres von ihnen erwarten. Die Sohlen an den Schuhen tragen sich bald ab, wenn wir häufig über Steine springen; es kann nicht anders sein, weshalb also auf den Schuster schelten? Die Katze läßt das Mausen nicht, sie wird die Milch oder den Braten naschen, wenn die Hausfrau dieselbe offen stehen läßt, es kann nicht anders sein, weßhalb sich also ärgern!

Rückert mahnt:

> Nur umsonst Dich nicht ereifern!
> Laß' die Früchte, die nicht zu erlangen;
> Selber fallen einst die reifern,
> In den Schooß Dir, die so fest jetzt hangen."

Woher kommt es, daß wir so häufig in den Fehler verfallen, zu viel zu erwarten und zu verlangen? Wie gerathen wir dahin, unsere Ansprüche an Dinge und Personen ungehörig zu steigern? Dadurch, daß wir unsere eigenen Leistungen und Verdienste zu hoch anschlagen. Die Stickerin, welche sich selbst sagt, daß ihre Arbeit noch viel zu wünschen übrig lasse, wird nicht empfindlich werden, wenn ihre Vorgesetzte hie und da etwas tadelt. Die Sängerin, die Clavierspielerin, welche selbst fühlt, daß ihr Vortrag mangelhaft, wird sich nicht über nur mäßigen Applaus ärgern. Der Schriftsteller, der sich bewußt, daß sein Werk noch weit hinter dem Ziele zurückblieb, das er sich gesteckt, wird eine rügende Kritik mit Ruhe und Aufmerksamkeit entgegennehmen.

Ein zweiter Grund unserer oft übertriebenen Ansprüche ist, daß wir uns zu wenig in die Lage Anderer zu versetzen vermögen. Das veranlaßt uns Hausfrauen zu der Ansicht, wir würden selbst Dies und Jenes viel besser und rascher zu Wege bringen. Rückert sagt schalkhaft:

> „Die Köchin macht mir den Kaffee nicht recht,
> Ich will mir ihn kochen nach eigenem Behagen.
> „Ist er nun besser?" „Ich könnt' es nicht sagen,
> Aber ich mach' ihn mir selber schlecht."

Die Herrin meint oft, für den Lohn, den sie der Magd gibt, großen Anspruch an deren Fleiß und Betragen machen zu dürfen und bedenkt nicht, daß Kraft und Geduld ihre Grenzen haben und die Dienerin ebenfalls ein Individuum, welches berechtigt ist, auch für sich zu leben. Die Freundin glaubt oft Wunder was! der Freundin geleistet zu haben, sei es durch ein Geschenk, oder durch eine Gefälligkeit, und erwartet dafür Dankbarkeit und Gegenleistung weit über das Maß hinaus.

Digitized by Google

Eltern, im Gefühle der Opfer, die sie den Kindern gebracht, für die sie dankbare Vergeltung erwarten, vergessen, daß, wenn die Kinder es daran fehlen lassen, es häufig nur jugendlicher Unachtsamkeit und Unbesonnenheit, oder dem Mangel an Urtheil über die Größe der ihnen gebrachten Opfer zuzuschreiben ist.

Betrachten wir nun die Kleinigkeiten, die unseren Humor, unseren Frieden, unser Glück stören — was mit ihnen anfangen?

Verehrte Mitschwestern und Verbündete gegen unseren gemeinsamen Erbfeind, den Aerger!

Die Antwort darauf dürfte sein: Lassen Sie uns weniger auf Kleinigkeiten achten und uns mehr an das Ganze, Große halten!

Kommt Eine von uns in Versuchung, sich über die Freundin zu ärgern, so denke sie: „Diese und jene einzelne Eigenschaft verletzt mich zwar an ihr, aber im Ganzen ist sie doch ein liebes, vortreffliches Mädchen, die es wohl um mich verdient hat, daß ich treu zu ihr halte!"

Julius Hammer sagt:

„That Dir ein Freund ein Unrecht an,
So setz' Du sonder Schonung
Auf's Unrecht, das er Dir gethan,
Nicht auf den Freund Betonung."

Will sich die Hausfrau ärgern über die Magd, die entweder zu viel salzt und schmalzt oder zu vorlaut mit der Zunge ist, so erwäge sie: im Ganzen meint sie's nicht böse und thut ihre Schuldigkeit!

Eltern, die sich leicht ärgern über dies und das, was sie an ihren Kindern nicht gutheißen können, sollten erwägen: im Ganzen sind sie doch der höchste Schatz, die Freude, die Augenweide ihres Alters!

Mißverstehen Sie mich nicht, ich will nicht etwa rathen, aus Furcht vor Aerger an Personen und Dingen Kleinigkeiten zu übersehen; das würde feig sein: aber wir sollen über diesen stehen, sie dürfen uns nicht zu sich herabziehen; durch die Kette dieser Kleinigkeiten schlinge sich, als starker, rother Faden, etwas Höheres, das sie zusammenhält und trägt.

Wie oft geschieht es, daß wir eine Menge kleiner Verdrießlichkeiten, die uns peinigten, vergessen oder verschmerzen, tritt irgend ein großes Ereigniß an uns heran, sei es trauriger oder freudiger Art; vor dem Großen versinkt das Kleine. Kinder pflegen, haben sie sich an den Ellenbogen gestoßen oder verbrannt, sich tüchtig in den Finger zu beißen, um mit dem einen Schmerze den anderen zu vertreiben. Ich will nun Niemandem ein großes Leid wünschen, um über kleine Widerwärtigkeiten hinwegzukommen, aber Jedermann eine Freude, die ihn erhebt. Eine solche kann sich Jeder selbst auf seinen Lebensweg pflanzen. Sie bestehe nicht in Aeußerlichkeiten, in vergänglichem Glanze, sondern in etwas uns Begeisterndem, Entflammendem, zu dem wir emporschauen, das wir, wie der Fahnenträger die Fahne, hoch über uns tragen.

„Nur ein leuchtender Gedanke,
Eine stille Sehnsuchtsranke,
Etwas, etwas nur, o Herz!"

So ruft Rückert!

Wie der Künstler, der ein Werk zu höchster Vollkommenheit ausarbeiten will, der Mühen und Schwierigkeiten nicht achtend, seinem hohen Ziele zustrebt und mit Shakespeare denkt: „Süß ist die Frucht der Widerwärtigkeiten," so kann auch Jeder, den die Prosa des Lebens an die Scholle bindet, selbst wenn er der hausbackensten Alltäglichkeit angehört, einem Ideale zustreben, einer höheren Idee leben. Diese sei z. B. die Arbeit, die uns obliegt, in ihrer höchsten Vollkommenheit. Arbeit, die wir flau, schlaff betreiben, wird uns nicht gelingen, uns kein Genüge geben; setzen wir aber alle uns zu Gebote stehenden Kräfte daran, unsere Aufgabe zur höchsten Vollendung zu bringen, so wird süße Befriedigung über uns kommen, denn nicht das Erreichen allein, schon das redliche Streben trägt den Lohn in sich; Schiller sagt:

„Wirke Gutes, Du nährst der Menschheit göttliche Pflanze,
Bilde Schönes, Du streust Keime des Göttlichen aus."

Von einer in Dresden lebenden, verdienstvollen Schriftstellerin, Frau von Pavlaß, ist mir der schöne Denkspruch bekannt:

Laß den Tagen ihre Mühe,
Ihre Sorgen, ihre Last,
Freu Dich nur, daß spät und frühe
Redlich Du gewirket hast,
Dich geweiht hast treuem Streben,
Strenger Arbeit, kurzem Ruhn,
Denn das Beste hier im Leben
Bleibet doch ein ernstes Thun.

Die Arbeiterin, die Tag ein, Tag aus gebückt am Nähtische sitzt, die Dienerin, einer hilfsbedürftigen, mürrischen Herrin beigegeben, die Tochter als Pflegerin alter, gebrechlicher Eltern, die Familienmutter, die von des Tages Mühe ermattet auf ihr Lager sinkt, und sich selbst dann noch nicht ungestörter Ruhe erfreuen darf, sie Alle können sich an einer höheren Idee aufrecht halten. Möchten sie mit Rückert ausrufen:

„Und wäre mir kein Freudenkranz erlaubt,
So wollt' ich mich anstatt des Kranzes schmücken
Mit dem Gefühl, auf ein geliebtes Haupt
Mit sanfter Hand den Kranz des Glücks zu drücken."

Das Bewußtsein, unser ganzes Wirken und Streben, sei es voller Irrthümer, Fehlgriffe und Widerwärtigkeiten, diene in seiner Entwicklung zur Wohlfahrt eines engeren oder weiteren Kreises, wird uns trösten über kleines Mißlingen, wird uns helfen, den Aerger loszuwerden.

Luft und Well', Elementengeister
Können nicht widerstehn der Erregung,
Aber des Menschen Geist kann Meister
Werden seiner Gemüthsbewegung.

In Summa: Eine große Idee, glaub' ich, hilft Männern — ein großes Pflichtgefühl uns Frauen über die Kleinlichkeiten des Aergers hinweg.



Gedichte

von

Francis Broemel.

Im Dorf.

Im Armenhaus Großmutter sitzt
Schlaflos an der Fensterschwell,
Das stille weiße Gesicht gestützt —
Wie scheint der Mond so hell!

Und draußen klingt von Lied und Leid
Gesang das Thal entlang,
Bergknappen grüßen die schönste Maid
Im Dorf mit Waldhornklang.

Die ruht und träumt — im Angesicht
Des Schlummers Rosenglanz,
Der hastge Athem aber spricht
Noch von dem hastgen Tanz.

Vom Kranze hängt im losen Haar
Noch manche Blume müd',
Was willst du nachtumwehte Schaar
Mit deinem späten Lied?

Sehnsüchtig langgezogner Ton,
Wie's hallt und wiederhallt!
Die Bäume neigen die dunkle Kron'
Und rauschen tief im Wald.

Wie's klanghell durch die Kammer strich,
Die Schöne hört es kaum,
Nur leise dehnt und regt sie sich
Und lächelt tief im Traum.

Sie träumt von lustigem Geigengruß,
Tanzwirbeln in Abendgluth,
Von einem jungen heißen Kuß
Still unter des Weinlaubs Huth,

Von Hochzeitfahrt, vom güldnen Reif,
Von weißem Gewand der Braut
Von neidisch flüsterndem Mädchenschweif
Umklungen von Glockenlaut.

Umklungen, umsungen, o Liebesdrang,
Die Brust von Wonnen durchbebt,
Der Jubel im Traum und der Wald-
hornklang
Sind wunderbar verwebt.

Noch immer lauscht an der Fensterschwell
Die greise Altmutter gebeugt.
Ihr ward es im Herzen so jugendhell
Und die weiße Wimper feucht.

Und als der Nachtgesang vertönt,
Da glänzt im Dämmerlicht
Verklärt, mit ihrem Traum versöhnt,
Der Todten weißes Gesicht.

Digitized by Google

Husarenlied.

Am Pußtabrunnen die Sonne sinkt,
Der letzte Wein im Glase blinkt,
Vom letzten Tanz muß geschieden sein,
Wir reiten in's himmlische Feuer hinein.
Hussah! Husaren!
Hussah! Magyaren!
Hurrah!

Und von den Karpaten ziehet zu Hauf!
Der Sterne „goldne Horde" herauf!
Da blitzt auf jeder Klinge ein Strahl,
Auf jeder Lippe ein Jauchzen zumal!
Hussah! Husaren!
Hussah! Magyaren!
Hurrah!

Der schwarze Obrist reitet heran,
Wir defiliren Mann für Mann,
Wem der in's feurige Auge geschaut,
Hat wohl den letzten Morgen getraut!
Hussah! Husaren!
Hussah! Magyaren!
Hurrah!

Der schwarze Obrist, der heißt Tod.
Husaren ruft er im Morgenroth!
„Absatteln!" mein Bruder — du sinkst hinab
Ein junges Herz und ein grünes Grab.
Hussah! Husaren!
Hussah! Magyaren!
Hurrah!

Abendruhe in Tyrol.

Siehst du den Sonnenregen
Wandeln über die Seen,
Und dem rauschenden Segen
Dürstend und schwül entgegen
Sausend die Wälder wehn?

Hoch in den Alpenforsten
Strahlet noch Abendruh,
Klippen vom Blitz geborsten
Decken mit Adlerhorsten
Langsam die Sonne zu.

Die letzten Flammen säumen
Glühend noch am Gestein,
Tief in purpurnen Bäumen
Alle die Vögel träumen
Leisen Gesanges ein.

Einsam im letzten Strahle
Blieb noch ein Adler wach,
Wiegt sich vom Felsenmale
Flügelbreitend zu Thale
Sehnend der Sonne nach.

Digitized by Google

Die calydonische Jagd.

Fragment einer Uebersetzung von Algernon Swinburne's Drama: „Atalanta in Calydon."

Von

Albrecht Graf Wickenburg.

Herold (zur Königin Althaea).

Ein wenig nordwärts, wo der Busch beginnt,
Im Westen jener engen Hügelreih'n,
Die ihre Bäche bluten in der Schlacht
Sah'n, als dein Sohn schlug Acarnanien,
Dort hielten sie, die all von Königsrang,
Mit scharfem Auge musternd Speer und Hund:
Der Inselsohn Laertes und der junge
Geren'sche Nestor, Panopeus, Ancaeus
Und Cepheus, die Arcadiens Mächtigste.
Zunächst — und scheel von Jenen angeseh'n —
Arcadiens Atalanta mit zwei Hunden,
Die an der Koppel zerrend unter Schnauze
Und Stirne ihre lippenlosen Zähne
Erschimmern ließen und ihr funkelnd Aug'!
Ihr klirren an der Schulter, hell umpanzert
Die Pfeile, buntgefiedert, in dem Köcher,
An ihrer Seite glänzt' der Bogen. — Nächst ihr
Stand Meleager, eine Frühlingssonne,
Die jeden Zweig zum Grünen treibt und Blüh'n,
In seiner Glorie überstrahlend all
Die Kleineren. Ihm folgte Iphicles
Und Jenem, der den Minotaurus schlug,
Pirithous und Held Eurytion,
Der Götter Eidam dann, der Aeacide,
Sein Bruder Telamon und Argos' Sohn,
Der Seher und Profet Amphiaraus.
Und eine vierfältige Kraft, die Deinen,
Die deiner Mutter, deiner Schwester Söhne

Digitized by Google

Dann, jüngst vom Schaum der fremden See umtost,
Jason, des Krieges Zwillingsbruder Dryas,
Des Schlachtfelds Blume, Schwert und Mann erschimmernd.
Und Idas und das schärffte Auge, Linceus, —
Admet, der Gattin zweimal anvermält
Und Hippasus und Hyleus, wohlbeherzt. —
Sie hielten, ließen Hörner blasen, zogen
Dann durch Gehölz und stromzerrißnes Land,
Durch Eiben hin und langbehaarte Fichten
Und wo der Thau am dicksten unter Eichen
Die Kreuz und Quer; — doch auf und nieder suchend,
Sahn sie, noch witterten sie eine Spur.
Plexippus sprach: „Hilf, Artemis, hilf nicht,
Die Männerfaust wird deinen Eber schinden!"
Doch stockt' er jählings in der Rede Lauf,
Den grünen Schlamm auf sonnbeglänztem Sumpf
Sah sträuben er das tausendhalm'ge Schilf
Und auf dem feuchten, blum'gen Lager schlief —
Nicht sanften Schlaf's, nein, arg gequält von Träumen,
Ein ries'ger Klumpen, jenes Ungethüm!
Er sieht's und Siegeslust durchschauert ihn
Und einen Wurfspieß schleudert er und fehlt,
Denn ihn verwirrt der allzuheft'ge Wunsch,
Zu hitzig, wird er schwächer als sein Wille,
Die Hand erschlafft und, durch die Halme sausend,
In eine Tamariske fährt der Spieß
Und steckt! — Da weichen Alle, außer Einer:
Arcadiens Atalanta! — ihr zur Seite
Die Hunde springen, daß die Koppel reißt
Und platschen in den Sumpf bis an die Ohren!
„O lenk' ihn, Göttin, der für dich entsandt,"
Ruft sie und spannt den Bogen, schnellt den Pfeil.
Die straffe Sehne klingt und springt zurück,
Da zischt die wässerige Luft, es regt
Das sangeslose Schilf sein feucht Gefieder,
Wie eine Welle, die nicht mehr der Wind
Bewegt, — allein der Eber rafft sich halb
Empor aus Schlamm und Schleim und seine Flanke
Erzittert rings um die gezackte Wunde.
Voll Ingrimm rollt er seine Feueraugen
Und seine Borsten sträubend stürzt er vor!
Die Hunde hängen sich an ihn und grüne
Und weiße Blumen röthen sich und brechen
Zusammen rund um sie. Mit blankem Hauer
Fällt er den Hyleus an, deß hitz'ge Seele
Der Tod umfängt und dem ein jäher Schlaf
Die Nacht gießt über's Auge. — Peleus nun

Digitized by Google

Mit starkem Arm und wohlbeherzt, schießt ab,
Doch irrt der Pfeil und trifft den Kampfgenossen
Und theuern Landsmann unterm linken Arm,
Der gleichfalls einen Pfeil hielt schußbereit.
Ein Blutstrahl schießt empor — im Falle von
Umschienten Armen aufgehalten, klirren
Die todten Glieder des Eurytion!
Doch glücklicher schießt der Cadmä'sche Seher,
Amphiaraus, denn sein geweihter Schaft
Durchbohrt des einen Auges rothen Kreis
Unter den borst'gen Brau'n des blut'gen Ebers,
Nun blut'ger noch von Einem, der geschlitzt!
Er aber bäumt sich, so gereizt und brüllt
Und sein Gebrüll war leiser nicht, als Donner
Und das Geheul von schneegeschwellten Strömen,
Die ihren Schaum der gelbern See vermälen.
Und wie ein Thurm stürzt brennend im Gefecht
Mit seinen Wällen, seinen Bogenschützen
Und unten knickt des Krieges eh'rne Blüte,
Verkohlte Menschenglieder rings zermalmend,
So durch geknickte Zweige, blutiges
Gestrüppe tobte seiner Füße Wucht
Und niederstampft' er den Ancaeus, der
Zur Seite sprang vor seinem Hauer, doch
Zu langsam und ein Bild schwerfäll'ger Kraft.
Wie Flocken schwachbeschwingten Schneees brachen
Die eh'rnen Muskeln seiner wucht'gen Glieder
Und Blut sah man und abgeriss'nes Fleisch
Und Stücke Eines, der kein Mann mehr war.
Da holten all die Helden tiefen Athem
Und starrten; — Keiner schoß! — doch Meleager,
Dein Sohn, steht in der Bahn des nah'nden Fluch's,
Gewurzelt wie ein Fels und schön, mit stolzen,
Gekniff'nen Lippen, hellen Augen, mit
Geschwellten Muskeln und gestrafften Gliedern
Und schräg das Kinn zum strammen Hals gebogen,
Ernst, mit gespannten Sehnen, wie ein Gott —
Die Linke greift den wohlgestielten Speer,
Dort, wo der Schaft am knotigsten und trifft —
Nie schlug ein Wurfgeschoß solch schwere Wunde —
Das Unthier in die borst'ge Weiche, unter
Der letzten Rippe, tief durch Balg und Bein!
Und tief getroffen und zu Tode, springt
Der wucht'ge, schaftgespickte Schrecken auf
Und wüthend stürzt er hin, von seinen Lippen
Die letzte Wuth all seines Lebens schäumend. —
Und leichtern Herzens priesen All' die Götter,

Digitized by Google

Zeus und die andern — Artemis vor Allen.
Doch Meleager hieß die Messer wetzen,
Das prächt'ge Fell ausweiden dann und spreiten
Und heiß und müde von der Arbeit saßen
Sie Alle nun und schöpften Athem, tranken
Und jubelten und wuschen sich den Schweiß
Nun von der Stirne, der beruhigten.
Denn süßes Gras wächst höher dort, als Ried
Und gut zum Schlummern, jedes heil'ge Kraut,
Narcissen und der niedre Honigklee
Und alles Herrlichste an Blatt und Blume
Wächst dort, wo, von der schwerer'n Hyacinthe
Verborgen, Veilchenknospen blüh'n und glüh'n;
Auch feuergelbe Blumen seht ihr dort
Und hochgewachs'ne Lilien und Laub,
Das bebt vor'm Faun und die Dryade kennt;
Oliven, Epheu und geweihte Pappeln
Und manchen Quell, von jenen überwacht.
Dort ruh'n sie nun, mich aber hieß der König
Der Stadt und dir die frohe Botschaft bringen:
So freut euch denn und saget Alle Dank!
Gefallen ist der Schrecken Calydon's!

Digitized by Google

Adam Mickiewicz's „Dziady“

(„Todtenfeier“).

Von

Heinrich Blumenstok.

Das Wort „Dziady“ spricht jeder Pole, jeder Kenner der polnischen Literatur mit Pietät, mit Andacht aus. Niemand denkt dabei an die etymologische oder culturelle Bedeutung des Wortes, sondern an die ewig schöne, gedankentiefste Dichtung Adam Mickiewicz's. Es ist unmöglich, den Namen des polnischen Dichterfürsten von seinen „Dziady“ zu trennen; es ist unmöglich, die „Dziady“ zu lesen, ohne sich in das Poem ganz zu versenken, ohne es ganz in sich aufzunehmen mit seinem titanenhaften Gedankenfluge, mit seinen phantastischen und mystischen Sprüchen, mit seinen unzweifelhaften Schwächen. Die „Dziady“ sind eine nationale Schöpfung, sie lassen sich mit ebenbürtigen Dichtungen anderer Völker kaum vergleichen. In den „Dziady“ kann jeder literarische Grübler finden, was er finden will; er kann den Geist und die Geister Manfred's heraufbeschwören, mit Hamlet und Faust über die Menschen und die Welt sinnen, Werther's Leiden beklagen, Dante's Hölle durchschreiten und sich über Krasiński's „höllische Komödie“ entsetzen. Allen großen Dichtern ist ja Eines gemeinsam: der Genius. Derselbe Genius, und deßhalb die Sucht und die Möglichkeit der Parallele, und doch wieder der Genius jedes einzelnen Dichters, der die Welt seiner Gefühle, Gedanken und Erlebnisse zum Ausdrucke bringt. Was dem oberflächlichen Urtheile in den poetischen Gebilden der größten Dichter des jetzigen Jahrhundertes gleichartig erscheint, das ist der Grundton, die Form der Dichtung, dieselbe Klage, derselbe Schmerz, derselbe Drang nach Klärung, dasselbe Erwachen und Aufflammen des Geistes. Von all' diesen Dichtern gilt, was Mickiewicz von Byron sagt: „In ihm sehen wir vergegenwärtigt jene Qualen des anormalen Daseins, das ziellose sich Hin- und Herwerfen, jenes Verlangen nach etwas Außerordentlichem, die Sehnsucht nach der unbekannten Zukunft. Alles, was die Gemüther bewegte, was in den Seelen der Jugend unseres Zeitalters tobte, spiegelt sich in seinen Schriften treu ab, und die Menge muß sich, wie sehr sich auch ihr Stolz dagegen sträubt, bequemen, der Spur solcher Geister

Digitized by Google

nachzugehen, so wie Seefahrer sich an den Weg Derjenigen halten müssen, welche die Ersten unbekannte Meere beschifften, ohne jedoch in der Freiheit, ihre Entdeckungen zu vervollkommnen oder zu vergrößern, beschränkt zu sein."

Ein solcher Bahnbrecher und Wegweiser war Adam Mickiewicz seiner Nation. Was der Dichter erlebte und erlitt, was er hoffte und ahnte, was sein Herz und seinen Geist quälte, davon geben uns die „Dziady" Kunde, in welchen — wie er selbst sich äußert — „der Duft seiner Gefühle, das Gewebe seiner Gedanken" ruhen. Der Schiffbruch Mickiewicz's in seiner Liebe zu einem lithauischen Mädchen, das Fehlschlagen der Hoffnung des Wiedererwachens seines politisch gestorbenen Vaterlandes, die Vernichtung aller nationalen Bestrebungen in Polen und Lithauen, verliehen diesem dichterischen Genius mächtige Kraft, ungeahnten Schwung. Der doppelte Schmerz, der sein ganzes Leben durchwühlte, der Schmerz um seine verlorene Liebe und der Schmerz um sein unglückliches Vaterland hat in den „Dziady" ausgetönt. Wir können in den „Dziady" nicht blättern, nicht über sie schreiben, ohne uns die melancholischen, gramerfüllten Züge seines Antlitzes, die früh gebleichten Haare des im vollen Mannesalter heimgegangenen Dichters gegenwärtig zu halten. In den „Dziady" ist sein ganzes Leben verkörpert. Es gibt keine wesentliche, ergreifende Scene in dieser Dichtung, die er nicht selbst an sich erfahren, nicht selbst erlebt oder erlitten hätte. Er, der — wie wir sehen werden — in der Improvisation der Gottheit die Herrschaft über die Menschheit wie Franklin den Blitz entreißen wollte, um die Welt mit dem Gefühle zu regieren, er besaß das Gefühl im stärksten, im höchsten Maße. Die wärmste Liebe, die aufopferungsvollste Freundschaft, die hehrste Begeisterung für das Vaterland durchglühten das Herz des Dichters. Er baute sich eine eigene Welt, die des Gefühles, er lehrte eine eigene Philosophie, die des Schmerzes. Er beschränkte sich keineswegs darauf, seiner Weltauffassung in den Gedichten Ausdruck zu verleihen, er versuchte in seinen wissenschaftlich gehaltenen Vorlesungen über „slavische Literatur" im Collège de France ein vollständiges System dieser mehr poetischen als philosophischen, mehr gefühlten und erwünschten als gedachten und erwogenen Anschauungen zu entwickeln.

Das fast ausschließliche Leben und Aufgehen in der Gefühlswelt und Phantasie schuf den großen Dichter, aber auch den unfaßbaren Mystiker, den Apostel des Messianismus und der Erlösung der Welt durch das Gesetz der Liebe. Er wollte die Christenheit durch die Liebe in eine wahre Christuswelt umgestalten, er prophezeite das Nahen der dritten Epoche der Kirche, der des heiligen Johannes, die auf die Kirche des heiligen Paulus und die des heiligen Petrus folgen sollte. Wie er in seinen Erstlingsgedichten erklärte, daß: „Glaube und Gefühl ihn mehr durchdringen, als des Weisen Verstand," wie er rieth, „Cirkel, Maß und Wage an todten Körpern zu erproben, aber die Kraft nach der Absicht, nicht die Absicht nach der Kraft zu messen," wie er stolzen Sinnes sprach: „Was ich fühle, würden Andere vergebens fühlen wollen; Ihr seht nur den Strahl des Blitzes, in meine Brust schlägt er ein," wie er in der improvisirten „Ode an die Jugend" alle Geister entflammte, indem er sang:

Digitized by Google

„O strebe nach des Himmels Licht,
Zerbrich, was kein Verstand zerbricht,
Damit durch uns der Klumpen Erde
In neue Bahn geleitet werde,
Daß sie Verderbtes von sich streife
Und grünend neue Früchte reife!
Wo finstere Schatten noch ein Land umnachten,
Und auseinandergeht der Menschen Trachten:
Da haucht die Liebe Feuerstrahlen aus,
Den Geist errettend aus des Chaos Graus;
Das fühllos kalte Eis zerbricht,
Kein Irrthum trübt fortan das Licht,
Das Morgenroth der Freiheit ist erglommen --
O Sonne der Erlösung, sei willkommen!“

so begegnen wir demselben Gedankenprocesse sowohl in jenem Theile seiner „Vorlesungen über slavische Literatur,“ welchem die erleuchtetsten Geister jener Zeit andächtig lauschten, als auch in jenem Theile dieser Vorträge, von welchem sich selbst des Dichters Verehrer abwendeten, als sie sich in den Irrgängen seiner mystischen Philosophie nicht zurecht zu finden vermochten. In einer meisterhaften Analyse des Garczyński'schen Poems „Wacław's Erdenwandel“ greift er die Apostrophe des zeitgenössischen nationalen Dichters an den Genius heraus:

„Genius! Du wirst mit Rachegesang mir auch die Brust beseelen,
Und so voll Gefühl soll mein Leid sein, wie der Mutter Schluchzen,
Racheschnaubend, wie nicht einmal in der Hölle man Rache träumt;
Ja, die Menschen und der Himmel — sie sollen es ihm bezeugen:
Wie dem Herzen der hohe Gedanke,
Wie dem Gedanken der Thatenschwung,
Wie die Zeit — dem Prophetengesange,
Wie der Wahrheit — die Unsterblichkeit —“

und bezeichnet die letzten vier Verse als den ganzen Inhalt der polnischen Philosophie. Des erhabenen Herzens Beweis ist der hohe Gedanke, der — wenn er einem erhabenen Herzen entstammt — mächtige Thaten erzeugt. Die Propheten, das Wissen mit der Ahnung vereinend, geben dem Gedanken Zeugniß und erhalten gegenseitig ihr Zeugniß von dem Herzen. Alles hat also seinen Ursprung im Herzen, im Gefühle. Mickiewicz selbst betrachtete die Exaltation, der jede echte That entspringt und auf welcher die Göttlichkeit des Christenthums beruht, als einen unerläßlichen, schöpferischen, wunderthätigen Factor im Leben einer Nation, allerdings die ziel- und kraftbewußte Exaltation, nicht jene krankhafte Ueberreizung der Nerven und der Phantasie, nicht den Krampf der Schwäche, die man so gerne mit der Begeisterung verwechseln möchte. Was wahre Begeisterung bedeutet, was sie zu leisten vermag, welche Gewalt sie dem Dichter gewährt, das beweisen die „Dziady.“

Der Dichter hat dieselben ursprünglich keineswegs als ein zusammenhängendes, einheitliches Ganzes durchdacht und empfunden. Die einzelnen Theile des Poems sind in ihrem Entstehen durch eine lange Reihe von Jahren geschieden und in der Zwischenzeit überraschte Mickiewicz die Welt mit seinen unstreitig mehr vollendeten und abgeschlossenen, dem Wesen und dem Geiste der polnischen Nation mehr entsprechenden großen, epischen und lyrischen Dichtungen, allen voran „Wallenrod,“ „Grażyna,“

Digitized by Google

„Pan Tadeusz“ (Herr Thaddäus). Gleich den Leidensstationen im Leben des Dichters reihten sich nach Jahren die auch äußerlich getrennten Theile der „Dziady“ aneinander.

Anfangs scheint es nur die Absicht des Dichters gewesen zu sein, die lange vernachlässigten Schätze der Volkspoesie auch in Bezug auf die geheimnißvolle nächtliche Todtenfeier, wie sie im lithauischen Volke üblich war, für die polnische Literatur zu retten. Jeder wahre Dichter bemächtigt sich des Mythos oder schaut sehnsuchtsvoll auf denselben zurück, wie auf ein verlorenes Paradies.

Der mythisch-volksthümliche Charakter der Dämonenwelt, die uns Mickiewicz in seinem Poem vorführt, prägt sich in jener aus den altheidnischen Zeiten herrührenden und mit christlichen Elementen seltsam vermengten „Todtenfeier“ am Allerseelentage aus. Die Geister der Ahnen werden aus dem Grabe gerufen und das Volk glaubt durch dargebrachte Speise und Trank und durch heilige Gesänge die Leiden im Jenseits zu mildern. Das Fest der „Dziady,“ welches das Volk in abgelegenen Capellen oder in öden Hütten in der Nähe von Kirchhöfen um Mitternacht bei vollständiger Dunkelheit zu feiern pflegte, erregte schon in früher Jugend die Phantasie des Dichters. „Mit wahrer Gier,“ sagt Mickiewicz, „vernahm ich in meiner Jugend die Volkslieder und Erzählungen von den Verstorbenen, die mit Bitten oder Warnungen aus dem Jenseits zurückkehren.“

Der erste Theil der „Dziady“ ist auch in der That nichts Anderes als ein treues Echo der die Todtenfeier begleitenden Volksgebräuche und Volksgesänge, die natürlich durch die herrliche Sprache des Dichters gehoben werden. Erst allmälig wächst das Poem bis zur Höhe nationaler Martyrologie und leidenschaftlicher Weltanschauung. Die phantastische Form der „Dziady,“ die Verknüpfung der realen Welt mit dem Wesen der überirdischen Geister, mit der metaphysischen Welt war für den Dichter im Volksliede, im Volksglauben gegeben. Mickiewicz erinnert diesbezüglich an Shakespeare, dessen Geisterwelt gleichfalls, wenigstens überwiegend im Volksglauben wurzelt. Goethe mag Recht gehabt haben, wenn er im Manfred ein Spiegelbild der im Faust durchgeführten Verkörperung metaphysischer Gedanken erblicken wollte, obschon Byron sich gegen diese Behauptung des deutschen Dichters energisch verwahrt hat. Mit aller Zuversicht kann aber gesagt werden, daß Mickiewicz die Mythen- und die Geisterwelt in der Weise Goethe's oder Byron's erst in den späteren Fortsetzungen der „Dziady“ einführte, im ersten Theile der Dichtung jedoch nur die Welt des lithauischen Volkswahnes erklären wollte. Der erste Theil der „Todtenfeier“ bietet ein Bild des lebendigen Volksgeistes, der noch seinen Mythos bewahrt hat. Es ist dies der volksthümliche Mythos, der sich erst im Verlaufe der Dichtung zum bewußten, oder — wenn dieser Ausdruck gestattet ist — zum angewandten Mythos mit symbolischer Bedeutung erweitert.

Schon der Prolog zu den „Dziady“ athmet Grabesluft und wirft einen Schatten auf die ganze Düsterkeit des Gegenstandes voraus. Ein lebensüberdrüssiges, junges Mädchen preist die Einsamkeit als den einzigen Trost für den auf Erden als Gefangener wallenden Menschen. Der Dichter schildert die schon im Jugendalter beginnenden Qualen und Zweifel der

Digitized by Google

Seele. Soll aber die Jugend auf die Zukunft bauen? Was für die Jugend die Zukunft, ist ja für den Greis bereits zur Vergangenheit geworden. Es tritt ein Greis auf, der das volle Leben gekostet hat und der von noch größerer Bitterkeit erfüllt ist. Er nimmt von seinem Enkel, einem Kinde, einem unschuldigen Wesen, welches das Leben noch nicht kennt, mit einem Gebete Abschied, indem er zum Himmel fleht:

„Herr! der du mir beschieden, den Kelch des Lebens zu vollenden, der du mich einen allzu großen, allzu bitteren Kelch leeren ließest, erhöre meine einzige, letzte Bitte! Sofern die Geduld, mit der ich den Wermuth bis zur Neige leerte, deiner Gnade und Barmherzigkeit würdig ist, segne den Enkel, auf daß er jung sterbe!“

Mit einem Gebete um die Sendung des Todesengels schließt der Prolog. Ein Vampyr, in welchen nach lithauischer Volkssage die todten Seelen verwandelt werden, verkündet die Erscheinungen der Seelen, die sich bald zur Todtenfeier einstellen sollen, und unter ihnen wird auch der Held des Poems, Gustav — der eine Phase im Leben des Dichters versinnlicht — die Bühne betreten, Gustav, der seine Auserkorene liebte, wie kein Sterblicher mehr zu lieben vermag, der, von seiner Geliebten nicht erhört, sie um Vergebung fleht, daß er es wagt, noch einmal zur Erde zurückzukehren, und als Schatten der Vergangenheit eine Stunde ihres jetzigen Glückes zu trüben.

Nun beginnt die eigentliche Todtenfeier: die Nacht der „Dziady“ bricht heran. Der Guślarz, Priester und Dichter in einer Person, gefolgt vom Chore, unterzieht sich unter Gebeten und Gesängen dem Werke der Beschwörung der Geister. In kurzen Intervallen ertönt der Refrain:

„Ueb'rall Düster, üb'rall Schweigen,
Was mag kommen, was sich zeigen?“

Nach und nach, je nach den Beschwörungssprüchen des Priesters tauchen die Erscheinungen, die Gebilde der Luft auf. Es kommen jene schwachen Geister, deren Leben nutz- und zwecklos wie Flachs sich verzehrte, die nie die Bitterkeit, nie den Kummer, nie die himmlischen Mächte kannten und deren Seelen jenseits nicht zur Ruhe gelangen, bis ihnen ein Körnchen Wermuth verabreicht wird. Es erscheint ein flattersüchtiges Mädchen, welches auf Erden für echte Liebe kein Ohr hatte, welches auf der Welt, aber nicht für die Welt lebte. Es folgen dann jene Erscheinungen, deren Seele mit dem Jammer anderer Menschen belastet ist, die sich von den körperlichen, irdischen Qualen nicht loslösen können. Auch die Seele eines unbarmherzigen Lehensherrn schwebt in der Luft und klagt ihre Pein. Endlos ist sein Leiden, er ist des Hungers ewige Beute. Um das Mitleid des Volkes zu bannen, erscheinen die Ankläger des Lehensherrn in Gestalt von Eulen, Uhus und Geiern, die seinem Körper keine Ruhe gönnen wollen, bis seine Gebeine erbleichen. Die Eule erzählt dem Volke, wie sie einst, einen Säugling in den Armen, in frostiger, stürmischer Winternacht sammt dem Kinde im Schnee erfror, da der unbarmherzige Gutsbesitzer ihr den Einlaß in das Schloß verwehrte. Bebend vernimmt die irrende Seele des Lehensherrn die an Walter Scot's Ballade vom abgewiesenen Einsiedler

Digitized by Google

erinnernde Erzählung und begreift, daß es für ihn, der nie Mensch war, keine menschliche Hilfe gebe.

Mitternacht ist vorüber, der Hahn kräht, die grausenhaften Opfer sind vollbracht, schon sollen die Fenster der Capelle geöffnet werden, da erscheint ungerufen noch eine Seele eines Verstorbenen, die trotz aller Beschwörungen nicht verschwinden will. Stumm, unbeweglich, gleich einem Leichensteine inmitten eines Friedhofes, ein schneeweißes Antlitz, lenkt der Geist seine Schritte gegen eine Jungfrau und versenkt das thränenreiche Auge in das Auge des Mädchens. Er spricht kein Wort zur Jungfrau, zeigt mit der Hand auf sein Herz, über welches ein purpurrother Streifen sich hinzieht. Das Volk vermag sich diesen Geist nicht zu enträthseln — es ist Gustav, der von Liebesgramm erfüllte Dichter, der Held des dritten Theiles des Poems.

— — — — — — — — — — — — — —

Die heiße Liebe, in welcher Mickiewicz zu der Schwester eines seiner Freunde, Marie Wereszczak, der nachmaligen Gräfin Puttkammer, entbrannte, war eine unglückliche, eine unerwiederte. Von dieser echten Liebe, von welcher La Rochefoucauld meint, man begegne ihr im Leben so selten, wie einem Gespenste, geben zahlreiche in den Werken Mickiewicz's zerstreute Gedichte an Marie.... ein beredtes Zeugniß. Den Dichter kettete die Liebe, die nicht Wahl, sondern Schicksalsbestimmung ist, an ein seiner nicht würdiges Wesen. Mickiewicz lebte lange Jahre nach der Trennung von seiner Geliebten, in der Welt dieses Ideals, welches ihm Himmel und Hölle ward. Er verbrachte eine schmerzbewegte Zeit, voll innerer Stürme. Doch, was im Leben unterging, erstand im Liede, im dritten Theile der „Dziady." Zwar der Dichter selbst behauptete, diese unglückliche Liebe habe seinen Flug gelähmt. Der Inhalt der „Dziady" beweist aber das Gegentheil. Gustav ist kein Werther, Gustav erliegt nicht im Kampfe mit den irdischen Leiden, er erhebt sich zu höheren Zielen. Was an Gustav sterblich war, das Persönliche, ist gestorben. Das Ueberpersönliche aber ist in ihm aufgelebt. Die unglückliche Liebe hat ihn der Heiterkeit, des frohen Sinnes beraubt; statt der goldenen Freude ist ihm der schwarze Flügel des Schmerzes geworden. Fortan ist sein Leben — Einsamkeit.

Erst muß das Feuer, das Körper und Geist zu versengen droht, ausbrennen, sich verzehren sammt dem Stoffe, — das Feuer, welches mit solcher Gluth der Brust Gustav's entströmt, daß daran Stein und Erz schmelzen könnten. Gustav wühlt mit Wollust in seinen Schmerzen, durch die Macht seiner Phantasie wird die ganze Vergangenheit noch einmal zur qualvollen Gegenwart, er kostet die Stunden der Wonne, er nimmt Abschied von der Geliebten, die ihm kein anderes Wort des Trostes zuzurufen weiß, als das harte: „Vergiß mich!" — Trost! Als ob es einen Trost außerhalb des trostbedürftigen Menschen gäbe! Nur ein Trost ist denkbar, der Trost, den der Mensch in sich selbst findet, aus sich selbst schöpft. Wer einem anderen Troste zugänglich ist, der hat des Trostes nie bedurft. „Dich vergessen!" ruft Gustav voll Verzweiflung, dem Hamlet gleich beim Anblicke des Geistes seines Vaters. „Dich vergessen! Befiehl, Geliebte, deinem Schatten, daß er

Digitized by Google

verschwinde, daß er dir zu folgen vergesse.“ Die Geliebte spricht beim Abschiede vom Vaterlande, der Wissenschaft, dem Ruhme, den Freunden. Denselben Trost spendet der Priester, als Gustav als Einsiedler, als Todter sich zur Todtenfeier einstellt, als er in der Nacht der „Dziady“ erscheint. „Der Mensch,“ ruft der ehrwürdige Priester, „ist nicht zu Lust und Freude erschaffen. Wenn dich auch der Herr hart straft, vergiß an deinen Staub, gedenke der Größe der Welt. Dieser erhabene Gedanke wird deine kleine Leidenschaft überwinden! Kämpfe bis an dein Lebensende, nur die kleinen Geister steigen vor der Zeit in das Grab.“ Die Worte des Priesters werden aber erst dann den Geist des Einsiedlers stärken, sobald der Schmerz um das verlorene Erdenglück in der Seele Gustav's einer anderen Sehnsucht, einem anderen mächtigeren Schmerze weichen, sobald Gustav selbst sich diese Worte zurufen wird. Gustav bedarf des Schmerzes, der Sehnsucht, er meidet die Tage, die ohne Sehnsucht verfließen, er flieht die Nächte, die ohne Träume schwinden. Bis ein anderer Schmerz den Liebesgram verdrängt, kann Gustav vom kundigen Priester nur einen Rath empfangen, der Priester soll ihm den Weg zum Grabe des Liebesschmerzes zeigen.

Der Priester antwortet: „Von deiner Jugend zum Grabe führt ein weiter Weg!“

Der Einsiedler: Ach, wie rasch habe ich doch diesen langen Weg zurückgelegt .... Kennst du das Leben der Heloise, kennst du das Feuer und die Thränen Werther's? (Er führt den Dolch gegen seine Brust.)

Der Priester: Wahnwitziger! Bist du ein Christ? Solch' ein gottloser Gedanke! Kennst du das Evangelium?

Der Einsiedler: Und kennst du das Unglück?

Umsonst wendet der Priester alle seine Beredsamkeit an, vergebens versucht er es mit den Zusprüchen der Religion, er predigt tauben Ohren. Gustav selbst rafft sich auf, ermannt sich, verbannt die weibischen Klagen, er will nicht, wie ein Kind des Glückes, unter Thränen und Schluchzen sterben, der Himmel hat ihm Alles entrissen, ohne ihn zu beugen, ohne ihn des Stolzes, des Selbstbewußtseins zu berauben. Gustav hat im Leben das Betteln nicht gekannt, er will auch im Sterben das Mitleid nicht anrufen. Allmälig erlischt in seinem Geiste das Bild der Geliebten, ihre Züge verwischen sich, verschwinden, und je näher er dem Abgrunde der Ewigkeit steht, desto mehr verachtet er das Wehklagen, das Rasen des Schmerzes hiernieden. Die Stunden der Liebe, der Verzweiflung sind vorüber, es schlägt die Stunde des Friedens, der Erhebung. Vor den Augen des Priesters durchbohrt er sich die Brust, der Schmerz hat sein Ende erreicht.

Der Priester: Schon haucht er seinen Geist aus. Welch' ein Verbrechen! Er fällt als Opfer seines Wahnsinnes!

Gustav: Und dennoch fällt er nicht! Für mein Vergehen war mir das Leben Strafe genug!

Gustav stirbt nicht; er ist trotz der schweren Wunde gesund und wohlerhalten. Darob verwundert sich der Priester und wähnt, Gustav treibe Höllenspuck. Er aber erwidert, es gebe kostbare Waffen, deren durchdringliche Spitze sich in die Seele versenkt, ohne den Körper sichtbar zu

Digitized by Google

verletzen. Natur und Mensch entziehen ihre Geheimnisse der Menge, vertrauen sie auch keinem Priester oder Weisen an. Bevor Gustav beim Hahnenschrei verschwindet, ertheilt er dem erstaunten Priester die Lehre, die Welt sei nicht seelenlos, ihr Leben gleiche nicht einem nackten Skelette, dem etwa der Arzt den Odem einhauche, die Welt gleiche nicht einer Uhr, die durch die treibende Schwere des Gewichtes sich bewege. Die Menge wisse nicht, von wem das Gewicht der Weltuhr herrühre; der Verstand belehre sie über die Räder und Federn, aber den Schlüssel der Weltuhr und die bewegende Hand sehe sie nicht. Erst wenn die Hülle des Auges fallen würde, vermöchte man ringsherum so manches Leben zu entdecken, welches den todten Weltkörper in Bewegung setzt.

Der dritte Theil der „Dziady“ endet somit mit der Heilung Gustav's. Er hat eine große Aufgabe zu erfüllen, er ist zu neuen Schmerzen, neuen Qualen auferstanden. Sein Geist ist der inneren Unruhe Herr geworden. Der gute Genius ward sein Gefährte, er hat ihm die Pforten der Ewigkeit geöffnet; Gustav hat ein Lied vernommen, das die Erdenkinder selten kaum im Traume vernehmen, um es beim Erwachen zu vergessen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Wir stehen am Eingange des vierten und letzten Theiles der „Dziady.“ Trotz des phantastischen Baues, trotz der Visionen und Geistererscheinungen hat dieser Theil den meisten dramatischen Gehalt. Es fehlt ihm selbstverständlich die formelle dramatische Vollendung. Mickiewicz hat an dem Drama, welches sich in der Wirklichkeit zugetragen, abgespielt hat, persönlich zu großen Antheil genommen, er ist mit dem Drama subjectiv zu sehr verwachsen, als daß er es so hätte gestalten können, wie es die dramatische Darstellung erfordert. „Ce drame“ — sagt George Sand — „ressemble à ces basiliques immortelles, que leur architecte n'a pas osé couronner.“ Hat ja der Dichter mit seinem Herzblute, mit aller Kraft seines Fühlens und Denkens den Schöpfer gefleht, auf daß dieses Drama, dem die ganze Nation beigewohnt, nicht mehr wiederkehre, sich nicht mehr wiederhole. War es ja doch genug des grausamen Spieles, daß es einmal in Wilno, in der vom Dichter mit allen Farben poetischer Pracht verherrlichten Hauptstadt Lithauens vom Henker Nowosilcow und seinen Schergen gegen die edelste Jugend des Landes blutig inscenirt wurde.

Und in der That war der Kampf, der zwischen der studirenden Jugend von Wilno und der russischen Regierung in dem dritten Jahrzehnte unseres Jahrhundertes geführt wurde, ein höchst dramatischer. Vergegenwärtigen wir uns zum besseren Verständnisse des von uns besprochenen Poems die damalige Situation in Polen, insbesondere in Lithauen. Auf die Napoleonischen Kriege, deren Ausgange die Polen mit sanguinischen Hoffnungen entgegengesehen hatten, folgte eine langanhaltende politische Windstille in Europa. National-polnisches Leben pulsirte nur in Warschau, der Hauptstadt des sogenannten Congreßpolens, einer Schöpfung des Wiener Congresses vom Jahre 1815. Die Begünstigung Congreßpolens innerhalb des russischen Kaiserreiches besiegelte das Schicksal der übrigen ehemaligen polnischen Provinzen, Lithauens, Samogitiens, Podoliens, Volhyniens und der Ukraine. Diese künstliche Scheidewand ließ sich aber,

Digitized by Google

namentlich in Bezug auf Lithauen, schwer aufrecht erhalten. Lithauen war das Vaterland Mickiewicz's. An den Ufern des Niemen und der Wilia ertönten zuerst seine begeisterten Lieder. Die in sich verschlossenen, schweigsamen, aber tüchtigen und energischen Lithauer übertrugen die Hostie des nationalen Lebens von den Schlachtfeldern und dem parlamentarischen Boden in die Hallen der Hochschule, in die Stätten der Wissenschaft. Eine mächtige geistige Bewegung sollte den Mangel der politischen ersetzen und die nationale Wiedergeburt erleichtern. Die Tragweite dieser wissenschaftlichen Minirarbeit schien man in Petersburg anfangs zu unterschätzen. Die Bemühungen der Leiter dieser Bewegung wurden durch den Fürsten Adam Czartoryski, der sich eines bedeutenden Einflusses am russischen Hofe erfreute, kräftig gefördert. Die Universität zu Wilno war der Mittelpunkt alles wissenschaftlichen Strebens. Sie vereinigte eine Reihe ganz hervorragender Lehrkräfte. Die Apostel der Reform Thaddäus Czacki und Hugo Kollontaj vom hochverdienten Orden der Piaristen, der gründliche Historiker Joachim Lelewel, die Brüder Śniadecki, deren naturwissenschaftliche Arbeiten auch in Deutschland geschätzt waren, der Literarhistoriker Słowacki, der Vater des berühmten Dichters Julius S., Baliński und Grzymała, die Philosophen Gołuchowski und Szaniawski, Ersterer ein Schüler Schelling's, Letzterer ein Schüler Kant's, wirkten theils durch ihre Rathschläge, theils durch ihre Lehren zündend auf den zahlreichen Hörerkreis der Universität. Es ist gewiß bezeichnend für den Charakter der damaligen geistigen Strömung, daß Mickiewicz's zu den Lehrern am Gymnasium zu Kowno gehörte. Allen schwebte ein Ziel vor, durch tiefe, nach deutschem Muster betriebene Forschungen auf den verschiedenen Gebieten der Wissenschaft die polnische Literatur zu heben. Trotzdem tobte unter den Männern der Wissenschaft in Lithauen und Polen der Kampf zwischen den Anhängern der exacten Lehren und der philosophischen Schule. Letztere trug den Sieg davon. Kant und Hegel fanden überall Eingang. Wie die Lehrer, so die Studenten. Die ganze Nation durfte mit Stolz auf diese studirende Jugend hinblicken und in ihr die Verheißung einer besseren Zukunft begrüßen. Wissenschaft und nationale Begeisterung waren das Losungswort dieser jugendlichen Phalanx. Der Abgott aller Studenten war deren College Thomas Zan. Um ihn schaarten sich alle vorwärts strebenden Elemente. Seine Freundschaft zu Mickiewicz, der fascinirende Einfluß, den er auf den Dichter ausübte, sind bekannt. Sein ganzes Wesen war nach der Ansicht Mickiewicz's geheimnißvoll, mystisch. Thomas Zan war überall voran, wo es galt zu arbeiten, zu kämpfen, zu leiden. Er war der Gründer des wissenschaftlich-patriotischen Vereines der „Strahlenden," der nach den sieben Strahlen des Sonnenlichtes in sieben Classen zerfiel. Diesem öffentlichen, legalen Vereine stand der geheime Bund der „Philareten" helfend zur Seite. Revolutionäre Zwecke schienen diesen beiden Vereinen nicht vorgeschwebt zu haben. Es kamen aber trotzdem schreckliche Tage für die lithauischen Studenten, insbesondere für die „Strahlenden" und die „Philareten." Der berüchtigte russische Senator Nowosilcow wurde an die Spitze der Aufklärungscommission in Wilno gestellt. Nowosilcow

Digitized by Google

hatte Alles eher, als Bildung und Aufklärung im Auge. Er witterte überall Hochverrath. Er sah es voraus, daß die geistige Bewegung in Lithauen der Vorbote der Revolution sei. Er hielt jeden Polen für einen geborenen Jakobiner, er pflegte sich zu äußern, daß jeder Pole mit der Muttermilch die Revolution einsauge. Nowosilcow begann das Werk der Vernichtung, indem er alle höheren Lehranstalten beseitigte und den Studenten die Fortsetzung des Unterrichtes verbot. Mickiewicz behauptet, daß dieses Verbot, die Studien zu vollenden, die Verfolgung selbst des Privatunterrichtes, seinesgleichen in der ganzen Weltgeschichte suche. Die Schuldigen wurden nach Sibirien geschickt, oder in jahrelange Untersuchung gezogen. Nowosilcow hatte es vorzüglich auf die Jugend abgesehen, um die Hoffnungen, die Zukunft der Polen im Keime zu ersticken. Alles wanderte ins Gefängniß. In seinem „Konrad Wallenrod“ legt Mickiewicz der Aldona den Schmerzensausruf in den Mund: „sie wähnte bisher, das Vaterland sei weit und breit, endlos wie die Welt, nun vernehme sie zum ersten Male, daß es in ganz Lithauen keine Zufluchtstätte gebe.“

Unter den Verhafteten befand sich auch Mickiewicz. Er theilte das Schicksal seiner Collegen und Freunde. Im Gefängnisse und während seines unfreiwilligen Aufenthaltes in Moskau und Petersburg keimte und reifte der Gedanke zu seinen genialsten Dichtungen, unter denen der vierte Theil der „Dziady“ vor Allem das Gepräge jener Sturm- und Drangperiode seines Schaffens an sich trägt. Diesen Theil der „Dziady“ widmete der Dichter „dem Andenken seiner für die Liebe zum Vaterlande verfolgten, aus Sehnsucht nach dem Vaterlande verstorbenen Mitschüler, Gefängniß- und Verbannungsgenossen, den Märtyrern der nationalen Sache.“ Die Dichtung selbst bildet das schönste Denkmal für jene Vorkämpfer der geistigen Erhebung in Lithauen, zugleich aber die schärfste Verdammung der Verfolger. Diese Dichtung ist die Arche Noa's, in welcher Kampf und Kämpfer, Verfolgung und Verfolger der Vergessenheit entrissen und hart nebeneinander in Reih' und Glied gestellt werden. Das Bild des geistigen und freundschaftlichen Bundes der Studenten, der gegenseitigen Aufopferung, der namenlosen Leiden, der schmerzerfüllten Seelen beim Gedanken an die Zukunft der Nation, leuchtet nirgends heller, ist nirgends schöner zu schauen, als in den Gesprächen und Erzählungen der Gefangenen.

Diese Scenen des Dramas, sowie die mitunter an die Carricatur streifenden Episoden, in welcher Nowosilcow und seine Helfer geschildert werden, gleichen Arabesken, die sich um den Mittelpunkt der Dichtung gruppiren. Dieselben verleihen dem letzten Theile des Poems einen eigenthümlichen nationalen Charakter. Das Martyrium einer ganzen Nation erfährt hier eine der schönsten poetischen Apotheosen. Der große politische Proceß, der der Nation gemacht wurde, wickelt sich in allen seinen furchtbaren Episoden vor unseren Augen ab. Jede einzelne Persönlichkeit, welche gleichviel ob im polnischen oder im russischen Lager an der Action theilnahm, wird uns vom Dichter vorgeführt. Wir lernen die Ziele und Hoffnungen der im Gefängnisse schmachtenden Jugend, sowie das harte Verfahren der Untersuchungs-Commissionen kennen. Thomas Zan, sowie alle seine Freunde

Digitized by Google

und Gefährten, ebenso Nowosilcow und dessen ganze Umgebung treten handelnd auf die Bühne. Die Schilderungen der täglich wiederkehrenden Verhaftung und Verbannung so vieler Personen, die schuldig oder unschuldig im Verdachte revolutionärer Umtriebe standen, sowie des Jammers und der Verzweiflung der Familienangehörigen, wechseln ab mit Erzählungen einzelner Gefangener über die unmenschliche Behandlung, die ihnen während der Untersuchungshaft zu Theil wurde; die von den Untersuchungsrichtern befolgte Methode erfährt übrigens die drastischeste Beleuchtung, indem der Dichter uns ein Bild dieser Herren nicht nur bei ihrer ernsten Arbeit, sondern auch bei der Unterhaltung, bei Spiel, Tanz und Wein entwirft. Diesen Gelagen, diesen zum Beweise der frohen Stimmung des Volkes mit großem Prunke in Scene gesetzten Bällen wohnten auch die heftigsten Gegner des herrschenden Regimes bei, aus Furcht, sie könnten im Falle der Weigerung, zu erscheinen, nach Sibirien transportirt werden. Die Leiden dieser unfreiwilligen Zeugen öffentlicher Unterhaltungen inmitten des allgemeinen nationalen Unglückes bilden einen grellen Contrast zu der ausgelassenen Freude der Gäste aus dem anderen Lager. Der Dichter versetzt uns auch in andere Theile Polens, um die Stimmung daselbst, um den Reflex der Leiden der Nation in allen polnischen Gemüthern zu kennzeichnen.

All' diese Scenen können wir jedoch nur flüchtig berühren, da jene Gestalt von mächtigster Leidenschaft und überströmender Kraft, die schon im dritten Theile der „Dziady“ von unseliger Liebe zerrissen, dämonisch in der Dämonenwelt auftrat, auch im vierten Theile, groß bis zum Unheimlichen, unser ganzes Interesse in Anspruch nimmt. Der durch persönliche Unseligkeit gewissermaßen selbst zum Todten gewordene Gustav befindet sich als Staatsgefangener im Kerker, wo er — von guten und bösen Geistern umringt, die seine Seele bewachen und bestricken, — die traurige persönliche Vergangenheit abschüttelt und aus dem engeren Unglücke dem allgemeinen sich zuwendend, die innere Wandlung seines Wesens durch die Aenderung seines Namens — er heißt von nun an Konrad — symbolisirt. Bezüglich dieser Aenderung und ihrer eigentlichen Bedeutung ist jeder Zweifel ausgeschlossen. Gustav verzeichnet nämlich an der Wand des Gefängnisses in lateinischer Sprache den eigenen Tod und die gleichzeitige Geburt Konrad's. Hierauf versammelt er die Mitgefangenen in seiner Zelle, in aufgeregten Liedern und Schilderungen gibt sich die Stimmung der unglücklichen Genossen kund. Der wildeste von Allen, schauderhaft maßlos ist Konrad, dessen Lied die Freunde beunruhigt und entsetzt. Die Wache macht die Runde, Alle flüchten in ihre Zellen; Konrad bleibt allein in der Zelle, hingesunken inmitten seines Gesanges, in dem die in übergroßem Schmerze, in stolzem Kraftbewußtsein und zugleich in grimmiger Ohnmacht sich aufbäumende Persönlichkeit an allen Schranken des Himmels und der Erde, gleichsam von eigenem Glanze geblendet, rüttelt. Nach langem Stillschweigen findet er die Sprache wieder und befreit seine Seele durch einen Gesang, in dem seine Kraft sich in jedem Sinne des Wortes über sich selbst erhebt.

Dieser Gesang lautet:

Digitized by Google

Improvisation.

Konrad (allein — nach langem Stillschweigen):

Allein! — Wozu auch Menschen? Sing' ich denn für Menschen?
Wo ist ein Mensch, der meines Liedes ganzen Sinn vernimmt?
Mit seinem Auge alle Strahlen seines Geist's umfaßt?
Unselig, wer um Menschen Ton und Zunge müht!
Die Zunge fälscht den Ton, der Ton fälscht den Gedanken:
Der Seel' entschwingt sich der Gedanke rasch,
Eh' er im Wort sich tausendfältig bricht,
Ob dem verschlungenen Gedanken bebt das Wort,
Wie ob verschlung'nem Strom die Erde bebt —
Ergründen Menschen aus der Erde Beben
Der Fluthen Tiefe und des Stromes Lauf?

Es kreist und glüht und flammt im Innern das Gefühl,
Gleichwie das Blut in seinen unsichtbaren Gängen;
Nur so viel Blut die Menschen seh'n in meinem Antlitz,
So viel Gefühl vernehmen sie in meinen Klängen. —
Mein Lied, du bist ein Stern jenseits der Welt!
Des Menschen Blick, dir jagend nachgesandt,
Und hätt' er luft'ge Schwingen, er erfliegt dich nicht.
Milchstraßen schaut er, deinen Pfad berührt er,
Erräth wohl, daß hier Sonnen glänzen,
Doch kann er sie nicht zählen, nicht ermessen.
Ihr Lieder, ihr bedürfet nicht
Des Menschenaug's, des Menschenohr's,
　　In meiner Seele Tiefen strömet,
　　Ob meiner Seele Höhen leuchtet,
　　Wie unterird'sche Fluthen strömen,
　　Wie überhimmlische Gestirne leuchten!

Du Gott, du Allnatur, gebt mir Gehör!
Wohl euer würdig sind die Töne dieses Liedes:
Ich bin Meister!
Ein Meister, streck' ich aus die Arme,
Ich strecke sie bis in des Himmels Fernen,
Und auf Gestirne leg' ich meine Hände,
Gleichwie auf Glocken der Harmonika.
Ich wende sie mit meinem Geiste
In sanftem bald und bald in raschem Gang;
Millionen Töne fließen: In der Töne Millionen
Hab' ich jeden Ton geschaffen, ist mir jeder Ton bewußt;
Ich eine sie und theile sie und binde sie,
Ich flechte zu Akkorden sie,
Zu Strophen und zu Regenbogen,
Ergieße sie in Klänge und in Blitzesstrahlen.

Digitized by Google

Aufhob ich meine Hände
Hoch über den Bezirk der Welt:
Und schweigend ruh'n die Glocken.
Ich sing' allein — ich höre meine Lieder;
Sie tönen weit, dem Sturme gleich, dahin —
Durchweh'n des menschlichen Geschlechtes Fluthen,
Sie seufzen klagend und sie brüllen wetternd,
Aeonen hallen ihre Laute wieder,
Und jeder dieser Töne klingt und flammt zugleich,
Ich höre ihn, ich schaue ihn,
Wie ich den Wind, wenn er die Wellen wiegt,
In seines Wehens Flug vernehme,
In des Gewölk's Gewanden schaue.

Ja! Gottes — der Natur ist würdig solch' ein Lied;
Ein großes Lied, ein Lied der Schöpfung!
Ein solches Lied ist Kraft und Macht,
Ein solches Lied — Unsterblichkeit!
Ich fühl' Unsterblichkeit, ich schaff' Unsterblichkeit;
Mein Gott, was hast du Größeres vermocht?
Sieh, wie aus meinem eigenen Selbst
Ich die Gedanken rufe,
In Worte einverleibe,
Sie fliegen, strömen hin am Himmel,
Sie tanzen, klingen, leuchten;
Schon sind sie fern — noch fühl' ich sie,
Es kos't mein Ohr mit ihren Tönen,
Und meine Hand fühlt ihre Fülle,
Und ihrem Fluge folgt mein Geist:
Ich liebe euch, ihr meine Sangeskinder,
Meine Gedanken, meine Gestirne!
Meine Gefühle, meine Gewitter!
In eurer Mitte steh' ich da
Wie in der Lieben Kreis ein Vater steht, —
Ihr Alle mein!

Verachtung euch, ihr Dichter alle,
Ihr Klüglinge und ihr Propheten,
Die laut die weite Welt gepriesen;
Wenn sie noch wandelten inmitten ihrer Werke,
Und alles Lob und alles Beifallklatschen
Vernähmen, fühlten — als verdienten Lohn,
Und allen Glanz des Tagesruhmes
Als Strahlen sich in ihre Kränze wänden:
Mit allem Lobgetön, mit aller Kränze Zier,
Gesammelt aus so vielen Zeiten und Geschlechtern,
Empfänden sie das eig'ne Glück, die eig'ne Stärke nicht,

Digitized by Google

Wie ich sie fühle heut' in nächt'ger Einsamkeit,
Da ich hier singe in mir selbst,
Singe mir allein.

Ja, stark bin ich und seelenvoll und geistesmächtig!
Nie fühlt' ich's, wie in diesem Augenblick —
Heut' ist mein Höhetag,
Heut' wird sich meine Spannkraft überspannen,
Heut' werde ich erkennen,
Ob ich der Höchste, ob nur stolz ich bin!
Heut' ist der Schicksalsaugenblick,
Heut' wird mein Geist, wie nie,
Gewaltig seine Arme strecken; —
Des Simson Augenblick ist dies,
Da er geblendet und in Banden
Dumpf brütend an der Säule stand;
Weg werfe ich den Leib, auf Geistesschwingen fliegend —
Des Flug's bedarf ich!
Aufschweben will ich aus der Sterne Kreislauf,
Und dringen hin, wo aneinander grenzen
Schöpfer und Schöpfung!

Und ich besitze sie, besitze sie, die beiden Flügel!
Sie reichen hin — von Ost bis West will ich sie breiten,
Vergangenheit berühr' ich mit dem linken,
Die Zukunft mit dem rechten — und ich dringe
Auf des Gefühles Strahlenpfad — zu dir!
Und werde blicken dir in dein Gefühl.
O du, von dem man sagt, du fühlest in den Himmeln,
Hier bin ich — bin hieher gelangt;
Du siehst es, wie gewaltig meine Kraft,
Bis hieher reicht mein Flügel.
Allein ich bin ein Mensch;
Auf Erden ist mein Leib und meine Liebe,
In meinem Vaterlande ist mein Herz geblieben.

Doch diese meine Liebe in der Welt,
Sie haftet nicht an Einem Menschen,
Wie auf der Rosenblüthe ruht der Wurm;
Auch nicht an Einem Heim, auch nicht an Einer Zeit:
Ich lieb' ein ganzes Volk! In meine Arme schloß ich
All' seine einstigen und kommenden Geschlechter,
Ich halte sie an meinem Busen,
Ein Freund, ein Liebender, ein Ehgemahl, ein Vater!
Ich will es heben, will's beglücken,
Zur staunenden Bewunderung einer Welt —
Ich weiß nicht, wie — und hier will ich's ergründen.

Digitized by Google

Ich kam gewappnet mit des Geistes ganzer Kraft,
Des Geists, der deinem Himmel seinen Blitz entrissen,
Der deiner Sterne Gang erforscht,
Der deines Meeres Grund geöffnet;
Ich habe mehr — die Kraft, die nie ein Mensch verleiht,
Ich habe das Gefühl, das in sich selbst sich birgt,
Wie ein Vulcan nur manchmal durch die Worte rauchend.

Und diese Kraft — nicht gab sie mir des Edens Baum,
Und nicht die Frucht des Wissens hat sie mir verlieh'n,
Auch Bücher nicht und nicht Geschichten,
Auch Räthsel nicht. die ich ergründet,
Auch Zauber nicht, die ich erforscht; —
Ich bin ein Schöpfergeist geboren!
Von dort ist meine Macht gekommen,
Woher die deine kam zu dir;
Hast ja auch du sie nicht gesucht;
Du hast sie — unbesorgt, sie zu verlieren;
Auch ich besorg' es nicht.

Ob du mir's gabst, ob ich's aus gleichem Quell',
Wie du, genommen — dieses scharfe Aug':
Genug — im Augenblicke meiner Kraft,
Wenn ich die hohen Wolkenschaaren schaue,
Wenn ich die Wandervögel höre,
Wie sie auf kaum erschautem Flügel schweben:
Ich will — und wie in einem Netze
Halt' ich mit meinem Blick sie fest.
Es krächzt ein Klagelied die Schaar:
Allein so lange sie mein Blick nicht löst,
Mag sie dein Wind nicht auseinander jagen.
Und blick' ich ins Gestirn mit voller Seelenmacht:
So lang' ich blicke, rührt sich's nicht.
Die Menschen nur, die elenden,
Gebrechlich und unsterblich doch,
Sie dienen mir nicht — kennen mich nicht;
Sie kennen nicht uns beide:
Mich und dich!
Wie unterwerf' ich sie? Ich will's erfahren,
Hier, im Himmel.
Die Macht, die über die Natur ich übe,
Ich will sie üben über Menschenseelen.
Wie Vogel und Gestirn mein Wink beherrscht,
Also will meine Brüder ich beherrschen;
Mit Waffen nicht — an Waffen brechen Waffen,
Mit Liedern nicht — spät reifet ihre Blüthe,
Mit Lehren nicht — zu schnell sind sie vermodert,

Digitized by Google

Mit Wundern nicht — zu laut ist ihr Getön:
Ich will mit dem Gefühle herrschen,
Das in mir lebt — will herrschen,
Wie du das All beherrschest ewig und verborgen!
Was ich will, sie mögen's rasch errathen,
Es erfüllen und ihr Heil gewinnen, —
Und wenn sie mir widerstehen,
Mögen sie zu Grunde gehen!
Die Menschen seien mir, wie Worte und Gedanken,
Die, wenn ich will, zum Liede sich erbau'n.
Man sagt, daß du so herrschst!
Du weißt's, ich hab' die Sprache nicht entkräftet,
Ich habe den Gedanken nicht verderbt,
Gäbst ob den Geistern du mir gleiche Herrschaft:
Ich schüfe mir mein Volk, wie ein lebendig Lied,
Und wirkt' ein größer Wunderwerk als du:
Ich stimmte an das Lied des Glücks!

Gib Geisterherrschaft mir! — So sehr veracht' ich
Den Jammerbau, den preisend Welt man nennt,
Daß ich noch nicht versucht, ob nicht mein Wort
In Trümmer sie zersplittern könnte;
Allein ich fühl's in mir: wenn meinen Willen
Ich drängte, spannte und zugleich entflammte, —
Ich könnte hundert Sterne wohl verlöschen,
Und hundert andere entzünden.
Denn ich bin ein Unsterblicher! Im All
Sind an'dere Unsterbliche, doch Höh're
Erblickt ich nicht — der Höchste in den Himmeln!
Dich habe ich gesucht — der Höchste, ich
Von Allen, die im ird'schen Thale fühlen.
Nicht sah' mein Aug' dich, — daß du bist, errath' ich;
Ich will dich schau'n, will fühlen, daß du höher —
Ich will die Macht — gib mir sie oder zeige
Mir einen Weg zu ihr! — Ich habe gläubig
Von Sehern, Geisteskönigen, gehört;
Allein was sie vermocht, vermag ich auch, —
Ich will die Herrschaft, wie sie du besitzest,
Ich will die Geister lenken, gleich wie du sie lenkst!

(Langes Schweigen. Dann mit Ironie:)

Du schweigst, du schweigst. Nun hab' ich dich ergründet,
Ergründet, wer du bist und wie du herrschst.
Ein Lügner, wer die Liebe dich genannt!
Die Weisheit bist du nur!
Das Denken, nicht das Herz, mag dich ergründen,
Das Denken, nicht das Herz, mag deine Waffen finden;

Nur wer in Bücher sich vergraben,
In Erz und Zahl und Todtenleib,
Nur dem allein ist es gelungen,
Ein Stück von deiner Stärke zu erobern.
Erfinden mag er Gift und Dampf und Pulver,
Erfinden Rauch und Flammen und Getöse,
Gesetzeswust und Afterglauben
Für Klüglinge und Thoren.
Dem Denken schenktest du den Weltgenuß,
In ew'ger Hölle lässest du das Herz;
Mir gabst ein Leben du, so karg, wie keines, —
Ein Herz — so tief, wie keines, gabst du mir.

Was ist mein Fühlen?
Ein Funke nur.

Was ist mein Leben?
Ein Augenblick.

Doch die da morgen brüllen, was sind heut' die Donner?
Ein Funke nur.

Was ist der Weltgeschichte ganzer Zeitenlauf?
Ein Augenblick.

Was ist des Menschen Urbeginn, der kleinen Welt?
Ein Funke nur.

Was ist der Tod, der meines Geistes Fülle tilgt?
Ein Augenblick.

Was war die Welt, so lange Er in seinem Schoß sie hielt?
Ein Funke nur.

Was wird das ew'ge Sein, wenn Er's verschlingt?
Ein Augenblick.

Der Augenblick, wenn er erweitert,
Der Funke, wenn er aufgeflammt,
Schafft und zerstört.
Wohlan, wohlan! den Augenblick
Verlängern wir, erweitern wir!
Wohlan, wohlan! des Funkens Glut
Entzünden wir, entflammen wir!
Nun — jetzt — so ist es gut. — Noch einmal ruf' ich dich,
Noch einmal schließ' ich, wie ein Freund, das Herz dir auf; —
Du schweigst? Hast du, du selber mit dem Satan nicht

Digitized by Google

Gerungen? Feierlich versuch' ich dich!
Verachte mich nicht — ich bin nicht allein.
Wiewohl ich einsam hier erhoben stehe,
Auf Erden ist mit einem großen Volk
Mein Herz verbrüdert — hinter mir sind Heere,
Gewalten — Throne, — wenn ich Läst'rung rufe;
Mit mir wirst blut'ger du, als mit dem Satan, ringen!
Er rang mit dem Verstand — ich ringe mit dem Herzen!

Ich liebt' und litt; in Lieb' und Leiden wuchs ich auf;
Als du nur meines Lebens Glück getödtet,
Da schlug die Faust ich auf dem eignen Busen wund —
Ich habe gegen dich sie nicht erhoben!

Nun leibt und lebt mein Geist in meinem Lande;
Mit meinem Leibe sog ich seine Seele ein;
Ich und mein Vaterland sind Eines.
Ich heiße Million; denn für Millionen
Lieb' ich und leide!
Ich blicke auf mein Land, gleich wie ein Sohn
Blickt auf den Vater, der aufs Rad geflochten;
Ich fühle meines ganzen Volkes Qualen,
Wie eine Mutter fühlt der Kinder Weh'.

Ich leide — rase! Aber du, beglückt und klug,
Du herrschest immer,
Du richtest immer,
Und man sagt, daß du nicht fehlest!

Vernimm! Wenn's wahr, was ich mit Kindesglauben,
Gehört, als ich die Welt erblickt:
Daß du liebst —
Wenn du die Welt in Liebe hast geboren,
Wenn die gebor'ne du in Liebe hegst,
Wenn in der Thiere Schaar, die in der Arche
Du einst gerettet hast, ein Herz geschlagen,
Wenn dieses Herz ein Ungethüm nicht ist,
Ein Zufallskind, deß Leben niemals reift,
Wenn unter deinem Scepter das Gefühl
Kein wirres Chaos ist, wenn in die Unzahl
Der Wesen, die da „Rettung!" schrei'n, dein Aug' nicht blickt,
Gleichwie in ein verwickelt Zahlenspiel,
Wenn ein nothwendig Etwas in der Welt
Die Liebe ist — und nicht ein Rechnungsfehler nur —

Du schweigst! Ich schloß dir meines Herzens Tiefen auf; —
Gib Macht mir! Ich beschwöre dich — ein Theilchen nur

Digitized by Google

Von dem, was auf der Erd' errang die Hoffart, —
Mit diesem Theilchen, wie viel Glück erschüf' ich!
Du schweigst! — Gibst du dem Herzen nicht, gib dem Verstande:
Du siehst, daß ich der Erste bin der Schaaren
Des Himmels und der Erden; daß ich tiefer,
Als deine höchsten Engel, dich ergründet,
Daß ich mit dir die Macht zu theilen werth bin, —
Ist's nicht so — sprich! Du schweigst; so ist es wahr!
Du schweigst und trauest deinem starken Arm;
So wisse, das Gefühl verbrennt,
Was der Gedanke nicht zermalmt.
Siehst du den Brennpunkt: das Gefühl?
Ich will es sammeln, pressen, daß es mächt'ger flamme;
Will's in die Eisenfesseln meines Willens schlagen,
Wie tödtlich Erz in's wetternde Geschoß —

Erwied're! Sonst erdonnert's gegen deine Schöpfung!
Wenn ich sie nicht in Trümmer stürze,
Doch werd' ich deine Reiche all' erschüttern —
Denn einen Ruf will ich in's Weltall schleudern,
Ja, einen Ruf, der von Geschlechtern
Dringt zu Geschlechtern, schreiend immerdar:
Daß du der Vater nicht der Welt, daß du ihr —

(Stimme des Teufels:)

Czar! *

(Konrad bleibt noch einen Moment aufrecht, sinkt sodann und bricht zusammen. Um ihn herum erheben die guten und bösen Geister den Kampf um den Besitz seiner Seele. Die Wache erscheint, ihr folgt als Seelsorger der mitgefangene Bruder Peter, der zum kranken Konrad beschieden wird.)

* Diese — unserer Ansicht nach — vortreffliche, mit besonderer Pietät für den polnischen Meister der Poesie vollzogene Uebersetzung ist aus der Feder des in weiten literarischen Kreisen Oesterreichs und Deutschlands rasch bekannt gewordenen jugendlichen Dichters Siegfried Lipiner, des Verfassers des „Entfesselten Prometheus" und des noch nicht gedruckten Poems „Echo" geflossen. Wir, und sicherlich auch die Leser, sind Herrn Lipiner für diese Leistung zu um so größerem Danke verpflichtet, als den Deutschen hier zum ersten Male die Gelegenheit geboten wird, die in der polnischen Literatur so berühmte Improvisation ihrem vollen Inhalte nach kennen zu lernen. Unseres Wissens sind die „Dziady" bisher in keiner deutschen Uebersetzung erschienen. Die umfangreiche und erschöpfende polnische Bibliographie Karl Estreicher's, des Vorstandes der Krakauer Jagellonischen Bibliothek, ein ebenso mühseliges, als gründliches und verdienstvolles, selbst von deutschen competenten Fachmännern ungemein geschätztes Werk, erwähnt nur einer einzigen vorhandenen, jedoch im Manuscripte verbliebenen deutschen Uebersetzung der „Dziady" aus der Feder des jüngeren Prinzen von Lippe-Schaumburg. Was die „Improvisation" betrifft, so entnehmen wir einem an den Dichter Lucian Siemieński gerichteten Briefe des greisen Poeten Eduard Odyniec, des Freundes Mickiewicz's — desselben, der sich mit dem Dichter mehrere Tage in Weimar bei Goethe aufgehalten hat — das interessante Detail, daß Mickiewicz die „Improvisation" in einer Nacht concipirte und sofort die Reinschrift besorgte, aus Furcht, er könnte Tags darauf sterben. Dies beweist, in welchem Seelenzustande der Dichter sich an jenem Tage befand. Als Odyniec gegen Mittag in das Zimmer des Dichters trat, fand er ihn noch schlafend. Mickiewicz lag halb angekleidet, aber nicht im Bette, sondern auf dem Fußboden ausgestreckt. Dieser Umstand, sowie die außerordentliche Bläße des Dichters erschreckten Odyniec. Als der Dichter erwachte, beruhigte er seinen Freund, reichte ihm das Manuscript und ersuchte ihn, er möge ihm die ganze Scene laut vorlesen. Während Odyniec las, verlor sich allmälig die Bläße des Antlitzes und Mickiewicz erklärte, nun fühle er sich ganz wohl. Die „Improvisation" bezeichnete er sodann als den Wendepunkt in der Byron'schen Richtung. Die Ueberhebung des Stolzes und des Verstandes habe da den Gipfelpunkt erreicht, die Demuth und christliche Liebe des später auftretenden Bruders Peter bewahre den Dichter vor dem schließlichen Falle und Verderben.

Digitized by Google

In der „Improvisation“ wollten Viele unbegreiflicherweise eine Gotteslästerung erblicken. Mickiewicz war allerdings ferne von der dumpfen und gläubigen Resignation eines Silvio Pellico. Er lehnte sich gegen die Gottheit um der Gottheit willen auf. In seiner höchsten Sehnsucht nach der Gottheit erfüllt ihn der Gedanke, diese Gottheit durch das Uebel in der Welt verhüllt, ja scheinbar verneint zu sehen. Darin liegt die Wurzel seines Schmerzes, seiner Entrüstung gegen die Gottheit, seines Anstürmens gegen den Schöpfer. Im Grunde genommen war Mickiewicz ein streng gläubiges Gemüth, und nur ein solches konnte und mußte — angesichts der ihn bestrickenden Eindrücke des Lebens — schließlich dem Mysticismus und Messianismus verfallen. In den „Dziady“ vertritt neben der wild aufschäumenden, von Raserei erfüllten Gestalt Konrad's ein gottergebener Priester, der von wahrhaft christlichem Geiste beseelte Bruder Peter das Princip der ewigen Liebe, welche in dem Erlöser verkörpert ist. Konrad und Peter ergänzen sich gegenseitig. Konrad ringt mit Gott, um das Heil der Menschheit zu erflehen, der Priester Peter bemüht sich, die Ekstase zu dämpfen, begreift und würdigt jedoch das Feuer, welches Konrad verzehrt, und betet zum Allmächtigen um Vergebung für den Sünder, um Erleuchtung und Erhörung des Konrad. Da Alles Konrad verläßt, steht ihm der Priester Peter bei und ruft ihm zu: „Mein Sohn, erhebe dich, du ruhst an einem Herzen, das dich liebt.“ Und als Konrad noch immer von seinem Wahne befangen, den Priester auffordert, ihm in den Abgrund zu folgen, wo es keine Brüder, Mütter, Völker, Tyrannen gebe, als Konrad verwundert darob, daß eine Menschenseele sich gefunden, die ihm beistehe, den Priester fragt, woher das Mitleid stamme, welches sich zu ihm in den Abgrund hinunter wage, ob Engel oder Menschen ihm nahen, ihm, der die Menschen verachte und keine Engel kenne, da ertönt der Gesang der guten Geister, die den Herrn der Heerschaaren um Vergebung, um Barmherzigkeit für den Auserkorenen flehen, der nicht aus eitler Neugierde, nicht aus Weisheitsdünkel, nicht aus Ruhmbegierde nach dem Willen, nach den Fügungen des Höchsten geforscht, sondern aus Liebe und Begeisterung für ein ganzes Volk! Und der Priester Peter wirft sich demuthsvoll zu Boden und spricht: „Konrad ist jung, ich bin alt, ich will seine Sünden sühnen, möge er statt meiner der Verkünder deines Ruhmes werden! Konrad wird deinem Namen, o Herr, neuen Glanz verleihen.“ Der Priester Peter beugt sich vor der übermenschlichen Gewalt der Leidenschaft, die in der Brust Konrad's lebt, und die doch nur göttlichem Quell entfließt. Und als er in seine Zelle zurückkehrt, umschwebt auch ihn eine Vision, deren Gluth an die Kraft der „Improvisation“ erinnert. Den Priester durchzuckt derselbe nationale Schmerz, dieselbe Sehnsucht nach Menschen- und Weltbefreiung, nur daß dort eine zügellose, aber vollbewußte Macht, hier apokalyptische Weissagung sich offenbart. Die Sprache Konrad's und die „Vision“ Peters begegnen und verschlingen sich gegenseitig in mystischen Zukunftsträumen. an deren Deutung und Erklärung der schärfste Verstand vergebens sich abmüht und wie an der Brandung sturmgepeitschter Wogen zerschellt. Noch einmal, ein letztes Mal treffen Konrad und Peter zusammen, als sie von Zelle zu Zelle wandernd, für immer von einander

Digitized by Google

Abschied nehmen und sich Worte zurufen, die geisterhaft klingen und den anderen Sterblichen Geheimniß bleiben, Worte der Prophezeiung für die Zukunft. Konrad dankt ihm für die ihm erwiesene Gnade, die nur das Gewissen ermessen könne. Der Priester sei ihm einer jener theuren, nur im Traume gesehenen Freunde, deren es in der Wirklichkeit so wenige gebe. Der Priester Peter erwidert, Konrad werde weite, unbegrenzte Bahnen durchschreiten, er werde inmitten einer Menge großer, reicher und weiser Männer wandeln, dort möge er einen Mann suchen, der sie an Verstand überrage, er werde ihn daran erkennen, daß er ihn zuerst im Namen Gottes begrüßen werde, er möge seinen Worten lauschen . . . und als Konrad noch ein Wort der Erklärung verlangt, tritt die Wache dazwischen und trennt die Freunde von einander.

— — — — — — — — — — — — — —

„Ich liebt' und litt; in Lieb' und Leiden wuchs ich auf.
Als du nur meines Lebens Glück getödtet,
Da schlug die Faust ich auf dem eig'nen Busen wund,
Ich habe gegen dich sie nicht erhoben!

Diese vier Verse der „Improvisation" bilden die alleinige Erinnerung Konrad's an sein überwundenes Liebesweh. Konrad hat mit Gott, Gustav mit sich selbst gerungen. Der Kampf in der Seele Gustav's endete mit dem Siege des besseren Selbst, schuf den Konrad, machte ihn stolz und kühn im Kampfe mit Gott. Von dem abgeschüttelten Gustav blieb jedoch Eines in der Seele Konrad's haften: die Erinnerung. Diese lebt und waltet in dem Epilog der „Dziady," in der Schlußscene, in welcher wiederum die Todtenfeier stattfindet, diesmal unter Theilnahme der Geliebten Gustav's. Sie erscheint, um die todte Seele Gustav's aufzusuchen. Der hilfbereite Guślarz (der Priester) erschöpft all' seine religiöse Macht, doch umsonst. Der einst von der Geliebten Verschmähte, an Liebesgram Gestorbene befindet sich nicht unter den Todten. Der Zauber hat seine Macht verloren. Die Morgenstunde naht, die Geliebte erwartet vergebens Gustav. Ist ja doch Gustav ein Anderer geworden! — Plötzlich erhebt sich eine dichte Staubwolke, Wagen auf Wagen rollen in rasender Schnelligkeit von Wilno dem Norden, Sibirien zu, und unter den Männern, die dorthin wandern, erblickt die Geliebte Einen, dessen Antlitz voll Trauer, und der einen schrecklichen, unvergeßlichen Blick zurückwirft. Seine Brust ist wund und blutig, ihn foltern namenlose Qualen, tausend Schwerter durchdringen seinen Leib und alle haben die Seele getroffen. Von diesen Wunden, welche im Wehe seines Volkes wurzeln, kann ihn nur der Tod befreien. Die Geliebte ist schmerzbewegt ob dieses großen Leides, aber es ist nicht das Leid Gustav's, sondern Konrad's, nicht der Liebesgram, sondern das Leid eines Volkes. . . .

— — — — — — — — — — — — — —

Gustav hat wohl seinen eigenen Schmerz, Konrad aber nicht den nationalen Schmerz bewältigt. Da er dem Allmächtigen in nächtlicher Einsamkeit die Herrschaft der Geister nicht zu entreißen vermochte, so blieb ihm die zweite Resurrection versagt. Konrad konnte sich zur Resignation des Weltschmerzes, der in seiner wilden Klage um das Vaterland mittönte,

Digitized by Google

nicht in voller Reinheit, in voller Klarheit erheben. Konrad fühlte das ganze Leben hindurch unausgesetzt das Rasseln der Kette, die ihn an seine Nation fesselte. Wie in dem Geiste des Dichters die Erlösung seines Vaterlandes mit dem Glücke der Welt eng vereint erscheinen, wie er all seine Nerven und Sehnen krankhaft anspannte, um diese seine Anschauung aller Welt begreiflich zu machen, davon zeugen die „Vorlesungen über slavische Literatur." Polen war ihm der Christus der Völker; das Schicksal Polens bedingte die Enträthselung aller strittigen politischen und religiösen Fragen. Keine religiöse oder philosophische Lehre, keinen Mythos, keinen mystischen Gedanken ließ er unbenutzt, um sein Ziel zu erreichen. Jakob Böhme, St. Martin, Angelus Silesius, der berüchtigte lithauische Schwärmer Andreas Towiański mußten herhalten, um die Sendung eines Völker-Messias zu beweisen, bis sich sein heller Geist trübte und verdunkelte, bis ihm der Katheder im Collège de France entzogen werden mußte. Selbst der gewaltigste, gesündeste unter den großen polnischen Dichtern, der in seinem poetisch und künstlerisch unvergleichlich dastehenden „Pan Tadeusz" (Herr Thaddäus) durch die Verbindung stürmischer Romantik mit classischer Ruhe an Goethe's Schöpfungen erinnert — selbst Adam Mickiewicz wurde durch das fortwährend gegenwärtige Schicksal seiner Nation so gebeugt und in den Grundfesten seines Geistes erschüttert, daß er die mächtigen Schwingen nicht bis an sein Lebensende in ungebrochener Kraft regen konnte.

Wien, October 1877.

Digitized by Google

Gedichte

von

Georg Freiherr von Dyherrn.

— —

Alfhild.

Im Eichenhain liegt Carun todt
Und keine Hand soll ihn begraben!
Des Frevlers blut'ger Leichnam sei
Das Mal der Geier und der Raben.
Er hat gewagt sein kühnes Aug
Zur Herzogstochter zu erheben
Und daß er ihren Mund geküßt
Hat er gebüßt mit seinem Leben. —

Alfhilde stehet am Altar
Kalt wie ein Steinbild; in den Locken
Als Braut des fremden Fürstensohn's
Der Kranz von weißen Maienglocken.
Als er die Hand in ihre legte,
Da schüttelt Schauder ihre Glieder.
Klebt nicht noch rothes Herzblut dran?
Sie streckte ihren Buhlen nieder.

Im Auge flammte düstre Glut
Des Zornes und erstickter Thränen.
Hell färbt ein rother Tropfen Blut
Die Lippen unter ihren Zähnen.
So stand sie da, in reicher Pracht
Des Haares Goldflut niederfallend.
Den königlichen Wuchs umhüllt
Des Purpurmantels Scharlach wallend. —

Als spät der Hochzeitsreih'n verhallt
Und Sternenlicht schläft auf den Matten,
Da schleicht sie sich in stiller Nacht
Fort von dem ungeliebten Gatten.
Fremd ist ihr Furcht; wie mag sie auch
Noch größer Leid zu Boden schmettern!
Sie hat zu beten selbst verlernt,
Sie zweifelt an den alten Göttern.

Digitized by Google

„Komm Mond! du hoher Himmelssohn!
Dein Schimmer soll den Weg mir zeigen
Zur Eiche, die vergebens wölbt
Ein schattig Dach mit grünen Zweigen.
Denn unbegraben drunten ruht
Der Held, von dessen rothem Munde
Dort erste Liebesglut ich trank
Im Maimond zur nacht'gen Stunde!"

Leis tritt sie näher, in dem Blick
Erstarrter Zähren dunkles Feuer.
Da liegt er todt, im Tode noch
Ihr mehr als alles Leben theuer.
Sie küßt dies Aug', das trotzig sonst,
Doch sanft für sie, und nun gebrochen,
Die stolze Lippe, die noch jüngst
So süßes Wort zu ihr gesprochen.

In weißer Hand den scharfen Stahl
Raubt sie dem Haupt die gelben Flechten —
„Du liebtest sie — o, daß sie nun
Im Tode noch dir Gutes brächten!"
Mit ihrem Haar deckt sie ihn zu:
„Nun mag dein Schatten Ruhe haben!" —
So hat Alfhild in gold'nem Grab
Den Mann, den sie geliebt, begraben.

Auf der Alpe.

Wo das Edelweiß, das keusche blüht,
Wo die rothe Alpenrose glüht,
Droben hoch ich mit dem Gaisbub stand,
Sahen wir hinunter in das Land.

In die Stirne keck den Hut gedrückt,
Den der Birkhahnstoß und Gemsbart schmückt,
Nackt das braune Knie, die Wange braun,
Seine Augen in die Sonne schau'n.

So als wollt' er sagen stolz zu mir:
Mein ist Alles was du schauest hier!
Sonnenlicht und Luft und Alpenpracht
Hohe Einsamkeit und stille Nacht!

„Sieh ins Aug mir Bub, gib mir die Hand!
Du und ich, wir beide sind verwandt,
Ueber'm Qualm des Staubes ich auch steh'
Auf des Geisteslebens Alpenhöh!

Digitized by Google

Ungeblendet aus dem irdschen Dunst
Blick' ich in die Sonne meiner Kunst,
Eine Alp' ist mein, wie deine reich,
Da erblühn dir Lieder blumengleich.

Ach! und einsam bin ich dort wie du!
Menschen lieben nicht die hohe Ruh'.
Sieh' ins Aug mir Bub' gib mir die Hand —
Du und ich wir beide sind verwandt!

Gott grüße dich!

Ueber'm Schneegebirg die Sonne sinkt
Ich trink' ihren letzten Strahl!
Ich denke, daß auch dir sie blinkt
Und ich grüße dich tausendmal.
So komm' ich alle Tage
Zu dir mein Lieb und sage:
Du bist des Lebens Licht für mich.
Gott grüße dich! Gott grüße dich!

Von dem Thurm herab die Glocke klingt
Ave-Maria Geläut.
Du weißt, mein Fleh'n zum Himmel dringt
Wie stets für dich auch heut.
So gibt die Abendstunde
Die Weihe unser'm Bunde,
Wenn das Gebet begegnet sich:
Gott grüße dich! Gott grüße dich!

In der hehren Nacht verweht die Zeit
Und schwindet jeder Raum.
Mein Lieb, wir sind zusammen beid
Umsonnen von gold'nem Traum!
So laß uns ohne Klage
Erwarten froh die Tage,
Wo Traum zur Wahrheit wandelt sich:
Gott grüße dich! Gott grüße dich!

Digitized by Google

Gedichte

von

Hans Grasberger.

Glücks-unfähig.

Lied ist sehnend Schweifen, Lied ist Klage,
Lied ist schmachtendes Entbehren —
Aller Welten Lust- und Festgelage
Können keinen Dichter nähren.

Was ihn reizt, sind ungewisse Loose,
Statt der ganzen Sonne — Schimmer,
Weh dem holden Glück in seinem Schooße!
Froh genießen lernt er nimmer.

O fort aus deinem Banne.

O fort aus deinem Banne
Auf Nimmerwiederkehr!
Gewinn ist jede Spanne,
Die zwischen uns als Wehr.

Ich kann die Hand nicht sehen,
Die an den Tempel rührt,
Den unter Lenzes Wehen
Sie selbst mit aufgeführt.

Viel lieber jäh gebrochen
Als noch gelockert mehr,
Viel besser aus als Wochen-
Lang noch ein Ungefähr!

Ich nehme vom Altare
Mit mir das Heiligthum,
Daß es nicht Spott befahre,
Wo Dank ihm ward und Ruhm.

So rett' ich mir den Glauben,
Wenn schon der Cult zerbricht —
Die Liebste kann man rauben,
Die Liebe raubt man nicht.

Daß ihn kein Maal entstelle,
Berg' ich den Ehrenschild;
In tadelloser Helle
Bewahr' ich mir dein Bild.

Das Glück, wie wir's gefunden,
Als Kunstwerk ich empfand —
Ich hab' es dir entwunden,
Sonst fiel's von deiner Hand.

Digitized by Google

Des Weibes bängster Schrei.

„Dein Antlitz heute welk und blaß?
Wo sind die Röslein deiner Wangen?
Das Auge noch von Thränen naß,
Mein Liebchen, was ist vorgegangen?

Wie vor dem Habicht pfeilgeschwind
Das Täubchen flieht ins sichre Bauer,
So fliegst du an mein Herz . . . mein Kind,
Was schluchzest du voll Angst und Trauer?

So bargst du noch dein Antlitz nie
An meiner Brust in stummem Leide,
Ach, deine Locken hangen wie
Die Zweiglein einer Trauerweide!

O sprich! Dich schirmt mein treuer Arm,
Hast mehr du Trost und Mut vonnöthen?
Wie, kann mein Kuß, so lebenswarm,
Nicht deine bleiche Wange röthen?“

— „„O deine Küsse sind mein Leben,
Und von der Liebe kommt die Not,
Ach, mußt' ich dir denn Alles geben?
Errette mich vor Schand und Tod! . . .““

Des Weibes bängster Schrei! Ein Wicht,
Ein feiger, frevelnder Verstummer,
Wer mit der bünd'gen Formel nicht
In Freud' und Stolz verkehrt den Kummer!

Ein Sonntagsblick ins Leben.

Ich lag von Sopor's Arm umschlungen,
Wenn nicht mehr Weh, war's Schwäche doch;
Versunken war in Dämmerungen
Mein Sein, mein Fühlen tief und hoch,
Der Träume Wildheit war bezwungen
Und leises Leben pulste noch,
Und hoben müde sich die Lider,
Sah ich, ein Kind, die Erde wieder.

Wohl Sonntag war's, denn würzig-heiter
Drang Frühlingsluft und -Licht herein;
Vom Bett an's Fenster und noch weiter
Auf die Terrasse lädt der Schein,

Digitized by Google

Und trunknen Auges wie kein Zweiter
Glaub' ich der Berge blaue Reih'n,
Die dunklen Wälder, hellen Auen
Von einer neuen Welt zu schauen.

Als fröhlich Werden, Blühn und Sprossen
Sich alles Leben offenbart,
Soweit als Licht und Luft ergossen,
Schmückt Jedes sich auf eigne Art,
Ein Himmel hält das All umschlossen,
Der doch als Schranke nicht gebart,
In jedem Munde wird zum Singen
Ein Ton vom allgemeinen Klingen.

Ich sah im Welken selbst ein Blühen,
Weil süß-ermüdet, sanfter nur;
Des Alters eingefriedet Glühen
Wies noch der Jugend Flammenspur,
Der Tod ein mütterlich Bemühen,
Für neues Leben, der Natur:
Sich neid- und selbstlos darzuleben
Schien aller Creatur Bestreben.

Fürwahr, ich sah die Welt nicht kranken,
Denn wunschlos Staunen war mein Seh'n,
Nicht trug ich kleine Ich-Gedanken
In Werdelust und Frühlingswehn,
Ich wähnt' im Frieden linder Schranken
Des Daseins Räthsel zu verstehn:
Es trägt nicht schwer an Lust und Leiden,
Wer harmlos weiß sich zu bescheiden . . .

Zurück ins Bett! Ich folg' ergeben
Dem Meister, der gesunden lehrt,
Und wieder fühl' ich rasch entschweben
Die Geister, die mir Kraft bescheert —
Doch solch ein Sonntagsblick in's Leben
Macht selbst auch dieses Leben werth,
Wär' auch wie sein Beginn sein Ende:
Traumloser Schlaf an jeder Wende.

Digitized by Google

Nach Schweden.

Aus einem Reise-Tagebuche.

Von

L. Percy.

Den Sonnenuntergang hatten wir aus dem Waggonfenster genossen, als wir an Seehausen vorüberfuhren. Ein mäßiger Weiher, dessen Oberfläche nicht ein Lufthauch kräuselte, diente dem untergehenden Sonnenball als Spiegel, darin er sein Antlitz beschauen konnte und zugleich als Reflector für die letzten Strahlen, die goldig und vergoldend vom Horizonte nachzitterten und in deren Glanz die einfache Scenerie eines pommerischen Dorfes wie das Modell eines Natur-Stilllebens erschien. Das mußten selbst die Duckenten spüren, die gerade dort, wo das Schilf und der Ried auf ihren Spitzen die leuchtenden Goldfäden aufzufangen schienen, unbeweglich schußgerecht ausharrten, obzwar „dat dämliche Vieh," wie ein Nachbar bemerkte, ansonsten nicht so still halte, wenn man ihm mit der Jagdflinte zu nahe komme. Und als wir erst in Stralsund einfuhren, war es pechfinstere Nacht geworden, die nicht bloß alle historischen Denkwürdigkeiten in ihr Rabengewand hüllte, sondern auch Baulichkeiten der neueren Zeit, u. z. zunächst die Bahnhofhalle selbst, in der man uns ablud, unbehelligt durch störendes Gaslicht, dem forschenden Auge entzog. So wurden wir denn auch, unwissend wie, in einen dunklen Raum gepfercht, in welchem Gepäckstücke, Menschenbeine und Brummstimmen ein liebliches Durcheinander bildeten, dessen Aussonderung von berufener Seite dem Zufalle überlassen ward. Dank den Fortschritten der Zündwaaren-Industrie, deren Erzeugnisse ein und der andere Reisende allmälig zur Anwendung brachte, erkannte man, daß besagter Raum das Innere eines Omnibus sei, welches Vehikel bestimmt war, die Passagiere des „König Oscar" an Bord dieses, den Postdienst zwischen Deutschland und Schweden versehenden Dampfers zu bringen. Eine anhaltende Erschütterung, die das kaum geklärte Wirrsal wieder arg zu erneuern drohte, belehrte uns alsbald, daß sich bemeldeter Omnibus in Bewegung gesetzt habe und verschaffte uns obendrein die Gewißheit, daß das Pflaster Stralsunds seit dem westfälischen Frieden keinerlei frevelnder Restaurirung zum Opfer gefallen, bis denn endlich ein Ruck, dem ein andauernder Stillstand folgte, uns die Vermuthung nahelegte, daß wir am Ziele angelangt seien. Beim trügerischen

Digitized by Google

Schimmer einer Bordlaterne ward es den Insassen jenes Gefährtes anheimgegeben, sich mit sammt dem aufhabenden Gepäcke aus dem Karren heraus und über Taue und Ketten zu einem schwanken Stege zu tappen, der die Verbindung zwischen dem deutschen Festlande und dem schwedischen Postdampfer herstellte. Das heißt, man war zu der Annahme berechtigt, daß der dunkle Gegenstand, auf dem man umherstolperte, der „König Oscar“ sei, obgleich sich Niemand fand, der dem bescheidenen Frager hierüber einen Bescheid ertheilt hätte. Die gespenstische Finsterniß auf dem Schiffe hatte nicht gehindert, daß eine Deputation preußischer Officiere, die sich zu den Manövern nach Schweden begab, die besten Cajütenplätze mit Beschlag belegt hatte; die Herren gerirten sich dergestalt als Souveräne des Schiffes, daß wir Andere froh sein durften, uns im Salon eine Liegerstatt suchen zu können, ohne auch da jenem schnarrenden „Zurück“ zu begegnen, das uns wie im Tempel Sarastro's bei jeder Cabine entgegentönte. Vom Deck aus ein Bild des Hafens und der Stadt zu genießen, war bei solchen Beleuchtungsverhältnissen unmöglich. Nur weil um einige Nüancen dunkler, trat das Gebäude der alten Nicolaikirche mäßig aus dem Dunkel hervor; geisterhaft tauchen in dem sonst recht öden Hafen einige Masten empor und hiemit ist auch Alles erschöpft, was man von Aussicht erhaschen kann.

Der Abgang des Schiffes soll bei Tagesanbruch erfolgen und so richtet sich denn Alles darauf ein, diesen Moment zu verschlafen, hoffend, die ersten Stunden der Seereise mit ihren Folgeübeln zu träumen. Es war denn auch hellichter Tag, als ich die Augen aufschlug und mich nicht wenig freute, vom Schaukeln und Rollen des Schiffes so wenig zu verspüren. Ja nicht einmal das Stöhnen und Zittern der Schraube war zu vernehmen und im Herzen that ich dem „Oscar“ feierlich Abbitte, den ich anfänglich für ein sehr uncomfortables, sehr unbehagliches Fahrzeug genommen hatte. Aber gar so sanft zu segeln, und obendrein auf hoher See, auf der wir uns doch schon befinden mußten, das überstieg alle Erfahrungen. Ich eilte auf Deck — da ward mir des Wunders Lösung: wir lagen eben vor Anker, und zwar dicht vor Insel Rügen, deren Ufer uns die kahle Seite zuwendete. Der Nebel hatte den Capitän bestimmt, diese Vorsichtsmaßregel zu ergreifen und auch, als „Oscar“ sich endlich wieder in Bewegung setzte, geschah dies unter anhaltendem Pfeifen. Der Nebel riß allerdings in dem Maße, als die Sonne höher emporstieg, aber die einzelnen Fetzen des Schleiers blieben ein Spiel des Windes, der sie wie Fangbälle umherwarf und uns so von Augenblick zu Augenblick die Aussicht benahm. Daran war wohl, sofern es sich um die Küste und die Inseln handelte, die wir in Sicht hatten, wenig verloren. Ein paar armselige Fischerdörfer auf diesem und jenen sandigen Haken und nur selten ein halbwegs ansehnliches Herrenhaus von Forst umgeben — nichts weiter. Aber, da mit Einem Male erhebt sich ein frischer Nordost und mit dem ersten Hauche zerstiebt er die Luftgesellen, die bisher dem feuchten Grunde entquollen, reißt den grauen Vorhang entzwei und zeigt uns das blaue Himmelsgewölbe und den grünen Wasserspiegel, den er in ganz regelmäßigen Intervallen sich leicht kräuseln und wie in Glasfluß schäumen läßt. Und alsbald belebt sich die weite Seestraße und von allen Enden des Horizonts wimmelt es herbei, erst wie leuchtende Pünktchen, dann sich vergrößernd wie

Digitized by Google

Vögel, die mit weißen Fittigen aus dem Meere auftauchend, hervorschwirren, bis es endlich auch dem Auge des Laien erkennbar wird, als ein Fahrzeug, dessen Segel die frische Brise bläht. Zu Hunderten ziehen sie einher, den Sund hinab, den günstigen Wind benützend, in dessen Erwartung sie an der dänischen Küste zu laviren oder zu ankern genöthigt waren. Das lebensvolle Schauspiel dieser Segelwanderung fesselte die ganze Schiffsgesellschaft auf Deck und bot derselben einigen Trost für die sonst betrübende Aussicht, den correspondirenden Zug von Malmö nach Stockholm zu versäumen. Den Capitän freilich schien dies nicht anzufechten; er hatte kaum ein Wort der Entschuldigung oder Vertröstung für seine Passagiere, die er als puren Ballast zu behandeln liebte. Wer gewohnt ist, an Bord der österreichischen Lloydschiffe neben musterhafter Ordnung auch die Zuvorkommenheit der Officiere und die Höflichkeit der Equipage zu schätzen, den wird das unwirsche Wesen und der rüde Ton, wie er auf den Postschiffen deutscher Flagge herrscht, kaum minder abstoßen, als die nichts weniger denn mustergiltige „Propretät" der inneren Einrichtung.

Schwedens Küste war in Gestalt eines bewachsenen Streifens schon lange dem Auge sichtbar geworden, ehe wir Malmö anliefen. Von den zwei großen Verkehrsadern, die Schwedens Hauptstadt mit der Westküste verbinden, mündet hier die Eine, der Schienenweg; während die Wasserstraße, der durch seine ihn stufenartig auf- und abschwellenden Schleusen berühmte Trolhoetta-Canal bei Gothenburg die Schiffsladungen der Nordsee zuführt. Daß letztere Stadt zu den blühendsten und reichsten Handels-Emporien Skandinaviens gehört und dem viel älteren Malmö den Rang ganz abgelaufen hat, beweist eben nur wieder, daß der Dampf mit seiner Mutter, dem Wasser, nicht zu concurriren vermag. Gleichwohl ist auch Malmö eine ganz ansehnliche, belebte und wohlhabende Hafenstadt, deren äußeres Gepräge sie durch einen hohen Grad von Reinlichkeit viele ihrer italienischen und deutschen Schwestern übertreffen läßt. Noch mehr zeichnet es sich jedoch durch seine überaus höflichen Zollbeamten aus, die dem Geschäfte der Visitation, mit Eifer zwar, aber durchaus nicht mit jener Bärbeißigkeit obliegen, die diese Priester des Fiscus anderwärts, und just nicht zum Vortheile der Sache, der sie dienen, als ein unerläßliches Attribut ihrer Amtsthätigkeit zu betrachten pflegen. Daß sich die Betteljungen als erste Repräsentanten des Volksthums auf unseren Weg stellten, durfte uns nicht überraschen; dagegen verzeichnet mein Diarium die denkwürdige Erscheinung, daß alle diese schwedischen Jünglinge sich darin gefielen, ihrer Dankbarkeit Ausdruck zu geben, indem sie den Erdboden mit der Stirne berührten, ein Manöver, das immerhin auf eine sehr vorgeschrittene Pflege des Turnwesens, oder auf frühzeitige Uebung höfischer Sitte schließen läßt. Jeder Reisende wird für einen Engländer gehalten, ehe nicht das Gegentheil erwiesen ist, ganz wie in Italien; dabei erläßt jedoch die Grenzbehörde dem Eintretenden das Vorzeigen des Passes und die Herren Wirthe untersuchen lediglich das Wappen auf den respectiven Münzsorten.

Den Zug nach Stockholm hatten wir glücklich versäumt und hatten nun die Wahl, entweder in Malmö 22 Stunden zu verbummeln oder in der Nähe die Geburtsstätte Tegner's zu besuchen. In diesem Dilemma wählten

Digitized by Google

wir einen Ausflug nach Kopenhagen, wohin ein schmucker Dampfer uns inmitten einer aus Viehhändlern, Juden und Musterreitern bestehenden Gesellschaft binnen 1½ Stunden brachte. Am Nachmittag in Schweden landen, um den Abend in Dänemark zu verbringen, kann es für einen entsprungenen Wiener etwas Verlockenderes geben? Und da stieg sie auch schon vor uns auf, nachdem wir die mit Gußstahlkanonen luxuriös ausgestatteten Forts passirt hatten, die stolze Stadt, das Florenz des Nordens, mit ihren Palästen und Schlössern, ihren Canälen, die bis in das Herz der Altstadt hineinragen, ihren üppigen Buchenwäldern, die einen grünen Gürtel schlingen um das neue Kjöbenhave, das seine Bastionen und Ringmauern nun auch dem Drange nach Erweiterung geopfert hat und so mit einem Lungenflügel die Seeluft, mit dem anderen den frischen Waldeshauch einathmend, das Muster eines gesunden Stadtwesens sein sollte. Eine eingehende Besichtigung der Dänenhauptstadt stand nicht auf dem Programme dieses lediglich improvisirten Ausfluges. Was wir im Fluge zu nippen bekamen, vermochte nur den Appetit nach einem ausgiebigen Geruche an dieser reichbesetzten Tafel zu reizen. Es war ein wohliger, milder Juniabend, als wir die Rundfahrt in der Urväter-Droschke beendet und zu solcher Stunde durfte man füglich voraussetzen, ganz Kopenhagen im Tivoli zu finden. Was der Tivoli ist? Dasselbe, was dem alten Wien der Prater war, oder etwas mehr, vielleicht Prater plus Elysium. Ein mit sehr viel Geschmack angelegter, mit Sorgfalt gehegter Park, in welchem auf Schritt und Tritt Restaurants, Concerthallen, Schaubuden, Rutschbahnen, Circus, Singspielhallen u. dgl. wechseln, und wo vor Allem noch die guten alten Traditionen der Pantomime gepflegt werden. Und für diese haben sich die Kopenhagener auch noch all' ihre Sympathieen bewahrt. Zu Hunderten füllen sie den weiten Platz vor dem ganz niedlichen Theater, auf welchem Pierrot und Colombine ihr drolliges Wesen treiben und Lachsalven füllen die Lüfte, wenn Pantalon, von einem Veteranen der Mimikerfamilie Price dargestellt, seine ungeschlachten und doch charakteristisch-komischen Schwänke ausführt, oder wenn der dramatische Conflict bis zur Höhe des obligaten Hinauswurfes gereift ist. So sehr der Kastengeist gerade in Dänemark noch florirt, wo man sogar den simplen Besitzer eines kleinen Anwesens „Herr Proprietär" titulirt, auf Tivoli's Boden herrscht demokratische Gleichheit; die Hofdame und die Ladenjungfer, der Kammerherr und der Matrose, das Alles schwirrt und steht, sitzt und drängt sich neben- und durcheinander, ohne daß darüber der Ton der Wohlanständigkeit, der alle Nordländer auszeichnet, irgendwie zu sichtlichem Schaden käme. Kehrt man dann gen oder nach Mitternacht heim, so findet man in der langen Oestergade, der vornehmsten und längsten Straße, die meisten Läden noch beleuchtet, die Restaurants und Austernkeller im Souterrain geöffnet und — ein schmeichelhaftes Zeugniß für die öffentliche Sicherheit — die Auslagen, in welchen die Kaufleute ihre Waare etabliren, nicht verhängt, was bei der günstigen Straßenbeleuchtung dem Ganzen einen sehr lebendigen Anstrich gibt, zumal in den Augen eines Bürgers der Donaustadt, der gewohnt ist, sich nach zehn Uhr auf offener Gasse wie ein Nachtschwärmer vorzukommen. Höflichkeit und Zuvorkommenheit gegen Fremde ist ein Zug im Wesen der Dänen, den man besonders dann zu

Digitized by Google

schätzen weiß, wenn man aus Deutschlands Norden kömmt und der sich hier auch auf die besoldeten Diener der öffentlichen Ordnung erstreckt, deren Jeder gerne bereit ist, dem des Weges Unkundigen innerhalb seines Reviers das Geleite zu geben. Als wir dann am nächsten Morgen noch von den Kunstschätzen genascht, die Dänemarks Könige in den verschiedenen Museen und Schlössern aufgehäuft, da war der Entschluß, dieser dankbaren Stadt einen längeren Aufenthalt zu weihen, vollends gereift. Zunächst galt es jedoch dieses Intermezzo abzuschließen und Dampfer „Hamlet" brachte uns alsbald heil nach Schwedens Küste.

Die Eisenbahnfahrt von Malmö nach Stockholm ist nur für den Gastronomen von Interesse. Eingepackt in enge, schmalfenstrige Waggons, ermüdet man bald ob der Monotonie des Ausblickes auf niedriges Hügelland, dessen steinigem Boden nur dürftiger Baumwuchs entspricht. Dagegen erweckt die Einrichtung der Bahnhof-Restaurationen des hiefür Empfindsamen lebhafteste Theilnahme. Der Landessitte getreu wird an größeren Haltplätzen eine „Sexa" geboten. Das heißt, man erlangt gegen Erlag einer unverhältnißmäßig geringfügigen Summe das Recht, beziehungsweise die Möglichkeit, sich entweder für eine Woche satt zu essen oder für eben so lang einen Magenkatarrh einzuwirthschaften. Da gibt es zunächst einen „Brändwinstisch" mit der „Vorkost," nämlich ein Buffet, auf welchem ein Dutzend von Varietäten gebrannter Wässer, eine Festung von belegten Brödchen, von Sardellen, Anjovis, Caviar, Meerspinnen, Seekrebsen, Würsten, Zungen u. dgl. m. dominirt. Hat man sich durch diese stomachische Ouverture durchgeschlürft, dann geht es erst an die eigentlichen Widerstandsstücke, riesige Lachse, homerische Hammel- und Kalbskeulen und ganze Berge von Erdbeeren.

Zu all' dem wird de rigueur Milch aus bauchigen Krügen geschänkt und es sind meist Fremde, die, diesem Getränke ausweichend, sich gegen besondere Bezahlung eine Flasche „bairisk beer" gönnen. Was ein richtiger Schwede ist, trinkt seine „Flöde" (Milch) zu allen Mahlzeiten, unbeschadet der Schnäpse und des Punsch, mit denen er sie — verdünnt. Dazu denke man sich, daß dieses Menu in der ausgesuchtesten Weise auf Silber und Rörstrand-Porzellan servirt wird, um das Herzweh zu würdigen, mit dem sich ein Gourmand dem Rufe des Glöckchens, das zum Einsteigen mahnt, fügt. Bei Anbruch der Nacht erreicht man Jönköping, auch dem geographisch minder Gebildeten bekannt, um seiner Industrieerzeugnisse willen, die als „Säkerhets-Tändstidor utan Svafvel och fosfor" in den weitesten continentalen Fabrikskreisen gefälscht werden. Die Schienenstraße läuft hier eine Strecke dem Ufer des großen Binnensees entlang, dessen enorme Ausdehnung und starker Wellenschlag die Vorstellung, daß man ein Meer vor sich habe, begünstigen.

Der junge Tag fand uns am Reiseziele, in Stockholm. Daß doch die schönsten Städte, von den Bahnhöfen aus gesehen, eine Enttäuschung hervorrufen. Kaum irgend anders erfährt man dies in höherem Grade als in Genua und Stockholm, durch dessen schnödestes Quartier der Omnibus rasselte, bis er endlich vor dem blendend prächtigen „Grand Hotel" hielt. Hier freilich präsentirte sich das Stadtbild ganz anders, und vollends, als wir es alsbald

Digitized by Google

von dem Thurme der Katharinenkirche auf Mosebake genossen. Da wird es begreiflich, daß die weltläufigsten Reisenden Stockholm, was malerische Lage betrifft, der türkischen und russischen Hauptstadt zur Seite stellen oder es das Venedig des Nordens nennen. An dem Zusammenflusse des meilenlangen Süßwassersees Moelar und der Salzfluthen der Ostsee gelegen, baut sich die Stadt bald auf Inseln, die durch überbrückte Canäle verbunden sind, auf, bald kreucht das Häusernetz mühsam die steilen Felswände hinan, erscheinen die Behausungen oft gleich Nestern an dem rauhen Gestein angeklebt; dazwischen blaut zu Füßen des Beschauers das Meer mit dem buntwimpligen Mastenwald, — dehnt sich der Moelarsee mit seinen Waldinselchen, den Scheeren, — schlängeln sich die Canäle, belebt von den rastlos dahinpustenden Mouches, — spannt sich die vornehme Schloßbrücke mit dem wogenden Gedränge von Fußgängern und Carossen, — und empor ragt der gothische Eisenthurm der Rydderholmkirche, der stolze Renaissancebau der königlichen Residenz, — beherrschen den Horizont die malerischen Backsteinzinnen des Castells, während, zwischen durch, grüne Rasen, stämmige Wipfel dem Auge die wohligen Ruhepunkte nicht versagen, und der Gesichtskreis, der nach der einen Richtung mit der unbegrenzten Fläche des Meeres zusammenfließt, nach der anderen von saftigem Waldesgrün, dem Djurgarden, harmonisch abgeschlossen wird. Es bedürfte mehr als dieser lallenden Laute, um den Ausruf des Entzückens in Worte zu kleiden, der sich da droben, angesichts dieses mächtig wirkenden, in tausend Reizen prangenden Stadt-, See- und Landbildes, der Brust entringt, Und dieser gigantische Totaleindruck ist es wohl auch, der auf dem Detail, so anziehend dasselbe sein mag, lähmend und beeinträchtigend lastet. Wer einmal so recht aus dem Vollen geschöpft, dessen Lippen können die kleinen Becher wohl netzen, nicht erquicken.

Nichts liegt diesen Zeilen ferner, als eine malerische oder archäologische Beschreibung der schwedischen Hauptstadt. Des Stoffes hiezu sammelt man bei einiger Ausdauer freilich genug in den nüchternen Kirchen, in den reichen Galerien, in den ihres schönsten Schmuckes meist entkleideten Schlössern, deren Jedes beinahe Zeuge irgend einer schauerlichen Blutthat war, an denen Schwedens glorreiche Geschichte so traurig reich ist, deren Rostfleck das Wappenschild der edelsten Familien seiner Vorzeit verunziert. Ja, „Blut und Eisen“, das ist so recht die Signatur von Schwedens Vorzeit mit seinen Kämpfen zwischen autokratischen Königen, ehrgeizigen Magnaten, zwischen ränkesüchtigen Bischöfen und beutegierigen Feudalherren. Und diese Erinnerungen, sie versetzen den Beschauer in ganz eigenthümliche Stimmung, wenn er in den Gelassen des so malerisch gelegenen Schlosses Grypsholm aus dem Gefängnisse Johann's III. in den dumpfen Kerker geleitet wird, in dem der unglückliche Erik XIV. schmachtete, dessen Elend nur die Wunderblume treuer Frauenliebe verschönte, oder wenn man in Upsala die blutgetränkte Gewandung Sture's, die noch den klaffenden Riß des Dolchstoßes zeigt, oder wenn man im Museum die prachtvollen Rüstungen der Heldenkönige betrachtet. So groß die Zahl der Schlösser in der Umgebung Stockholms ist — suchte doch fast jeder König sich irgend eine neue Stätte auf, an der ihn nicht die Schatten seiner Vorfahren zu schrecken vermochten — so bar ist die Mehrzahl derselben des architektonischen Schmuckes und der

Digitized by Google

Pracht der inneren Einrichtung. So ist in Grypsholm Alles, was Marmor und Pietra dura war, durch einen Maueranstrich und die Marqueterie der Möbel durch Politur ersetzt; so sind die Alterthümer, die einst in Ulriksand angehäuft waren, von Carl's XV. leichtlebiger Tochter, der sie als Erbe zufielen, verklopft; so ist das maurische Königszelt in Haga zu einer Stallung degradirt worden. Alle diese Schlösser liegen aber im schattigen Waldesdunkel, sind umgeben von altehrwürdigen Parkanlagen, für deren Erhaltung Mutter Natur das Meiste thut und hierin liegt für die Eingebornen ihre größte Anziehungskraft. Darum kann man auch fast täglich die Ankündigung einer „Lustreise" lesen, welche dieser oder jener Dampfer nach diesem oder jenem Schlosse unternimmt, Da sind aber die Stockholmer mit ihrer Betheiligung rasch zur Hand. Neun Monate des Jahres bannt sie der nordische Winter in ihre geheizten Stuben; kein Wunder, daß sie die kurze Frist, in der ihnen der Sommer lächelt, reichlich zu Ausflügen nützen. In aller Frühe schon drängt da Alles nach Rydderholmstrand, wo die zu Vergnügungsfahrten bestimmten Dampfer anlegen. Mit Kind und Kegel ziehen sie aus, die Männer in würdiger Haltung, zu der das schwarze sonntägliche Gewand stimmt, die Frauen und Mädchen, unter welch' letzteren manch' liebliches blondgelocktes Kind, mit Körben und Körbchen am Arm, die von Mundvorrath strotzen. Denn es ist erstaunlich, was so ein schwedischer Magen, selbst wenn er einem ätherischen Jungfräulein mit schwärmerischen blauen Augen angehört, zu consumiren vermag, und die Kellnerinen an Bord werden nicht müde, den Hungrigen und Durstigen Speise und Trank zu credenzen und den auch hier nicht fehlenden „Brändwinstisch" immer frisch auszustatten. Alle diese Schiffe nehmen ihren Curs durch den Moelarsee, winden sich zwischen den tausenden von kleinen Inseln hindurch, die denselben bedecken und auf deren jeder ein weißer Kalkanwurf den Schiffern die Richtung angibt, in der sie zu steuern haben. Kommen am Ufer oder auf einer dieser Scheeren Menschen in Sicht, so kann man gewiß sein, daß sie nichts Eiligeres zu thun haben, als ihre Taschentücher zu ziehen und den Vorüberfahrenden anhaltend zuzuwinken, was von diesen mit gleicher Ausdauer erwidert wird. So düster und einförmig sich eine solche Moelarfahrt, dauert sie erst einige Stunden, gestaltet, so sehr beleben diese Scenen das Bild, zumal wenn man auf der Rückfahrt sich der Stadt nähert und vor jedem der zierlichen Landhäuser, deren man gar viele passirt, sich das Tücherschwenken wiederholt. Oben in den Lüften ziehen die Möven ihre Kreise um die bunten Wimpel, auf- und niedertauchend; einzelne Barken oder mit Heu beladene Flosse suchen in einer natürlichen Bucht einen Ankerplatz für die Nacht; und nun erscheint auch das Stadtbild, von fahlem Lichte übergossen, ernst und schweigsam emporsteigend aus den Fluthen in all' seiner imposanten Majestät und Herrlichkeit. Aber es dauert noch lange, ehe die Nachtruhe Einkehr hält in seinen Straßen. Denn die Julinächte sind gar kurz hier, wo man der Mittnachtsonne so nahe, und um Mitternacht herrscht noch Tageshelle oder doch ein sanftes Dämmerlicht, das keineswegs zum Schlafen einladet. Da drängt sich denn auch Alles zum „Strömparterre," jener Landzunge, die zwischen dem Meere und dem See den Riegel bildet und in einen schmucken Garten umgewandelt, das größte Kaffeehaus Stockholms trägt. Da sitzt man

Digitized by Google

an den kleinen Tischchen, Punsch und Sorbet schlürfend, und lauscht den Klängen der Garde-Musikbande, deren Mitglieder grotesk genug aussehen, indem sie zu den militärischen Uniformen die höchsten Cylinder als Kopfbedeckung tragen. Oder man läßt von dem breiten Kieswege, der das Parterre umsäumt, den Blick hinausschweifen über den Hafen, an dessen Molo eben ein Helsingforsfahrer Dampf macht, während zu unseren Füßen, gleich Johanniskäferchen leuchtend, die niedlichen Dampfbarkassen dahinhuschen, die den Omnibusdienst zwischen den Canälen versehen und hier ihren Centralpunkt haben — bis dann die Mondscheibe groß und purpurglänzend auffsteigt noch im Wiederscheine der untergehenden Sonne und den Einsamen mahnt, es sei Zeit, das Ruhelager aufzusuchen.

Doch auch manch' lauschige Waldrast bietet Stockholms Umgebung dem Naturfreunde. Der Meeresküste abseits liegt der „Thiergarten," wohl der beliebteste Ausflug der Stadtbewohner, ein Hügel mit kronenstarken Buchen, stämmigen Eichen dicht bewachsen. Hier hat das Volk seinem Lieblingsdichter Bellman, dem schwedischen Beranger, ein sinniges Liebesdenkmal gesetzt, indem es ihm die riesigste der Eichen weihte und in deren Schatten seine Büste aufrichtete. Ein sehr geräumiger und eleganter Pavillon krönt eine terrassenförmige Anlage und beherbergt ein berühmtes Speiselocale, Hasselbake, das seinem Gründer, einem unternehmenden Israeliten, großen Reichthum gebracht haben soll. Hier versammelt sich, was Stockholm im Sommer an eleganter Welt aufzuweisen hat, freilich ziemlich wenig, da die Aristokratie und die Grundbesitzer zumeist auf ihren Villeggiaturen weilen. Gleichwohl kann man hier die Wahrnehmung erneuern, daß sich die Schweden nicht mit Unrecht die Franzosen des Nordens nennen und in Bezug auf Eleganz der äußeren Erscheinung den Pariser Modebildern mit Erfolg nacheifern. Nur geht diese Nachahmungssucht nicht so weit, sie die Muttersprache verleugnen zu lassen. Trotz der ausgesprochenen Vorliebe für alles Fränkische, die sich auch auf politischem Gebiete bemerkbar macht, trotz der französischen Provenienz der Dynastie und der großen Anhänglichkeit an dieselbe, ist die Gesellschaftssprache auch in den obersten Schichten die schwedische. Ihre Laute klingen weich, wenn auch mit einem gutturalen Ansatz, zumal im Gesange. Sangreich aber ist das Volk und schon dieser Zug mag gutes Zeugniß geben für seinen Charakter. Wo sich eine frohgemuthete Gesellschaft zusammenfindet, da stimmen auch die Kehlen zusammen zu einem jener schwermüthig weichen Chorgesänge, die man nirgends schöner zu hören bekömmt, als in Upsala von den Studenten. Freilich gehört die Pflege des Chorgesanges zu den Attributen des Studentenwesens dieser alten Universitätsstadt, der wir denn auch einen Besuch abstatteten.

Leider hat auch in Upsala der nivellirende Zeitgeist arg gehaust. Mit seinen linearen Straßen, seinen uniformen Häusern, seiner Grabesstille gleicht es Allem eher, als dem Bilde, das man sich in Deutschland von einem Musensitze per excellence zu machen pflegt. Zeigten sich nicht hie und da einzelne junge Leute, die aber, wie sie gravitätisch daherschreiten, nur durch ihre weißen Kappen sich als Vertreter des Genus „Bruder Studio" zu erkennen geben, man wäre versucht, in Upsala die Metropole des Philisteriums zu vermuthen. Der romanische Backsteinbau des Domes mit seinen styllosen

Digitized by Google

Thürmen und das massive Schloß dominiren die Gegend von dem Hügel aus, auf dem sie, wie auch die Universität und die berühmte Bibliothek, die Bewahrerin des Codex argenteus, liegen; aber auch um diese Bauten herum ist der Brodem jener Nüchternheit gebreitet, der Einem hier allenthalben entgegengähnt. Der protestantische Eifer gegen allen Farben- und Bilderschmuck hat die einstige Marmorverkleidung im Innern des Domes durch eine Kalktünche verdrängt und man kann es Gustav Wasa und seinen zwei Frauen, die hier begraben liegen, nicht verübeln, wenn sie noch im Grabe jene Langweile verspüren, die aus den Zügen ihrer Statuen auf dem Sarkophag spricht. Wohl enthält der Dom noch manches Prachtstück aus grauer Vorzeit, so das mit kunstreicher Nielloarbeit bedeckte Grabmal Erik's des Heilgen, den alten Königsschmuck, die Götterbilder aus der heidnischen Aera; aber ob all' dieser Herrlichkeit lagert Staub und Moder, daß sie uns mehr angrinst denn anzieht, und all' diese Pracht zerfasert und zerfällt, als wollte auch sie gemeinsame Sache machen mit den geistlichen Hütern dieses Tempels und ihrem Motto: Vanitas vanitatum.

Digitized by Google

Im Schnee.

Von

Marie von Najmajer.

Die Luft ist schaurig und regungslos,
Die Erde starr bis in den Schooß,
Durch eisige Nebel dringt kalt und fahl
Des Mittags gedämpfter, bleicher Strahl.

Die Arme über dem Herzen verschränkt,
Das Antlitz tief auf die Brust gesenkt,
Wie klaglos erstarrt in stummem Weh —
Was kauerst du, Mädchen, umringt von Schnee?

Es eilen zerstreut mit geschäftigem Sinn,
Dich niemand beachtend, die Menschen dahin;
Gewöhnt an des Elends dringenden Schrei,
Geh'n stumm sie an schweigendem Jammer vorbei.

Erschüttert und rathlos, steh' ich allein
Vor dir in banger, unsäglicher Pein.
„Wie wagst du zu schlafen, unglückliches Kind,
Wenn Himmel und Erde so frostig sind?

O, hast du verloren, so viel, so viel,
Daß ewiger Schlaf dein ersehntes Ziel?
Bedrückt dich dein jugendlich Sein so schwer?
Ist Alles dahin ohne Wiederkehr?

Vergib es denn, daß mein zitternder Arm
Empor dich rüttelt zu neuem Harm!
Ermanne dich! trage des Daseins Lauf;
Du bist zum Verzagen zu jung — steh' auf!

Erfuhrst du so früh die bittere Pein,
Verrathen, getäuscht in der Liebe zu sein?
Es tröstet ein Gott, die schuldlos sind;
Steh' auf, du armes, verlassenes Kind!

Digitized by Google

Ist's mehr als verlor'ne Liebeslust?
Beweinst du dich selbst, der Ehre Verlust?
Die bittere Reue macht wieder dich rein,
Steh' auf, beginn' ein neues Sein!" —

Da endlich das Mädchen leise sich regt,
Und fragend empor die Augen schlägt —
Was seh' ich? o Freude, o Dank dem Geschick!
Welch' schuldloser, klarer Kindesblick!

Sie sieht mich angstvoll gebeugt, und spricht:
„„Was mir gescheh'n ist? ich weiß es nicht.""
Und über die Wangen so kalt und bleich,
Wie rieseln die Thränen ihr warm und reich!

„Du hast hier geschlafen, von Schnee umringt!
O weißt du denn nicht, daß Tod dies bringt?"
Und sieh' — es bricht aus der Thränen Flor
Ihr sanft ein mühsames Lächeln hervor.

„„Verzeiht! ich hab' Euch Schreck gemacht!
An's Sterben hab' ich nicht gedacht.
Mein Weg war so weit, und jüngst war ich krank,
Und ach! so kam's, daß zu Boden ich sank.

Es ist nun vorbei — ich fühle schon Kraft —
O dank!"" Sie hatte sich aufgerafft,
Und zupft ihr ärmliches Schürzchen zurecht,
Ihr Kleid so rein, ihr Tüchlein so schlecht.

Und geht . . . . „Halt' ein! erzähle mir doch,
Wo eilst du hin? und wie weit ist's noch?"
„„Habt dank! ich muß an die Arbeit geh'n!""
„Du bist zu schwach, sie schon zu verseh'n."

Doch lächelnd verneint sie's, und eilt dahin;
Zum Klagen zu stolz ist dieser Sinn.
Es werde dein rauher Pfad dir lind —
Beschütze, behüte dich Gott, mein Kind!

O trauriger Tag, als Armuth ich sah,
Von Menschen umringt, dem Verschmachten nah'!
O glücklicher Tag, da bewundernd stumm
Ich stand vor so reinem Heldenthum!

Digitized by Google

Gedichte

von

J. S. Tauber.

Der wachsende Zwerg.

Die ganze Nacht ward toll verbracht
  Mit Weibern, Wein und Karten,
Nun schlaf' ich wieder bis zur Nacht —
  Die Arbeit kann wohl warten!

Wer schleicht da drauß' so früh in's Haus?
  Die Armut ist's — o wehe!
Den Riegel vor, die Lampe aus,
  Daß Keiner sie hier sehe!

Nun ruft sie gar ihr Elternpaar,
  Den Leichtsinn, die Verschwendung!
Bald folgt der Sippe ganze Schaar
  In teuflischer Vollendung.

Die Sorge droht mit Qual und Not,
  Dem Hunger folgt der Jammer,
Und Elend, Siechthum, Pest und Tod
  Besetzen Küch' und Kammer.

Wie war ich blind, das blasse Kind —
  Die Armut einzulassen!
Als Riesenweib, als Wirbelwind
  Setzt sie mich auf die Gassen!

Noch fass' ich's kaum! — Rief nicht vom Baum
  Die Lerche aus dem Garten?
Auf — auf! Das war ein böser Traum —
  Die Arbeit soll nicht warten!

Digitized by Google

Zu spät.

Gewissen — leiser Pendelschlag
Des lang berauschten Herzens,
Wer achtet dein am lichten Tag,
Beim frohen, tollen Zechgelag,
In Mitten ausgelass'nen Scherzens?!
Doch steigt zu Thal die kalte Nacht,
Vertobt der rohen Sinne Sturm,
Da horchst Du auf in stummer Wacht,
Da kömmst Du nah' und näher sacht,
Und bohrst und bohrst — der Wurm im Wurm —
In tiefster Brust unausgesetzt,
Und bohrst und bohrst, und schlägst zuletzt
Die Wunden, die am Tag nicht bluten,
Die Wunden, heiß wie Höllengluthen,
Die Wunden, die kein Auge sieht,
Und singst dabei ein altes Lied,
Das halb ein Fluch — halb ein Gebet:
Wie Alles kömmt und Alles geht —
Das alte Lied: „Zu spät — zu spät!"

Meine Lerche.

Was schmerzlich mich immer durchtobte —
Ich hab' es Dir immer geklagt,
Was Dir meine Seele gelobte —
Ich hab' es Dir nimmer gesagt!

Im kleinen verschlossenen Bauer,
Da hielt ich die Lerche — das Wort,
Und sang sie voll Jubel — voll Trauer,
Ich ließ die Gefang'ne nicht fort.

Erst wenn mit dem leisesten Wörtchen
Dein Herz meinem Herzen sich gibt —
Erschließ' ich der Lerche das Pförtchen —
Erfährst Du wie ich Dich geliebt!

Digitized by Google

Ein Pusztenbild.

Von

M. E. Pilcz.

Mögen sie singen, die Poeten, von Bergesgrün und Alpenduft; mögen sie lobpreisen die Majestät wolkenumschleierter Felsriesen, verherrlichen die Pracht des Gletscherstrahles, die Reize der hainbekränzten Höhen! Ich werde nicht mitpreisen, nicht mitsingen.

Nicht weil Gesang mir nicht gegeben, weil die Geschicke auf's Ackerfeld und nicht auf des Parnaß stolze Höhen meinen Lebenspfad verlegt, o nein!

Und stünde mir Gott Apollos höchsteigene Lyra zu Gebote, stünde mein Name eingereiht sogar in den Registern der „Wiener Dichterstimmen," Fels und Berg, die sogenannte pittoreske Naturschönheit bekäme von mir nicht ein lahmes Verslein gewidmet! Mein Lied gehörte auch dann der lichten, hellen Flur allein; in der saftig grünen Haide, und ihr allein zu Ehren sollte mein Lied erschallen! Die stillernste Ebene, die Brod dem Menschen beut, zieht meine Seele an mit Zaubergewalt, nicht der Bergesgipfel, wo die Gemse grast, nicht der Felsenriff, wo die Kannibalen der Lüfte ihre blutige Beute zerfleischen.

Unter den zahllosen Räthseln der Dichterweisheit blieb eines mir stets unbegreiflich, das sonst Allewelt mit glaubensinniger Verständnißlosigkeit dogmatisirt hat, das man auf Schritt und Tritt nachbeten hört: der Dichterspruch, der den Wohnsitz der Freiheit auf die Berge verlegt.

Die glorreichsten Schlachten der Freiheit wurden auf dem gesunden Mutterboden auf freier Ebene geschlagen, nicht auf den tausendjährigen Beulen, Warzen und Leibschäden der Erde, als was die Wissenschaft jene vielbesungenen Bergesriesen und Felsgebilde längst erkannt und festgestellt hat.

Hatte der Dichter etwa an Herz und Sinn der Bevölkerung gedacht?

Dann verweist Geschichte und die tägliche Erfahrung seinen Ausspruch in's Reich der kühnsten poetischen Licenzen. Man stelle den erstbesten Sohn der Puszta dem Alpenbewohner, dem Basken oder einem Epigonen Winkelried's zur Seite und sehe zu, wessen Nacken sich leichter dem Joche beugt! Man prüfe dann, wer von den Dreien der Knechtschaft eher wird zu

Digitized by Google

gewinnen sein, wer von ihnen zum Schutz der Freiheit aufgerufen, sein Herzblut mehr wird schonen!

Ja, so ein Pusztasohn — wer kennt ihn, wer kennt sein unabsehbares Heim, die Puszta?

Ich wette, es ließe sich zum Mindesten die Hälfte des ungarischen Steppengebietes mit dem Wuste bedecken, der in französischer, englischer und zumal deutscher Sprache über ungarisches Volksleben im Allgemeinen, speciell über die Romantik der ungarischen Puszta zusammengeschrieben und gedruckt worden ist. Doch, soweit ich diese Literatur zu prüfen Gelegenheit hatte, möchte ich auch eine andere Wette nicht scheuen, die nämlich, daß sich kaum zwei Geviertfuß Erde damit zudecken ließe, was französisch, englisch oder deutsch, nach unmittelbarer Anschauung, mit klarer Empfindung der Eindrücke niedergeschrieben wurde.

Vom Reisewagen, vom Dampfschiffe, vom seitwärts der Heerstraße gelegenen Jagdsitze eines Magnaten — guckt so ein weithergereister Essayist hinaus in's grüne Land, geht dann heim und schreibt so und so viel Druckbogen grünes Zeug über Land und Leute des Stefansreiches.

Den Weg in's Herz des Landes hat der Hundertste dieser Kosmo- und Ethnographen kaum versucht; der Einblick in Herz und Sinn des Volkes bleibt ihm ganz und gar versagt, da er des einzigen Mediums entbehrt, womit das Herz des Magyaren, dessen Innerstes zu erschließen— da er die Sprache der Magyaren nicht versteht!

„Hätte der Teufel ungarisch mit dem Erlöser auf dem Oelberge gesprochen, das Heil wäre nicht über die Welt gekommen!“ — sagt ein halbverschollenes Sprichwort, dort weit unten im ungarischen Tieflande.

Gott der Herr hat dem magyarischen Patrioten, dem diese Blasphemie zu allererst entschlüpfte, sicher und gewiß verziehen, wegen der edlen, herrlich schönen Tugend, welcher die Lästerung entstammt ist — es ist die Tugend unbegrenzter Vaterlandsliebe, welche, wie vielleicht bei keiner anderen Nation, in starker, pietätvoller Begeisterung für die Muttersprache, unter allen Umständen urkräftig sich offenbart! Man spreche mit dem Magyaren magyarisch — aber rein magyarisch, denn er hat für fremde Accente ein überaus feines Gehör — und man hat ihn ganz! Wer's nicht kann, dem bleibt der Mann aus dem ungarischen Volke bei all' seiner natürlichen Offenherzigkeit ewig fremd.

Bisher ist mir selten ein Buch über Ungarn, eine Beschreibung von Land und Leute unter die Hände gekommen, deren Autor die Sprache des ungarischen Volkes verstanden hätte.

In den meisten dieser Beschreibungen fand ich Land und Leute Ungarns nicht zum Erkennen geschildert. Die Mehrzahl dieser Autoren sahen in den Steppen des ungarischen Tieflandes eine nackte Wildniß, in welcher sich eine Abart der westindischen Rothhäute auf flüchtigen, ungezähmten Rennern herumtummelt.

Ich habe diese grüne sonnige Wildniß durchstreift, kreuz und quer, in guten und schlimmen Tagen; habe diese „Rothhäute“ gesehen, beobachtet beim Spiele der Freude, beim jauchzenden Gelage, im blutigen, todesverachtenden Kampfe um Freiheit und Dasein.

Es sind das keine Wilden!

Unter der wetterverkrusteten Oberfläche lebt in diesen ungeleckten Recken ein kindlich naives Wesen, ein Herz so treu und gut, wie stolz und stark!

Doch ich bin vielleicht bestochen durch den süßen Zauber der Jugenderinnerung. Vielleicht stellt sich das Alles nur meinem Blicke so schön und reizumflossen dar!

Mag hier ein Pusztenbild, eine Charakteristik des Pusztensohnes folgen, die nicht ich entworfen, die ich fast bis auf den letzten Pinselstrich fertig im Tagebuche eines Freundes gefunden, dessen Wiege weitab von Pannoniens Gauen, im kühlen Norden Deutschlands gestanden.

* * *

Es war im Ostermonate 1850.

Die Stürme hatten ausgetobt. Ein eisiger Hauch strich über den ruinenbesäeten Plan, im ziellosen Wirbel entwurzelte Existenzen fortfegend in die Weite, über die Schranken des Daseins hinaus, ins Reich des Vergessens.

Auch ich zählte zu diesen Existenzen. Vom sonnigen Boden des Universitätslebens durch die Hochfluth der Geister hinweggerissen, hinausgetrieben in Kampf und Braus, lag ich, als die Fluthen sich verlaufen hatten, eine nutz- und haltlose menschliche Ruine auf dem Sande da.

Mein gebrochenes Leben hatte nur Einen Zweck noch.

Ich hatte von einem sterbenden Kameraden auf dem Schlachtfelde eine heilige Mission übernommen. Diese führte mich, von zwei Hieb- und einer Schußwunde zur Noth über'n Winter genesen, aus meinem Verstecke bei einem jüdischen Csárda-Wirthe im Süden, nach dem Westen des Reiches.

Es war das Reisen auf dieser Strecke für Unsereinen, für die versprengten Kinder der Revolution, um jene Zeit mit Gefahren mannigfacher Art verbunden. Der gerade Weg war für uns damals keineswegs der beste. Da hieß es abseits von der Heerstraße entlegene Pfade wählen, den Mond zum Wegweiser nehmen.

Der Csárda-Wirth besorgte die Reisegelegenheit, das Reisekostüm.

Die goldverschnürte Uniform mußte einem bejahrten, schlissigen Kaputrocke weichen, einer wahren Musterkarte aller Tuchfabriken des Reiches, die obendrein auch deutliche Spuren aller der unterschiedlichen Geschäftszweige des Inhabers zur Schau trug. Mehl- und Kalkstaub in Fülle, Fettflecken, Feder- und Wollflocken über und über. Ein Fäßchen Branntwein nebst einem Halbdutzend roher, ungegärbter Rindshäute im Hintertheile des Leiterwagens, drei blinde, jämmerlich abgemagerte Gäule reiferen Alters, bettelhaft vorangeschirrt — endlich der Kutscher, der achtzehnjährige Sohn des Wirthes und würdige Erbe seiner Verschmitztheit, vervollständigten die Metamorphose des Rebellenhäuptlings in einen geschäftspraktischen, Ruhe und Ordnung liebenden Bekenner Mosis.

„Der Jud' is überall daheim" — meinte mein Wirth mit klugem Augenzwinkern — „mein Sohn kann den gnädigen Herrn führen in die ganze

Digitized by Google

Welt herum und ninderscht wird Kaner nix Verdächtiges merken. Der ungarische Bauer kennt sich schon im zweiten Comitat nischt aus."

In der That wußte der lebenskluge Bursche mich geschickt durch alle Fährnisse durchzukutschiren. Er führte den Honved-Rittmeister querfeldein, von Tanya zu Tanya * „Hausiren." Da wurde ein Hammelfell erhandelt, dort ein Pfund Flaumfedern gekauft, so gelangten wir unbehelligt von Ort zu Ort. Rast und Nachtlager wurde in der Regel bei Glaubensgenossen aufgesucht, wo ein Wink, ein Flüstern jedesmal genügte, um verständnißinnige Theilnahme für den Pseudohausirer zu wecken.

Wir hatten die dritte Nacht durchreist. Das Morgengrauen traf uns auf der H . . . . . er Puszta.

Am fernen Horizonte dehnte sich ein mäßiges Waldgehege am Theißrande im Morgennebel. Ringsherum herrschte Todtenstille: Keimendes Moos, in der Nähe kaum wahrnehmbar, färbte in der Ferne die unabsehbare Ebene mit saftigem Grün das im Widerspiele des erwachenden Tagesgestirnes stellenweise wie flüssig Silber erglänzte.

Kein lebend Wesen war sichtbar, kein Laut drang an's Ohr; der Tritt unserer Mähren, das Geklapper des Karrens verlor sich fast vollständig auf dem fetten Boden.

Mein Kutscher hängte die Zügel zur Seite, steckte die Weideruthe, die ihm als Peitsche diente, neben sich ins Heu und holte aus dem weiten Reisesacke die Gebetriemen hervor zur Morgenandacht.

Nicht ohne tiefe Ergriffenheit sah ich den schlichten Menschen vor mir sich vom Irdischen abwenden, seine Seele zum Schöpfer sich erheben.

Wie er inbrünstig das geweihte Riemzeug an die Lippen drückte, den Blick verklärt nach Oben richtete!

Ach! — wie beneidete ich ihn um den beseligenden Trost, den er von dorther schöpfte!

Eben hatte der junge Mann den einen Gebetriemen um den sehnigen linken Arm geschlungen, das Ende des Riemens mystisch-symbolisch zwischen den Fingern der Hand verflochten, und war im Begriffe, den zweiten, das Stirnband sich anzulegen, als er plötzlich innehielt und mit vorgebeugtem Haupte seitwärts in die Ferne hinausstarrte.

Betroffenheit, fast Schrecken malte sich auf seinen Zügen, indem er tiefgedämpften Tones rief: „Die armen Bursche! die Betyaren!!"

Ich blickte gleichfalls hin, doch konnte ich nichts Gefahrdrohendes entdecken und spähte daher von der Richtung ab in die Runde. Ein herrenloses Füllen machte dort, bei tausend Schritt weit vom Waldessaume seine Capriolen, bald mit dem Winde um die Wette rennend, daß der flinke Huf kaum den Boden berührte, die Mähne hoch in den Lüften flatterte; bald in heller Luft sich bäumend, pirouettirend, und bald wieder übermüthig im Moose sich wälzend.

„Wo siehst du denn „arme Bursche?" frug ich, „wird wohl ein Csikós ** mit seiner Heerde in der Nähe sein."

* Tanya, = einsamer Weiler im Felde.

** Pferdehirt.

„O nein, gnädiger Herr! da müßten wohl mehrere, viele Pferde beisammen sein, eines allein bricht nicht aus von der Heerde. Aber das dorten muß das Roß eines Betyáren sein, der vielleicht noch im Gebüsche schläft, während sein treues Pferd in der Morgenluft die Glieder reckt. — Sehen Sie doch: ein zweites, ein drittes, — keines mehr! Gott der Gerechte! — Gewiß, es sind „arme Bursche“ in der Nähe.“

Ein schriller, durch die Entfernung gedämpfter Pfiff ertönte aus dem Dickicht, worauf die drei Renner mitten im ausgelassensten Wettlaufe, plötzlich hoch aufbäumend, Kehrt machten und mit weithintönendem Gewieher dahin zurücksausten, woher der bekannte Lockruf zu ihnen gedrungen.

Im nächsten Augenblicke fand ich die Ahnung meines Kutschers bestätigt. Es traten drei verdächtige Gestalten aus dem Dickicht hervor und spähten in die Runde.

„Gott! — sie sind schon da!“ — jammerte der Bursche.

„Nun, so lass' doch die Zügel los!“ — rief ich — „daß wir aus dem Bereiche kommen.“ Der arme Junge blickte mich mit bitterem Lächeln an.

„Denen dort aus dem Bereiche kommen“ — flüsterte er weinerlich — „Gott der Gerechte! wo nehm' ich Flügel her? — denn wenn wir fliehen, kommen sie gewiß über uns; so werden sie vielleicht glauben, wir sind arme Hausirjüden, was nichts haben zu verlieren, werden sich nicht strapaziren. Thun wir als ferchten wir uns nischt.“

Ich mußte diese Logik gutheißen. Wir thaten so, als fürchteten wir uns nicht. Die drei Gäule gingen ihren bedächtigen Trott weiter. Die Peitsche blieb ruhig im Heu stecken; statt die Rosse, bearbeitete die Faust des Kutschers die eigene Brust, während seinen bebenden Lippen Stoßgebete entquollen.

Die „armen Bursche“ dort am Waldessaume schienen indeß auch mit „armen Hausirjuden“ fürlieb nehmen zu wollen, sie warfen sich, kaum daß sie unserer ansichtig wurden, flugs auf die Renner und sausten wie der Blitz heran.

„Megállj, zsidó!“ * schallte es zu uns noch aus ziemlicher Ferne herüber.

Mein Kutscher knickte auf den Ruf sichtlich zusammen, mit verdoppelter Wucht und beschleunigtem Tempo fielen seine Faustschläge auf die angstbeklemmte Brust; die blutleere Lippe bewegte sich fieberisch ohne Laut, während der stumme, feuchte Blick die Schutzengel vom Himmel herabflehte.

Das Verhängniß hatte uns bald ereilt.

Unser Gespann gehorsamte — wie mir scheint, instinktmäßig — dem Rufe „megállj,“ ich habe nicht bemerkt, daß der im Bußgebete vertiefte Kutscher die Zügel auch nur mit dem Finger berührt hätte. In wenigen Minuten hielten die „armen Bursche“ an unserem Gefährte.

Es waren ihrer drei; zwei postirten sich zu den zwei Seiten des Wagens, nahmen mich auf dem Rücksitze in die Mitte, der dritte hielt zu Köpfen des Gespannes den Stutzen mit gespanntem Hahn auf den Kutscherjungen gerichtet.

Dieser sank mit lautem Schluchzen und einer hebräischen Anrufung des Gottes Israel halb ohnmächtig in den Wagen zurück — doch schnellte

* Halt, Jude!

Digitized by Google

ihn der Ruf: „Aufrecht sitzen! — nicht rühren oder ich schieß' dir in den Bauch!" — mit elektrischer Kraft in die Höhe.

Nun begann der Eine von den Beiden mir zur Seite:

„s' Geld her, Jokhecz." * Der blanke Doppellauf einer gespannten Pistole berührte eisig, als sehr beredter Dolmetsch der schmeichelhaften Apostrophe, meine rechte Schläfe.

Natürlich war an Widerstand nicht zu denken.

Ich griff in die Brusttasche, holte meine Börse, die einige Goldstücke, meinen Siegelring und etliche Kossuth-Noten — meine letzte Gage — enthielt, hervor, reichte dieselbe dem Wegelagerer mit den Worten hin:

„Da nehmt und fuchtelt mir nicht mit Euerem Nußknacker da vor den Augen herum, hab' solche Dinger mehr als Ihr im Leben gesehen."

Ein zweijähriger Aufenthalt im Lande, zumal der Dienst bei der Truppe im Felde, hatte mir so viel Kenntniß des magyarischen Idioms beigebracht, daß ich mich — wenngleich mit fremdem Accente, fließend verständlich machen konnte.

Meine Ruhe imponirte dem Burschen sichtlich. Er senkte die Waffe, brachte, indem er mit seinem stechend schwarzen Augenpaar mich scharf fixirte, den Hahn in Ruhe und langte nach der dargereichten Beute. Bedächtig wog er die Börse in der hohlen Hand, befühlte deren Gespinnst zwischen den Fingern und ließ dieselbe alsbald sachte in einen der Aermel seines schmutzigen, härnen Mantels verschwinden. **

„Wo ist das Uebrige?" — herrschte er darauf mir zu, das Spiel mit der Pistole von Neuem beginnend — „die Uhr, die Brieftasche? her damit!"

„Die Uhr habe ich verkauft um meinem Kutscher da die Miethfahrt bezahlen zu können. Die Brieftasche habe ich hier. Da seht einmal — sie ist vollgestopft; es sind über dreitausend Gulden kaiserlicher Banknoten drinn. Aber wenn Ihr einen Tropfen ungarischen Blutes in den Adern habt, so werdet Ihr das Geld nicht mit einem Finger berühren, das sag' ich Euch!"

Dabei hielt ich dem Pusztensohne die voluminöse Geldtasche, die ich auf dem Leibe versteckt getragen, vor Augen.

So kritisch ernst der Moment für mich war, ich konnte ein Lächeln kaum unterdrücken, als ich den geradezu petrifizirenden Eindruck gewahrte, den diese mit Nachdruck, fast drohend gesprochenen Worte, auf der wilden, verwitterten Fratze des Gesellen hervorbrachte.

Die Kalmuken-Aeuglein lugten scheu unter den borstigen Brauen hervor; mit unverkennbarer Verblüffung, zögernd mechanisch griff er nach der Tasche, erst nachdem der Assistent von der anderen Seite des Wagens, ihm höhnisch zugerufen: „Mir scheint gar, du thust jungfräulich, Gevatter Ferkó ***; hör' doch nicht auf das Geschwätz des Juden und thu' das Geld bei Seite, sonst nehm' ich's in Verwahrung!"

„Du wirst das Maul halten!" — herrschte der Führer dem vorlauten Genossen brummig zu, während er den Inhalt der Brieftasche musterte.

* Jokhecz ist einer der mannigfachen Spottnamen, mit denen das ungarische Landvolk den Juden belegt.

** Der Aermel des Oberkleides dient dem ungarischen Landmanne mehr als Schnappsack oder Tornister, denn zur Bekleidung. Er trägt die Aermel daher unten zugebunden.

*** Diminutiv für Franz.

Digitized by Google

Der Anblick des Geldes hatte die „Jungfräulichkeit" in seinem Innern besiegt. Mit trotzig-höhnischem Lächeln meinte er, indem er die Brieftasche rechts in den Stiefelschaft hinabgleiten ließ:

„Na Herr, Ihr seht, daß ich das Geld mit allen Fingern berührt und doch fließt kein Juden- oder Zigeunerblut in meinen Adern."

An dem Worte „Herr" bemerkte ich, daß der Strolch trotz des höhnenden Tones sich imponiren ließ, ich war in seinen Augen nicht mehr der „Jokhecz," der Hausierjud'! — Um mein Ansehen zu erhöhen, nahm ich selbst einen um so gebieterischen Ton an, ich ließ das „Ihr" fallen und sagte trocken herrisch:

„Ich sehe, Du hast das Geld eingesteckt, doch Du wirst es nicht behalten, sonst bist Du kein ehrlicher „armer Bursche," sondern ein hergelaufener Händldieb, ein nichtsnutziger Kerl, ärger als der lumpigste Zigeuner!"

„Ho, ho!!"

„Ruhig! — Lumpige Hundschinder seid Ihr, Du und Deine Gesellen, zu schlecht für den Galgen, nicht aber freigeborene Söhne der Puszta, wenn Ihr das Geld, das Ihr da eingesteckt — behaltet! Das Geld ist Waisengeld! Es gehört — daß Du's wissest! — es gehört der Witwe, dem unmündigen Kinde eines Mannes, der freiwillig aus der Fremde zu Euch in's Land gekommen, um für Euch, für unsere Freiheit zu kämpfen — zu sterben. Bei Temesvár modern seine Gebeine, sein Weib und Kind lebt von der Barmherzigkeit Anderer, von Almosen! — Sterbend unter Gottes freiem Himmel nahm ihr Gatte mir, seinem Kampfgenossen, den Schwur ab, daß ich dieses sein letztes Habe ihr überbringe, wenn er nicht mehr ist. D'rum sag' ich Dir nochmals: elende, feige Schufte, des ungarischen Namens unwürdig, seid Ihr allesammt, wenn Ihr nach diesem heiligen Waisengute die Hand ausstreckt!"

Eine tiefe innere Bewegung malte sich auf den Zügen des Wegelagerers ab. Mechanisch zupften die knorrigen Finger an dem pechschwarzen, wie die Hörner des ungarischen Stieres, in die Breite starrenden Schnauzbart; ein absonderliches Feuer glühte aus dem tiefdunklen Augenpaar. Die beiden Spießgesellen waren unbemerkt und wie es schien, unbewußt einem inneren Drange folgend, in die Nähe des Führers herangeritten, es schienen sich aller Dreien Blicke mir in die Seele bohren zu wollen.

Gedämpften Tones hub endlich der Führer, die Worte bedächtig wägend, nach einer geraumen Pause an:

„Ein Kamerad war's, sagt der Herr! — Also — war etwa der Herr auch Honvéd?"

Ich nickte bejahend, worauf wieder tiefe Stille eintrat, bloß von dem unterdrückten Schluchzen und den schweren Seufzern des armen jüdischen Kutscherjungen unterbrochen.

Plötzlich schien in der Seele meines Inquisitors ein Gedanke aufzublitzen. Sein Mund verzog sich zu einem höhnischen Lachen und ließ dabei eine Reihe blendend weißer Zähne zum Vorschein treten, an sich ein mächtiges Waffenarsenal.

Digitized by Google

„Zum Teufel mit dem dummen Geschwätz! — Hält mich der Herr etwa für 'ne Dorfunschuld, die sich derlei schöne Märchen aufbinden läßt? Was der Herr Alles da hergeredet, ich kann's glauben, wenn ich will, kann's auch bleiben lassen."

„So ist's!" — riefen die beiden Spießgesellen d'rein.

„Ganz richtig, Du mußt's nicht glauben. Ist mir sogar lieber so. Ich wünschte nichts sehnlicher, als daß Du zweifelst und selbst Dich zu überzeugen suchst. — Der Arzt hat mir wenig Blut im Leibe gelassen und habe ich den ganzen Winter hindurch, im Keller des braven Csárdawirthes von der Czernaer Puszta, des Vaters von dem armen Kutscherjungen da, wo ich meine Wunden heilen ließ, zu viel Knochenmark gelassen. Wer weiß, ob ich die Reise zu der armen Witwe, auf holprigen Schleichwegen, durch Wald und Gestrüpp, werde überdauern? Auch kann's mir denn doch passiren, daß ich von den Gendarmen aufgegriffen werde; dann hat's mit der Reise ein Ende, dann heißt's 10—20 Jahre auf die Festung, das Geld der armen Witwe wird confiscirt: die Unglückliche kann mit der Waise betteln gehen oder verhungern. — Glaube mir also nicht! Behalte das Geld Du, und überbringe Du ihr dasselbe. Ihr habt ja im ganzen Lande Eure Bekanntschaften; kennt Weg und Steg. Du bist gesund und stark. Ich bleib' als Geißel in Euer Mitte. Mit mir könnt Ihr machen, was Ihr wollt, aber nochmals: Die Witwe, die Waise Desjenigen, der für Dein Vaterland verblutet, darfst Du nicht berauben, darfst die Verlassenen nicht hilflos verderben lassen! Noch nie war ein Ungar undankbar!"

Ich hatte gewonnenes Spiel!

Die drei Wegelagerer machten kein Hehl mehr aus dem Erwachen des Menschen in ihrem Innern.

Ich habe in meinem Leben die Rührung, die Reue vielfach idealisirt gesehen, auf zartem Jungfrauen-Antlitze, im Spiegelbilde unschuldvoller Kinderseelen. Doch früher nie und seitdem nicht hat je mich ein Anblick so tief ergriffen, wie der Triumph des Menschenadels über die rohen Instinkte, der in den Zügen der wilden Naturburschen stummberedt zum Ausdrucke gelangte!

Lautlos blickten die drei Pusztensöhne vor sich auf den Sattelknauf nieder; die Stutzen hingen längs über ihren Schultern; die Pistolen waren im Gurte versorgt.

„Wir sind Ungarn" — brummte der Eine kaum hörbar in den Bart.

Der Kutscher jammerte ein „Schmah Israel!" * um's andere, bearbeitete in Todesängsten seine Brust ohne Unterlaß. Endlich blickte der Führer auf; er hatte seinen Entschluß gefaßt. „Heule nicht in einemfort, du ..... Gottespeiniger!" rief er zunächst dem armen Judenburschen zu. Statt der Punkte denke sich der Leser das aller-allergräulichste an Flüchen. Ein ungarischer Fluch läßt sich eben nur denken, nicht niederschreiben. „Heule nicht und verderb' mir die Lust nicht mit deinen Thränengüssen; der Teufel holt dich heute noch nicht!" — Zu den Spießgesellen gewendet fuhr er dann mit Festigkeit und Ernst fort:

* Jüdisches Stoßgebet.

Digitized by Google

„Hört, Kameraden! der Herr da hat Großes gesprochen, von dem die Hälfte schon gewiß kein Hund wäre! * Er ist zwar, wie Ihr an seiner Sprache hört, kein Ungar; er kann uns auch angeschmiert haben. Doch sei's! Besser, er foppt uns, als daß er — wenn er dennoch wahr gesprochen hätte — heimziehe zu seinen Leuten und dort erzähle, daß er sich im Ungarn getäuscht, daß ein Ungar undankbar ist, eine Honvédwitwe beraubt! Das Geld werde ich der Witwe besorgen. Ich selbst überbringe es ihr. Der Herr mag ziehen, wohin er will."

„Hier" — dabei holte er die Börse aus der Tiefe seines Mantelärmels wieder hervor — „hier habt Ihr, Herr, das Eurige, von einem Honvéd nehmen wir nichts. Geht in Gottes Namen, wohin Ihr wollt. Ich reite vom Flecke weg mit dem Gelde zu der Witwe nach F . . . Nun, so nehmt doch, Herr, wir behalten's nicht. Gott befohlen!"

Die Börse lag mir zu Füßen im Wagengrunde; die drei Reiter flogen dahin, woher sie kamen, und verschwanden bald im Gehölze.

Ich saß wie im Traume da. Das vor wenigen Secunden Erlebte zog, wie ein Bild der Erinnerung, in unfaßbar phantastischer Gestalt vor meinem geistigen Blicke dahin.

Der freudige Ausruf: „Sind das brave, ehrliche Menschen, die Herren Räuber!" — weckte mich nach geraumer Weile aus meinen Träumereien. Es war dies die erste Regung der aus namenloser Angst erwachten Lebensgeister des armen Kutscherjungen.

Nachdem ihm das „Heulen" verboten ward, wagte er kaum zu athmen mehr und hatte, ohne nach dem hinter seinem Rücken waltenden Verhängnisse umzuschauen, um so aufmerksamer Alles, was da gesprochen wurde, was sich zugetragen, mitangehört.

* * *

Vier Jahre waren seit dem geschilderten Abenteuer auf der H . . . er Puszta verstrichen.

Ein wackerer Beamter der Ofener Statthalterei, ein Studiengenosse meines Vaters, hatte sich meiner angenommen, mich im Schatten seiner Kanzlei vor den Folgen meiner Theilnahme an der politischen Bewegung geborgen, mir eine neue Lebensbahn eröffnet.

Der Honvédhußaren-Rittmeister war untergetaucht, als ehrsamer Statthaltereiconcipist wieder an die Oberfläche getreten.

Lange Zeit unterließ ich auf Anrathen meines väterlichen Beschützers jedweden Versuch einer Nachforschung in Betreff des Schicksals der Witwe meines unvergeßlichen Waffengefährten. Mein Beschützer erachtete es, schon mit Rücksicht auf seine eigene Stellung, nicht für rathsam, meine Vergangenheit aufzurühren. Das Pusztenbild begann allmälig in meiner Erinnerung zu verblassen.

Eines Tages hatte ich ein Actenstück in's Präsidium zur Unterschrift zu besorgen. Während der Secretär mit dem Documente in der Stube des

* Eine im Munde des ungarischen Landvolkes gangbare Figur für etwas besonders Merkwürdiges, Ungewöhnliches.

Chefs weilte, klirrte ein schmucker Hajduk in den Vorsaal mit einem duftenden Billet an den Präsidial-Chef.

Beim Anblicke des martialischen Kopfes mit dem glutsprühenden Blick unter den schwarzbuschigen Brauen, dem in die Breite gewichsten Schnurbarte, zuckte es wie ein Blitz durch meine Seele. Den Kopf hatte ich einst wo schon gesehen. Meine Ahnung ward zur Gewißheit, als der Hajduk, mich gewahrend, gleichfalls auf's Aeußerste betroffen schien, Mund und Augen aufriß und mich sprachlos anstarrte.

Kein Zweifel mehr, es war mein „armer Bursche" von der H . . . er Puszta!

Der wilde Sohn der Steppe, als geschniegelter Leibhajduk des conservativen Grafen Cz . . . . des intimen Freundes des Allgewaltigen von der k. k. Statthalterei, dem er eben eine Einladung zur Tafel vom Grafen überbrachte.

Ich will den Zusammenhang nur kurz andeuten.

Der „arme Bursche" hatte sein Versprechen getreulich eingehalten. Zu Fuß, als Taglöhner hatte er sich das mir abgenommene Erbe der Witwe in seine Guba eingenäht, nach Oberungarn durchgeschlichen, um die Witwe aufzusuchen. Er fand dieselbe nicht mehr verlassen und nothleidend, vielmehr in glänzenden Verhältnissen auf dem Schlosse ihrer Eltern, des Grafen Cz. . . .

Der Tod des Schwiegersohnes hatte die Eltern mit der einzigen Tochter ausgesöhnt, zumal sich später der Schloßcaplan dazu bekannte, das liebende Paar vor ihrer Flucht getraut zu haben.

Der Bote des für's Vaterland verbluteten Gatten fand bei der das Angedenken des Todten in treuer Liebe bewahrenden Witwe, wie sich's denken läßt, die beste Aufnahme. Die „armen Bursche" waren, wie man weiß, nicht so recht Räuber aus Beruf, vielmehr zumeist durch die Sturmes-Epoche der Gesellschaft entrissene Existenzen. Es fiel dem Grafen, einem sonst leutseligen Magnaten wahrhaft edlen Charakters, daher auch nicht schwer, den Verirrten sammt seinen Genossen auf die Pfade der Ordnung und des Gesetzes zurückzuführen. Er nahm den Ersteren zu sich auf's Schloß, die beiden Gesellen wurden aufgesucht und bei der Feldwirthschaft als fleißige anstellige Arbeiter untergebracht.

Auch ich, der Freund des verstorbenen Schwiegersohnes, wurde in die Kreuz und Quere lange Zeit mit Eifer gesucht. Doch ich war, wie schon erzählt, „untergetaucht" — war nirgends zu finden, bis der Zufall mein Versteck da gerade entdeckte, wo dasselbe natürlich nicht vermuthet werden konnte.

* * *

So weit das Tagebuch meines Freundes. Ich wage es nicht, dem in seiner Schlichtheit anziehenden Genrebilde von der Puszta meinerseits noch einen Pinselstrich hinzuzufügen. Ich könnte dem Eindrucke, der mein Interesse, wenigstens in wohlthuender Weise gefesselt, durch solch' einen Versuch nur schaden.

Digitized by Google

Uebersetzungen

von

Carl Fidler.

Seliger Tod.

(Aus dem Englischen des Lord Byron.)

Wird einst die Zeit den Schlaf mir bringen,
Den Schlaf des Todes, träumeleer,
Dann senk, Vergessen, deine Schwingen,
Sanft fächelnd auf mein Sterbbett her.

Fern sei'n der Freund' und Erben Schaaren,
Heg' Trauer oder Freud' ihr Herz;
Kein Mädchen mit zerrauften Haaren
Fühl' oder heuchle schuld'gen Schmerz.

Laßt schweigend sinken mich zu Staube,
Mir schalle nach kein Klagegruß;
Nicht will ich, daß dem Freund' ich raube
Nur einer Stunde Vollgenuß.

Doch Lieb', wenn Lieb' in solcher Stunde
Sich übern Schmerz hochherzig hebt,
Geb' dann von ihrer Stärke Kunde
In ihm, der stirbt, in ihr, die lebt.

Süß wär's mir, Psyche, dann zu sehen
Noch deines Auges heitern Strahl,
Vergessend der vergang'nen Wehen
Würd' auf dich lächeln selbst die Qual.

Vergebner Wunsch, denn Schönheit wendet
Sich ab, sobald der Athem stockt:
Im Tod entmannt, im Leben blendet
Des Weibes Thräne, nach Lust entlockt.

So sei's denn, daß ich einsam sterbe,
Nicht murrend, ohne Leid und Gram;
Für Tausend' schon verlor das Herbe
Der Tod, der leicht sie überkam.

Digitized by Google

Doch Sterben, Geh'n, wohin jed' Wesen
Gegangen, alle müssen geh'n,
Das Nichts zu sein, das ich gewesen,
Eh' ich gekannt des Lebens Weh'n!

Zähl' her die Freuden deiner Stunden,
Die Tage, die von Kummer rein,
Bedenk', was immer du gefunden,
Es ist doch besser — nicht zu sein.

Liebe und Tod.

(Aus dem Italienischen des Grafen Giacomo Leopardi.)

Als Zwillingspaar erschuf einst Lieb' und Tod
Des Schicksals Machtgebot.
An Schönheit ihresgleichen
Gibt's nicht hienieden noch in Sternenreichen.
Von jener stammt das Beste,
Stammen die höchsten Freuden,
Die sich im Meer des Lebens finden; dieser
Tilgt jedes schwere Leiden,
Tilgt jeden Schmerz im Grabe;
Ein wunderschöner Knabe,
Gar lieblich anzuschauen,
Nicht wie der Feig' ihn pflegt sich vorzustellen.
Oft wollen diese beiden
Zusammen sich gesellen
Und Hand in Hand durchzieh'n die ird'schen Auen,
Daß sich an ihnen weise Herzen weiden,
Und weiser war kein Herz je
Als das des Liebenden, und nie ein stärk'res
Verachtete dies Leben;
Gefahr und Noth zu meiden
Gedacht' es nie in dieser Herrin Diensten,
Denn, willst Du Stütze geben,
O Liebe, stellt sich ein
Der Muth, und nicht in unfruchtbarem Denken,
Wie er's gewöhnt, im Thun als aufgeklärt
Der Mensch sich dann bewährt.

Wenn sich zuerst entzündet
In unsers Herzen Tiefe
Die edle Glut der Liebe,
Sieh, wie sich lebensmüd' mit jenem Triebe
Alsbald ein Sehnen nach dem Tod verbündet,
Wie's kommt, kann ich nicht sagen,

Digitized by Google

Doch kündet so sich an die echte Liebe.
Ist's, daß dem Blicke grauset
Vor dieser Wüst', und daß der Mensch die Erde
Für sich fortan bewohnbar nicht mehr findet
Ohne die neue, hehre,
Ganz einz'ge, grenzenlose
Glückseligkeit, die er im Geist sich ausmalt.
Doch vorempfindend schon des Sturmes Schwere,
Der ihm von dorther droht, verlangt er Ruhe,
Will bergen sich im Hafen
Vor jenem wilden Drange,
Der schwarz und schwärzer schon ihm näher brauset.

Wenn nun des Wetters Toben
Losbricht und allgewaltig
Der Sturm der Sorg' im Herzen blitzt und sauset,
Wie oft mit Glutverlangen
Ruft dich, o Tod, wer fühlt der Liebe Qualen.
Wie oft, legt bei den Strahlen
Des Abend- oder Frühroths er die Glieder,
Die müden, hin zur Ruh', pries' er sich selig,
Dürft' er sie nimmer wieder
Erheben und an's bittre Taglicht schreiten;
Und oft beim Schall der Todtenglocken, bei den
Gesängen, die geleiten
Zu ewigen Vergessens Nacht die Todten,
Beneidet er mit glüh'ndem
Geseufz aus tiefster Brust den, der zu wohnen
Bei den Verblichenen dahingegangen.
Sogar das nied're Volk,
Der Mensch des Dorfs, unkundig
Der Kraft, die wir von Wissenschaft empfangen,
Ja selbst das schwache Mädchen, das voll Bangen
Schon bei des Todes Namen
Sonst Schauder überkamen,
Wagt auf die Gruft, auf's Sterbekleid gelassen
Den Blick zu richten ohne mehr zu wanken,
Trägt lang sich mit Gedanken
An Gift herum und Stahl,
Und kann mit einemmal,
Auch ungelehrt, des Sterbens Schönheit fassen.
So sehr macht uns zum Tod
Geneigt der Liebe Noth. Und ist die Qual
Des Innern zu dem Punkt, daß zu ertragen
Sie Menschenkraft nicht mehr vermag, gestiegen,
So muß der Leib erliegen
Dem fürchterlichen Drang, und, solcher Weise,

Digitized by Google

Wird Tod die Macht der Schwester überwiegen;
Oder von Liebe wird das Herz gequält
So arg, daß von sich selbst der schlichte Landmann,
Die blühend zarte Jungfrau
Mit ihren eignen Händen
Zu Boden hin die jungen Glieder strecken.
Den Streich verlacht die Welt,
Der friedlich Alter mag der Himmel spenden.

Die heißen, muth'gen Geister,
Die Glücklichen begnade
Das Loos mit euch, dem einen oder andern,
Freundlich als Herrn und Meister
Dem menschlichen Geschlechte,
An deren Macht nicht reichen and're Mächte
Im unbegrenzten All, und deren Walten
Nur überbieten des Geschicks Gewalten.

Und du, den ich seit meinen frühsten Tagen
Voll Ehrfurcht angerufen,
O schöner Todesgenius,
Den rühren noch allein der Menschheit Plagen,
So wahr ich dir Gesänge
Geweiht, und, deine Gottheit zu versöhnen,
Gehuldigt dir für's Höhnen
Der undankbaren Menge,
Laß mich nicht fleh'n vergebens!
O neig' dich meinen Bitten,
Mein trübes Aug' verhänge
Dem Lichte ganz, o König unsers Lebens!
Gewiß, du findest mich, wenn niederschwebet,
Zu welcher Stund' auch, dein erflehter Fittig,
Bereit, mit festem Blicke,
Und trotzend dem Geschicke,
Der Hand, an der mein schuldlos Blut noch klebet,
Mit Lob nicht zu entgegnen
Für ihre Geißelhiebe,
Nicht wie aus alter Feilheit
Der Haufe pflegt,
Den Wütherich zu segnen.
Ich will von jedem eitlen Hoffnungsscheine
Der genügt der kind'schen Welt,
Von jedes Trostes Leere
Lossagen mich, und nichts hinfort erwarten,
Als dich, ja dich alleine,
Bis der ersehnte winket,
Der Tag, an dem mein Haupt, das schlummerschwere
An deinen Busen sinket.

Digitized by Google

Gedichte*

von

Hans Walter.

Hymne der Arbeit.

Arbeit! Arbeit! Segensquelle!
Heil und Ehre Deiner Kraft,
Die aus Finsterniß die Helle,
Edles aus Gemeinem schafft!
Aus dem Wirken quillt das Rechte,
Aus dem Schaffen keimt das Echte, —
Wehe! wenn die That erschlafft!

Mensch! was Dich auch immer quäle,
Arbeit ist das Zauberwort,
Arbeit ist des Glückes Seele,
Arbeit ist des Friedens Hort!
Deine Pulse schlagen schneller,
Deine Blicke werden heller
Und dein Herz pocht munter fort!

In der müßgen Stunde Gähnen
Stirbt das letzte Fünkchen Muth,
Träge in den kranken Venen
Schleicht das böse schwarze Blut,
Tiefer Gram umwölkt die Stirne,
Wahnsinn brütet im Gehirne,
Bis das Herz im Tode ruht!

Völker! laßt das Murren, Klagen
Ueber Götzendienerei,
Wollt Ihr einen Götzen schlagen,
Schlagt den Müssiggang entzwei!
Nur die Arbeit kann erretten,
Nur die Arbeit sprengt die Ketten,
Arbeit macht die Völker frei!

Vergängliches und Bleibendes.

Hörst Du die Bäume flüstern,
Kannst Du ihre Sprache verstehn,
Dir sagen die morschen Rüstern,
Daß alle Geschöpfe vergehn.

Hörst Du das Bächlein rauschen,
Lern es verstehn, mein Kind,
Die Mahnung wirst Du erlauschen,
Daß auch Dein Leben verrinnt.

Hörst Du wie dieß Liedchen erklingt,
Es bringt den Trost Dir zum Glück:
Ein Mensch, der Gutes vollbringet
Läßt doch eine Spur hier zurück!

* Bei Vorführung dieser Poesien können wir nicht umhin zu bemerken, daß wir erst durch das neuerliche, freundliche Entgegenkommen des geehrten Herrn Autors in die Lage gelangt sind, unseren verehrten Lesern mitzutheilen, daß die mit so verdienter, allseitiger Anerkennung aufgenommenen Gedichte „Sphärenleben" u. s. w. aus dem letzten Jahrgange der „Dioskuren," welche uns anonym zugekommen und daher nur mit *** bezeichnet waren, aus der Feder desselben Herrn Verfassers herrührten.

Die Redaction.

Digitized by Google

Bausteine.

Ein fester Bau ist Wissenschaft
Steigt nie vollendet auf!
Und Jeder, der was Neues schafft,
Ein Steinchen setzt darauf.

Ein Steinchen hier, ein Steinchen dort,
Ein Steinchen an der Seite,
So wächst er weiter fort und fort
Und dehnt sich aus ins Weite!

Und jedes Steinchen, noch so klein
Und noch so schlicht und grau,
Es fügt sich ins Gebäude ein
Und fördert doch den Bau!

Drum Forscher auf! und fasset Muth
Wann Euch die Welt nicht nennt;
Gar mancher Stein im Boden ruht
Und ist doch Fundament!

Poesie.

Du klagst, daß Du nicht dichten kannst,
Gieb Dich zufrieden, Kind,
Die beiden klugen Augen dein
Die besten Verse sind.

Die Stimme sanft und hell und klar
Im schönsten Rhythmus fließt,
Ein holder Reim Dein Lippenpaar,
Wenn es zum Kuß sich schließt,

Und bist Du nicht, mein Mädchen, selbst
Ein wunderhold Gedicht?
Wer trefflich so sich selber gibt
Ist der ein Dichter nicht?

Astronomie.

Zum Himmel blicke ich gerne,
Studire Astronomie,
Geschichten erzählen die Sterne
Und diese vergessen sich nie!

Es funkeln so freundlich die Sterne,
Sie glitzern wie liebliches Gold,
Sie sagen: Dein Lieb in der Ferne
Denkt Dein, und ist Dir so hold.

Sie sagen's auch ihr in der Ferne
In traulicher Melodie,
Denn Sie auch blickt auf die Sterne,
Studiret Astronomie!

Digitized by Google

Paris.

(1876.)

Von

Josephine Freiin v. Knorr.

Ist wirklich dies die Stadt, die qualbeengte,
Auf die voll Mitleid jüngst die Welt geblickt,
Die wie der Patriarch, der fluthbedrängte,
Die Boten in die Lüfte ausgeschickt.

Die kaum erlöst von feindlichen Geschossen,
Nach einer Trübsal grausam, unerhört
Sich selbst mit Flammen mörderisch begossen
Und frevelnd toll ihr Innerstes zerstört.

Als wäre nichts gescheh'n ist es vergangen,
Wie wenn die Jugend, wenn ein starkes Herz
Mit heiterm Lächeln und mit frischen Wangen
Von sich geworfen einen großen Schmerz.

Die Häuser stehen und die Kuppeln ragen,
Es wogt und fluthet durch der Straßen Reih'n
Wie in den besten, in den schönsten Tagen
Und Frühling ist's und ringsum Sonnenschein.

Die Veilchen duften und es glüh'n die Rosen
Am Blumenmarkt in ihrer Blüthenpracht;
Es scherzt das Volk; es schaffen die Franzosen
Und Frankreich greift nach seiner alten Macht.

Die Monumente mahnen aller Orten
An seiner Söhne stolzes Heldenthum;
Die Säulen prangen mit den Siegespforten
Und sprechen laut wie früher nur von Ruhm.

Gewässer spühlen und die Lüfte treiben
Und mehr als sie löscht Alles aus die Zeit:
Vorüber ist die Noth und sichtbar bleiben
In dieser Stadt nur Glanz und Freudigkeit.

Digitized by Google

Die Rose von Niederwald.

Novelle

Von

Ludwig Bowitsch.

Am Abhange des Berges, der die Wasserscheide zweier in entgegengesetzte Meere sich ergießender Ströme bildet, entfaltet sich ein nicht unbedeutender Marktflecken mit einigen Unterbrechungen tief in das Tannenthal hineinreichend. Der hochgelegene Theil, in welchem das alte Herrenschloß, Kirche, Schulhaus und Rathstube sich befinden, ist „Oberwald" genannt, während die Ansiedlungen und Gehöfte der Tiefe „Niederwald" heißen. Im Niederwalde klappern seit mehreren Jahren die Räder einer bedeutsamen Papiermühle und auch die „Bleiche" daselbst bringt Leben und Bewegung in das stille Thal. Wir aber treten seitwärts, mehr waldein in die Residenz des Försters. Gar ein altväterlich Hauswesen grüßet uns. Hans Teichner, ein kräftiger Mann von ungefähr fünfzig Jahren, sitzt im Lehnstuhle. Das gebräunte Antlitz spiegelt Wohlwollen und Bescheidenheit ab.

„Schon wieder in die Blümlein ganz verloren gewesen, liebe Marie, und die schönen Perlhühner hätten Hunger leiden müssen, wenn nicht die alte Margret —"

„Sei nicht böse, Onkel. —"

„Bin nicht böse — rechne nicht darauf, daß Du mir die Wirthschaft besorgst. — Doch bei Deinen oftmaligen Versicherungen, im Landleben Befriedigung und Freude zu finden, bei den Anläufen, die Du nimmst, den Anforderungen der Oekonomie zu entsprechen, kann ich nicht begreifen, wie Du Dich im Kleinen erschöpfen magst. —"

„Mir gefällt die schmucke Blumenwelt so sehr —"

„Und der winzige Raum von wenigen Schritten im Geviert fesselt Deine ganze Anschauung, Deine ganze Thätigkeit — Deine ganze Seele. — Marie — Marie — das Terrain, auf dem zu schaffen und zu streben uns von dem Schicksale vergönnt wird, ist in der Regel schon kein umfangreiches, und da und dort stoßen wir gar bald an die uns zurückweisenden Schranken — warum nun den Raum noch enger ziehen? —"

„Ich will Dir künftig auf die Perlhühner nicht mehr vergessen. —"

Digitized by Google

„Vergiß nicht auf Dich selbst — wer seinen Leib durch eigene Schuld zu Schaden bringt, verdient getadelt zu werden, wer aber seine Seele krank macht —“

„Wie soll ich das versteh'n? —“

„Diese Lieblingspassionen, diese Fixirungen aller geistigen Thätigkeit auf ein kleinliches Ziel umspinnen den Geist fester und fester, bis er verdirbt. —“

Marie fühlte sich verletzt, eine Thräne zitterte in ihrem Auge.

„Ich hab' Dich gewiß recht lieb,“ fuhr Teichner im milderen Tone fort, „und es ist ein bestgemeinter Rath. der gegen ein bedenklich Gebaren sich erhebt — in solcher Weise mag ich höchstens den Abschluß, nicht aber den Beginn eines Lebenslaufes gelten lassen. —“

„Nun, nun — Onkel — will Deinen Rath mir gegenwärtig halten. —“

„Arme Gärtnerin,“ flüsterte Teichner der sich Entfernenden nach — „selbst eine schöne — kranke Blume! —“

Marie war nicht des Försters Kind — sie war seiner Schwester Stieftochter. Erst seit zwei Jahren beherbergte er die Verwaiste im Jägerhause. Ihm, der die eigene Gattin früh verloren hatte, dessen einziger Sohn auf der Jagd verunglückt war, däuchte die Aufnahme des holden, sinnigen Mädchens als Gewinn für sein verödet Anwesen zu gelten. Fand er sich auch bezüglich des Gemüthes seiner Mündel nicht getäuscht, so wurde doch seine Erwartung auf ergiebige Mithilfe in der Wirthschaft und kräftige Unterstützung der treuen uralten Dienerin Margret nicht gerechtfertigt. Zumeist bekümmerte ihn das träumerische Wesen seiner Nichte um ihrer selbst willen, denn wie er selbst bei aller Wärme seines Gefühles sich immer nüchtern bewahrte, mochte er auch — wie er sich ausdrückte — keine wie immer geartete Phantasterei an Anderen leiden und verurtheilte sie als ein Unheil für den von ihr Befangenen und seine Umgebung.

De Verhältnisse, unter welchen Marie herangewachsen, waren aber ganz und gar dazu angethan gewesen, das Mädchen zur Schwärmerin zu bilden. Den Vater hatten Geschäftswalten und Vergnügungen dem Familienkreise entrissen, die Mutter brütete müssig ihrem Unmuthe nach. Die sich völlig fremd gewordenen Gatten verloren auch ihr Kind. Marie stand einsam im elterlichen Hause, einsam mit einem liebesehnenden — liebebedürftigen Herzen. Sie suchte in Büchern, was sich ihr im Leben nicht bot und baute aus Träumen eine Welt, in der sie Befriedigung suchte. Des Vaters Tod schien sie der Wirklichkeit wieder näher zu bringen. Nicht allein der Schmerz um den Verlust trat gewaltsam vor ihre Seele, auch der Stiefmutter innigeres Wort, die sich plötzlich wieder an ihres Gatten Kind gefesselt fühlte, weckte vollere Töne aus den Saiten der jungfräulichen Brust. Leider finden sich so viele Menschen erst auf dem Pfade, der sie ewig auseinander führt. Bald nach des Gatten Heimgang begann die Mutter zu kränkeln. Dies führte einen Arzt in's Haus, der, obwohl nicht mehr im Alter der ersten Jugend, doch noch immer als blühend schöner Mann gelten konnte. Marie hatte noch nie einen Mann mit besonderer Theilnahme betrachtet. Doctor Hermann's Erscheinung zog wie ein leuchtend Meteor an ihr vorbei. Sie überredete sich zwar, wenn das Herz in seiner Nähe heftiger pochte, oder

Digitized by Google

in seiner Abwesenheit bänger schlug, daß die Pflicht der Dankbarkeit für bewiesene Aufopferung und Sorgfalt dieser Aufregung zur Grundlage diene — aber sie mochte es sich nicht gestehen, daß vor dem einen Bilde alle Bilder, selbst die ihrer kühnsten Träume, verblaßten und versanken. Das vordem in unbestimmter Sehnsucht zerfahrene Gemüth hatte einen Halt gefunden, an den es sich, ohne sich dessen bewußt zu sein, mit allen Fibern klammerte. Hermann seinerseits äußerte sich in keiner Weise derart, daß Marie zu Wünschen und Hoffnungen sich berechtigt fühlen konnte, im Gegentheile, sein Benehmen, obwohl sehr freundlich und wohlwollend, war stets abgemessen und sogar kalt.

Mariens Mutter war ungeachtet aller ärztlichen Bemühungen nicht zu retten. Hermann beschränkte jedoch sein freundliches Wirken nicht auf die Grenzen seines Berufes: auch als die Hausfrau bereits ausgerungen hatte, bot er noch hilfreiche Hand und unterstützte das völlig rathlose Mädchen mit Rath und That. Das Wort quoll ihm indessen nicht wärmer von den Lippen und das Auge blickte nicht sinniger.

Einige Tage nach Vollzug des Leichenbegängnisses verabschiedete er sich mit der Erklärung, daß er demnächst die Residenz verlassen und eine weite Reise unternehmen werde. Mariens Herz drohte zu zerspringen, nur dem Aufwande aller Kräfte gelang die Behauptung der Fassung. Ach sie wäre so gerne mit ausgebreiteten Armen an die Brust des Mannes gestürzt, der wie ein Verklärter vor ihr stand. Dieser aber äußerte sich wohl freundlich und milde wie immer, aber zugleich auch eisig kalt und abstoßend, wie von je. Längst hatte er die Hausflur überschritten, längst um die Straßenecke eingebogen: Marie weilte noch wie gebannt im Fenster-Erker. In ihren Ohren hallte noch das leidenschaftslose und doch ihr tiefstes Gemüth erschütternde Lebewohl. „Sie dürfen, Fräulein,“ hatte sein letzter Rath gelautet, „den Gefühlen der Trauer nicht einseitig nachhängen, keiner Idee verstatten, daß sie zur fixen, sinnbeherrschenden werde. — Die Folgen wären bei der Aufgeregtheit Ihres Nervensystems bedenklich. —“

Marie übersiedelte zum Onkel in das stille Jägerhaus. Oft gedachte sie der Warnung Hermann's, sie fühlte sich an einem fixen Gedanken leidend und dieser Gedanke galt ihm — dem Manne mit den edlen Zügen und der hohen Gestalt — mit dem gemessenen Worte, mit der marmornen Ruhe. Es war ihr ernstes Streben, sich in die Landwirthschaft hineinzufinden, im Wechsel der Beschäftigung den Spuk zu bannen, der ewig durch ihre Seele zog. — Vergebens! Wohl verbleichte das Bild im Hintergrunde der Zeit, aber es verwischte sich nicht, im Gegentheile winkte es aus dem Dämmer der Entfernung, wenn auch minder blendend, doch zauberhafter und verführerischer als vordem.

„Nun wird es lebhafter werden in Niederwald,“ rief Teichner, „mein Bruder schreibt, daß er in nächsten Tagen eintreffen werde — dem Briefe nach zu urtheilen, ist er noch ganz der leichtsinnige, heitere Bursche, wie vor fünf Jahren, als ich ihn das letzte Mal gesehen. — Wie alt ist er denn nun? Sapperment, auch schon 34 — wie die Zeit vergeht — darfst Dich in Acht nehmen, Marie, und Dein schmachtendes Wesen bemeistern, sonst lacht er Dich aus. —“

Digitized by Google

„Kann mir den Konrad nimmer vorstellen — war noch Kind, wie er uns einmal besucht — erinnere mich, daß meine Eltern ihm nicht sonderlich gewogen waren. —“

„Er auch ihnen nicht — die Schwester war ihm zu grillenfängerisch — hast leider viel von ihr geerbt — der Schwager zu brutal — wir haben uns immer besser verstanden — aber geblieben wäre er doch nicht bei mir, der sonderliche Kauz — der ewige Wandervogel — freue mich, ihn wieder zu grüßen. —“

Und wenige Tage darnach pochte es mit kräftiger Manneshand an die Pforte, und in's Gemach stürzte Konrad Teichner.

„Willkommen, Hans — willkommen! —“

„Bruder! — Bruder! —“

„Und was ist das für eine schmucke Dirne? —“

„Deine und meine Nichte — der armen Hanna Kind. —“

„Sapperment, hätt' sie nicht mehr gekannt — sieht ihr viel ähnlich. — Warst noch ein winzig Kindlein, als ich zum letzten Male bei der Schwester einsprach — nun — nun — und jetzt eine prächtige Jungfrau — und wie geht Dir's, Hans — wirklich nimmer geheiratet — die alte Junggesellenwirthschaft? — Alles noch am alten Platze — schaust auch um kein Haar anders aus, als ich Dich vor Jahren verlassen habe — famoser Philister. —“

„Und bekommst Du denn Dein Zigeunern nicht satt — lüstet's Dich nicht, irgendwo den häuslichen Anbau zu versuchen? —“

„Bis zur Stunde nicht — möglich, daß dereinst — weißt ja, habe nie was verredet und verschworen — doch mich dünkt, ich bin für den Wanderstecken geschaffen.“

„Und wie ist's Dir gegangen? Dem Briefe nach zu schließen, recht gut. —“

„Wandermäßig — zu Zeiten karg — zu Zeiten üppig — der heitere Muth hat niemals mich verlassen. —“

„Die Rechtfertigung, warum Du mir acht Monate lang, bald nachdem Du fortgezogen, nicht geschrieben, bist Du mir noch schuldig. — —“

„Ei — sind schon vier Jahre drüber hingegangen, bin meiner Correspondenzpflicht seitdem redlich nachgekommen — schreiben läßt sich so was nicht. —“

„Was nicht? —“

„Nun, Hans, das war so eine Situation, in der es leicht zu einem häuslichen Anbau hätte kommen können — das alte Burschenherz da hat einen Frühlingstraum geträumt, gar einen lieblichen, süßen — wenn ich daran denke, wird mir jetzt noch warm — hat nicht sein sollen, daß der Traum zur Wirklichkeit geworden — d'rum — will nicht d'ran denken mehr — vorbei. — Gut Nacht! —“

„Betreibst noch immer die Chemie? —“

„Pah, nebenbei hab' ich auch als Oekonom debütirt — war ja zuletzt — wie ich Dir's berichtet, nicht allein Fabriks-, sondern auch Gutsinspector. Eins reicht dem Andern die Hand — war schlecht bestellt — Erfahrungen hab' ich viel gesammelt, Bücher stöb're ich auch gern durch — hab' das ganze

Digitized by Google

Wesen, Fabrik, Wald, Ackerbau, Viehzucht gehoben, daß es eine Freude war — hat mich auch lieb gehabt, der Baron — entsetzlich. —"

„Und bist doch wieder fortgegangen? —"

„Kann's nun einmal an einem Ort nicht für lange aushalten — übrigens sind drei Jahre nicht eine lange Zeit? —"

„Aber wenn Dir's gut ergangen —"

„Gut ergangen — freilich — ich war immer um den Baron — mit den Anderen wär' auch wahrlich nicht zu verkehren gewesen — aber denk' Dir, nur immer um denselben sein. —"

„War er gut? —"

„Das war er, das ist er — mindert aber endlich nicht die Langeweile — frug ich ihn, wußt' ich bereits im Voraus seine Antwort — frug er mich, konnt' ich entgegnen: Erinnern Sie sich, was ich gestern und vorgestern gesagt. Wir waren uns gegenseitig zwei ausgelesene und auswendig gelernte Bücher — mußte fort — mußte fort —"

„Mit solchen Ansichten — solchen — ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll — Anforderungen — wirst Du freilich nie für's Familienleben taugen. —"

„Von wegen dieser Unstätigkeit? Hm — die Geliebte bleibt ja nicht immer Geliebte — sie wird Weib — Mutter, das gibt geänderte Bilder — dann kommen die Kinderlein mit allen sich entwickelnden Tugenden und Unarten, die es zu pflegen, zu beschneiden gilt; aus den Kinderlein werden Kinder, Mädchen, Buben, Jungfrauen, Männer; eins wird geboren, das andere stirbt. Leid und Freude, Behagen und Aerger streiten sich zu Wett um einen Platz in der Brust — Saiten klingen, die sonst schlummern — doch vor Allem, Bruder, ein Glas Wein — dann laß' uns weiter plaudern. —"

Marie und Margret besorgten das Abendessen.

Die beiden Brüder saßen, bis es Nacht geworden, beisammen.

„Und wie lange wirst Du bei mir bleiben? —"

„Drei — vier Wochen, länger nicht — hab' Dich recht lieb, Hans — ist mir bereits tief an's Herz gegangen, meine Heimat wieder zu sehen, das alte Jägerhaus, in dem ich geboren worden — aber um die Zeit, wenn die Schwalben wandern, denkt auch der Konrad wieder fortzuziehen — muß auch wieder ein Plätzchen suchen von wegen des Erwerbes — mein Barvorrath ist nicht groß, daß ich die Wochen um Monate verlängern könnte. —"

„Bist ein leichtsinniger Kumpan — was hast Du meinem Jägerburschen gleich beim Eintritte ein paar Thaler schenken müssen? Verdirbst dadurch nur den Jungen. —"

„Hat's der Kerl ausgeplaudert? —"

„Ist ja mit einem Halleluja mir entgegengesprungen. —"

„Also hat's ihn erfreut? —"

„Sollt' es nicht? —"

„Frag' Dich, Hans, ist eine solche Freude nicht mehr werth als —"

„Die Thaler, willst Du sagen — aber die Zukunft —"

„Wird mich stets gerüstet finden, und gegen außerordentliche Unglücksfälle ist das Geld auch keine Assecuranz. —"

Digitized by Google

„Als Familienvater —“

„Ich bleib' ein Vagabund, Hans! —“

Marie war größtentheils Zeugin der Unterredung gewesen, sprach aber nur selten auch ein Wörtlein d'rein, theils weil an und für sich nur geringer Anlaß geboten war, theils weil Konrad um sein Nichtchen nicht im mindesten bekümmert schien.

Bevor sie zu Bette ging, wiederholte ihre Phantasie die Erscheinungen des Nachmittags und Abends. Es ließ sich nicht leugnen, Konrad war ein angenehmer Mann. — Diese kräftige Gestalt — diese ungezwungene Lebhaftigkeit — dieses treuherzige, schroffe und doch so milde Wesen — doch würden alle diese Eigenschaften nicht den mindesten Eindruck auf des Mädchens Gemüth geübt haben, wenn nicht zugleich eine andere Gestalt — die Gestalt Hermann's lebhafter aus dem Dämmer der Vergangenheit hervorgetreten wäre. Konrad besaß bei all' seiner Eigenthümlichkeit so Vieles, was an den Doctor mahnte — selbst die Gleichgiltigkeit der Nichte gegenüber war für diese ein gewisser Reiz, weil auch Hermann ebenso mild und kalt an ihr vorübergegangen war.

Konrad war in Bälde in seiner ihm fremd gewordenen Heimat zu Hause. Allerort zu Ober- und Niederwald sah man ihn gerne. Ein großes Interesse schien ihm die neu errichtete Papierfabrik und dessen Besitzer einzuflößen. Hochberg (so nannte sich der Letztere) überzeugte sich bald von des Gastes klaren, trefflichen Ansichten, und bot, da eben einige Personalveränderungen stattfanden, dem Ueberraschten die Leitung des Unternehmens an.

„Will mir's überlegen,“ entgegnete Konrad, „auf diese Weise ginge Hans Wunsch, mich an Niederwald längere Zeit gefesselt zu halten, merkwürdigerweise in Erfüllung. — Will mir's überlegen! —“

„Ja, ich bin entschlossen,“ rief er aus, seinen Bruder umarmend, „ein Jahr wird sich's in Niederwald wohl durchleben lassen.“ Begab sich wieder zu Hochberg, eröffnete seine Absicht, verständigte sich über die Bedingungen und trat sein Amt an.

Der Förster war außer sich vor Freude, Konrad bei sich zu wissen, und entwarf im Stillen allerlei Pläne.

„Müßte an meiner Beobachtungsgabe verzweifeln, wenn ich eine Täuschung zugeben würde — das Mädel hat eine Neigung zum Konrad — und auch der Konrad urtheilt über sein Nichtlein glimpflicher, als über andere Evastöchter — wenn es zum Ernste käme, wär' Beiden geholfen, ihr von der überschwänglichen, ziellosen Sentimentalität, ihm von der leidigen Wanderlust. —“

Er hatte Recht, der gute Waidmann. Marie gewann von Tag zu Tag mehr Interesse für Konrad. Mit den Erinnerungen zugleich zog er durch ihr pochendes Herz; die Vergangenheit trat in das Gebiet der Gegenwart und der an den verlor'nen Geliebten sie Mahnende mußte selbst als liebenswürdig gelten.

Auf den heit'ren, nicht selten muthwilligen Konrad machte die traumhafte, vom Zauber der Melancholie umwehte Erscheinung Marien's eben als Gegensatz einen unleugbaren Eindruck. Er blickte gern in ihr tiefblaues,

Digitized by Google

von dunklen Wimpern umschattetes, sinniges Auge, und gleich kühlem Abendhauche trat sie in sein sonnenheißes, hastendes Leben.

Es war ein schöner September-Sonntagsmorgen. Klar und blau wölbte sich der Himmel. Marie ging zur Kirche nach Oberwald. Konrad gab ihr das Geleite; er hatte auch daselbst zu thun.

Sangen auch keine Vögel mehr im Walde und Wiesengrunde, hatte das Laub sich auch theilweise vergilbt, mahnte eine kühlere Luft an das bevorstehende Einbrechen des Winters, so war doch die Natur zu prächtig, um nicht mit der Wehmuth zugleich ein freudiges Behagen in der Brust des Wand'rers zu erzeugen.

„Das sind die letzten Blumen, die ihre Häupter erheben," bedeutete Konrad, „wer noch einen Kranz sich flechten will, darf nicht säumen! —"

„Rosenkränze werden es nimmer! —"

„Auch die Aster ist eine schmucke Blume, und weil sie in der kühleren Sonne blüht, blüht sie dafür länger — wie mit der Lieb' in der Brust — Jugendliebe ist gar was Duftiges, Zauberhaftes, aber sie stirbt meistens bald. Lieb' in späteren Jahren ist nüchterner und minder blendend; aber Liebe ist sie doch auch, und ihre Dauer reicht oft tief in die Lebenswinter hinein. —"

Marie schüttelte wie ungläubig ihre Locken, aber ihr Auge feuchtete sich zugleich wunderbar milde.

„Warum so weich und traurig, Marie? —"

„Mir wird der Herbst nicht bringen, was der Lenz versagt. —"

„Ei — Ei — Dir, die Du selbst noch eine in voller Blüthe begriffene Rose bist. — "

„Derlei Schmeicheleien sind sonst nicht Deine Art. —"

„Schmeicheleien? — nein, Marie — wenn ich Dir in's Auge blicke und Du so trübselig milde, so freundlich ernst mich betrachtest — da ist es mir — nein, Du bist wirklich ein liebes Mädchen! —"

Marie schwieg — ein leises Roth überflog ihr Angesicht.

Konrad sprach wärmer, inniger.

„Ich bin Dir auch recht gut!" flüsterte Marie.

„Am Ende wird Deinem Wunsche entsprochen, Hans," äußerte einige Tage darnach Konrad, seines Bruders Hand ergreifend."

„Welchem Wunsche? —"

„Daß ich hier verbleibe und dem Vagabundenleben Lebewohl sage. —"

„Höre ich recht," lächelte Hans — „nicht wahr, die Marie — ich verstehe — wär' für Euch Beide gut — das phantastische Mädel würde der Wirklichkeit zurückgegeben werden — und Du — glaub' mir nur — der häusliche Herd ist Goldes werth — findest es draußen nimmer so — wie war ich glücklich. — Schade, daß ich Weib und Kind so früh verlor — hätte auch wieder geheiratet, wenn es thunlich gewesen wäre — übrigens — brav ist die Marie — mußt sie nur gehörig erziehen — dem Gatten ist solches möglich — dem Vormund, wie ich es bin — nicht."

Ein gar eigenthümlich Gefühlsleben zog durch die Herzen Konrad's und Marie's. Das melancholische Mädchen schien seine verlorene Heiterkeit

Digitized by Google

wieder zu gewinnen, während über das sonst so lichte Antlitz Konrad's nicht selten des Ernstes und Nachsinnens dunkle Wolken ihre Schatten breiteten. Doch diese mehr feierliche Stimmung nach außen galt nicht den Erinnerungen verrauschter Zeiten, sie galt den Verhältnissen der Gegenwart, den Plänen der Zukunft. Marien's freudige Erregung wurzelte dagegen nicht in der Gegenwart — rankte sich nicht in die Zukunft hinaus, sie galt der Vergangenheit und ihren süßen Träumen. Während die Jungfrau das, was ihr zunächst stand, übersah, warf Konrad das abgethane Leben über Bord, und wo äußere Anlässe des Augenblicks sein ganzes kernfrisches Wesen zum Durchbruche kommen ließen, dort vermochte ein Moment, der das Mädchen aus seinen Träumen riß, den heit'ren Himmel der weiblichen Gemüthswelt gründlich zu verdüstern. Tage um Tage, Wochen um Wochen vergingen. Die langen traurigen und doch zugleich traulichen Winterabende bannten die Bewohner des Försterhauses in fortan engeren Verkehr. Der Fabriksbesitzer war über die Aenderungen und Maßnahmen, die Konrad im Großen und Einzelnen traf, höchlichst entzückt, und Letzterer blickte auf die erzielten Resultate nicht ohne stolzes Selbstbewußtsein. Marie mußte sich gestehen, daß Konrad in jeder Beziehung ein trefflicher Mann sei, und folgte seinen Aeußerungen, Erörterungen und Lebensanschauungen mit sichtlichem Interesse. Die unbestimmten Umrisse zur Gestaltung der kommenden Tage gewannen präcisere Formen, und ehe das Jahr seinen Lauf noch abgeschlossen hatte, betrachteten sich bereits Konrad und Marie als Brautleute und sprachen von gemeinsamer Pilgerreise durch die Irrfahrten des Lebens.

Eines Abends musterte Konrad in seinen Papieren, um eine technische Notiz hervorzusuchen. Dabei kam er auf vergilbte Stammbuchblätter und derlei Erinnerungszeichen. „Mag mir grundsätzlich keinen solchen Kirchhof mehr anlegen — Erlebnisse sollen nur als Erfahrungsresultate einen Maßstab für ferneres Handeln liefern, nicht aber als einbalsamirte Mumien in die Gegenwart hineingrinsen. Der Mensch muß in der rollenden Zeit hantiren und nicht in der verrollten. —"

Marie schüttelte ihr Haupt. Ein Blatt fesselte ihre Aufmerksamkeit — sie las: „Wenn Dir an Deinem Glücke gelegen, weiche den Unglücklichen aus. Sie wandeln gleich bösen Schatten über die Erde und wie ihr eigenes Leben ein blüthenleeres, welken auch die Rosen jeglichen fremden Seins in ihrer Nähe. — Hermann." Marie zitterte.

„Ei nun," bedeutete Konrad, des Mädchens Aufregung nicht bemerkend, „ein seelenguter Mensch, der das geschrieben, aber einer eigenthümlichen Manie verfallen. Von etwelcher Widerwärtigkeit, vielleicht auch wirklichen Verlusten betroffen, ging oder geht er wahrscheinlich noch immer mit dem Vorurtheile um, daß er nie zum Glücke berufen, im Gegentheile sogar verurtheilt sei, alles Glück in seiner Umgebung zu vergiften. Er hat sich auf die Medicin verwendet, hab' ihn als Arzt wieder gesehen, war einer ganz hübschen Praxis theilhaftig geworden — sein Renomée als Arzt ganz ausgezeichnet — aber die Grimasse war ihm ankleben geblieben — sich selbst zu curiren, wollte ihm nicht gelingen. Kommt ein Leid, muß man's tragen und überwinden, aber nicht mit dem Ueberwundenen coquettiren. Glück und Unglück werden nur, was der Wille des Menschen aus ihnen macht; es gilt

zu handeln und nicht zu träumen, zu kämpfen und nicht zu klagen; bleibt da oder dort ein Fleck wund, will er mit Ruhe ausgeheilt, nicht aber durch fortwährende Reibung in seiner Entzündung erhalten werden. —"

Marie hatte den Schluß der philosophischen Betrachtung nicht mehr vernommen — sie war farblos im Stuhle zusammengebrochen.

„Was ist Dir, Marie?" fuhr Konrad auf.

„Mich friert — so — geht schon vorüber — hab' mich heut' wahrscheinlich zu viel in der Wirthschaft umgethan. —"

„Dann hat die Alteration nichts zu bedeuten," fiel Hans ein, der in einer Fensterbrüstung beschäftigt war — „viel besser beim Holzspalten, Fegen, Kochen u. dgl. ehrlich müde werden, als im Lehnstuhle über weichlichen Träumereien brüten. — Da hat der Konrad ganz recht — dieses Coquettiren mit gescheiterten Hoffnungen, dieses Hätscheln seiner eigenen Schmerzen ist das Verdammlichste, was sich denken läßt. —"

Marie blieb verstimmt. Die wohlgemeinten Lehren hatten eher verbittert, als versöhnt.

„Rohe Menschen," flüsterte sie in sich hinein, indeß eine Thräne zwischen den Wimpern funkelte.

Sie fühlte sich plötzlich von Konrad abgestoßen; als hätte sich zwischen ihm und ihr eine ewige Scheidewand emporgerichtet, kam es ihr vor. Es lagerte in ihrer Bahn ein böser Schatten.

Sprach Konrad von Beschleunigung der Trauung, wurde sie verwirrt, wollte er einen Kuß auf ihre Lippen drücken, schrak sie zusammen.

Konrad fand jedoch in diesen Erscheinungen kein sonderlich Bedenken. Er hatte sein Liebchen längst als eine kränkelnde Pflanze beurtheilt, von der er jedoch hoffte, daß sie bei sorgsamer verständiger Pflege völlig gesund werden würde.

Das neue Jahr hatte bereits sein Walten begonnen.

„Morgen, Marie, gehst Du mit mir nach Oberwald zum Amtmanne — es ist Ball daselbst — muß dem Fabriksherrn zu Liebe dort einsprechen — und Du darfst auch nicht fehlen sammt dem Hans — bliebe zwar lieber daheim, doch sintemal man mit den Menschen lebt, muß man sich auch in dieselben schicken. —"

Marie hatte nichts dagegen einzuwenden, ja sie erklärte sich viel unbedingter und rascher bereit, als Konrad es erwartet hatte.

Marie war schön, reizend schön im Festkleide.

„Bin wahrlich stolz darauf, Dich als meine Braut aufführen zu dürfen!" rief Konrad.

Conversation und Tanz boten, was verhofft werden konnte. Marie bewegte sich sichtlich froh in dem bunten Kreise: war sie doch Weib und als solches eitel genug, um den Triumph als Königin des Abends nicht zu verachten.

„Eben habe ich vernommen," äußerte Konrad, „daß auch Hermann, der grimassige Jugendfreund, von dem Du jüngst die wunderliche Sentenz gelesen, auch einsprechen wird — soll mich recht freuen — wirst einen ganz netten Menschen in ihm finden — bis auf die Grimasse, versteht sich — die er voraussichtlich — nun, da kommt er schon. —"

Digitized by Google

Die gegenseitige Begrüßung Teichner's und Hermann's war eine herzliche. Ersterer lebhaft und treuherzig, sprach zum Freunde, als ob nie eine Trennung stattgefunden hätte; letzterer gab sich innig und warm, ohne jedoch eine gewisse Abgemessenheit, die sein ganzes Wesen kennzeichnete, zu verleugnen.

Marie nahm alle Kraft zusammen, ihre Fassung zu behaupten. Sie erklärte selbst, ihn augenblicks wieder erkannt zu haben und erinnerte ihn an die Besuche des Elternhauses.

„Kann mich nicht mehr besinnen,“ entgegnete Hermann, „mein bewegtes Leben hat mich mit so vielen Menschen in flüchtige Berührung gebracht — daß —“

Eine Einladung des Hausherrn unterbrach den Sprecher. Marie athmete hoch auf — sie jubelte, nicht erkannt worden zu sein, obgleich eben diese Vergessenheit einen tödtlichen Dolchstoß ihr in's Herz versetzte.

Konrad durchlebte einen vergnügten Abend. Was in der Seele seiner Braut vorging, ahnte er nicht. Diese schien auch äußerlich nicht verändert, nur war sie schweigsamer, denn je.

Einige Tage darauf kehrte Konrad auffallend froh aus seinem Geschäfte zurück. Er hatte mit seinem Fabriksherrn ein bezüglich seiner künftigen Stellung äußerst vortheilhaftes Uebereinkommen getroffen.

„Liebe Marie — es gilt den Tag festzustellen, an welchem wir vor den Augen der Kirche und der Welt unsere Hände ineinander legen. —“

„Nie!“ fuhr Marie, wie aus schwerem Traume erwachend, auf.

Konrad erstarrte. „Was sprichst Du? —“

„Vergib,“ fuhr das Mädchen ruhig fort — „ich kann — ich will Dich — nicht — nicht länger täuschen. — Es ist unmöglich — ich kann nie die Deine werden! —“

„Aefft mich ein Spuk? —“

„Nein — nein — zürne mir nicht — aber Du würdest nicht glücklich sein — ich kann Dich — Du verdienst ein edles Weib — ein Weib, das Dich innig, einzig liebt — ich — beweine mich, Konrad! —“

Konrad war in tiefster Tiefe erschüttert. Er hatte Alles, was ihm lieb und werth, all' seine Hoffnungen und Wünsche, seine Träume, seine Entwürfe einem Fahrzeuge anvertraut, und das sah er nun, vom Blitze getroffen, untergehen.

Er bestürmte die Geliebte mit Fragen, er bat um klare Darlegung ihrer Gedanken und Gefühle. Marie faltete, während ein Thränenstrom dem Auge entstürzte, ihre Hände: „Forsche nicht weiter — ach — ich kann nicht anders — bemitleide mich, aber fluche mir nicht — mein Glück ist auf ewig zerschmettert! —“

„Das muß Wahnsinn sein, der aus ihr spricht,“ äußerte Hans, als ihm sein Bruder das Geschehniß offenbarte. „Schade um das arme Kind — schade um Dich — war's doch mein Lieblingsgedanke, Dich an einen heit'ren häuslichen Herd gebannt zu wissen! —“

Das waren gar wundersame Tage, die sich im Jägerhause abspannen.

Dem Andrängen des Försters erlag endlich Marie's übervolles Herz und machte sich im Geständnisse Luft.

Digitized by Google

„Es muß doch seinerseits," behauptete Hans, „auch ein Benehmen an den Tag gelegt worden sein, was Marie zu Hoffnungen und Schwärmereien aufstachelte — würde er ewig kalt und fremd an ihr vorübergegangen sein — nein — in's Wesenlose baut kein Mädchenherz — Meinst Du nicht, Konrad?— "

„Wenn ich abergläubig oder wahnwitzig wäre, müßte ich an die Wahrheit der Sentenz glauben, die Hermann mir vor vielen Jahren niedergeschrieben — scheint er doch wahrlich ein solch' böser Schatten, in dessen Nähe alle Blumen des Glücks verwelken — er ist ein Dämon, aber durch eigene Schuld, wie es Marie ist. —"

„Du bist schmerzlich ergriffen, lieber Bruder! —"

„Sehr schmerzlich — wird vorüber gehen — hab' Vieles schon verwunden — so manchen schönen Traum — so manches Glück begraben — ei — so gibt sich eben das Leben dieser Erde — will mit Hermann sprechen. —"

Und er sprach mit Hermann. Ruhig horchte er, als der Jugendfreund ihm kund gab, daß Marie einen tiefen Eindruck auf sein Gemüth geübt, daß er auf dem Balle im Amtmannshause in Konrad's Braut das Ideal vergangener Zeiten allsogleich wieder erkannte, sich jedoch, um jeden ferneren Verkehr hintanzuhalten, unter dem Vorwande der Vergessenheit zurückgezogen habe. Er pries Marie als einen Engel, der ein Himmelreich um sich zu schaffen mächtig sei. —

„Und dieser Engel liebt Dich, Gefährte aus meinen Jugendtagen — er träumt von Dir — er lebt in Dir. —"

„Deine Braut? —" stotterte Hermann.

„Meine Braut," fuhr Konrad mit seltsamem, halb bitteren, halb wehmüthigen Lächeln fort — „meine Braut — ich glaubte, sie als solche betrachten zu dürfen — nun, wir Beide taugen nicht zusammen — sie wähnt ihr Glück nur an Deiner Seite zu finden. —"

„Unglückliche! —"

„Unglückliche — ja wohl, hoffnungsloses Sehnen ist kein Glück — und sie hofft nicht auf den, den sie liebt — sie liebt Dich, wähnend, von Dir nicht geliebt zu werden. —"

„Ich muß fort. —"

„Wie so?"

„Das Unglück haftet sich bereits an meine Fersen. —"

„Noch der alte wunderliche Schwärmer, der sein und fremdes Glück und dann das Schicksal anklagt, dessen Fluch er zu erfüllen sich brüstet. —"

„Zerstör' ich nicht Dein Glück, soll das Herz, das längst stürmisch zu pochen verlernt hat, neuerdings in hohen Fluten geh'n? Du beurtheilst mich von Deinem Standpunkte, weil Du nicht auf meinem stehst. —"

„Auf dem der Schwärmerei. —"

„Ich bin ruhig. —"

„Nichts weiter — Du liebst Marie — zertritt nicht die Blume, die für Dich blüht. —"

Nach längerer lebhafter Hin- und Widerrede griff endlich Konrad seines Jugendfreundes Hand, drückte sie bedeutungsvoll und rief: „Leb' wohl, ich weiß wie ich zu handeln habe — und hoffe, daß Du dessen, was sich ziemt und frommt, nicht minder bewußt sein wirst."

Digitized by Google

Hans hingegen unterließ es nicht, seiner ihm trotz aller Verirrungen theuern Mündel lebhafteste Vorstellungen zu machen.

Vergebens.

„Ich würde Konrad nur unglücklich machen. Ich kann ihn nicht lieben — ich habe ihn nie geliebt — es waren nur die Erinnerungen an Hermann, die durch Konrads Erscheinung mir vorgeführt wurden. Ich habe mich und ihn getäuscht. — Seit ich den Doctor wieder gesehen, ist es mir klar, daß nie ein anderes Bild mein Herz erfüllte, nie erfüllen wird. — In dem einen Gedanken, in dem einen Gefühle will ich leben und sterben. —"

„Aber wenn Du ihm, wie es den Anschein hat, gleichgiltig bist Marie! —"

„Blicken wir nicht sehnsüchtig empor nach den Sternen, von denen wir doch wissen, daß sie sich um uns nicht kümmern. —"

„Närrin," fuhr Hans ärgerlich auf — „Du bist auf dem besten Wege ins Tollhaus. —"

Marie verließ ohne weitere Entgegnung das Zimmer.

Anderen Tags erhielt Konrad ein Schreiben von Hermanns Hand.

„Es ist beschlossen — wenn der Bote diese Zeilen überbringt, befinde ich mich bereits auf der Reise. Zürne mir nicht, daß ich durch mein Erscheinen Dich in Aufregung versetzte — ich trage keine Schuld — ist's doch der Fluch des Unglücklichen, daß er rings um sich nur Unheil verbreitet. — Lebe wohl.

Hermann."

Ein bitteres Lächeln zuckte über Konrad's Lippen.

Marie vernahm Hermanns Abreise mit einer Ruhe, für welche keine Schilderung vorhanden.

„Man muß das Leben nehmen, wie es sich gibt," hub Konrad nach einer Weile an, „und sind Andere mit ihren Entschlüssen sobald fertig, will ich nicht minder säumig sein und thun, was mir gerathen däucht. —"

Begab sich in die Fabrik, ordnete Alles bis ins Kleinste und ersuchte den Besitzer um Enthebung vom Geschäfte.

Das war freilich Anlaß zu großer Verwunderung, aber weder Bitten noch Einwendungen, noch Verheißungen änderten des Mannes Sinn.

„Jeder nach seiner Weise," äußerte er gegen Hanns, „bin einmal für den häuslichen Herd nicht geboren, mein Gefährte bleibt der Wanderstecken — heute da, morgen dort. —"

„Du gehst? —"

„Uebermorgen — meine Sachen sind in Ordnung, wirst doch nicht meinen, daß ich einem gescheiterten Traum aberwitzig nachbrüte und mich an eine Stätte bannen werde, wo die äffende Erinnerung aus allen Winkeln hervorzischt — andere Luft — andere Gedanken! —"

Und er bot den letzten Scheidegruß mit klarem Aug' und festem Wort.

Marie brach in einen Strom von Thränen aus — noch lange blickte sie von der Hausflur dem Wandernden nach, dann stürzte sie sich zu Füßen des Försters: „Stoß' mir Deinen Hirschfänger ins Herz, laß mich enden!"

Das that nicht noth. — Ein heftiges Fieber warf die tief Erschütterte auf's Krankenlager und als die ersten Schneeglöcklein im Walde ihre weißen Häupter erhoben, senkte Marie das ihre zum Todesschlummer.

Digitized by Google

Cserhalom.

Episches Gedicht

aus dem Ungarischen des **Michael Vörösmarty.**

Im Versmaße der Urschrift übersetzt *

von

Faust Pachler.

Schweigend in düsterem Ernst umwallt der Geist dich der Vorzeit,
Cserhalom! und er verlangt nicht eherne Säulen zum Denkmal;
Du mit Hügel und Feld bist selber ein Denkmal des Sieges!
Noch aus eigener Kraft gebar die starke Natur dich,
Daß deine Krone doch nicht wie der Sterblichen schwache Gebilde
Sink' in vergessenen Staub; nein, daure, so lange noch Menschen
Leben, und so den Ruhm der kriegrischen Ahnen bezeuge.
Árpáds Land erlitt unter Salamon viele Bedrängniß
Doch es erzitterte nicht; in ungebrochener Mannskraft
Hielt es mit seinen Helden Stand: in den Tagen der Eintracht
Ward es zumeist nur ein Platz für die Gräber der feindlichen Heere.
Hielt wie am Mittelmeer die beiden felsigen Wächter,
Welche in Ost und West ausblicken zum Himmel, vom Tagslicht
Hier noch umhüllt, und dorten vom schaurigen Schleier die Nacht schon:
Zwischen den Riesen fährt nur ein müder Blitz in den Abgrund,
Bringt sie zum Wanken nicht und vermag sie auch nicht zu durchdringen.
Also vermochte auch nicht der donnernde Schlag der Gefahren
Árpáds Land zu erschüttern; er dröhnte nicht über die Mitte.

* Das Versmaß der Urschrift ist der daktylische Hexameter, wie wir ihn aus den Dichtungen der Griechen und Römer kennen. Die Metrik der magyarischen Sprache und jene der alten Classiker befolgen dieselben Gesetze. Dem deutschen Ohre jedoch ist gerade das unleidlich, was „die antiken Verse hauptsächlich charakterisirt und das bedeutendste Motiv ihres Wohlklanges ist, der Streit zwischen Accent und Quantität, zwischen dem Accente kurzer und der Länge unaccentuirter Silben“ (siehe W. Wackernagel's Geschichte des deutschen Hexameters, Berlin 1831. 8°), und das angeborne, noch unverdorbene Sprachgefühl des Deutschen wehrt sich gegen die Gewalt, welche seiner Muttersprache durch Voß und Platen und ihre Schule angethan wird. Goethe, Schiller, Hebbel halfen sich, indem sie, auf ihr Genie gestützt, Verse gestalteten, die von den Gelehrten und den gelehrten Dichtern als „schlechte“ bezeichnet wurden. Aber auch ihnen gelang es nicht, diesen der deutschen Sprache so sehr widerstrebenden Vers beliebt und volksthümlich zu machen. Neuere Uebersetzer, moderne Dichter haben ihr Bestes daran gesetzt, die Schwierigkeiten bei der Nachbildung des griechischen Musterhexameters zu überwinden; aber entweder mußten sie wie Voß und Platen nicht mehr anerkannte Längen künstlich geltend

Digitized by Google

Salamon damals, der junge König, schön wie der Mittag,
Zog an der Spitze des Heeres, und wie ein Segen des Himmels
Zogen mit ihm zwei fürstliche Ritter, die Sprößlinge Béla's:
László, der Streitaxt schrecklicher Held, und Géza der Weise.
Kraft und Muth und nüchterne Klugheit hielten vereinigt
Damals Wacht, und wurden dem Untergange zum Hemmniß.
Zweifelhaft ist der Verlauf der Schlachten. Zum Sajó, auf Mohács
Blicket der treue Magyar noch heut nur mit Thränen, doch welcher
Bebte, wenn er vom Kampfe vernimmt, den László gekämpft hat?
Cserhalom! Deine Höh' ist die stolze Höhe des Sieges.
Grimmer Fürst der Kumanen, wohin, Ozul, mit dem Heere?
Rückwärts geweht vom schneidenden Nordwind flattert dein Banner,
Dreimal wendet dein Roß sich um, zurück dich zu reißen.
Siehst du nicht fliegen schon den krächzenden Vogel der Puszta
Ueber dir? Um dich zu verzehren, kam er, um seinen
Hin her flatternden Jungen dein Heer zum Fraße zu geben.
Wie sie nur jagen, die Reiter; sie ahnen noch nicht ihr Verderben.
So wie der Wolf in den Schafstall bricht und würgt und verheert und
Furchtlos raubt in der zitternden Hürde, dann aber sich fortmacht:
Doch ihn erwarten mit Heulen die wachenden Hunde, es naht sich
Racheschnaubend der Hirt mit geschwungener Gabel und schreckt ihn.
Also voll Mordlust rückten sie vor. Die Gegend am Nyir blieb
Wüst hinter ihnen zurück, die reichen Gestade der Tisza
Aechzten vom wilden Gestampf; Blut schwemmte von ihnen der Strom fort.
Bihar auch sah sich verheert und vermochte dies nicht zu wehren.
Schrecklicher Tod entfärbte den muthigen Männern das Antlitz.
Sterbend klagten um sie, überströmt von heimisch verwandtem
Blut und von bitteren Thränen des Schmerzes, jammernde Greise.
Weinend lag auf zerrüttetem Bett der verlassene Säugling;
Schleppten die junge Mutter am Stricke mit sich doch die wilden
Krieger des stolzen Ozul; sie trieben Jüngling und Jungfrau
Fort, die Ketten der Knechtschaft zu tragen, nicht jene der Liebe.
Ernyei kam auch, der Greis. Sein Besitz war vernichtet; nur Einen
Wähnt' er noch sein, die liebliche, braungelockte Etelke.
Doch er ruft sie vergebens; das Echo nur bringt ihm „Etelke."
„Hätt' ich ins Grab sie gelegt, so wüßt' ich, da unten im grausen

machen und den Zuhörer durch ein Uebermaß vollkommen unrichtiger Betonungen martern, oder die Noth zwang auch sie zu einer theilweisen Nachgiebigkeit gegen die Anforderungen der heutigen Sprach- und Betonungsweise. Jene konnten höchstens die schulmäßige und schulmeisterliche Welt für sich haben, demnach einen sehr kleinen Kreis; diese dagegen eroberten noch immer nicht das Volk, die einfach und natürlich ein Kunstwerk genießende Menge. Begreiflich! Sie gingen in dem, was „die Metrik später griechischer Stubenhocker" — wie Jordan in seiner Vorrede zur Uebersetzung der Odyssee (Frankfurt a. M. 1875. 8° zürnend ausruft — als Fehler und unerlaubte Freiheit bezeichnet, nicht weit genug. Sie mußten mit ihren Halbheiten, wodurch sie weder Schule, noch Volk befriedigten, immer wieder scheitern. Der gesunde Sinn des deutschen Lesers oder vielmehr Zuhörers — denn jedes Dichtwerk sollte nur für den Vortrag berechnet werden — verlangt keinen griechischen oder römischen, sondern einen deutschen Hexameter, einen flüssigen, besonders für Erzählung passenden Vers, der jede Stylart erlaubt, den hohen wie den niederen, jeden Namen unterbringt, den „Wallenstein" wie den „Purzpichler", jedes Beiwort zuläßt, „demüthig" wie „hochmüthiger," und schließlich mit Ludwig Eichrodt (siehe dessen Aufsatz „Platen der Sprach-

Abgrund ruht sie; und hätt' mit rauschendem Wirbel die Donau
Sie verschlungen, so wüßt' ich, es jagt in den gelblichen Wogen
Schwimmend des Mädchens Gliedern der Fische gefräßiges Heer nach.
Hätt' auf dem Todbett ich ihre schöne, lächelnde Jugend
Welken gesehen, kein Zweifel würde mich drücken: ich priese
Gott, und ertrüg' es. Nun schau' ich umher, und es gibt nichts zu schauen,
Rede, und leeres Echo verhöhnt mich. All' meine Thränen
Sind nun versiegt: ich frage, lebt noch ein Gott für den alten
Ernyei oder blitzet vom Himmel die Hand nur des Zornes,
Die seine Sünden mit Feuer verzeichnete und sie jetzt strafet?"
Also klagte der Greis und schnallte die klirrende Waffe
Zitternd sich neuerdings um. Zum Kriege den König und Béla's
Ruhmvolles Söhnepaar zu entflammen, eilte hinweg er.
Trauernd und düster hallten ihm nach die verödeten Säle.
    Lagernd ruht auf dem Berg, wie schweres Gewölke, Ozuls Volk.
Unter dem Zelt, auf gesticktem Teppich, er selber. Und feiernd
Liegt ihm zu Füßen die Keule, zu Häupten das Schlachthorn; die Lanze
Trägt, in den Boden gerammt, den Kalpag; fest aber hält er
Noch umgürtet sein Schwert und die schreckliche Hand auf der Scheide.
Wild umtanzt ihn die Jugend, gibt dem Vergnügen sich tobend
Hin und legt ihre Beute vor ihn; sie singt vom verweinten
Antlitz der schönen Sclavin, vom Krieg und Ozul, dem Besieger.
Böngérs Sprößling allein kommt nicht; nur der riesige Árbocz
Säumt, zu gemeinsamer Freude auch seine Gefang'ne zu bringen.
So wie ein Aar, der die Brut bewacht in der Höhle des Nestes
Und, wie sehr auch ihn hungre, nicht wagt, sich weit zu entfernen:
Also stand er im Zelt, voll stiller Lust und Besorgniß.
Stumm wie ein Bild von Stein, und ach! mit andern Gefühlen
Stand neben ihm die liebliche, braungelockte Etelke.
Sah auf die Ebene hin, ob Staub nicht wirble vom Heere
Lászlós, ob, schwingend sein weißes Banner, ihr Vater nicht komme.
Alles aber war still; nur einzig auf Cserhalom hallte
Jubel und ringsumher davon widerhallte die Gegend.
László kam noch nicht; noch nicht in den Händen des Vaters
Wehte das Banner; doch Jünglinge kamen, Árbocz begrüßend,
Jetzt in sein Zelt und blieben dort stehn, sein Mädchen zu schauen.
Ködör, der käferäugige Ködör kam zuerst, und er sagte:

verderber" im „Salon," Leipzig 1877, Heft VI) den berühmten Daktylus „Holzklotzpflock" zwar nur als einen schlechten, d. h. schlecht sprechbaren gestattet, aber jedenfalls die bei Platen übliche Betonung solcher Worte mit dem Accente auf der zweiten Silbe gründlich verabscheut und unnachsichtlich verwirft. Mit einem Worte, der gesunde Sinn verlangt die natürliche, zur Zeit gang und gäbe Betonung, und für ihn gibt nicht die todte, sondern die noch lebendige Sprache das Gesetz. Dieses Gesetz ist angeboren und der Dichter oder Uebersetzer hat es nur in eine klare Formel zu bringen und darnach zu handeln. Er handelt darnach, indem er durch die Stellung der Betonungen dem Vortragenden das Versmaß leicht erkennbar macht und dem Hörenden immer deutlich erhält. Da nun der daktylische Hexameter sechs stark betonte Silben hat, von denen je die erste den Vers anfängt, die letzte aber mit Hilfe einer nachfolgenden ihn schließt, und von welchen Betonten je zwei durch mindestens eine, höchstens zwei weniger stark betonte getrennt sein müssen, so ergibt sich das Weitere von selbst. Es ist hiebei musikalisch, bezüglich für den Vortrag, vollkommen gleichgiltig, ob der Raum zwischen den zwei betonten Silben durch eine einzige oder zwei schwächer betonte

Digitized by Google

„Schön ist der Schwan, wenn gekommen aus weitentlegenen Landen
Ruhig er sich auf die Flut des fremden Teiches herabläßt.
Leichten Schwebens theilet er sie, und zum Spiele mit Silber-
Strahlen steigen herunter zu ihm der Mond und die Sterne.
O Sohn Böngér's! Wohl bist du beglückt! Dein Mädchen ist schöner
Und ihr Busen nicht schwärzer als es Federn des Schwans sind.
Schade nur, daß sie weint; doch, Árbocz, des trauernden Mädchens
Thränen zu trocknen beeil' dich; sie glühn, sie versengen ihr Antlitz."
Düster entgegnete Böngér's Sohn, der stattliche Árbocz:
„Hebe dich weg, Freund Ködör, und sprich mir nicht Solches; ich dulde
Niemals Scherz, bis nicht die eigene Laune mich anreizt."
Rasch ging Jener hinweg nun; doch kam statt seiner in Haufen
Wilde Jugend und Einer davon sprach lächelnd die Worte:
„Árbocz, wenn du mich liebst, laß deiner Gefangnen Gestalt sehn.
Ei, sie wendet sich ab; sie verhüllt vor uns das Gesicht sich.
Ach, wie schlank ist ihr Wuchs und dennoch wie voll, wie bezaubernd!
Leicht wie die Welle die kleinste Bewegung! Heiße sie sprechen,
Koste mich auch der Goldstücke zehn jedes Wort; nur mich ansehn
Mach' sie, und danken soll dir dafür mein prachtvoller Bogen."
Wieder kam Einer und sprach, das Mädchen erschauend: „Du bist wohl
Närrisch, Árbocz, hier nicht zu jubeln; ein Weilchen nur laß mich
Ruhn in dem Schatten des braunen Gelockes, und lauter zu jubeln
Schwör' ich, als hätt' ich um Perlen hundert Meere geplündert."
Kam ein Dritter und redete also: „Schwatzt nicht so Vieles;
Selber verdien' ich mir's, ein zierliches Wort ihr zu sagen.
Wohl daran that die Jungfrau, die Füße nicht auch zu verhüllen
Sind sie ja doch, als wenn sie bestünden aus Schaum und ich wäre
Nur zu glücklich, daran mit der Lippe rühren zu dürfen.
Möge nur Árbocz mir nicht die Spur ihres Fußes versagen,
Die sie vielleicht allhier in dem reinlichen Sande zurückläßt;
Allsogleich grab' ich sie mir auf die Fläche des Schildes und trage
Kämpfend durch alle Theile der Welt sie weiter, ein Mädchen
Suchend, das einen zu dieser Fußspur passenden Fuß hat."
Dember jedoch war am kühnsten, des Czika kraftvoller Sprößling:
Blondes Gelock auf den runden Achseln, die Wangen geröthet,
Hohen, gewaltigen Wuchses, die Blicke gleich spitzigen Dolchen,
Stürmisch raschen Gefühls, und flammend für's Schöne und Große.

Silben ausgefüllt wird. Unwillkürlich theilt die Stimme des Vortragenden die Tacte dennoch gleichmäßig ein, indem sie nach Bedarf die Zwischenraumsilben in ein richtiges Verhältniß zu der ersten bringt, ja sogar zwei Zwischenraumsilben zu einander, unbekümmert, ob von diesen die frühere oder die spätere minder oder gleich schwach betont sei. Der vorherrschende Rhythmus des Gedichts gibt dem einzelnen Verse die Vorschrift und im Verlaufe des Vortrages wird dem Vorleser die Einhaltung gleichmäßigen Tonfalles so zur Gewohnheit, daß er gar nicht mehr gegen die Natur des vom Dichter gewählten Verses lesen kann. Einzelnes, und zwar Vortreffliches hierüber, sowie auch sonst über dichterische Nachbildungen sagt Jordan in der erwähnten Vorrede. Er sagt es als Praktiker von eben so viel Uebung als Ruf, und beweist die Richtigkeit seiner Behauptungen thatsächlich auf jeder Seite seiner Odyssee-Uebersetzung. Aber das Princip solcher Hexameter stellte schon vierundvierzig Jahre vorher W. Wackernagel in der genannten Schrift auf, wo er pag. IX sagt: „Es geht einmal nicht; so schön es wäre, wenn wir echt antike Verse machen könnten, wir vermögen es nicht: geben wir's auf." Und pag. 45: „Wir haben

Digitized by Google

Der flog hin und sah dem Mädchen ins Antlitz und staunte;
Und er sagte, als wiederum Sprache die Lippen gefunden:
„Árbocz! Büßen läßt dich der Himmel, den Du beraubt hast,
Oder Dein Mädchen raubte vom Himmel sich selber die Schönheit
Und nun büßet sie hier. Keine Sterbliche war ihre Mutter,
Milch ihre Nahrung nicht; von Düften lebte sie oben.
Windhauch hielt sich ihr fern; die Wangen badete Frühroth
Ihr im Thau, und weil schöner die Wangen noch sind als das Frühroth,
Darum allein ist dieses vor Scham zum Purpur geworden.
Schau' nur die Augen! Was ist dort Irdisches? Wenn in der Sonne
Mitte hinein ich den schwärzesten Punkt der Mitternacht setzte,
Kaum nur vergleichbar wär' er dem Glanz ihres offenen Auges.
O, sprich Árbocz, sprich, und ich bete herunter das Frühroth,
Bete herab die Sonne um sie, und Alles vom Himmel,
Was dort strahlt, und laß es dir hier; sie selbst ist mir Sonne!"
Also er; aber schwere Sorgen und Schmerzen bedrückten
Sie, die trauernde Jungfrau; doch mit gezogenem Schwert stand
Árbocz nun zwischen den Beiden und sprach aufbrausend vor Aerger:
„Seid ihr noch Mehrere da, und was wollt ihr mit eurem Geschwätze?
Hab' ich euch etwa gestört im Vergnügen, daß all dies Geschnatter
Ueber mich herfällt und meinem Ohr keine Ruh' will vergönnen.
Hebet euch weg, denn Zeit ist's wahrlich, daß ihr euch weghebt,
Und wer etwa noch sonst mit spielendem Wort sich heranwagt,
Dem wär's besser, er wär' als Blinder und Stummer geboren,
Weil ich ihn selbst blind mache und stumm, und dies auf der Stelle."
Sprach's, und es wichen zurück die Jünglinge vor seinem Zorne,
Dember schlug auf das Schwert. Und kaum noch zu Ende war Jener,
Kam der stolze Ozul, und ersah das Mädchen, und sagte:
„Traun! nicht grundlos im Zelt verweilt Freund Árbocz; ein Schätzlein
Hat und hütet er da. Vernimm denn, Jüngling, mein Wort. Gib
Mir das Mädchen; ich biete dir Zeje dafür, meine Tochter;
Sängerin ist sie, und strahlt wie am Himmel der glänzendste Stern, und
Zarter ist sie als Thau, und hielt keinen Mann noch umfangen.
Schlachtrosse geb' ich dir auch, fünf junge, kräftige, rasche,
Reich mit Sattel und goldener Decke versehen; und willst du
Sonst noch etwas, bereit ist dein Feldherr, dir es zu geben."
Flugs entgegnete Böngér's Sohn, der stattliche Árbocz:
„Ehre und Dank dir, Ozul, du Siegreicher, daß du mir Zeje

uns bereits oben ausgesprochen, daß die einzig mögliche Art, antike Versmaße in neuhochdeutscher Sprache nachzubilden, diejenige zu sein scheint, wo an die Stelle der antiken Längen accentuirte Silben, an die Stelle der Kürzen unaccentuirte treten." — Dieser Ausspruch Wackernagel's war dem Uebersetzer von „Cserhalom" leider nicht bekannt, als er vor fünfundzwanzig Jahren seine Arbeit unternahm. Aber während derselben und je mehr er das Muster Platen's nachzuahmen versuchte, desto mehr gerieth sein rhetorisches Gewissen in Widerspruch mit den Ueberlieferungen und Anweisungen der Schule. Nichts natürlicher daher, als daß er sich höchlichst freute, in Wackernagel's Buch späterhin seine eigenen Ansichten ausgesprochen zu sehen, und endlich von Jordan in mannigfachen Aufsätzen und namentlich in der Vorrede zur Odyssee-Uebersetzung die eigenen Erfahrungen bestätigt, ja in dieser selbst ein schlagendes, nachahmungswürdiges Beispiel zu finden. Dadurch glaubte er sich zweifach gerechtfertigt, wenn er die Arbeit Zeile für Zeile wieder durchgehe und die Versification vollständig umändere.

Digitized by Google

Bietest, dein eigenes Kind, zum Gemal, mir letztem von allen
Helden im Streite. Jedoch vergib, unmöglich für Árbocz
Ist es, von diesem Mädchen zu scheiden, es hängt ihm das Herz dran.
Wessen du sonst noch erwähnst, wohl ist es fürstliche Gabe:
Aber wenn all deine Renner beflügelt auch wären vom Sturme,
Läg' auch auf jedem, als wie aus dem Sternenhimmel geschnitten,
Funkelndster Hüllen-Pracht — das Alles gälte gering mir
Gegen dies Mädchen! Doch findest du feig mich im Kampfe, dann führ' es
Ruhig nach Haus, und spanne mich selbst als Pferd an den Wagen."
Árbocz schloß, und zur Antwort gab ihm dieses sein Feldherr:
„Wahrlich nicht klein ist dein Stolz, ich kann dich, Árbocz, nicht hassen.
Harren nur will ich, wie du im Kampfe bestehest, und zeigst du
Feigheit, so schlag' ich dich todt, und des Mädchens Gemal wird mein Roßknecht."
„Nie!" rief Árbocz und schlug vor den Augen Ozul's auf sein Schwert, und
Ingrimm trieb ihm mit Macht das Blut in die schrecklichen Augen.
Aber es wandte Ozul sich um, und die Jünglinge folgten.

Also vergnügten sich diese, indeß schon das Volk sich erhob und
Rings schon Ernyei's Horn im ganzen Land widerhallte.
Brausend heran mit dem Königsheer zog Salamon; László
Kam, der mächtige; Géza kam, und stürmende Schaaren
Brachen voll Rachgier auf nach Bihars verwüsteter Grenze.

Árbocz beruhigte sich, als er Niemand mehr sah, ihn zu reizen.
Leichte Gewänder warf er, ein Tigerfell auf den Schild hin,
Trocknete sanft die Thränen des Mädchens und zog es zum Sitze;
Aber zu Füßen ihm saß er selber und redete Trost ein.
Endlich öffnete jetzt den Mund die rosige Jungfrau
Und die Luft trug spielend den lieblichen Klang ihrer Stimme:
„Held! Dich zeugte ein Vater so stark als mild; und den Morgen,
Da dich die holde Mutter gebar, den röthete Freude:
Niemals kränktest du mich, noch läßt du mich kränken von Andern,
Daß mir so deine Güte den Schmerz der Gefangenschaft lindre;
Drum auch, so oft ich knieend zu Gott mein Flehen erhebe,
Schließ' ich dich immer und immer in mein vertraulich Gebet ein,
Daß deiner Waffen Schärfe, wohin du auch gehst, man erfahre
Auf dem Gefilde der Schlacht, und dein Tod noch zögre, zu nahen.
Hierher nur komme du nie: jag' eher die säugende Löwin
Oder den Drachen des Südens auf, als des dreifach gezackten
Gipfels gebietenden Herrn und der fruchtbaren Hunnia Völker.
Ruft er, so stehen sie alle auf, mit ihnen die Jugend,
Und es erbebt kein bräutliches Herz, der Kämpfer zu denken.
Da gibt's keinerlei Macht, worüber die ihre nicht siegte,
Gibt's keinen stürmenden Lauf, dem nicht voran der ihrige stürmte.
László, der fürstliche Held, der schreckliche Schwinger der Streitaxt
László allein schon mißt sich mit ganzen Schaaren und sieget.
Árbocz, ich weiß, daß das Volk Ozuls dem Verderben geweiht ist,

Digitized by Google

Und du verfluchst mich vielleicht, sowie der Tod dich umfasset,
Weil ich von keiner Gefahr sprach, da ich doch nahend sie wußte.
Deßhalb sag' ich: Entweich'! Entfliehe, so weit du nur flieh'n kannst;
Denn wenn dich Eserhalom nicht zusammt den Deinen verschlingt, hier
Trifft euch Salamons furchtbare Macht und wirft in den Staub euch.
Komm, o komm, und geleite zur Burg mich des Vaters: vielleicht steht
Harrend er dort und zerrauft sich um mich voll Trauer das Grauhaar.
Komm! Und du wirst es sehn, wie er weinend bei unserem Anblick,
Weinend, dir danket, daß du die Tochter ihm wieder gebracht hast.
Was nur zu tragen, das wirst du nehmen dürfen als Lösung.
Reich dann kehrest du heim, und strauchelt dein Roß auf dem Wege
Ueber die großen Hügel von Leichen, und fliegen die satten
Vögel nur mühsam weiter, dann bebst du und rufst in die Nacht hin:
Was für ein Volk hier lagert? Doch Niemand gibt Antwort. Ozul nur
Wirst du erblicken, dem in das blutige Antlitz der Mond scheint.
Segnend dann wirst du der Tochter des greisen Kriegers gedenken
Und voll Grames dahinzieh'n über das Grab deines Volkes." —
Ungern aber vernahm dies von der Gefangenen Árbocz.
Dennoch drängte zurück den Zorn ins empörte Gemüth er,
Suchte des Mädchens Blick zu begegnen und sagte erwiedernd:
„Schöne Etelke, sprich, weßhalb erzählst du mir Träume?
Weißt du denn nicht, daß Worte den Krieger nicht schrecken? Der Männer
Braucht es, der metzelnden Waffen dazu; dein Drohen jedoch, wie
Schmeichelt es mir! Wohl möchte die Rose sich selber verhüllen,
Aber sie kann's nicht, denn junger Sonnenschein wärmt ihr den Busen,
Thauschwer zittert ihr Blatt, es umweht sie kühlender Thalwind:
Mehr nur erheitert sie sich, und mehr nur lächelt die Knospe.
Also möchtest auch du die Stirn verdecken mit Wolken,
Doch nur heiterer wird sie; du brächtest die bräunlichen Brauen
Gern in Falten, allein sie ziehen sogleich, wie ein leichter
Regenbogen vor südwärtsstrebender Sonne, zurück sich.
Düster und traurig möchtest du sein, doch lächelnde Reize
Wachen ob deinem Gesicht; es verbergend bist du noch schöner.
Höre darum, und wisse, wozu dich Árbocz bestimmt hat.
Nimmer erreichen uns deine Heimatgenossen; sie sitzen
Fröhlich im kühlen Gemach und lauschen dorten dem Schlachtlied.
Mancher trinkt auf das Wohl des Gefährten, nicht ahnend, er trinke
Ihm den Todespokal; denn dessen er dachte — ist nicht mehr!
Wir indeß, wir stürmen von hinnen, und wenn eure Helden
Dann auch kämen, so mögen den Westwind, welcher nach rückwärts
Wehet, sie schlagen, oder den Schatten, der durch die braune
Dämmerung huscht und vor ihnen zu Riesengespenstern sich ausreckt.
Uns aber finden sie nicht, und Dankbarkeit wird sie erfüllen
Weil unser Pfeil nicht auch sie zu erbärmlichem Tode dahinstreckt.
Ich jedoch, ich entführe nach Osten dich hin auf ein Eiland;
Flötender dort ist die Nachtigall, es ist grüner der Hain dort,
Sanfter wehet der Wind und herrlicher funkelt der Himmel,

Digitized by Google

Und auf den Zweiglein reifen dort Aepfel von edlerem Wohlschmack.
Dorthin von hier gelangt kein einziger Vogel; der Adler im Fluge
Stürzt ermattet dorten herab, es verschlingt ihn die Tiefe:
Hart ist der Weg auch für Menschen; von Hunderten wandelt ihn Einer.
Komme nur, den du genannt, der schreckliche Schwinger der Streitaxt,
László, heran und entvölk're dein Land — er geht ins Verderben,
Und mit dem Heere nährt' er die Ungeheuer des Meeres.
Sieht ihn des Abgrunds Fisch versinken in glänzender Rüstung,
Rasch dann stürzt er auf ihn und nähert mit Wonne der weichen
Schönen Gestalt den geöffneten, menschenverzehrenden Rachen.
Du nur trauerst vielleicht, doch vergeblich; es kommt deine Spröde
Vor meiner Kraft zu Fall: drum besser, du wirfst an die Brust dich
Mir und erfreust meine Jugend durch deines Herzens Geschenk nun.
Und nicht umsonst verlang' ich mein Glück von dir zu empfangen;
Was du auch wünschest, du kannst von mir es erhalten; in deiner
Macht liegt's jetzt, ob du Magd, ob Gattin willst werden für Árbocz."
Also sprach er mit List, damit sie der Heimat vergesse
Einzig nur sein gedenke und ihn alleinig nur liebe.
Thor! In der Ebene schon erglänzten die Waffen, es hob sich
Staub, und es wallten voran schon die flatternden Banner der Helden.
„Auf, ihr Krieger!" so scholl's aus dem Munde des stolzen Ozul nun,
„Auf, ihr Krieger!" so scholl's auf Cserhalom überall nach jetzt.
Heulend erhoben sich nun die Kumanen mit rasselnden Waffen,
Árbocz traf's wie ein Schlag und er blickte umher voll Erstaunen.
Wie aus dem Schlummer geweckt von erderschütterndem Donner
Sprang er auf: die lieblichen Bilder alle verschwanden,
Die er geträumt; und ins pochende Herz ihm senkten sich finst're
Sorgen, and're als die um beneidenswürdige Liebe.
Hastig erschien sein Waffenträger mit Lanze und Schlachtroß.
Und es verließ erschreckt seinen Sitz auch das liebliche Mädchen;
Wie es sich freue, verhehlte es nicht; es schluchzte vor Freude.
Aber es nahm der eilende Árbocz das Weinen für Trauer,
Trug voll Stolzes das Haupt, und entbrannt von heftiger Kampfslust
Sprach er mit rauhem Ton, vergessend früherer Milde:
„Weine nur zu; denn die du dort siehst, sie eilen zum Tode.
Weine; zum letztenmal jetzt; nach der Schlacht erwarte mich fröhlich."
Sprach's, und schwang sich aufs Roß, und mischte sich unter die Reihen.

Von zwei Seiten zugleich schallt Hornruf, klingen die Waffen.
Wirbelnd folgt in den Lüften der Sturm mit wildem Gebrause
Und der vereinigten Klänge Gewirr trägt pfeifend er weiter.
Oben wettert Ozul; wild jagt sein Hengst hin, der falbe.
Hier zu den Rotten gewandt, dort ordnend die Schaaren, erweckt er
Schlummernden Grimm und schreckliche Mordgedanken: und alle
Freude verstummt nun. Auf Cserhalom wogt es und dröhnt es,
Blitzt's wie ein eiserner Kranz von heereschreckenden Männern.
Aber Etelke im Kreis des Verderbens erbebt wie ein Blümchen,

Digitized by Google

Zagende Lust im Gemüthe wechselt mit traurigem Hoffen,
Kann doch ihr Blick nicht hinab durch die Reihen der finsteren Krieger.
Knieend wirft sie sich hin und fleht zu den Himmeln um Gnade.
Soll denn verloren sie sein, und ihr Bitten umsonst und ihr keuscher
Leib zerstampft von den Rossen dieser wilden Gesellen?
O ihr Himmel, erhört ihres Schmerzes Ruf. Um die Heimat
Fleht sie; euer Geschenk, ein Sterblicher soll es nicht rauben.

Ha! Was brauset heran? Welch Volk naht unten im Sturme?
Eisen die Männer, ein Bakonywald die Menge von Speeren,
Und nicht Pferde, gespensterhaft fliegende Drachen die Träger.
Gleich als führten sie mit das ganze weite Gefilde
Regt sich der Boden und schickt seinen Staub als Klage zum Himmel.
Sie sind da, die staubige Wolke verdünnt sich und legt sich:
Mannen, stärker wie Eisen blinken entgegen, und grauser
Noch als der Bakonywald die vielen Speere; das Schlachtroß
Schäumt, das ungezähmte, und grüßet, die auf dem Hügel
Stehen, mit Wiehern, und spitzt die emporgerichteten Ohren.
Schaut; des Panthers herrliches Fell mit den goldenen Spangen
Dorten vorn, wer trägt's? Und den schmucken Kalpag von Marder,
Wo zwischen großen schimmernden Perlen der Reigenbusch flattert?
Er wirft kühn seinen Adlerblick auf die Schaaren Ozuls hin,
Die schon fertig zum Kampf. Er ist noch Jüngling, doch jetzt schon
Dunkelt der edle Flaum ihm der Mannheit; es blüh'n auf dem Antlitz
Schönheit und Kraft; das Herz gehoben von großen Gedanken
Nahet er mit Würde sich doch und sprengt einher vor den Schaaren.
Er! Wer sonst als des dreifachgezackten Hügels Gebieter?
Er ist's! Kraftvoll gibt er dem falben Rosse die Sporen,
Und dies schüttelt die Mähne stolz und berührt den Staub kaum.
Tieflands Fohlen, geboren von sturmbefruchteter Mutter,
Lief's auf der Haide Gebiet mit der leichtesten Luft um die Wette.
Jetzt war's kampfesgewohnt und es trug ein eisern Gebiß nun.
Bis in den Himmel flög' es auf dunkelgeballtem Gewölke
Rasch und leicht, wie es ist: doch Salamon würde nicht stürzen,
Denn seine Seele trachtet nach Großem und kennt keine Grenze.
Ernyei sprengt, der Greis, hinter ihm in geringer Entfernung.
Ernyei, den noch ein spätes Geschlecht mit Achtung wird nennen.
Kampfesbereit ist der Held, doch schmerzt ihn der Kampf mit Verwandten,
Traurig der Vater, doch freut er sich über die Einung der Heimat,
Und zieht voller Vertrau'n seinem Herrn, dem König, zur Seite.

Neben dem weisen und würdigen Greis der Jüngling, wie schön! Ach,
Nähme nur der nicht von Leidenschaft Rath an oder von Bosheit,
Mogyoród tränke nicht Blut von Verwandten, und Trauer nicht käme
Ueber die Grenze durch Luft, die geruht hat auf Todtengebeinen.
Aber wohin gerath' ich? Schweigt, ihr Gefühle des Schmerzes!
Schaaren, des Sieges nur kundig, seh' ich sich nahen; ich sehe

Digitized by Google

Veszpréms und Tolnas verwegene Schaar, die Blüthe von Zala,
Die von der Donau erblick' ich im Aufruhr, Weißenburgs Kinder,
Weißenburgs, damals noch stolz auf den heimischgeborenen König,
Seh' ich mit hochgeschwungenen Lanzen. Jene von Nyitra
Kommen zunächst. Es zieht ihr Führer gar ernst an der Spitze;
Schimmert er selber nicht, so läßt er doch schimmern die Waffe,
Und dem Beschlusse des Himmels vertrauend die irdische Macht, führt
Voller Entschlossenheit zwar, doch vorsichtig klug er zum Kampfe.
Ehr' ihn und beug' dich, Magyar, vernimmst du den Namen:
Géza ist's, der ältere Sohn des siegreichen Béla,
Der, wenn sein Volk nur gewinnt, gelassen und gerne zu Grund geht.
Nun mit den kupfernen Keulen kommen des blutigen Theißlands
Und des verwüsteten Bihars Völker; es flattern die Pelze
Schwebend im Winde nach rückwärts; schweigend brennt in den Augen
Rachgier; Cserhalom sucht und das Heer ihr sprühender Funke.
Doch was zögert das Lied, auch László darunter zu nennen?
László, den fürstlichen Ritter, den göttlichen Mann unter ihnen,
Der seinen siebenbürgischen Braunen, den schweren, zum Sprung hetzt?
Nicht ist er irdisch begeistert; im reinen, jungfräulichen Herzen
Lebt der allmächtige Gott und der kostbare Ruhm seines Volks ihm.
Beide, in ruhiger Zeit ihn führend, lenken im Kampf ihn.
Nicht wie ein Blitzstrahl oder ein Windsturm geht er ins Treffen;
Nein, wie der Herr des Himmels selbst, wenn dieser hernieder
Stiege, mit menschlicher Wehre gegen die Bösen zu kämpfen.
Schon auf dem Antlitz strahlet die ganze Größe der Seele,
Viel verlockender noch durch die Reize der kräftigen Jugend.
Seine Gestalt erscheint nicht geschaffen, um zu vergehen:
Schön ist sie, hoch und schlank; zwei Felle zottiger Löwen
Fallen ihm über die Schultern, auf breiter Brust in einander
Hakend mit dickem goldenen Haft; auf dem Schilde zu seh'n ist
Pommerns Held, wie durch Béla's Hände zerschmettert sein Haupt sinkt
Béla steht aber gewaltig vor ihm mit erhobener Lanze,
Und für ihn seufzt, sein harrt schon die zarte Tochter des Königs,
Hält schon die Hand, und in der Hand schon den Kranz ihm entgegen.
Aschfarb bedeckt ihm der Schatten des wehenden Baumes den Kalpag,
Sporen, gewichtige, schimmern an fransenumgebenen Stiefeln
Und in der Rechten das schreckliche Beil zuckt blitzend im Kreise.
Ihn nun erschaut Ozul; es erbebt das Volk auf dem Hügel
Stutzend; erschrocken fragt es: Wer ist denn hier dieser Kriegsmann,
Groß, schlank, der mit den Schultern hoch über Alle emporragt?"
Wie, wenn der Gott der Gewässer aufsteigt, erst sich die mächt'ge
Brust zeigt, und dann schaut er umher auf den Wellen: so ragte
László hoch über Alle empor mit den Schultern, und wenn er
Rings die Blicke versandte, dann überschaute er Alle.
Kräftiger Knappen drei, sie folgten mit mancherlei Waffen,
Einer trug ihm den Bogen nach und im Köcher die Pfeile
Enggepreßt, ein Andrer die Keule, die stürmenden Spieße.

Digitized by Google

Dann kam, einzig beschwert mit der großen Lanze, Kelendi.
Früher ein Stamm, deß buschiges Haupt in den Himmel geragt, auf
Dessen Zweigen die Vögel genistet: ist jetzt ans behau'ne
Ende geklemmt der weithinleuchtende mörderische Stahlspitz.
Mühvoll mit beiden Händen, und das schwer, schwingt ihn Kelendi;
Béla's ruhmvoller Sohn erhebt ihn leicht schon mit Einer.
Der ist ein Sohn Alt-Ungarns noch: o freut euch, ihr Enkel,
Endlich vom Kampf, den László's Arm gekämpft hat, zu hören.

Die drei Führer treten zusammen; die stürmenden Schaaren
Halten voll Unmuth an; nicht anders beruhigt die Fluth sich,
Welche den Sturm noch verhehlet, an den Gestaden des Meeres,
Glanz überfliegt ihren Spiegel, doch fühlen darunter die Fische
Glühende Hitze und tauchen zum schlammigen Grunde der Perlen;
Aber der weise Steurer umgeht den Glanz schon von Weitem,
Zu der gefahrlosen Bucht mit leichtem Segel enteilend.
Sieh' da erhebt sich ein Rauschen, es wirbelt das wilde Gewoge
Schwarz nach oben, das Meer wirft Hügel empor und eröffnet
Finstere Tiefen, es ruft mit Geheul seine flossigen Kinder,
Und mit entsetzlichem Brausen stürmt es bis an den Himmel;
Unterhalb können des Abgrunds grause Bewohner nicht ruhig
Werden und heben mit Zittern das Haupt aus den kreisenden Wirbeln.
Schwarz umzieht der Himmel sich da, der Sonnenschein flüchtet.
Also beruhigten diese sich zwar, doch lag in der Helden
Antlitz noch der verholene Zorn und das mördrische Wesen.
Gleich nach dem Zeichen zum Angriff brach schon des Mordes Gewalt aus.
Ueber den halben Hügel herab war der stolze Ozul kaum,
Als schon platzregengleich von den Bogen der streitenden Völker
Rasselnde Pfeile flogen, den Raum zwischen ihnen beschattend.
Furchtbar war's, nicht schädlich zugleich: vor die stäubenden Hufe
Fielen sie matt und verloren dahin, von der mächtigen Sehne
Sandt' auf den stolzen Ozul nur László ein tödtlich Geschoß ab.
Es flog fort, und schimmernd traf es das Roß in den Vorhals.
Stöhnend brach mit Ozul der erschrockene Renner zusammen,
So, daß jener sich kaum erhielt und mit weit ausgelegter
Spitze die Lanz' in den Boden stieß, um in's Thal nicht zu stürzen.
Als seine Krieger dies schauten, eilten sie hin voller Schreckens.
Salamon aber verlor die Geduld und rief: „Auf den Hügel!
Jetzo hieher, wer ein Held, auf den Hügel folg' er dem König!"
Wer nun ginge da nicht? „Ins Grab mit dem, der zurückbleibt,"
Rufen die Jünglinge lärmend, und folgen ihm um die Wette.
Ernyei nur spricht: „Eilen wir nicht ins Verderben, mein König;
Hier ist der Hügel zu steil; es gibt einen ebneren Weg noch."
„Steil für Feige, doch nicht für der großen Gebirge Gebieter."
Also der junge feurige Fürst, und sprengt mit dem leichten
Rosse zugleich weit vor; kaum kommen ihm nach seine Schaaren.
Jetzt aber stürmen herab mit Geheul die Kumanen. Es fliegen

Digitized by Google

Spieße zu Hunderten her; es dröhnt von getroffenen Schilden.
Salamon selbst, im Sattel, erschrickt, die Jünglinge fallen.
Sei es darum. Es entmuthigt ihn nicht, er setzt das Gefecht fort.
Schon zum Schwertkampf kommt's, und des jungen magyarischen Königs
Schwert blitzt Allen voran. Es würden entkommen ihm Viele,
Könnten sie nur noch sich wenden; sie fallen knirschend, verwundet,
Und ihr zertretener Leib rollt hemmend unter den Hufen.
Jetzt naht Árbocz; ihn treiben Liebe wie Ingrimm zum Kampfe.
Vere sinkt vor seinem gewichtigen Arme, und Szondi;
Der sammt dem Roß; er entgeht kaum schrecklichem Tode; ihn raffen,
Dicht in die Spur sich drängend, seine Genossen vom Boden.
Schon wirft Árbocz die Lanze nach Salamon, und die Entfernten
Beben vor Schreck: da bricht der greise Ernyei schnell vor,
Und von des Königs Brust hält ab er die tödtende Lanze.
Meistens zu Fuß nun entspinnt sich der Kampf; seinen Angreifer suchend
Rings, dringt Salamon weit, weit vor mit dem mordenden Stahle.
Doch schon mit Ernyei kämpft er und schlägt dem greisen und edlen
Krieger ins Antlitz mit dem zerhauenen Schaft seiner Lanze.
Dorthin stürmt nun der König, die Jünglinge rasen hierauf nach:
Aber der eiserne Arm der Kumanen verhindert's, und lange
Wird für die Kämpfenden sein der kurze Weg auf die Höhe.

Géza vermeidet ihn jetzt, seiner Leute wünscht er zu schonen.
Einen zwar längern, doch sicherern Weg auf den Hügel erwählt er:
Eisenumschient und im Viereck gedrängt folgt nach seine Heermacht.
Nicht Ein Hinderniß, welches er nicht überwände. Voran sprengt
Opos der Kühne, und kaum vermag er den Grimm zu bezähmen.
Fort möcht' er, stürmen, fliegen, und doch nicht verlassen den Feldherrn.
Weich' ihm von ferne schon weit aus, Kind der Fremde, von fern schon!
Unbarmherzig im Drang der Gefechte ist seine Stärke
Und seinen schrecklichen Händen entkam noch keiner lebendig.
Schnell im Galopp auf die Heermacht sprengt eine Schaar: es erdrückt sie
Langsam, doch kraftvoll Géza, der Weise, und rückt immer vorwärts.
Opos, der Kühne, bereits ist bedeckt vom Blut der Erschlagnen.
László hält in der Mitte Stand, Ozul und sein Heer sind
Gänzlich umzingelt. Es greifen die beiden hitzigen Feinde
Rasselnd sich dreimal an. Es heult der sieghafte Ingrimm
Gräßliche Töne, und jämmerlich wehklagt rings die Bedrängniß.
Waffen klingen und brechen, es dröhnen die Schilde, die erz'nen
Hörner schmettern, an Luft fehlt's, all diesen Kriegslärm zu tragen.
Cserhalom stöhnt unter mordendem Volk; auf dem Abhang zerstampfen
Eisenfüßige Rosse den Kampfplatz: Staub will empor, doch
Blutig und niedergetreten klebt er am blutigen Grase.
Blitzgleich flieget und trifft nun Ozul auf dem dröhnenden Hügel.
Nicht an Einem, er fällt an hundert Orten das Heer an.
Hier bald und dort bald glänzt seine Waffe; die nahenden Feinde
Wirft er oftmals zurück, und ermuthigt die eigenen Krieger.

Digitized by Google

So wie der Wind verwirrend hinjagt über das Schilfrohr,
Rühren und regen sich rings sein Spieß und sein Schwert; mit der Keule
Schmettert den Feind er zusammen; wohin er auch gehe, da kommen
Lärm und Gewaltthat mit; dort tobt der verderblichste Kampf. So
Rückt denn nur langsam Salamon vor. Noch entfernt, an des Berges
Fuß kämpft Géza, doch László naht mit gefärlicher Streitmacht,
Und es verlegen die Krieger von oben vergebens den Weg ihm.
Leichtbewaffnete stürmen voraus. Die Spieße geschwungen
Wirft mit den Seinen entgegen sich László, und haufenweis fallen
Jene unter den Spießen; wild kommt Cserge ihr Führer,
Der, wie ein Baum auf dem Hügel, mit hohem Banner hervorglänzt.
Zweimal auf László wirft er den Speer; beim dritten Mal trifft er,
So daß entsetzlich der Schild erdröhnt; den Speer aber ziehet nun László
Wieder heraus und schleudert im Sturme zurück ihn auf Cserge.
Cserge fällt durch sich selber; es fährt ihm sein eigenes Eisen
Krachend ins große Stirnbein; plumpend stürzt er herunter:
Und mit den leeren Sattel entflieht voll Trauer sein Schlachtroß.
Béla's ruhmvoller Sohn dringt vor, und mordet und jagt schon
Auch den anderen Trupp. Und tobend folgen die Krieger
Seiner verheerenden Art, und es flieh'n die Kumanen vor ihnen.
Sieh, und wieder ein Führer, in schwarzes Eisen gekleidet,
Läßt seinen Hengst gegen László sprengen, der ruhige Kobut.
Längst Held, bringt er Verderben, zwar langsamen Geistes, doch viele
Kraft noch in den gealterten Armen. Ihm klirrt auf dem Leibe
Schrecklich der Panzer: Der Renner Lászlós bäumt sich empor, und
Kobut bedroht ihm bereits den Leib mit der Spitze des Spießes.
Ja, er verfehlt ihn auch nicht, doch wiederum bäumt sich das Roß auf
Und in die Weite verliert sich der Spieß. Nun säumt er nicht länger,
Wendet sein Roß anjetzt, und weit weg flieht er von László.
Aber das seinige spornt nun László, das schreckliche Beil nun
Hebt er zum tödtlichen Streich; doch nicht mehr zu treffen ist Kobut;
Fort ist er, sprengt in der Ferne dahin, und dem Rosse die Sporen
Gebend, zielt er auf László's Gesicht mit erhobenem Spieße.
Der wirft Alles von sich, und erfaßt mit geöffnetem Linken
Jetzo den schlanken Spieß und zieht damit Kobut zu sich hin.
Mit seiner Rechten fällt sein mächtiges Beil auch auf Kobut
Nieder, wird großentheils schartig am eisernen Helm und zersplittert.
Kobut taumelt jedoch und rasselnd stürzt er beim nächsten
Streiche herab, die grauen Locken mit Blut überquollen.
Béla's ruhmvoller Sohn ersah es und sagte: „für seine Gefährten
Kämpfte der Greis so kühn, nun sind ihre Leichen sein Lager.
O, zertretet ihn nicht mit den Füßen, ihr Söhne von Bihar!
Der kämpft nimmermehr; des Begräbnisses harrt er im Staube."
Sprach's, und die Jünglinge wichen vom Leichnam zurück des Gefall'nen.
Er aber warf das Beil, das zersprungene, weg, und Kelendi
Trat mit der großen Lanze vor ihn. Die dritte der Schaaren
Wird schon von László verjagt. Seine Lanze fürchtend vermeiden

Digitized by Google

Ihn die Kumanen und fangen mit den ihn Umgebenden Streit an.
Wiederum kam von den Führern Einer, der stürmische Dember,
Czika's gewaltiger Sproß; nicht ihm, seinem Volk nur entgegen,
Und unter Bihars Söhnen streift er mit blutigem Stahle.
Wider den zieht László, um abzuschneiden die Flucht ihm.
Dember vernimmt seinen Ruf, doch wendet er nicht; immer weiter
Drängt die Streiter des Thals vor sich her ein stürzender Bergstrom.
Mitten hinein sich zu werfen in die verwüstenden Schaaren
Zaget er nicht, er meidet, er flieht nur den schrecklichen László,
Vor deß Lanze die Bahn er sich bricht über tapfere Krieger
Aber umsonst. Dort kommt er genaht schon. Und Blässe des Todes
Liegt auf des Jünglings Gesicht, er fühlt zum erstenmal Schauder,
Wendet sich zwar, doch bebt ihm das Haupt und am Kalpag die Feder.
László inzwischen kommt mit der Lanze furchtbar heran und
Brausend durchschneidet sein stürmisches Nah'n die erbebenden Lüfte.
Alle Kumanen rufen nun Dember zu; in Bereitschaft
Stellt uer sich, weckt mit dem alten Hochmuth auch seinen Ingrimm,
Und schon zum Wurfe hebt er den Spieß; Fürst László jedoch fängt
Auf mit dem Schilde voller Geschick den stechenden Spieß, hebt
Furchtbar zugleich empor seine sausende Lanze, und stößt so
Den ins Genick getroffenen Dember herunter; und der Arme
Stürzt zusammt dem Pferd sechs Ellen tief in das Thal hin.
Bei der gewaltigen Arbeit taumelt das Roß unter László,
Bricht zusammen, und ächzend verhaucht es den Rest seines Athems.
Schön ist's, steht der noch junge Baum auf südlichem Gipfel;
Sonnenschein sucht ihn; säuselnd liebkost die Luft seinem Laube,
Und in dem thauigen Schatten des Stamms verstecken sich zarte
Blümchen zur Kühlung: Doch plötzlich braust ein Sturm wider ihn und
Reißt ihn heulend im wirbelnden Kampf heraus mit der Wurzel.
Dann verschmachten die jungen Blumen im Sonnenschein alle
Und durch die welken Blätter säuselt voll Trauer der Südwind.
Schön und strahlend, o Dember, warst du auf dem mächtigen Berg auch:
Jetzt aber, hingestreckt von dem Stoß eines Stärkeren, liegst du
Dort mit verstümmeltem Leib, wohin du zu plündern gekommen,
Und dich bewillkommnen bald die Würmer des blutigen Staubes.
László besteigt ein anderes Pferd, und es meiden voll Schauders
Seinen zum Schrecken gewordenen Arm die geschlagenen Schaaren.
Ortos, der vierte der Führer, traut seiner Zukunft nicht mehr, und
Flieht. Umsonst! Er versteht nicht zu meiden die Lanze. Den Rücken
Trifft sie, es muß der Magen die tödtende Spitze verschlingen.
Gibt's noch Einen, der's wagte, sein Schwert auf László zu zücken?
Ihr, die der Mittag noch an geraubtem, verhohlenem Gute
Freuen sich sah, wo seid ihr? Wohin gekommen, ihr kecken
Streiter? Wer kämpft noch mit Béla's Sohn um den Nachruhm?
Niemand! Nur Flucht noch ist ihre Rettung; die letzte. Ozul zwar
Kämpft noch. Es fallen noch durch seinen Arm lászlóische Krieger.
Kaba fällt, und, das Licht seiner Augen verlierend, Zavartag,

Digitized by Google

Und des gewaltigen Kurzán Sproß, der gewaltige Dombi.
Kalló kam und schwang die angekettete Keule
Rasch wie im Wirbel umher, und weithin flog sie, zermalmend
Schlug sie den tödtlichen Knauf hinein in der Fliehenden Rückgrat.
Jetzt nun ersah er Ozul, und der rasselnden Kette vertrauend
Bracht' er ans Haupt ihm fürchterlich nah die treffende Keule.
Aber auch diesen, dem Schlag durch leichte Wendung entgehend,
Stieß Ozul in die Brust und durchschnitt ihm das Herz in der Mitte.
Alsbald wankte der Held, seine Keule fiel auf ihn selber
Und ihre Kette umwand seinen Hals. Und wieder nach Kalló
Stieß nun Ozul, und stieß ihn herab. Für dich, meiner Heimat
Heiliger Boden starb er. Nicht klagend starb er, bedrohend.
Dieses ersahen die Flüchtigen nun; sie liefen mit Brüllen
Zu auf Ozul, der mit zornig rollenden Augen sie anfuhr:
„Seht, eine Schanze mach' ich aus Leichen. Fliehet ihr dennoch?
Ist's euch um's Leben? Hieher denn! Hier vor mir ist noch Leben.
Um kommt jeder, der flieht; ihn holt der Tod auf der Flucht ein."
Sprach's und ihm folgten die Helden, die Seele wieder gekräftigt.
Neuerdings kam's nun zum Kampf. Der Geist der Verzweiflung entsetzte
Selbst die Sieger. Gleichwie im tiefen Abgrund der Hölle,
Wo wild heulend die Söhne des Teufels einander verfolgen,
Also war hier um Ozul das Getob seiner kämpfenden Krieger.
Den nun erblickte der fürstliche Ritter; er wich ihm nicht aus, sprang
Mitten hinein mit gezogenem Schwert und hochmüthig rief er:
„Komm doch heran, du stolzer Feldherr, oder ergib dich!"
Und den gesammten Grimm seiner Schaaren im eigenen Herzen
Kam, sich brüstend, Ozul. Wie ein mähniger Löwe der Wüste
Stürmt' er auf László ein und schlug den Schild aus der Hand ihm.
Der schlug aber zurück, und mit furchtbarer Kraft auf einander
Treffend erfüllten anjetzt ihre Schwerter mit schrecklichem Klirren
Weithin die Luft. Die Feurigsten selbst erbebten voll Schauders.
Auf ihre Häupter hin senkten sich finster die Schatten des Todes.
Und hätt' jemals ein Sterblicher László können bezwingen,
So war's jener. Gewohnt an Siege traf in die linke
Schulter der Schlag ihn Ozuls, und es strömte sein Blut auf die Brust hin.
Schon zum Gegenschlag machte die Hand sich László's bereit, doch
Sah es Ozul, wich aus, und, zugleich sein blitzendes Schwert mehr
Seitwärts haltend, wollt' er zu neuem Angriff sich richten.
Doch drauf wartete László nicht, er kam ihm zuvor, und!
„Freu' meines Blutes dich nicht; dein Haupt dafür bring' ich der Heimat,"
Rief er und ließ, an Stärke dreimal Ozul übertreffend,
Fallen zugleich auf das riesige braune Haupt seine Streiche.
Nicht in des Sturmwinds Faust kann mächtiger treffen ein Schlachtschwert;
In zwei Theile zerschnitt es das Haupt und ging bis aufs Brustbein.
Mit dem zerspalteten Haupt aber fiel auch der Körper Ozuls hin;
Und, den stolz er betrat, dem gleicht er, dem häßlichen Staube.
Seine Genossen ersahn's und schauten nie eine Schlacht mehr;
Rings um den Leichnam fielen sie, bitter sich grämend, im Kampfe.

Schon war siegreich Cserhaloms steile Höhe genommen.
Salamon drang schon, gebadet in Blut, hinauf bis zum Gipfel,
Hoch in der Hand ein erobertes, glänzend wehendes Banner.
Nur, was er thut, das läßt noch den Herrn des Reichs dich erkennen.
Alles an ihm ist zerhau'n, nichts kündet von außen den König.
Hier auch entflieh'n die Kumanen, und dort auf der anderen Seite
Steht mit der rings sich zerstreuenden Schaar schon Géza, und Opos
Lebenvernichtende Keule schmettert herab auf die Häupter.
Jetzo wohin? Kein Weg, keine Zuflucht, vor ihnen Leid und
Hinter ihnen: die Nächsten gefallen in schrecklichem Tode!
Árbocz, nachdem er den traurigen Ausgang vernommen, auch Árbocz
Floh, vor Ernyei und auf den Armen hielt er anjetzt die Gefang'ne.
In der Gefahr zum Wilden geworden, hört er kein Bitten
Und sein Gesicht war nicht wie zuvor mehr lächelnd in Liebe.
Eifersucht lag darauf und des Herzens verzehrender Kummer.
Jetzt sah Niemand mehr die flehenden Blicke des Mädchens
Zitternd und schluchzend flog sie dahin auf dem schäumenden Renner,
Wind riß wild an den Locken, zerriß ihr die Kleider, und eisern
Drückte des Helden Arm ihren gramvoll pochenden Busen.

László, schon oben, sprang vom Pferd, zu verbinden die Schulter.
Doch, wie nun Árbocz mit dem gepeinigten Mädchen vorbeiflog,
Warf er auf ihn einen schrecklichen Blick, beendigte seiner
Wunde Verband, und bestieg sein Roß. Der fliehende Árbocz
Hörte den kommenden Hufschlag. „Ha, dich sollt' ich verlieren,
Neidisch vergönnte das Schicksal dich nicht meinen Armen, Etelke?
Lieber verderben will ich, und du, du sollst es noch früher."
Spricht's, schaut rückwärts und sieht schon auf halbe Weite des Speerwurfs
Hindernißlos den Verfolger mit blitzenden Waffen herannahn.
Noch einmal treibt er sein Pferd, und voll Bitterkeit drückt er das Mädchen
Fest an die Brust und eilet dem letzten Kampfe entgegen.
Mehr und mehr schon wächst das Getöse. Dem Haupte schon naht sich
Lászlós Schwert. Doch zeitig noch schlägt Árbocz dawider
Und so wendet sein Eisen vom Haupte den mördrischen Schlag ab.
Jetzo verspürt ein Erschlaffen das Mädchen, und aus der Umarmung
Springt es behende herab. Und Árbocz dieses bemerkend,
Kämpft wie ein Leu, dessen Lager der Jäger dieses Revieres
Ueberfiel. Eine tödtliche Flamme, blitzet sein gutes
Schwert durch die Luft, und kommt der Brust Fürst László's gar nahe.
Gleich als wollte er dort ein Lager sich richten auf ewig,
Müht er sich ab; ihn locket die Tiefe, wohin zu gelangen,
Wo mit dem Eisen das Herz auszureißen ihn lüstet, dasselbe
Herz, das dem Mädchen, so glaubt er, gehört, sobald er gefallen.
Wüthender war sein Kampf als verderblich. Die Burg war von Eisen,
Die er berannte; mit schrecklichem Klirren gab sie ihm Antwort.
Nicht einen Augenblick ruht die Rechte des mächtigsten Helden,
Drängt ihn, bedeckt ihn mit Wunden, bis er ermattet und endlich

Digitized by Google

Wie ein erschüttertes Haus zusammenbricht auf dem Sattel
Und aus bezaubernden Wünschen der Tod den Stürmenden fortführt.
Aber der Siegende selbst stand fest, und vom kampfmüden Rosse
Sprang er herab auf das Blutfeld. Das Mädchen stürzte zu seinen
Füßen und jubelnder Ruf entfloh den dankenden Lippen.
László jedoch erhob die Zitternde gnädig vom Boden.
Auf seinen Arm sich stützend und Árbocz Leichnam erblickend
Rief sie, aus edlem, warmen Gemüth den Gefallnen beklagend.
„O, wenn ich, die zum Dank Verpflichtete, etwas erfleh'n darf,
Schenke die Leiche mir, ich möchte den Todten begraben.
Nie war er unfreundlich; mit den schönen Worten der Liebe
Lag er zu meinen Füßen, anstatt mein Gebieter mein Sclave.
War's vielleicht sündhaft und strafbar, daß er zu rauben gekommen;
Nun, er hat ausgelitten: am kleinen rauschenden Bach dort
Senk' ich ihn ein, und stecke dazu die bewimpelte Lanze.
Rosen des Ostens pflück' ich, mit Sträußen aus Blumen vom Ufer
Schmück' ich sein Grab. Da mögen sie dann verwelken, wie er auch
Welkte auf erschütternde Art in den Tagen der Jugend."
Dieses vernahm der Fürst und neckend sagte er jetzo:
„Doch was bestimmt zur Belohnung wohl Etelke dem Sieger!
Hat sie auf Cserhalom nicht auch ihm ein Blümchen zu weihen,
Dem, ob welken es mag, entsprießen ein schöneres könnte?"
Fremd war's ihm, daß er schön, und das Herz verlockte sein Reden.
Sie betrachtete ihn und senkte voll Schreckens die Blicke.
Wieder zurück auf die Lippe fiel ihr das Wort, der Gedanke
Starb noch im Geist, Scham brannte auf den erröthenden Wangen.
Und als noch immer der siegreiche Held mit Lächeln auf Antwort
Wartete, sprach sie also mit weicher, bebender Stimme:
„Fürst! Erst heißt es, den Todten die Leichen-Ehren erweisen
Ihnen die Kränze der Trauer weih'n aus welkenden Zweigen,
Doch im Gemüth mit lebendigem Dank den Lebendigen ehrend
Nennen wir dann auf den Knie'n den geliebten Namen des Siegers."
László sah ihr Erröthen anjetzt und neckte nicht weiter.
Gleich dem lieblichen Klingen der reinen Glocke, so tönte
Zart ihm ins Ohr die gestammelte Rede des Mädchens, und drang ihm
Tief in sein Herz; doch befreiten ringende große Gedanken
Bald sein Gemüth von der leichten Herrschaft seiner Empfindung.
Dennoch ins schöne Aug' ihr zu schauen wagte er nimmer.
Da nun der Lärm sich verzog, erhob er das Haupt, das nur Siege
Krönten, und schaute umher; doch ließ er die Fliehenden fliehen.
Stumm und milde zu ihrem Vater bracht' er Etelke
Und in die kriegrischen Arme schloß der Alte die Tochter,
Warf aus dem Herzen jede bedrückende Sorge, und sagte,
Seinen in Thränen schwimmenden Blick zum Himmel erhebend:
„Was doch, o Himmel, rief wider dich meine Zunge für Klagen!
Aber du strafst nicht, du hast mit Leid und Lust mich gesegnet,
Und nur zu reinerer Lust gelang' ich nach all diesem Leid jetzt.

Digitized by Google

Nicht ein vereinsamtes Alter mehr hab' ich, denn du bist bei mir und
Süß durchhallt deiner Stimme Klang die verwüstete Wohnung."

Jetzt brach ringsum herein die Zeit der Wonne. Geraubte
Jünglinge stürzten und Jungfraun jetzt auf ihre Verwandten
Und von den Wangen der Krieger flossen die Thränen der Freude.
Nirgends mehr wogt Kampf. In kalter, furchtbarer Ruhe
Schlummern die stürmenden Helden. Sogar der Wind nicht erregt sie.

Nun aber, schreitend in schweigender Herrlichkeit, kommen bei ihnen
Die drei Sieger zusammen. Voll Staunens seh'n sie einander,
Denn es hatte die Schlacht getrennt gehalten sie alle.
Lang war der Weg, des Todes Weg zwischen ihnen gewesen,
Und von der Hand des Krieges trugen sie schreckliche Zeichen.
Jetzo vereinigt, und mit dem Volk auf die Kniee sich werfend
Brachten in Siegesgesängen dem Herrn sie laut ihren Dank dar.

Sie, die so viel Tod nicht ermüden gekonnt und der Kriegssturm
Nicht überwand, sie sanken hinab in den Abgrund der Zeiten,
Selbst ihre Asche könnten die Lüfte nimmermehr finden.
Aber noch steht der Hügel, nach vielen Jahrhunderten herrschet
Hier, bekränzt mit blutentsprossenem Grase, der Ruhm noch.
Niemals vergesse der Ahnen, so oft ein Sohn uns'rer Heimat
Hinwallt, und uns rufe er nach aus freierer Seele:
Cserhalom, deine Höh' ist die stolze Höhe des Sieges!

Paul Gyulai in seiner im Jahre 1864 besorgten Ausgabe der „sämmtlichen Werke" Vörösmarty's theilt mit, der Dichter sei durch Karl Kisfaludy auf die Schlacht von Cserhalom aufmerksam gemacht worden, welche Thuróczy in seiner Chronik und zwar mit derselben romantischen Episode, die hier poetisch ausgeführt wird, erzählt. Auch die deutsche Chronik Heinrich Muglen's bringt sie, jedoch mit der kleinen Abweichung, daß das Mädchen den Kumanen mit dessen Beil erschlägt, während er mit László kämpft, dadurch wird sie die Retterin ihres Retters. Wie aber auch immer die Sache sich zugetragen haben mag, dieses Ereigniß bildet noch heutigen Tages das Wappen der Dobokaer Gespanschaft in Siebenbürgen, wo Cserhalom unweit des Dorfes Kerlés (Kirieleis) liegt. Die nächste Poststation ist Somkerék.

Daß im Ungarischen cs wie tsch, cz wie z, s wie sch ausgesprochen wird, dürfte bekannt sein. Minder, daß ein accentuirter Selbstlaut in dieser Sprache zwar wohl die Silbe lang, aber nicht im deutschen Sinne betont macht. Sajó und Mohács klingen daher trochäisch; ebenso das zweisilbige Bakony.



Muckerl der Taubennarr.

Lebensbild aus dem Böhmerwalde

von

Josef Rank.

1.

Nicht Jeder hat einen Verstand zu verlieren, der sich klug und weise dünkt; und nicht Jeder hat ihn schon verloren, von dem es heißt, daß der Weisheitsvogel unter seinen Stirnhaaren ausgeflogen!

Das hat sich recht gezeigt, als der Muckerl* aus Losheim noch am Leben war und sich mit der Welt auseinandersetzen mußte.

Der Muckerl . . .

Wird Der sich wundern, nach mehr als vierzig Jahren wieder im Buch des Lebens aufgeschlagen zu werden!

Ich seh' das Schiebfenster eines Hinterstübchens im Jenseits öffnen und Muckerls Kopf herausfahren: — „Ein schönes Paar Tauben?" fragt er, da er nicht anders denken kann, als daß von schönen Tauben die Rede ist, wenn sein Name auf Erden genannt wird!

Ja, Muckerl — von Tauben wird die Rede sein, von schönen Tauben — den schönsten Tauben, die Du je mit Entzücken im Fluge beobachtet oder gefüttert oder sorgsam unter der Jacke zum Mütterchen nach Losheim getragen hast; — aber auch von Dir wird die Rede sein, Muckerl — nach mehr als vierzig Jahren, wo dein Andenken schon in alle vier Winde zerstoben ist, selbst bei den Wenigen, die so glücklich waren, Dich noch persönlich zu kennen.

Du lächelst? Ein leises Weh zuckt um Deine Mundwinkel? . . . Verstehe.

Daß Du von Dir immer bescheiden gedacht hast, das können wir Alle redlich bezeugen; — und daß Du von Verehrung und Bewunderung, die Dir die Welt gezollt, nicht viel gewahr geworden, das sagt ja das

* Johann von Nepomuk.

Digitized by Google

Zucken Deiner Mundwinkel deutlich genug; — es bedeutet ja doch nichts Anderes als ein spätes Weh' über die herbe Art und das jäh-summarische Verfahren, als sie Dich auf dem Häckselboden im Stroh gefunden, mit Grauen von der Rebschnur gelöst, zwischen vier ungehobelte Bretter gelegt, bei Nacht und Nebel davongetragen und in eine ungeweihte Ecke des Kirchhofs verscharrt haben! . .

Das kannst Du mit Recht nicht verwinden.

Lebtest Du heute — es käm' vielleicht anders . . . Wenigstens schießt man sich heute todt, daß es kracht — und am Begräbnißtage geht es zu wie beim glänzendsten Hochzeitsfeste! Die „Entreprise des pompes funèbres" stellt Reihen von Galawagen; Conductenführer die schwere Menge, in Gold und Silber, mit Fackeln und Kerzen, geben dem Todten die Ehre, auf dem schönen Metallsarge liegt die goldgestickte Uniform, Sturmhut oder Ritterhelm, die Gärten im Umkreis sind förmlich ausgeplündert zu Kränzen auf den Sarg — darunter auch Lorbeerkränze . . . die sollen den Ruhm des Tages besonders bezeugen . .

Siehst Du? Es wär' vielleicht anders jetzt — ob auch für Dich? . . Du lächelst wieder; wirst etwas blässer; ziehst den Kopf zurück und schließest das Fensterchen . . . hast Recht; — man kann nicht wissen; — sicher ist sicher . . . Jetzt hast Du abgelegt die Schlacken der Erde, abgebüßt, was etwa der Himmel an Dir übel vermerkt hat; Du hast Dein Sicheres; für Wohnung, Kost (wenn Du auf derlei Tand noch was gibst) ist gesorgt; Dein irdischer Anzug ist gewendet, frisch gebügelt und mit himmlischem Glanz für die Ewigkeit hergerichtet; — selbst die Zipfelmütze haben sie Dir gelassen, wie ich sah . . hast Recht; schließ' das Fenster; ich will Dir schriftlich senden, was ich erzähle, dann kannst Du's still für Dich im Extrastübchen lesen und Niemand braucht zu seh'n, wie Du vor Freude erröthest oder vor Weh' mit der umgekehrten Hand über die Augen fährst . .

2.

Weißt Du, Muckerl, wann und wo ich Dich zum ersten Male kennen gelernt habe?

Auf dem Nikomedimarkte; Du hast frisches Getreide hingefahren, auch bald verkauft und dann die Pferde beim blauen Stern eingestellt. Wie Du vom Stalle her in die Schänke trittst, heißt's von vielen Seiten: „Der Muckerl!" Die Einen heben die Gläser auf und rufen: „Ich bring' Dir's!" Die Anderen schieben die Gläser entgegen und sagen: „Thu' Bescheid!" Es waren vollwichtige Bauern darunter, mit schweren Geldgurten um den Leib, es hat mir recht gefallen, daß sie einem Knechte so viel Ehre geben; bald hab' ich aber gemerkt, daß es nicht überall richtig war mit dem freundlichen Wesen. Der Eine hat bei seinem Gruße den Mund etwas schief gezogen, der Andere hat mit den Blicken geflunkert, da er Dir das Glas hinschob und wie Du dankst und eilig durch die Stube hinfegst und wieder verschwindest, geht ein „Gehedel" los — Du kennst ja das Lachen, das nicht gerade bös, aber glimpflich ehrenrührig ist! . . Mein Vater, der mich mitgenommen und das Alles gesehen hat, schüttelt den Kopf und sagt: „Sie sollten's nicht

Digitized by Google

thun, so brave Menschen soll man nicht hänseln, hat doch Jeder seine kleine Narrethei, er hat's eben nur mit den Tauben!" . .

„Wo dient er jetzt?" frag' ich.

„Beim Pangraz im Zwiselhofe; er wird aber bald zu unserem Nachbar kommen, der hat auch einen Stich in's Taubengraue!"

Wie ich noch eine Weile so frag' und mein Vater antwortet, wird auf einmal ein Aufhebens gemacht in der ganzen summigen Stube, Alles drückt sich an die Fenster nach dem Marktplatze zu und ruft halb lachend, halb verwundert:

„Da hat er ja wieder ein Paar! Ei, und der Tausend — ganz etwas Nagelneues! Die ganze Fabriks-Inspectorin von hinten, wie sie soeben vorbeigegangen!"

Viele lachten jetzt über den Vergleich; Einige eilten vor das Thor, um das merkwürdige Taubenpaar näher zu sehen; — Du hast ihrer Neugierde aber nicht Stand gehalten, Muckerl, hast die eine Taube, die Du draußen einigen Kennern gezeigt, wieder unter die Jacke verborgen und bist unter'm Marktgedränge verschwunden . .

Bei dem Rufe: „Wie die Fabriks-Inspectorin!" hat selbst mein Vater lächeln müssen.

Wir hatten vorhin die Inspectorin auch vorübergehen seh'n, sie hat ein „schneeleicheteweißes" Kleid angehabt, darüber eine schwarze Spitzenmantille und über den Kopf ein eben solches Spitzentüchlein, das den Nacken kaum erreichte. So viel wir an der flüchtig gesehenen Taube merken konnten, war sie sozusagen auch weiß gekleidet, der lange Schweif konnte ganz wohl als weißer Schleppenauslauf betrachtet werden, aber über die Schultern, wenn man so sagen darf, quer unterm Halse, schien auch ein schwarzer Schleier zu hängen, der, spitz zulaufend, den Rücken bis gegen den Schweif, und rechts und links die Schultern — daß ich sage — den oberen Theil der Flügel bedeckte; — und — weil man einmal die Frau Inspectorin nicht mehr aus dem Spiele lassen kann — muß hinzugefügt werden, daß der Taube auch über den Kopf bis gegen den weißen Hals hinab ein schwarzes Spitzentüchlein zu hängen schien! — Ich habe später oft solche Damen durch die Logengänge der Theater rauschen hören und zugesehen, wie sie in den Logen die schönen Spitzenschleier abgethan; — Dein ganz gleiches Taubenpaar, Muckerl, hat das aber gar nicht nöthig gehabt, es hat den wunderschönen Putz (was sind Brüsseler- und Erzgebirger-Spitzen dagegen!) Tag und Nacht nicht abgelegt und ist selbst — werde nur nicht traurig, Muckerl — in voller Kleiderschönheit später in den Tod gegangen! . . .

3.

Ja, wenn man berühmt ist, Muckerl, wie Du es bald nachher geworden bist, da weiß man freilich nicht, wie und wo überall man heimlich beobachtet wird!

Ich habe Dich öfter gesehen und belauscht als Du Dir hast träumen lassen: von unserer Dachlucke aus oder hinter dem Nachbarzaune hervor oder auf freiem Felde, wo Du mitten in Deiner Arbeit manchmal stille gehalten und Deinen Taubenzauber ausgeübt hast!

Digitized by Google

Taubenzauber . . . Ja, so habe ich gesagt. Oder wär' es was Anderes gewesen, wenn ein Flug Tauben vom Dorfe her über Dir weggezogen in prächtigem Schwunge, sich dann gewendet und wieder gewendet — und über Deinem Kopfe Kreise gezogen hat, als wollte er einen Heiligenschein zeichnen, bis Du, vor Entzücken mit ganzem Gesichte lächelnd, sachte zu pfeifen anfingst, bald langgezogen und etwas wehleidig, bald kurz und lustig — besonders aber in Trillern, wie ich seitdem nicht mehr habe pfeifen hören . . . Da ist es gewesen, wie unter einer Gewitterwolke, wenn der aufsteigende Rauch zum Theil von unsichtbarer Macht gedrückt und niedergedrückt wird; — ein Theil des Taubenfluges löste sich vom anderen, senkte sich tiefer und tiefer und ließ sich endlich vor Dir, hinter Dir, neben Dir nieder, trippelnd, die Köpfe gestreckt, freudig mit den Flügeln schlagend . . . Es waren Deine Treuen, die Du hegtest, pflegtest, nährtest auf Kosten Deines Lohnes, wie im Dienstvertrage ausdrücklich festgesetzt war . . . Aber nicht lange — einige langgestreckte vielsagende Töne Deiner Lippen — und es kamen auch diejenigen Tauben herab, welche noch Kreise zogen und nicht ganz sicher waren, ob es erlaubt sei, sich bei Dir auch zu Gast zu laden!

Jetzt wimmelte und flatterte es um Dich, an Dir hinauf, über Dir weg und wieder herunter, daß Du manchmal gar nicht sichtbar wurdest; — Deine Nächsten und Liebsten schienen zeigen zu wollen, was Du ihnen bist und flatterten Dir auf die Schultern, gegen die Brust; — Deinen hechtgrauen Tauber aus Breitenstein sah ich einmal gar auf Deiner Zipfelmütze sitzen mit ausgebreiteten Flügeln, wie man auf deutschen Helmen die metallenen Adlerflügel sieht — und das stand Dir gar nicht übel, Muckerl, denn es zeigte an, daß zu Allem ein Heldenmuth gehört, wenn man unter gewöhnlichen Menschen ein aparter Mensch ist und es nicht der Müh' werth findet, vor den Leuten ein Hehl daraus zu machen . . .

Wie uns das freute, wenn Du dann, in Erkenntlichkeit für diese Taubenliebe, in die tiefe und breite Tasche griffst und goldene Körner streutest für die eigenen und fremden Gäste! — Ging's doch von Deinem wohlverdienten Lohn — und Deinem Hofbesitzer war gar nicht bange um die paar Minuten Zeit, die Du auf dem Feld mit dieser Speisung Deines Völkleins verlorst, wußte er ja zu gut, mit welchem Fleiß und Eifer Du das Versäumte immer wieder hereingebracht hast! . . .

Und nun erst die Fütterung zu Hause, im Nachbarhofe!

Wie schade, daß es damals noch keine Lichtzeichner gab, wie jetzt; sie hätten mit ihrem einäugig-glotzenden Guckkasten neben uns hinterm Zaun stehen und ein getreues Conterfei von Dir abnehmen können! Es wäre ein schönes Angedenken, Muckerl, Dich leibhaftig zu seh'n, wie Du dastehst, ein schlanker, kräftig aufgeschossener Bursch, in der Landestracht, mit der weißen Zipfelmütze auf dem Kopfe, die, wie der Himmel mit Sternen, mit zahllosen Täubchen in Roth bedruckt war; — ein schönes Angedenken wär's, Dich so in Deinem Glücke, Deiner Glorie zu seh'n: das blasse, hübsche, schmächtige Gesicht etwas aufrecht, und das hellblaue Auge glückselig musternd auf das lustige Gethu' und Geſluder ringsum gerichtet! . . .

So habe ich Dich noch gesehen, Muckerl, am Tage vor Deinem Abschied, vor Deinem bitteren Unglück und Tode; — o, daß es mir nicht erspart ist, davon zu reden, darüber zu berichten! . . .

Digitized by Google

4.

Es war am Dreifaltigkeits-Sonntag; die „Frühmesser“ waren aus der Kirche heimgekehrt, die zum Hochamte Trachtenden waren erst unterwegs dahin . . .

Muckerl hatte sein Theil Gottesdienst in Sicherheit gebracht, stand um acht Uhr im Hofraume des Nachbars und lockte und fütterte sein buntes, auserlesenes Taubenvölklein; es ging zu, wie immer, lustig und lebhaft, aber es dauerte nicht so lange. Muckerl hatte etwas Besonderes vor, hatte Eile; — er zog sich auch langsam gegen den Stall und an der Mauer hin nach dem Häckselboden zurück, leiser und leiser pfeifend — endlich mit einem kaum mehr hörbaren Triller schließend . . .

Wir hatten ihm aus dem Nachbargarten zugesehen und eilten nun auf den Boden des Elternhauses, um durch die Dachlucke dem weiteren Verlaufe der Dinge zuzusehen; denn wir wußten aus früheren Beobachtungen, was Muckerl in solchen Fällen vorhatte; — und richtig! Wir hatten uns kaum in unserm Observatorium aufgestellt, als aus der rückwärtigen Dachseite des Nachbarhofes ein Kopf auftauchte, Muckerls Kopf, und in eigenthümlich veränderten Tönen sein Pfeifen wieder begann. Der hechtgraue Tauber mit den glänzenden Federn am Halse und den schwarzen Flügelrändern war der Erste auf dem Platz; er mußte überall dabei sein und postirte sich beobachtend auf der höchsten Kante des Daches. Ihm folgte ein Paar schneeweißer Tauben, dann ein Paar blaßblauer – und nun kamen die Beiden mit den Spitzenmantillen und den Spitzentüchlein um den Kopf. — Auf diese hatte es Muckerl abgesehen, das merkten wir gleich; gegen sie hin richtete er sein Locken und Pfeifen besonders und ihnen entgegen warf er auch die Körner, die auf dem flachen Dache ruhig liegen blieben. Das „Spitzenpaar“ ermangelte nicht, die Aufmerksamkeit wohlgefällig zu vermerken nnd es kam vertraulich dem Spender der Körner entgegen, bis gegen die Dachlucke zu, endlich bis an den Rand derselben und blickte, den Kopf rechts und links wendend, neugierig nach dem dunklen Bodenraume hinab, wohin sich Muckerl langsam zurückgezogen hatte. Als aber das leise Pfeifen und Locken noch nicht endete, schwang sich plötzlich das Paar ebenfalls in den Bodenraum hinab — und war dort bald in liebevolle Gefangenschaft gerathen, man hörte kaum etwas von flatterndem Widerstande . . .

Damit war für unsere Neugierde ein neuer, wichtiger Moment gekommen.

Wir eilten vom Dachboden herunter, durch den Hofraum nach dem Fahrwege oberhalb der Häuser — und brauchten gar nicht lange zu warten, als Muckerl, hastig ausschreitend und strahlend vor Vergnügen, erschien; er hatte über die Zipfelmütze den Sonntagshut gesetzt und trug unter der Jacke an der linken Brust, sachte gehalten und sorgsam verwahrt — das wahrhaft vergötterte Taubenpaar — „die Inspectorinen von hinten!“ wie es bereits vom ganzen Dorfe genannt war . . .

Muckerl hatte Winke erhalten, daß es heimlich im Anschlage sei, ihm das kostbarste Paar seiner Tauben wegzufangen; — das war aber nicht der alleinige Grund, weßhalb sich heute Muckerl auf den Weg machte, das Taubenpaar in Sicherheit zu bringen. — Unserem Forscherauge war es nicht

Digitized by Google

entgangen, daß sich im Verbande des Taubenpaares ein Familienereigniß vorbereite und in solchen Fällen pflegte er — natürlich nur mit Berücksichtigung seiner besonderen Lieblinge — das Ehepaar zu seiner alten Mutter in Losheim zu bringen, die, wie Muckerl selbst, eine rührende Pietät und Schutzfreudigkeit während des Brütens entfaltete . . . Muckerl pflegte dann, so oft er konnte, und wenn es auch nur für kurze Augenblicke war, nach Losheim zu eilen, sich um die Fortschritte des freudigen Ereignisses zu erkundigen und den glücklichen Abschluß der Dinge am nächsten Sonntage mit einem kleinen Festessen zu feiern . . . Das Mütterchen hatte nur zwei Dinge, die sie in ihren alten Tagen noch freuten: ihren Sohn und die Tauben, die er ihr zur Pflege überbrachte; und Muckerl hatte ebenfalls nur zwei Dinge, die ihm über Alles gingen: sein Mütterchen und seine Tauben, besonders jene, die er seinem Mütterchen zur Pflege übergab.

Bei dem Freudenfeste, das sie immer nur ganz allein feierten, ging es keineswegs geräuschvoll zu. Das Mütterchen, das vor Alter mit dem Kopfe wackelte, sah zwischen dem Essen schweigend und selig nach seinem Sohne und nach der glücklichen Taubenfamilie, und Muckerl sah zwischen jedem Bissen, den er aß und jedem Trunke, den er that, mit dem ganzen Gesichte lächelnd, auf die alte Mutter und auf das glücklich vollbrachte Werk der Täubchenwerdung — und wenn die Zeit des Abschieds kam, reichten sie sich an der Hausthüre freundlich die Hand; das Mütterchen blieb an dem Thürpfosten lehnen und sah ihrem Muckerl kopfschüttelnd nach und Muckerl — je schärfer er losschritt, um rechtzeitig seinen Diensthof zu erreichen, desto lebhafter trachteten seine Gedanken zurück zur Mutter und zur jungen Familie seiner Neuvermählten — wie die Kerzenflamme um so schärfer zurückschlägt, je schneller die Kerze fortgetragen wird . . .

Und so eilte Muckerl auch an jenem Morgen wie mit Siebenmeilenstiefeln zu dem Mütterchen, um ihr die kostbarsten Lieblinge zur Pflege und Wartung zu überbringen; — wir haben ihn niemals rascher und glücklicher von dannen eilen sehen . . . Aber . . . war's möglich, muß ich noch heute fragen — daß so Etwas kommen konnte — kommen durfte? . . .

Muckerl . . .

Hast wahrhaftig recht, wenn Du heute noch zusammenzuckst und mit der umgekehrten Hand über die brechenden Augen fährst! . . .

5.

Es war am Morgen nach jenem Dreifaltigkeits-Sonntage. — Auf einem Hügel oberhalb Nesseldorf hatten sich Männer, Weiber und Kinder gesammelt, die voll Neugierde und Schauder nach dem Buchenwalde sahen, hinter dem alle Viertelminute ein Kanonenschlag die Luft erschütterte; es war seit Menschengedenken wieder ein Manöver dort und wer nicht Zeit oder Lust hatte, dabei zu sein, horchte wenigstens in der Ferne dem menschenmörderischen Donner der Geschütze.

Es war ein Moment, wo der Stern des Ansehens alter Männer wieder leuchtete, die es erlebt hatten, wie zur Zeit der Napoleonischen Kriege einmal auch, wie heute, hinter jenem Walde Kanonendonner rollte und plötzlich, nachdem die Unseren nach dem Grundsatze: „Der G'scheidtere gibt nach“ sich

Digitized by Google

zurückgezogen hatten, am Waldesrande eine blaue Linie sich bildet, die breiter und breiter wird und endlich, wie ein Ameishaufen rührig, bis in's Thal herab und in die Ortschaften reicht, so daß man Nichts mehr sieht, als Himmel und Franzosen! . . .

„Hinten haben wir noch einmal angepackt," erzählte der blattersteppige Lixl-Thomas, damals Grenadier gewesen, „aber vorne sind sie uns durchgewischt und herunter da in die Dörfer und festgenistet darin, und eh' man sich's versah, war Alles ausgefegt und gebrandschatzt!"

„General Wurmbrandt ist zu spät gekommen, der hätt's verhüten können," sagte der alte Stadl-Hannes mit dem eirunden Gewächs am Ohr.

„Ja, das ewige Verspäten, das ist unser Unglück immer!" riefen Mehrere verdrießlich.

„Grad' vierzehn Tage früher ist der General Pranislavotitsch hier durchgekommen, mit dem Befehle, die Franzosen aufzuhalten, koste es, was es wolle!" erzählte Einer voll Aerger. „Lassen sie sich denn halten?" ruft er, da man ihm sagt: es wär' mit einem Schnellmarsche um den Wald herum gethan, dort lägen die Franzosen und könnten weggefangen werden wie räudige Schafe! „So was läßt sich morgen besser machen," sagt er, „heute halt' ich sie nur fest im Auge" — und macht Rasttag in Altmarkt! — Anderen Tags hat Niemand mehr gewußt, wo die Franzosen bei Nacht und Nebel hingekommen!"

„Darum hat ihn auch Erzherzog Karl schneller abgesetzt, als er jemals einen Marsch genommen!" sagte der alte Sägemüller und faßte eine tüchtige Prise zwischen die Finger.

„Ja, Erzherzog Karl! Wenn's nach Dem gegangen wäre! Der hat's recht im Sinne gehabt! Wo Der war, ist's auch zusammengegangen!" rief der alte Garnen-Weber . . . „Wir sind eben trotz Krieg und Kriegeszeiten damals auch im Gäu herum — verdienen hat man müssen! — Wie wir nach Dambach kommen, heißt's: Erzherzog Karl ist da mit seinem Hauptquartier; er führt was ganz Apartes im Sinne, bald werden wir's erleben! — Wir das hören — unsere Waar' einstellen — kost' es, was es wolle — hin! . . . Ihr lieben Leute — so was stellt sich keine Menschenseele vor! — Was war das für ein Trubel, ein Kommen und Gehen, Reiten und Fahren! Couriere und Adjutanten! Generale, Officiere, Ordonnanzen — Alles nach- und durcheinander — es ist zugegangen — — "

„Wie bei Muckerls Taubenzauber," fiel ihm Einer in die Rede.

„Grad' so, beim Himmel!" fuhr der Weber fort und blickte unwillkürlich nach dem Dorfe hinab, wo man über dem Dache Größlhuber's ein unruhiges, ja bestürztes Hin- und Herfliegen zahlloser Tauben sehen konnte.

„Dort geht's heute nicht gar lustig zu," sagte jetzt ein kleiner alter Mann, der als Bereiter des Prisil-Tabaks berühmt war . . . „Der Größlhuber ist heut' zum ersten Male kritisch gegen den Muckerl; er ist gestern fort mit seinen zwei „Inspectorinen" — und heute noch nicht zurückgekommen!"

„Da muß ihm was passirt sein," sagte der Sägemüller, „so was läßt sich der Muckerl nicht so leicht nachsagen!" Er blickte auch nach dem Größlhofe und fügte hinzu: „Aber was kommt denn der Bohmann so angestiegen, als wär' er geheizt und nicht richtig in der Spurweite?"

Digitized by Google

In der That war es auffallend, in welchem Zustande der Genannte die Richtung vom Größlhofe herkam, denn sein Gang war rasch und doch unsicher; er agitirte vor sich hin mit den Händen und sprach auch laut, und endlich konnte man die Todtenblässe merken, die sein Gesicht bedeckte.

„Was ist denn vorgefallen?“ fragte der Garnen-Weber,' einige Schritte entgegengehend.

„Ihr lieben Leute — schrecklich! Bekreuzigt Euch und die Welt! Daß so Etwas unserm Nachbar, unserem Dorfe passiren konnte!“ erwiderte Bohmann nach wiederholtem Stocken.

„Was denn aber — was?“ riefen Mehrere.

„Sie haben ihn gefunden —“

„Wen?“

„Den Muckerl!“

„Nun, was ist's mit ihm?“

„Aus ist's — ganz aus mit ihm, hier und im Jenseits —“

„So sagt doch, wie?“

„Sie haben ihn gefunden ... Auf dem Häckselboden — halb' im Stroh — beinahe kniend — die Rebschnur um den Hals ...“

„Doch nicht — um Gottes Jesu willen! ...“

„Ja ... Schon ohne Leben ... Kalt — und wie sie ihn abgeschnitten, ist er ihnen in die Arme gefallen, wie Einer, der keine Knochen im Leibe hat!“

Ein Ausruf des höchsten Schreckens und Grauens lief von Munde zu Munde. Man wollte nicht glauben, was man hörte; und doch wollte man wieder die Ursache des Unglaublichen erfahren — vergebens ... Man eilte in das Dorf hinab, um dort zu sehen und zu hören, was geschehen war — und erfuhr nur vorläufig, daß Muckerl wirklich nicht mehr unter den Lebenden sei ... Warum? In welchem Zustande er sich — oder Jemand ihm — den schrecklichen Tod gegeben hatte — darüber wurde man erst einige Stunden später aufgeklärt, als Muckerl bereits zwischen vier ungehobelten Brettern auf dem Häckselboden lag, um bei einbrechender Dämmerung, begleitet vom Entsetzen und Grauen des Dorfes, nach einer ungeweihten Ecke des Kirchhofes getragen und dort — mit Einwilligung des Pfarrers — verscharrt zu werden! ..

6.

Muckerl ... wie weh' ist Manchem hinterher geschehen — besonders uns Kindern, als man Dein Unglück erfuhr und die Ursache, die Dich in den bitteren Tode getrieben! ...

Wie herzbewegend war's, als denselben und die nächsten Tage Dein treues Taubenvölklein verstört, vereinzelt, auf den Dächern und Dachrinnen saß und selbst das Futter verschmähte, das ihm andere Hände streuten! ...

Wie ging nun auch unter den Erwachsenen ein stilles Weh von Haus zu Haus, als berichtet wurde, daß zwei Tage später, um die Zeit des Sonnenunterganges, Dein hechtgrauer Tauber auf der Kirchhofmauer saß — gerade über der Stelle, wo Du eingegraben lagst — und bald den Kopf hob, bald senkte, als müsse er seinen Herrn wieder auferstehen seh'n und pfeifen hören, wie Niemand mehr auf dieser Welt zu pfeifen im Stande war ...

Digitized by Google

Ach — dieses Unglück; — dieser Urgrund alles Unglücks, welcher offenbar Muckerls Herz gebrochen und seinen Geist verwirrt und umnachtet haben mußte! . . .

Muckerl hatte, wie berichtet worden, am Dreifaltigkeits-Sonntage seine zwei Lieblingstauben nach Losheim getragen und war dort von dem alten Mütterlein, wie gewöhnlich, mit freudigem Gruße empfangen worden.

Es war ihm nur aufgefallen, daß der Kopf der Mutter etwas mehr nach vorne hing und etwas stärker wackelte, als da er sie das letzte Mal verließ . . . „Sie wird halt immer älter," dachte er mit leiser Wehmuth, „aber ich will nichts merken lassen, Gott erhalt' mir nur mein Mütterlein noch lange!" — Auch die Mutter ließ nur merken, „daß ihr der Schwindel heute etwas größer nachstelle" — und lachte bald so heiter und so hellauf, wie immer, wenn ihr der Muckerl das neue Lieblingspaar Tauben wies, das nun ihrem Schutze und ihrer Pflege anvertraut werden sollte . . . Die Tauben waren lange in dem reinlichen vergitterten Raume, wo sich das einladende Nest befand, aus welchem schon so viele geflügelte Familien hervorgegangen, und Muckerl und die Mutter standen noch immer bewundernd, glücklich, zeitweise in die Hände klatschend, vor dem Gitter; dann sagte die Letztere, Futter und Wasser an eine andere Stelle rückend: „Lassen wir ihnen Ruhe; — setz' Dich hin, daß sie Dich noch recht lange ansehen können — pfeif' ihnen auch noch etwas vor — ich will nach dem Mittagessen sehen!"

„Nur nicht viel, ich bin mit Allem zufrieden," sagte Muckerl, „auch hat es keine Eil' — ich hab' noch einen Gang in der Nähe! . . ."

„So gehst Du wieder fort?" fragte die Mutter, kaum im Stande, den heftig geschüttelten Kopf etwas zu heben; „Nun, dann komm' bald wieder — komm' bald wieder! — Du bleibst dann bis zum Abend . . . Wie bin ich heut' so freudig — es geschieht uns heut' noch was zu Liebe, Muckerl — vielleicht erfind' ich's — thu' ich's — warum gehst Du wieder fort?"

„Der Kohlumer Andres will mir ein Paar Tauben zeigen — dann bring' ich ihn selber her, der soll mir Augen machen über unsere Herrlichkeit!" sagte Muckerl.

„Ja ja," bemerkte die Mutter zerstreut und eine Stuhllehne fassend, „geh' nur — und komm' wieder . . . Bring' ihn mit, bring' ihn mit! — Du sollst Dich freuen und er auch . . . Ich erfind's, Muckerl — und das wird's auch sein, was geschehen soll — uns zu Liebe — uns zu Liebe! . . ."

Für Muckerl lag nichts Auffallendes in diesen Reden, es kam noch jedesmal so, wenn er bei der Mutter zu Besuch war — alte Leute sind ja wunderlich . . . Er ging daher . . . und als er eine Stunde später mit dem Kohlumer Andres wieder zu dem Ausnahmhäuschen kam, sah er die Mutter wirklich wohlbehalten an dem Hausthürpfosten lehnen, nur schien ihm, als er näher kam, das Wackeln des Kopfes noch um Vieles stärker und ein krampfhaftes Lächeln verzerrte das Gesicht gar sonderbar . . .

„Da sind wir, Mutter, und bringen auch ein wenig Hunger mit," sagte Muckerl nähertretend und seine Unruhe über den Anblick der Mutter verbergend.

Digitized by Google

„Kommst recht, kommst recht," erwiderte sie unter Zuckungen, die einem heftigen Lachkrampfe nicht unähnlich waren. — „So komm' nur gleich — und schau' unser Glück — und schau', was Dir bereitet ist . . . Fass' mich ein wenig — es ist bald dort, bald hier . . . Sieh' hin," brach sie plötzlich ab mit einem tiefen Seufzer — „sie ruh'n in Gottes Frieden! Koste! Freu' Dich, Muckerl!" Und damit fiel sie vom Schlag' gerührt, todt zu seinen Füßen nieder . . .

Stumm vor Schmerz sank Muckerl neben ihr in die Kniee und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen; — dann hob er mit Hilfe seines Taubenfreundes die todte Mutter auf und trug sie in die Kammer; — und als er nach langem Schluchzen und Weinen in die Stube zurückkam — — fand er hinter dem Gitter sein mitgebrachtes Taubenpaar nicht mehr — — eilte hin — sah mit vortretenden, rollenden Augen in der Stube umher; — stieß einen Schrei aus — wendete den Kopf nach dem wohlgedeckten Tische hin . . . o, was mußte er sehen! . . .

Die geistesirre Mutter hatte ihrem über Alles geliebten Sohne ein besonderes Gericht bereitet — und dort vorgesetzt . . .

Das Lieblings-Taubenpaar lag friedlich neben einander auf dem Tische — einige Blätter und Wiesenblumen faßten die geblümte Schüssel ein — als Festschmuck für die armen kleinen Todten, die für Muckerl ein auserlesenes Gericht bilden sollten — nun aber wie das ewige Gericht über Leben und Tod entschieden — sie selbst ruhten bereits im ewigen Frieden dort neben einander! . . .

7.

Rechts in der Kammer die Leiche der vielgeliebten Mutter; — vor sich auf dem Tische die ihm geopferten Lieblingsthierchen; — sein Theuerstes und Liebstes dieser Welt für immer, für ewig verloren!

Der Kohlumer Andres erzählte Ergreifendes über den Zustand und den Jammer Muckerls . . . Fürchterliches Schweigen und tollstes Rasen folgten einander fort und fort, und als nach längerer Zeit sich stillere Augenblicke zeigten und ein Trösten und Zureden möglich zu werden schien — ergriff Muckerl plötzlich die Flucht und war alsbald im nahen Walde verschwunden . . . Besorgt, er könne sich hier ein Leid anthun, folgte der Andres dem Flüchtigen — fand aber seine Spur nicht mehr und kehrte endlich zurück, um von dem Todesfalle Anzeige zu machen . . . Anderen Morgens traf die Nachricht in Losheim ein, was mit Muckerl inzwischen vorgegangen; und der Andres eilte nach Nesseldorf, um mitzutheilen, wovon er Tags zuvor Augenzeuge gewesen . . .

Nachträglich erfuhr man über Muckerls Leben und Leiden noch Manches, was bisher nur Wenigen bekannt gewesen war.

Darnach hatte Muckerl nicht von Anfang an sein Herz auf sein Mütterchen und seine Tauben beschränkt, sie wurden ihm erst Alles und Jedes, als ihm das Leben Alles und Jedes veragte, was sonst zum Glücke der Menschen nöthig scheint; — auch geliebt hat er mit einer Heftigkeit und Nachhaltigkeit, die des höchsten Preises würdig gemacht hätten — es war vergebens; die Geliebte ward heimgeführt von einem Anderen, war glücklich

Digitized by Google

mit ihrem Mann und ihrem Loos und später mit der zahlreichen Schaar blühender Kinder . . .

Mit jeder herben Enttäuschung zog sich Muckerls Herz enger und enger zusammen und richtete sein wehmüthiges Auge auf das Treueste der Erde: die Mutter! Und nach jeder schmerzlichen Erfahrung, durch die Menschen bereitet, stieg ihm der Werth seiner Neigung zu den Tauben und so war es endlich das stillste, bescheidenste Glück auf Erden, das er genießen wollte im Vereine mit der guten alten Mutter und im Freundschaftsbunde mit seinen auserwählten Tauben; — da ist ihm selbst dieses stille bescheidene Glück mit Einem Male grausam entrissen worden! . . .

Wer hebt den ersten Stein auf gegen solche Schmerzenskinder der Erde, die wenig, fast nichts zu ihrem Glücke hienieden verlangen — und dieses Wenige nicht genießen, behaupten sollen! . . .

Muckerl . . .

Doch still . . . Das Fensterchen im Jenseits bleibt geschlossen; — vielleicht ist das alte Weh, die alte Wunde wieder aufgebrochen; — lassen wir ihm Zeit, sich wieder zu fassen; — vielleicht gereicht es ihm zum Troste zu erfahren, daß es theilnahmsvolle Menschen sind, die jetzt, nach mehr als vierzig Jahren, in Folge dieser wohlgemeinten Zeilen sich die Bitternisse aus seinem Leben und seinen herbem Tode warm und ehrlich zu Herzen nehmen . . .

Gedichte

von

Angelica v. Hörmann.

Verwandelt.

Wir sind einander fremd geworden,
Es legt sich deiner Lippe Scherz
Gleich einer Frostnacht Blütenmorden
Versengend auf mein dunkles Herz.

Ich späh' umsonst in deinen Zügen,
Aus deinem Sinn, wer sagt mir wahr?
So sucht sein Nest nach weiten Flügen
Ein ängstlich flatternd Schwalbenpaar,

Dem statt des Dachs, des gastlich trauten,
Das jährlich als sein Heim ihm galt,
Entgegenstarren stolze Bauten
So marmorglatt und marmorkalt.

Fort! flüchtig, ob nach Süd, nach Norden!
Fort, fort und ohne Wiederkehr!
Wir sind einander fremd geworden,
Mein Herz hat keine Heimat mehr.

Wahl.

Da liegt vor mir ein altes Bild
Der Bibel aufgeschlagen:
Der greise Moses schaut vom Berg,
Und seine Blicke tragen
Ihn sehnsuchtsvoll ins Land hinein,
Das Gott verhieß den Erben
Und das er nicht betreten darf,
Um selig d'rin zu sterben.

Nun sinn' ich nach, was bess'res Loos,
Ob ohne Wunsch ein Leben,
Ein Nebeltag, der Schatten nicht
Noch Licht vermag zu geben;
Ob eine sel'ge Stundenfrist
Von höchstem Glück zu wissen,
Und in der Brust der Sehnsucht Dorn
Es ewig dann zu missen.

Digitized by Google

Nachtgebet.

Wie oft hab' ich als Kind zu Nacht
Mit gläub'gem Sinn an Gott gedacht
Und fromm gefaltet die Hände.
„Gib mir eine selige Sterbestund',"
Hieß des Gebetleins Ende,
Dann schloß der Schlaf den kleinen Mund.
Ach damals ahnt' ich's nicht im Traum,
Wie viele Blüten vom Lebensbaum
Erst müssen verwehen, verderben,
Eh' wir mit Freuden sterben.

Jungbrunnen.

Von einem Brunnen kündet uns die Sage,
In dem ein wunderbarer Zauber ruht:
Der Lebensmüde stürzt sich in die Flut
Und kommt als glücklich frohes Kind zu Tage.

Wüßt' ich den Weg dorthin! Ob er mich trage
Durch Dorngestrüpp, ob durch der Wüste Glut —
Das Eismeer schifft' ich durch mit frischem Muth
Und brächt' zu jenem Born all' meine Klage.

Aufjauchzend stürzt' ich in die Tiefe mich,
Schlöß' Wog' an Wog' an meine kranke Brust,
Bis wie durchströmt von Zaubersäften sich

Ins Mark ergösse neue Lebenslust.
Versenkt läg' Hassen, Lieben, Leid und Wonne
Und neugeboren stieg' ich auf zur Sonne.

Digitized by Google

Sätze und Zusätze.

Von

Cajetan Cerri.

Sich mitzutheilen ist Natur.
Goethe.

Etwas lesen, wahrnehmen, erleben, ohne das dadurch in sich Aufgenommene mit eigenen Gedanken zu ergänzen, gewährt ebenso wenig volle, natürliche Befriedigung, als beispielsweise einer Conversation beiwohnen, ohne mitzureden.

Es gibt ein Lesen, das mehr Zeitverlust als Lebensgewinn ist. Wo man vor Allem das multa und nicht das multum erstrebt; wo die Essenz des Lesematerials sich im Mechanismus eines präcipitirten Leseprocesses verflüchtigt; wo ohne Wahl und System nur Daten auf Daten gehäuft, nur Thatsachen auf Thatsachen in's Bodenlose geschafft werden, da repräsentirt die Lectüre blos eine Art müßiger Danaïden-Arbeit. Die Thatsache allein macht's nicht aus; sie ist als solche etwas Unverständliches, daher unfruchtbar. Erst die richtig erforschte, richtig gewürdigte Logik der Thatsache muß hinzutreten, damit letztere lebendig wirke. „Logique en action", nennt es der alte Bonnet, der diesfalls weiter bemerkt: „Cherchons le fait, voyons ce qui en resulte — voilà notre philosophie", was beiläufig dem Goethe'schen Ausspruche secundirt: „Die Handlung wird nur von dem Geiste begriffen und wieder dargestellt." Der Lesestoff will also durchaus geistig verarbeitet werden; das heißt, man soll, wo es überhaupt der Mühe werth ist, das Ganze analysiren, das Einzelne commentiren, das Besondere definiren. Dieses zuförderst; denn „Definiren führt zum Wissen, wo es nicht schon selber das Wissen ist", sagt Melchiore Gioja, ein Geistespionnier des älteren Italiens, in seinem Werke: „Elemente der Philosophie".

Des Meisters Lehre von der Meisterschaft in der Beschränkung sollten zunächst die Historiker beherzigen, auch der Sentenz gedenkend, die schon Cicero, über Cäsar's „Commentare" sprechend, abgab: „... nihil enim est in historia pura et illustri brevitate dulcius." Sonst aber birgt sie mancherlei Gefahr, und muß jedenfalls, trotz aller zu empfehlenden Condensirung, cum grano salis genommen werden. Verlockend, wie sie ist, führt

18

Digitized by Google

sie leicht zur Uebertreibung, diese zur Manier, diese zum Unverständlichen, und damit zum Unkünstlerischen. Der große Alfieri, den übrigens das Streben beseelte, der aus Frankreich in die poetische Literatur Italiens immer mehr einreißenden Stylverschwommenheit durch lapidarische Schreibweise einen Damm zu setzen, verfiel leider allzuoft in jenes Extrem, wie ihm unter Anderen W. A. von Schlegel schonungslos genug zu Gemüthe geführt. Man untersuche an einem Beispiele die möglichen letzten Consequenzen der citirten Lehre. Der essentielle Inhalt jener Worte Herder's: „Freidenker sollen wir Alle sein, das heißt, wir sollen dem Rechte und der Wahrheit frei nachstreben und ihnen nacheifern, frei von allen Fesseln des Ansehens und Vorurtheils" — ließe sich schließlich mit einem Worte wiedergeben, nämlich mit dem imperativen Ausrufe: „Selbstdenken!" Ob aber der deutsche Rhetor des Humanitätsgedankens damit wohl zufrieden wäre? Gewiß nicht.

Postulate principieller Art dürfen nicht mit dem Maßstabe des beschränkten Factums gemessen werden, und entziehen sich seiner Controle, weil allgemeine Gesichtspunkte sich nimmermehr aus veränderlich Zufälligem deduciren lassen. Dies würde ihre Errungenschaften materialisiren, zerbröckeln, verringern. Das Princip ist auch impersonell; es stützt sich nur auf das Wesen der Dinge und auf die unveränderlichen Beziehungen derselben zu einander. Alles Uebrige führt blos zu Sophismen.

„Die Menge muß es thun." — Nicht immer und nicht überall; gar oft thut's auch das Wenige, das Einzelne, die zu Kleinem comprimirte, im Fragment concentrirte Kraft. In der Natur beweist es das Samenkorn, in der Wissenschaft die Homöopathie, in der Kunst der Torso. Aehnlich verhält es sich mit der Literatur. Nicht die Werke, sondern das Werk, nicht das Werk, sondern das Kapitel, nicht das Kapitel, sondern die Stelle ist es oft, welche bestimmend und entscheidend für das Ganze wirkt. Wie mächtig diese Wirkung sein könne, das hat bei Lebzeiten jene Francesca von Rimini erfahren, die aus den Tiefen der Hölle erzählt, wie einst die Lectüre eines gewissen kupplerischen Buches sie und ihren geliebten Paolo sündhaft erregte, dann aber hinzufügt: „Doch nur ein Punkt war's, welcher uns bewältigt." Und sie erzählt es demselben Dante, der uns wieder belehrt, daß „ein kleiner Funke großen Brand bewirkt".

Vor mir auf dem Schreibtische liegt als Briefbeschwerer eine Glaskugel, in welcher eine sich immer gleich bleibende vertrocknete Blume hermetisch eingeschlossen ist. Sie bietet mir ein Bild der Impassibilität sogenannt „starker" Seelen. An der ganzen Kugel ist auch nicht die kleinste Oeffnung, durch die Schmerz oder Freude, Enthusiasmus oder Entrüstung zur Blume gelangen könnte. Vertrocknet und geschützt — ist Das wirklich Stärke?

In einem von Eugenio Camerini noch kurz vor seinem Tode vielleicht als schriftstellerisches Testament verfaßten Essay fand ich ein Wort verzeichnet, das mich durch seine resolute Knappheit packte, und an das ich so innig wie der Autor der „Literarischen Profile" selbst glaube. Es lautet:

Digitized by Google

„Nur zwei Dinge haben die Welt zu Stande gebracht und halten sie beisammen: Enthusiasmus und Logik.“ — In der That; während der Enthusiasmus (der sich nicht „wie eingepöckeltes Fleisch auf Jahre hinaus aufbewahren läßt“) sozusagen der reiche launenhafte Phantast ist, welcher plötzlich die Idee zu einem kühnen Bauwerke flüchtig concipirt, gleicht die Logik dem bedächtigen Baumeister, der jene Idee verwirklicht, indem er, von einer festen Basis ausgehend, den Bau solid und stufenweise bis zur höchsten Höhe aufführt, das Ganze nach bestimmten Gesetzen harmonisch gliedernd und ordnend. Logische Gedankeneinheit ist gleichsam Einheit des Baustyls. Nie wurde in der Geschichte Etwas wahrhaft Großes ohne Enthusiasmus begonnen, nie ohne Logik vollendet. Allerdings muß man auch hier zwischen Schein und Wahrheit unterscheiden.

In Kopenhagen mußte ich viel bitten und bieten, bevor mir vom Museum-Wächter gestattet ward, an der Grabstätte Thorwaldsen's einige Epheublätter abpflücken zu dürfen. In Rom hingegen bot man selber mir eifrigst zuthunlich eine Handvoll Staub von jener Erdscholle an, in welche des Petrus Märtyrerkreuz kopfüber eingestemmt ward; dabei schien der offerirende Cleriker sogar darüber schon völlig in Verlegenheit zu gerathen, daß ich mich ihm hiefür zu Dank verpflichtet erklärte. Aus welcher dieser beiden divergirenden Haltungen läßt sich nun logisch auf ein stärkeres Maß echter Begeisterung für die betreffenden großen Todten schließen?

Adelaide Ristori, die sieghafte Rivalin der Rachel, und gewiß imponirendste Schauspielerin der neueren Zeit, sprach einst, als von theatralischer Wirkung die Rede war, gelassen zu mir: „Sehen Sie, der ganze Unterschied ist Das: die Kunst fesselt, das Kunststück frappirt; der Schauspieler will frappiren.“ — Ein merkwürdiges Wort aus dem Munde jener Künstlerin, deren Spiel (noch dazu im Auslande) selbst einen stillen, idealen, melancholischen Dichter, und zwar keinen Geringeren als den Dichter der „Méditations“, in dem Grade berauschte, daß Derselbe unverfroren erklärte: ein dramatisches Gedicht sei an und für sich nur ein klangloses Instrument, welches erst in der Hand der Darstellerin Ausdruck und Bedeutung gewinne. In dem von fast allen Literatur-Sommitäten Europas illustrirten „Album“ der weltberühmten Cividalerin fand ich nämlich, unter Anderem, von der Hand Lamartine's ein an die Tragödin gerichtetes Poëm, das auch folgende Strophe, welche die Manen Shakespeare's, Schiller's, Alfieri's nicht wenig überrascht haben dürfte, enthielt:

Le drame est l'instrument où dort la lettre morte,
C'est en vain qu'il contient tous les accents humains;
Il faut, pour que la joie ou la doleur en sorte,
Que le clavier du coeur soit frappé par tes mains.

Boileau's, des höfischen Schreibsöldners, ästhetisirendes Dictum, daß jedes Genre gut sei, ausgenommen das langweilige, gehört, in seiner losen Allgemeinheit aufgefaßt, gleich vielen anderen, schon darum zu den werthlosen und liederlichen, weil es leicht als Stütze dort mißbraucht werden kann und wird, wo man eben einer solchen für Verschrobenes und Uncorrectes

Digitized by Google

dringend bedarf. Thatsächlich aber ist „langweilig“ ein genau ebenso subjectiver, vager Begriff wie „kurzweilig“ und „unterhaltend“. Caligula erklärte die Tragödien des Aeschilos für langweilig, und fand hingegen, daß das Fliegenfangen äußerst amüsant sei! Chacun prend son plaisir où il le trouve.

„Allen gefallen, ist schlimm.“ — Warum? Weil die Sache, als an sich ganz und gar unnatürlich, den schlimmen Verdacht folgerichtig begründet, daß dabei künstliche Mittel mitwirken dürften. Schlimm ist es außerdem, daß zu den „Allen“ auch die Unverständigen und Incompetenten gezählt werden müssen. Endlich tritt, den Eindruck noch mehr verschlimmernd, die Erinnerung an Dasjenige hinzu, was J. G. Gruber in seinen Beiträgen über Herder gelegentlich sagt: „Das allgemeine Lob ist ein Zeichen der Mittelmäßigkeit.“ Es ist nämlich so leicht, so bequem, so trivial mühelos, durch prickelnde Frivolität oder phrasenhafte Nebulosität der sinnlichen, denkträgen Menge und ihren Schmeichlern zu gefallen und zu imponiren, daß eine ernsthaft vermögende Kraft es schon darum unter ihrer Würde findet, mit solchen Behelfen nach allgemeinem Beifall zu haschen. D'rum, mein Freund: „Thu' es nur Wenigen recht.“

Ludwig Deinhardstein, ein Tüchtiger der alten Zeit, ein sogar von einem Strahle der Goethe-Sonne Geweihter, schrieb mir 1849 in Sachen der Kritik, und flocht dabei folgendes Wort ein: „Bleiben Sie bei der Selbständigkeit, die mich lange an Ihnen erfreut hat. Wem die Natur eine Solostimme gab, Der muß nicht unter die Choristen gehen.“ — Wie viele im Concerte der „öffentlichen Meinung“ heute Mitwirkende geben sich zu Choristen her, wahrscheinlich um nur ja mitsingen zu können!

> Allein mußt Du entfalten Deine Schwingen,
> Allein nach Deinen Idealen jagen,
> Allein Dich auf die See des Lebens wagen,
> Allein, allein nach Deinem Himmel ringen —

singt Herwegh, der zwar spät zu dieser inneren Erfahrung kam, aber doch kam; wo hingegen je gedankenloser, geschwätziger, oberflächlich geschäftiger die Strebungen des Tages sich gestalten, das Bedürfniß und das Verständniß für die sinnigen Gewährungen der Einsamkeit immer seltener werden. Denn zur Einsamkeit drängt es, in der Einsamkeit freut es Diejenigen am meisten, die eine Fülle von Thesen im bewegten Inneren bergen, über welche man eigentlich nur mit sich selbst, mit der Natur und mit Gott sprechen kann. Ob auch der Adler so denkt, der dort oben in der Einsamkeit des reinen Aethers verharrt und neidlos zusieht, wie die Raben in den Regionen der Tiefebene schaarenweise herumflattern?

Bei der Maschine, im Atelier, am Schreibtisch — dort haben wir den Arbeiter, den Künstler, den Schriftsteller zu beobachten und zu beurtheilen, denn dort ist er heimisch auf dem Heimatsboden des Genius. Anderswo mag er immerhin Anderen leicht unterliegen. Newton, Raphael, Bellini traten im gesellschaftlichen Umgange äußerst schüchtern auf; Letzterer sogar wie ein

Digitized by Google

Kind, was Heine mit gewohntem Hochmuth bis zur Grausamkeit in Witzen und Sarkasmen ausbeutete. Monti, der geistige Majoratserbe Dante's, war absolut nicht fähig, gesprächsweise eine auch nur zum kleinsten Theile sich auszeichnende Antwort in leichtem Redeflusse vorzubringen; Rousseau, der einstige Eclaireur im Vormarsche der modernen Ideen, unterschied sich hierin von Monti nur dadurch, daß ihm nicht blos das Sprechen, sondern, so unglaublich es klingt, auch das Schreiben Mühe bereitete; Freiligrath, der poetische Horace Vernet der Wüste, vermochte kaum den einfachsten Toast sich zurecht zu legen, und Grillparzer, der österreichische Manzoni, war im gewöhnlichen Leben bekanntlich so zerstreut, daß er einst einem Amtsvorstande auf die vorwurfsvolle Frage, warum er so spät in's Bureau gekommen sei, ganz ernsthaft antwortete: „weil ich heute früher weggehen möcht'!"

„Der Character", das so betitelte vielgerühmte Buch von Samuel Smiles, zählt, nach meinem Dafürhalten, thatsächlich zu den ruhmwürdigsten Erscheinungen im letzten Decennium der Weltliteratur, und kann, vom Standpunkte der dort vertretenen Ideenwelt aus, allerdings als „Hausschatz der Lebensweisheit", wie der Uebersetzer es nennt, bezeichnet werden. Aber nicht blos substantiell, sondern auch formell, nicht blos seines reichen Inhaltes, sondern auch seiner eigenartigen, beredten Darstellungsweise wegen dürfte dieses Werk als mustergiltig anzusehen sein. Denn der Autor „spricht nicht so oft selbst, als er die größten und besten Menschen aller Zeiten reden läßt". Das will sagen: daß sein Buch kaum zehn Zeilen vorbringt, ohne daran ein Citat anzuknüpfen, sei es, daß dieses uns einen Baustein des gedanklichen Materials, oder des lebensthätigen Beispiels vorführe. Smiles weiß nämlich sehr gut, welche zwingende Kraft dem autoritativen Citate innewohnt, und beweist es durch reichste Ausbeute desselben.

Silvio Pellico, mit welchem einmal in Berührung gekommen zu sein, mir noch heute als eine Begnadung meiner Jugend erscheint, bemerkte zu meinen Mittheilungen über deutsches Dichten und Trachten unter Anderem: „Ich habe einen Deutschen gekannt, dessen ich immer wieder gedenke, so oft ich mein Schicksal, das ein glückverheißendes Morgenroth hatte, überblicke. Die gütige Vorsehung gab dem mürrischen, aber braven Manne einen Namen, der ihm für die Zukunft Ruhm, Größe, Glück zu versprechen schien, während er hingegen, ein Opfer der Menschen und Verhältnisse, sein Dasein in trüber Atmosphäre auf einsamer Höhe freudlos vertrauerte. Mein erster Kerkermeister auf dem Spielberg hieß nämlich — Schiller." Das Alles war mir aus Pellico's „Le mie prigioni" zwar schon bekannt, machte aber dennoch auf mich, von ihm mitgetheilt, einen ungeahnt tiefen Eindruck. Hierauf erzählte er von den Leiden und Kümmernissen des eigenen Lebens, und wie er endlich im Kampfe für seine mit der Reife gewonnene religiös-conservative Ueberzeugung dem Terrorismus einer neu auftauchenden Ideenwelt unterlegen sei. Dabei sprach er, gebeugt und melancholisch vor sich hinblickend, so leise und stockend, daß schließlich eine völlige Redepause eintrat. Da plötzlich, wie aus trüben Erinnerungen erwachend, erhob er das Haupt, stand auf, und die Hand energisch auf den Tisch schlagend,

Digitized by Google

rief er funkelnden Auges mit einem unsagbaren Ausdrucke von Begei
„Und doch war Abel der Sieger!" — Er hatte Recht. Zerschlage i
den Barometer; der Luftdruck wird doch fortbestehen. Das ist die
liche Macht der Wahrheit und der Sieg ihres Märtyrthums.

Woran unser „vergoldetes Zeitalter" leidet? Ich meine zunächs
daß es eben nur vergoldet ist, was an der eisernen Thatsache nichts
daß Ideale und Principien zur Scheinfirma, Kunst und Literat
Merkantilwaare, Ruhm und Erfolg zum Geschäfte, Menschen zur Ziff
„schätzbaren Materiale" geworden sind. Ihm fehlt der Großsir
Hoheitsempfindung, das Würdegefühl. Es ist das Jahrhundert des
Goldes und des Alpacca-Silbers, des englischen Pflasters und des a
nischen Tuch-Leders, der Halbheiten und der Stückwerke, der Neb
und Reflexe. Ein geschwätziges, begeisterungsloses, kleinlich eitles
hundert, das von den Promessen der Zukunft und den Liquidation
Vergangenheit lebt. Was wären wir ohne die Reste und Brosamen e
Größe?

Was ist in Wahrheit das so oft blos zum Scheine proclamirte „I
Es wäre eben keines, wenn man's definiren könnte. Nur metaphoris
sich vielleicht sagen: es sei der Traum jener Seelen, welche, als Ves
im Dienste des keuschen Schönen, den Funken der Begeisterung fü
selbe wach erhalten. — Das Eine steht fest: ein Ideal mit dem Feige
gibt es absolut nicht.

Der „Culturkampf" kann die Religion, als solche, nicht unterg
denn ihm wird die Culturgeschichte selbst das gebührende Maß anweise
Religion war vor dem Culturstaate, vor dem Staate überhaupt, da
positive Gesetz hat sie nicht erdacht, geschaffen, eingeführt; es hat
etwas Urgegebenes zur Befriedigung des mächtigsten Bedürfnisse
menschlichen Natur einfach vorgefunden. Die Religion hat Ewiges im
umfaßt daher den ganzen Kreis des Menschenthums, auch mit seinen
weltlichen Ahnungen und Hoffnungen; der Staat verfolgt nur z
Zwecke. Die Religion braucht den Staat nicht; eher dieser jene. Das
schon verleiht ihr eine ideelle Superiorität, mit welcher der Staat unte
Umständen zu rechnen haben wird.

Als ich, immer wieder auf eine abschließende Offenbarung fü
suchenden Geist hoffend, die interessanten kosmologischen Vorträge des
nomen Dr. Rudolf Falb über Entstehung und Untergang der Wel
Bezugnahme auf den Vulcanismus, besuchte, war ich einigermaßen üb
Decidirtheit betroffen, mit welcher der junge Gelehrte gleich zu Anfang
ersten Darstellung ohne Umschweife, fast apodiktisch, verkündete: man
vor Allem Zeit, Raum und Kraft als primäre, seit Ewigkeit beste
unerforschliche, also undiscutirbare Factoren voraussetzen. — Som
Mysterium, dachte ich mir unwillkürlich, und in der einmal eingeschla
Ideenstraße fortschreitend, sprach ich zu mir: wenn selbst die progred

Digitized by Google

Wissenschaft von Mysterien ausgeht, an die wir ohne weitere Discussion zu glauben verhalten werden, wundere man sich nicht, wenn auch die Religionen ihre undiscutirbaren Mysterien aufweisen, und wenn die Menschheit so lange daran festhalten wird, bis ihr weniger Unerforschliches und gleich Befriedigendes geboten werden sollte. Mit dem hohlen Skepticismus allein ist's nicht abgethan, weil jedwede Negation, als solche, machtlos in sich zerfällt.

Ihr nennt den Stoff: „Das unergründlich Uranfängliche, mit Selbstgestaltungskraft und eigenem Willen behaftet." Also, unbegreiflich nach Herkunft, Wesen und Macht — ein Gott! Doch auch dann noch: wie frostig kalt, wie trostlos und ungenügend im Vergleiche mit jenem wohl auch unbegreiflichen Gotte, von dem jedoch Jean Paul sagt, er sei „ein Seufzer, im Grunde der Seele gelegen." Wie warm, wie erlösend wohlthuend ist aber ein Seufzer!

Da lese ich von der „überwältigenden Schönheit des menschlichen Organismus als Materie an und für sich", und soll gleichzeitig diesen schönen Mikrokosmos nur als Substrat eines Zuchtwahl-Processes, der an eine Art von Gorilla anknüpft, betrachten; da höre ich von der „ungeahnt hohen Entwicklungsfähigkeit unseres physischen Mechanismus", und vor etlichen Jahren versuchte in Florenz ein Consortium aufgeklärt speculativer Köpfe die Gründung einer Actiengesellschaft zur Ausnützung unserer irdischen Ueberreste als Dünger — gleich dem Pferdemiste — für Wiesen und Felder; man rühmt die „schöpferischen Wunder des aufblitzenden Geistesfunkens", und dabei docirt man, daß der ganze Vorgang sich auf dieselbe Phosphor-Action reducire, wie die Entzündung eines Streifhölzchens; es wird „die souveräne Macht, die Alleinherrschaft, die Omnipotenz des Denkens" proclamirt, und dann genau die nämliche tributäre Wechselwirkung zwischen dem Gedanken und dem Gehirne, wie zwischen dem Urin und den Nieren, zwischen der Galle und der Leber behauptet; nur die Resultate des Empirismus, heißt es, dürfen als maßgebend gelten, und nur ihnen soll ich glauben, ob sie auch meiner gesunden Empfindung widersprechen — aber von den Resultaten der inneren Erfahrung, ob sie auch mein Gemüth befriedigen, soll ich keine Notiz nehmen; Gott, als überweltlicher Factor, wird zum „eigentlichen Uebel" gestempelt — dafür apotheosirt man den Weltkörper, und macht ihn zum Gotte, dadurch zugleich indirect constatirend, daß es ohne Gott überhaupt kein Auskommen gebe. Wohin ich blicke in der Welt der Entgötterung, überall: Widerspruch und Wirrniß!

Sagt offen: was wäre die Menschheit geworden ohne den Blick nach oben, der ebenso gut die Hirten nach der Betlehem'schen Hütte leitete, als er den großen Genueser, den „Gesandten Gottes", nach dem unbekannten Riesenlande des Westens lenkte; der dort dem sterbenden Christus das Vollendethaben einer welterlösenden Mission verkündete, und hier dem sternenkundigen Canonicus von Frauenburg die „Revolutionen des Firmamentes", sowie seinem Fortsetzer, dem astrologischen Freunde Wallensteins, die Gesetze dieser Revolutionen (denn selbst Revolutionen sind an Gesetze

Digitized by Google

gebunden) offenbarte; der die Märtyrer der Katakomben zu Wundern der Principientreue, die Missionäre der Wüste zu Wundern der Humanität, die größten Dichter und Künstler aller Zeitläufe zu Wundern des Schaffens begeisterte? was wäre überhaupt eine blos auf Materialismus und Indifferentismus sich stützende Gesellschaft ohne jegliche Religion? und was wäre eine Religion ohne Mysterium, Symbol und transcendentalen Ausblick? nun aber: was Anderes vermöchte die Welt des Mysteriums, der Symbolik, des Uebersinnlichen zu beherrschen, als der durch sich selbst befriedigte Glaube?

Wenn auch sonst nichts für die ewige Continuität des Weltbewußtseins, also auch des persönlichen Bewußtseins, als eines integrirenden Theiles desselben, spräche, so müßte sie, und zwar vor Allem gerade den Optimisten, den Trägern der Theorie von der gegebenen „besten Welt", schon im Characteristischen der Glücksidee selbst hinlänglich begründet erscheinen. Denn ein Glück, das heißt, ein individuelles Glückempfinden, welches an eine Beschränkung, an einen Abschluß, an ein Ende gebunden wäre, würde schon im Vorgefühle dessen kein ungetrübtes Empfinden, daher kein volles Glück, also auch kein Glück überhaupt sein. Nicht umsonst spricht man von ewiger Treue, ewiger Liebe, ewiger Freundschaft, und wie sie sonst heißen mögen die Factoren des Glückes. Mit einem Worte: entweder gibt es ein immortelles Glück, oder — keines.

Die vielgepriesenen weil „ewig heiteren" Götter der Griechen und Römer! Und doch lag es gerade daran, daß jene Quasi-Götter eigentlich fremd blieben, daß sie nicht ernst genommen wurden, und daß die Auguren sich verständnißschlau anlächeln durften. „Ewig heiter", also „ewig leidlos", ist Etwas, das, unheimlich und trotzig zugleich, nicht blos jenseits der Grenzen des Menschenthums, sondern auch jenseits seiner Gemüthswelt, seines Ideenkreises, seines Ahnungsvermögens liegt. Um aber von Menschen geglaubt, verehrt, geliebt zu werden, muß selbst ein Gott Menschlich-Zugängliches an sich haben, muß er vor Allem dem Schmerze nicht fremd sein. Die mit ausgestreckten Armen, als wollten sie alle Leidenden auf Erden umfassen, verklärt dort am Kreuze hängende wundenbedeckte Menschengestalt — die offenbart in Wahrheit eine unsterbliche Idee, menschlich und göttlich zugleich. „Wer seinen Gott leiden sieht, trägt leichter die eigenen Schmerzen", sagt selbst der gottlose Heine, der hierauf diesen Gedanken in seiner Art des Näheren ausführt.

Oft, wenn man Prosa oder Verse liest, erhält man fast den Eindruck, als ob immer wieder aus der einen Zeile „die Stimme von oben", und gleich darauf aus der anderen Mephisto spräche. Das ist jedenfalls die einfachste Art, zugleich Gott und den Teufel sich geneigt zu machen; aber der honnete Mensch, als Character, wendet sich unmuthig von einem Kunststücke ab, welches den Sinn verwirrt und die Empfindung corrumpirt.

„Non potest duobus dominis servire." — Besonders in wirr bewegten Zeiten sollte Jeder seiner Gesinnung Fahne zur Schau tragen.

Digitized by Google

Doch müßte sie, ob es nun die Oriflamme des Idealismus, oder die rothe Standarte des Terrorismus ist, frei, offen, weit ausgebreitet und entfaltet getragen werden; sonst könnten gar Schmutz und allerlei zweideutiges Ungeziefer sich unversehens in ihre Falten hüllen. Mit einem Worte: seien wir wahrhaftig, denn, wie Geibel sagt:

„... wahrhaftig zu sein ist menschliche Tugend und scheidet
Ewig den edleren Geist von der gemeinen Natur."

Gesinnung ist jede unabhängig bethätigte redliche Ueberzeugung.

Heine sagt einmal, daß ihn, so oft er an einer Schildwache vorüberging, die widerwärtige Empfindung beschlichen habe, der Kerl könne etwa auf den Gedanken kommen, ihn kurzweg niederzuschießen, und Giuseppe Rovani, obwohl ewig kränkelnd, erklärte einst in einem Feuilleton, er wolle von den Aerzten nichts wissen, weil sie Despoten sind, welche in die Existenz des Individuums nach Gutdünken eingreifen und unbedingten blinden Gehorsam verlangen. Wie verschieden doch die Ideenassociation ist, welche bei verschiedenen Menschen dieselbe Erscheinung hervorzurufen pflegt! Jeder kann es an sich selbst prüfen. Mich beispielsweise drängt es immer unwillkürlich, wenn ich einen Arzt begegne, das Haupt zu entblößen, weil ich da stets daran denke, daß — nach Gott — der Monarch und er die zwei Einzigen sind, welche dem Menschen das Leben zu geben, wiederzugeben, vermögen; Jener aus der Fülle der Macht und Gnade, Dieser aus der Fülle des Wissens und der Humanität. Der Anblick eines Soldaten aber, und wäre es auch des subalternsten, erinnert mich daran, daß der Soldat drei Ideen der höchsten culturellen Bedeutung vertritt, nämlich jene der Ordnung, der Selbstaufopferung und des persönlichen Muthes. Es erfüllt mich dabei jedesmal mit einer Art dankbarer Bewunderung, wenn ich erwäge, daß der arme Teufel gelegentlich für die Ehre und zum Schutze von uns Allen, die wir ihm vollkommen fremd sind, selbstlos und klaglos Geburtsstätte, Familie, Heim, Alles, was die schöne Gewohnheit des Daseins schön gestaltet, verlassen wird, um in der Ferne unter entsetzlichen Schrecken zu kämpfen, zu leiden, zu fallen — ein unbekannter, ungenannter Held der Pflicht, dem vielleicht nicht einmal ein Grab zu Theil wird. Fürwahr! Der Mann ohne Glanz und Kranz hat eine weit ethischere That vollzogen, als beispielsweise Horaz, der weltgerühmte Held der Feder, welcher bei Filippi Schild und Schwert von sich warf, um später inmitten des frivolen Luxus einer von Mäcenas sich erschmeichelten Villa dem Jahrhunderte zu verkünden, daß es schön und ehrenvoll sei, für das Vaterland zu sterben.

So oft ich beim Studium der Geschichte Alles genau erwäge und abwäge, komme ich immer wieder zu dem nämlichen Resultate: besser, viel besser für das Ganze und Allgemeine ein nur mäßig aufgeklärtes, nur stufenweise fortschreitendes, temperirt strebendes Volk, das aber, den Erfahrungslehren des gesunden Verstandes (welcher noch nicht der gemeine Verstand ist) selbsterkennend zugänglich, einen normalen Entwicklungsproceß normal, das heißt, vernünftig genügsam, durchmacht — als ein über die Leistungsfähigkeit

Digitized by Google

des Kräfte-Mechanismus montirtes, fieberhaft sich überstürzendes, vor lauter Genußsucht nicht zum eigentlichen Lebensgenusse gelangendes Volk, das unaufhaltsam, wenn auch geistreich, hellenisch, artistisch zu Grunde geht. Was soll in vereinzelter Erscheinung der kühnaufstrebende Bau, die stolzrauschende Palme, das weithin leuchtende Meteor? Darum handelt es sich nicht, sondern darum: daß das Fundament gefestigt, der Boden gesund, die Atmosphäre geklärt sei. Das mächtige, kunstsinnige, üppige Babylon schwelgte gerade im stolzen Gedanken an die nahe Vollendung seines Tempelthurmes, als es, vom Taumel des Genußlebens ergriffen, sammt dem kühnaufstrebenden Bau zur Ruine zerfiel; die stolzrauschende Palme im Hellas-Garten, der alle Welt fascinirende, doch innen modernde, attische Staat, wo Perikles, der geniale Pseudo-Demokrat, und Aspasia, die phrasenkundige Mileterin, rasch zu leben und der Thatsachen Logik skeptisch hinwegzulächeln lehrten, stürzte bald darauf in sich zusammen, als die Consequenz jener Logik ihn wie ein Blitz an der Wurzel traf; Syrakus, wo Plato, vor seines Meisters „attischem" Schicksale fliehend, wiederholt als leuchtendes Meteor aufgetaucht war, wo später der größte Mechaniker der Zeit jene unsterblichen Kreise zog, die selbst dem belagernden Römer Respect einflößten, Syrakus fiel dennoch, weil sprichwörtlich versumpft und verderbt, dem siegenden Marcellus zur Beute; Böotien, das doch Parnaß und Helikon, die berühmten Hügelstätten der Musen, sein eigen nannte, das auf seinem Boden einen Pindar, einen Plutarch, einen Hesiod entstehen, oder sich entwickeln sah, Böotien war und blieb trotzdem — Böotien. Und wann begann „die Zwingburg der Welt", Rom, in allen Fugen zu bersten? Genau an dem Tage, da Athens philosophisches, ästhetisches, sociales Raffinement dahin importirt ward, und damit gleichzeitig auch, aus Egypten, der hundertbrüstigen Isis entnervender Orgiencultus, gegen welchen selbst Tiberius unerbittlich strenge reagirte. Das sind Thatsachen, die keine Dialektik von den Tafeln der Geschichte zu streichen vermag.

Man hat behauptet, und behauptet täglich wieder, daß es bedauernswertherweise kein Europa mehr gibt. Bedauernswerth wohl, aber logisch. Ist der Staat „ein sittlicher Organismus zur Verwirklichung des Rechtes", und drückt das unsterblich kaiserliche Wort „Justitia regnorum fundamentum" die Synthesis aller staatlichen Existenzbedingung aus, so können Staatengebilde doch unmöglich bestehen und gedeihen, wenn dann im Verhältnisse von Staaten zu Staaten Macht vor Recht geht, und wenn, wie Manzoni klagt, nach und nach eine Welt erstanden ist, bei welcher „eigentlich nichts übrig bleibt, als Unrecht zu üben und Unrecht zu erdulden, hoffend, daß eine künftige Gerechtigkeit die Ungerechtigkeit der Gegenwart wettmachen werde." Damit ist ja auf lange hinaus geradezu die strikte Negation jener für Staaten fundamentalen Existenzbedingung gegeben.

Wenn man sagt, daß die Regierung das kühle Gehirn, das Parlament aber das warme Herz des constitutionellen Staates vertritt, für diesen also den Vergleich mit dem Gesammtorganismus des menschlichen Körpers

Digitized by Google

zuläßt, so ist dadurch gleichzeitig die bestimmende Norm nicht blos für die Temperatur, sondern auch für die Action und das Verhältniß der einzelnen Factoren zur Erzielung eines gesunden Organismus von selbst gegeben. Man braucht dann nämlich einfach nur daran zu denken, daß Gesundheit jener Zustand ist, bei welchem die Organe leicht, zweckmäßig und harmonisch functioniren.

„Der Oesterreicher hat ein Vaterland und liebt's, und hat auch Ursach', es zu lieben." — Dieses Ausspruches des idealsten deutschen Dichters gedachte ich doppelt lebhaft nach der Lectüre des historisch-compilatorischen Werkes „Vaterländisches Ehrenbuch" (von Albin Reichsfreiherrn von Teuffenbach), eines überaus inhaltsreichen, gesinnungstüchtigen, echten Volksbuches, das in keinem österreichischen Familienkreise fehlen sollte. Und wie leicht, dachte ich ferner, vermag gerade der Oesterreicher die Ehrenschuld der Vaterlandsliebe einzulösen, an die jenes feierliche Wort Schiller's ihn gleichsam mahnt. Hängt doch, was heute bei ihm etwa bemängelt und bedauert werden könnte, fast durchgehends vom modernen allgemeinen Zeitgeiste ab, so daß er es so ziemlich mit der ganzen Welt theilt; während was Treffliches, Beneidenswerthes an ihm und um ihn ist, als sein ursprüngliches eigenstes Eigenthum erscheint: ein offenes Gemüth, in welchem sich des Südens warme Empfänglichkeit und die kühle Mäßigung des Nordens glücklich vereinigen; eine von der Vorsehung mit allen Reizen der Naturschönheit sichtbar bevorzugte Heimatstätte und d'rüber hin, seit Jahrhunderten, die segnend waltende Hand wahrhaft edler und hochherziger Monarchen.

Bei Erziehung des Individuums — so gut wie bei Erziehung der Völker — bedeutet oft willensstarkes, strenges Verweigern durchaus nicht Härte, sondern, umgekehrt, die liebevoll kluge Sorgfalt der Voraussicht. Die kleine Concession von heute ist vielleicht der große Mißbrauch von morgen und das grenzenlose Unheil vom Ende. Aus der ehemals blos kindischen Laune erwuchs später das tägliche Bedürfniß, aus diesem sodann die trotzige Forderung an das Schicksal. Und wenn dieses **dennoch** unerbittlich bleibt, was dann? möglicherweise: Verzweiflung und Verbrechen!

Die pädagogische **und** die sociologische Disciplin, sie sind beide Aufgaben wesentlich prophylaktischer Art, denn hier und dort heißt es zunächst: willensstark vorsehen, strenge vorbauen. Wenn wir abwarten, bis die durch **ihren** Entwicklungsgang kräftig gewordene Thatsache an uns herantritt, findet sie uns gewöhnlich ohnmächtig, weil unvorbereitet. Was man hie und da Ueberlegenheit, Resignation, gesunde, humoristische Auffassung der Dinge und ihrer Symptome zu nennen pflegt, ist in Wirklichkeit oft ganz etwas Anderes. Friedrich von Sallet erklärt es uns, allerdings etwas herb:

„Die Alles gelten lassende Zahmheit
Bezeuget nur des Herzens Lahmheit;
Die **wahre** Liebe tritt schonungslos
In den Staub, was schön nicht ist, noch groß."

Digitized by Google

Wohl vermag der Einzelne auch gegen die sociale Corruption, und deren schädigenden Rückschlag auf uns und unsere Kinder, gewöhnlich nicht mehr zu thun, als Luther auf anderem Gebiete bis 1520 und überhaupt für seine Person stets gethan hat, nämlich einfach zu protestiren; wenn aber nach und nach Mehrere Dasselbe, gleich friedlich doch auch gleich entschieden wie er selbst, thun wollten, so würde schließlich zu Gunsten der Familie, also auch des Staates, Das erfolgen, was dem einzelnen kleinen Augustinermönch gewiß nicht gelungen wäre: die Reformation, und zwar in unserem Falle die Reformation der Sitten. „Wollen, wollen, wollen!" rief Alfieri aus, als er zur reformirenden, kräftigenden Läuterung der durch Lutetia's verweichelnden Einfluß jammervoll corrumpirten poetischen Literatur Italiens schritt.

„L'amour est nu, mais il n'est pas crotté", sagt selbst Voltaire, der frivole Epiker der „Pucelle d'Orleans." – Nuditäten können unter Umständen immerhin eine künstlerisch ästhetische Berechtigung haben und eine ungetrübt reine Befriedigung des dem Menschen inwohnenden Schönheitssinnes gewähren, wenn sie, wie im Ganzen bei den Griechen, unbefangen gedacht, auch unbefangen in den Kreis der formenwürdigenden Betrachtung gezogen werden; sonst dürfte man ja gar nie ohne verwirrende Aufregung an die gerade vollendetsten Statuen der Antike herantreten. Allerdings. Sobald aber Jemand beispielsweise an einer Venus-Statue gewisse Theile mit rother Kreide eigens hervorhebt, oder, was noch pervertirender ist, gleißnerisch durchsichtige Schleier darüber drapirt, die mehr locken als verhüllen, hören künstlerische Objectivität und reine Unbefangenheit auf, um der trivialen Absicht und schmutzig aphroditischen Wirkung Platz zu machen. Uebrigens ward auch in Griechenland in Sachen des Sinnlich-Schönen eine bestimmte Grenze eingehalten. Beweis hiefür des Aristophanes Sarkasmen, des Volkes Murren über die maßlos unnatürlichen Ausschweifungen des Alcibiades, und dann wieder schon die Einberufung eines Gerichtes zur Aburtheilung der schönen Phryne, welche, trotz Hyperides und seiner Milderungsargumente ad oculos, doch Athens frechste und verwerflichste Jugendverderberin war. Auf literarischem, besonders auf poetisch-literarischem Felde, hat vollends das listig lüsterne Spiel mit Nuditäten und Frivolitäten etwas förmlich Beleidigendes an sich. Wenn nämlich nun einmal accreditirte Schriftsteller dem Publicum ein Werk bieten, welches als genußreiches Kunstwerk angekündigt wird, und man hinterdrein in einen oberflächlich glitzernden, innen aber faulenden Sumpf geräth, so ist es Dasselbe, als ob wir, der Einladung eines reichen und als wohl erzogen geschilderten Mannes folgend, Denselben auf seiner Villa besuchten, von ihm aber nicht etwa im duftigen Blumengarten, oder im kunstvoll geschmückten Salon, sondern in der übelriechenden Umgebung jener Stätte empfangen werden würden, die man sonst mit Recht so verborgen als möglich zu halten pflegt.

Die Ehe ist nicht blos eine Angelegenheit der Liebe, sondern auch eine Würde. Daher gar Vieles, das an Liebenden nicht befremdet, uns bei Vermählten unpassend und unziemlich erscheint.

Digitized by Google

Allzuoft verwechselt man das Verliebtsein mit der Liebe, obwohl Beide der nämliche Unterschied trennt, der etwa zwischen Begehren und Begnaden liegt. Dort Eros, welcher, demselben Schooße wie Anteros entstammend, ohne diesen nicht bestehen kann, und gleich seinem Vater Mars, erobern, siegen, besitzen will; hier Himeros, der einsame Gott der Sehnsucht, der aus sich und durch sich bedingt, allein seine Bahnen wandelt, allein bestehen und beglücken kann. Dort handelt es sich um „gerade diese Eine", hier für „gerade diese Eine". Dort heißt es: „Beselige den glücklichen Geliebten!", hier heißt es: „Wenn ich Dich liebe, was geht's Dich an?"

Das ist es eben, was die echte, reine Liebe so hoch über die Freundschaft, wenn noch so echt und rein, stellt: Liebe gibt sich bedingungslos und selbstlos hin; Freundschaft will erst verdient sein.

Nennt doch nicht immer den nächstbesten Gegenstand des Verliebtseins „Ideal." Das Ideal liebt man mit allen Fasern des Herzens; man liebt es bis zur Schwärmerei, bis zur Extase, bis zum Sterben, oder, was mehr ist, bis zum Märtyrerleben — aber in das Ideal ist man nicht verliebt.

Eine immens segensreiche Gewährung des verständnißinnigen Ehelebens wird bei Würdigung desselben oft gar nicht in Rechnung gebracht: das Weib weint für den Mann die Diesem versagte Thräne, und der Mann trägt für das Weib die qualvoll lastende Wucht des Gedankens.

„Ehret die Frauen!" — und zwar nicht blos, weil sie himmlische Rosen ins irdische Leben flechten, sondern weil sie überhaupt durch sich selbst einen vollberechtigten Anspruch darauf haben. Ist die Liebe wirklich „das Athemholen der Frauenseele", wie Prati sagt, so ist Achtung die reine Luftschichte, in der allein jener Athmungsproceß sich erfreulich bethätigen kann.

„Es gibt wenig Schlimmes in der Welt, dessen Ursprung nicht auf Frauen zurückzuführen wäre." — Jedenfalls war der „fou si sage" des XVI. Jahrhunderts mehr toll als weise, da er jene Worte niederschrieb; denn der weinselige Pfarrer von Meudon bedachte dabei nicht, daß auch seines Daseins Ursprung auf eine Frau zurückzuführen war.

Fällt unter Männern das Gespräch auf eine weibliche Persönlichkeit, so kann man Hundert gegen Eins wetten, daß auch die Frage laut wird, ob sie jung und hübsch sei, und daß sich darnach der Höhegrad der Theilnahme und Rücksicht für die Besprochene richten werde. Damit kränken wir nun alle Frauen für die Zeit im Voraus, da sie einmal in Ehren alt geworden, auch verblüht und hinfällig sein werden. Man denke dabei an die eigene Mutter, Schwester, Frau, Tochter! Die Natur aber, die Kunst, selbst die Religion, sie kennen in Wahrheit nichts menschlich Höheres, Edleres als überhaupt ein liebevolles, frommbescheidenes, weibliches Weib, mild und verständig; gleichviel ob jung oder alt, ob hübsch oder schmucklos. Dafür dürfte es allerdings kaum etwas Unwürdigeres geben, als der Inbegriff

Digitized by Google

Dessen, was die Volkssprache nun einmal spottweise mit den Worten „ein altes Weib" ausdrückt — wär' es auch ein Mann.

Bescheidenheit erinnert mich an einen Lichtschirm. Es ist helles, vielleicht sogar grelles Licht, was dahinter steckt; aber so wirkt es auf uns sanfter, wohlthuender, anmuthender.

Trüge stets, wer innen leidet,
Auf der Stirn' davon die Spur,
Oh, wie Viele, heut' beneidet,
Wären dann bedauert nur!

Mit diesen Versen hat Metastasio, der vielerfahrene Kenner aller Gesellschaftsschichten, ins Vollste, Tiefste des inneren Menschenlebens rasch und sicher einen blitzartig erleuchtenden Strahl fallen lassen. Es gibt wirklich, besonders unter den Frauen, Tausende von Existenzen, welche uns mit jenem eigenthümlichen Zucken der Lippen, das „wie Lächeln aussieht und doch Schmerz nur ist," irreführen; Tausende von Existenzen, deren Außenbild licht, leicht, gleichsam die ganze Farbenpracht der Glückessonne reflectirend, einem Thautropfen auf duftigem Rosenblatte zu gleichen scheint. Aber laßt Euch vom Mikroskop melden, wie es im innersten Herzen dieses Tropfens aussieht: welche Fülle dunkler, fremdartiger, räthselhafter Dinge stürmt da wirr und wild durcheinander!

Die Weide dort am Rande des Teiches, die ist klug! sie beugt sich, sie gibt nach, und so braust der Sturm, welcher die trotzige dichtbelaubte Eiche entwurzelt, großmüthig schonend über die Bescheidene hinweg. Oder muß er sie schonen, weil sie eben im Bewußtsein ihrer Schwäche keinen Widerstand leistet? Dann ist auch Schwäche eine Kraft und Macht. Lernt es von der Weide, Ihr Frauen.

Irrungen gibt es und Verirrungen, welche, so zu sagen, speciell dem Manne, und solche, welche speciell dem Weibe eigen sind. Treten dieselben nun an dem anderen der beiden Geschlechter auf, so erscheinen sie noch abstoßender und abscheulicher. Wenn ein Mann „ein altes Weib" ist, und sich beifallssüchtig, zudringlich, neiderfüllt wie reizlose Coquetten geberdet, so wirkt dieses Treiben mit seinen kleinlich vulgären Mitteln und Mittelchen doppelt anwidernd. Noch mehr gilt der Satz in Betreff des Frauengeschlechtes. Bevor eine Frau sich der Trunkenheit, des Diebstahls, der politischen Zügellosigkeit schuldig macht, sollte Gott in seinem unendlichen Erbarmen sie lieber tödten! Des Antonius furibondes Weib, Fulvia, welche auf öffentlicher Straße an dem durch erkaufte Schergen abgeschlagenen Kopfe Cicero's die Zunge zuerst mit der Haarnadel zersticht, dieselbe dann ihm aus dem Munde reißt und sie zerkratzt und zerfleischt, ist ein Bild so ungeheuerlicher Wildheit, wie es kaum von einem Manne gleich grauenhaft geboten werden könnte. „. . . Et non est ira super iram mulieris."

Bedenket, Eltern, daß euere Kinder in der Schule — im günstigsten Falle — nur lernen können, wie man zu lernen hat. Der Schwerpunkt

liegt also dort zunächst im pädagogischen Systeme. Das Gegenständliche, das eigentliche Element fürs Leben müssen sie dem Leben selbst, das heißt, der Atmosphäre entnehmen, die Ihr um sie in der Familie durch Rath und That, durch Disciplin und Beispiel, kurz, durch die Erziehung schafft. Damit übernehmt Ihr im Staate eine culturelle Mission von weittragendster Wichtigkeit. „Der beherrscht die Staaten, der an der Spitze der Erziehung steht," schreibt Deutschlands philosophisches „Genie ohne Gleichen," und was hiebei die Familie zu bedeuten habe, das ward uns schon durch Plato gelehrt. Er war aus Liebe zur Wissenschaft zwar nicht verheiratet, sagte aber dennoch, daß die Familie „die stärkste Wurzel des Staatslebens" sei.

Jeder Mutter möchte ich wohlmeinend zurufen: Trachte, daß dein Kind so lange wie möglich sich als Kind fühle, und behandle es auch darnach. Rasch genug stürmt die Zeit heran, wo es einst mit unsagbar schmerzlichem weil unerfüllbarem Drange sich nach dem Paradiese der Kindheit, ihren Märchen und Spielen, ihrem Unaufgeklärtsein und Ungeziertsein, zurücksehnen wird. — Ferner: so dein heranreifendes Kind irgend welche Eignung für irgend welche Richtung höheren Strebens bethätigt, fördre sie, nebst dem Uebrigen, nach bestem Wissen und Können. Wenn ihm in der Zukunft das sogenannte Brotstudium, die Berufsthätigkeit und des Lebens Praxis nur Enttäuschung und Entmuthigung bereiten sollten, wird das Buch, das musikalische Instrument, die Palette, der Meißel, wird die Landkarte, das Herbarium, der Kompaß, das Mikroskop, sein Gemüth aufrichten helfen, und es vielleicht vor dem letzten Entschlusse wirrnißvoller Verzweiflung bewahren. — Und noch Eines. Gedenke: keiner Mutter wird das Verziehen des Kindes verziehen; nicht einmal, dereinst, vom Kinde selbst.

„Grob ist gut für Handtücher und für die Erziehung", lautet ein familiäres Sprichwort, das jedenfalls zu weit geht. Vielleicht sollte es stark statt „grob" heißen. Ersteres imponirt, Letzteres irritirt. Daß Tiberius, der doch ein gutes Kind gewesen und eine hervorragende Intelligenz blieb, nach und nach der bekannte Tiger-Mensch wurde, daran war — unter Anderem — die grobe Härte Schuld, womit dessen herrschsüchtige, heuchlerische Mutter, Livia, ein römischer Jago in weiblicher Gestalt, seine liebebedürftige Jugend vergiftet hatte.

Der Schmerz des Generals, der eine Weltschlacht verliert, ist um kein Haar größer und intensiver, als jener des Kindes, dem man sein hölzernes Steckenpferd muthwillig zerbricht. Das ist eben seine Welt. Nur daß dort die Furche des Schmerzes dem Grabe gleicht, in das eine vielleicht morsche Vergangenheit hinabsteigt, hier aber den Abgrund mit bildet, in den man eine vielleicht blühende Zukunft stürzt.

„Sichtbar gewordene Liebe," nennt Novalis die Kinder. Nur ein Poet, nur ein echter Poet, nur ein deutscher Poet vermochte über das Zartsinnigste in so wenigen Worten so trefflich Treffendes zu sagen.

Digitized by Google

Wie wunderbar! gerade das Kleinste, Unscheinbarste, Opferbedürftigste treibt im Leben die eigensinnigste Opposition, übt die ungenirteste Tyrannei aus, und bietet uns dennoch die größte, stolzeste, reichste Freude — das Kind.

Begriffe das Kind, welche Opfer, Sorgen und Mühen es der liebenden Mutter verursacht, es würde gewiß mit dem Vorsatze aufwachsen, bis ins Greisenalter den Namen seiner Mutter nur entblößten Hauptes, oder auf den Knien, auszusprechen.

Den Großen und Mächtigen der Erde, welche auf jenen Höhen wandeln „dove si puote quel che si vuole," möchte ich einmal ins Ohr flüstern dürfen: Was euer Geist schafft, die Werke des Wissens, wird einst die Welle der Zeit hinwegspülen; was euer Herz schafft, die Werke der Humanität, wird unsterblich fortleben im dankbaren Gedenken künftiger Geschlechter, denn „die Werdenden sind dankbar".

Ober der Eingangsthüre jedes Redactionsbureaus, überhaupt jeder Werkstätte des Geistes, wo derselbe bestimmend für das öffentliche Leben arbeitet, sollten mit Demantlettern Schillers Worte angebracht sein: „. . . Und gib der Welt, auf die Du wirkst, die Richtung zum Guten, so wird der ruhige Rhythmus der Zeit die Entwicklung bringen".

„Man ist auch verzweifelt wenig, wenn man weiter nichts ist als ehrlich." — Mit Verlaub, mein sehr resolutes Kammerkätzchen: Das ist, umgekehrt, an und für sich schon außerordentlich viel; denn darauf, daß man in Wahrheit ehrlich, hilfreich und gut sei, wird es vor Allem ankommen, ob auf dieser unwirthlichen Erde Glück und Zufriedenheit nicht ganz aussterben. Und schwer ist es auch, sehr schwer; sonst würden alle Menschen es zu sein vermögen. Jedenfalls behält der geistvolle Gilberto Govi Recht, der da meint: „Wissen ist viel, nützen noch mehr."

„Was mich selbst anlangt, so bedurfte es, damit ich wurde, was ich geworden bin, meiner Fehler eben so sehr wie meiner Tugenden" — sagt, auch allgemein wahr, der bereuende Treulose von Sesenheim. So ist es; denn „seinen Sündenfall begeht ein Jeder," und zwar nicht blos im Eden des Herzenslebens. Der wäre mir ein rechter Poet, dessen aparter Entwicklungsgang keine Sturm- und Drangperiode aufzuweisen hätte, und Der ein sonderbarer Kriegsmann, welcher nur von Siegen zu erzählen wüßte. Nein! durch Sturm und Drangsal sich willenskräftig ans Ufer retten; fallen, doch muthig wieder sich erheben, um dann vielleicht wieder zu fallen, und wieder zu neuem Kampfe, zu endlichem Siege zu erstehen, Das ist echt menschlich und „des Schweißes des Edlen werth"; ein echter Kampf um's Dasein — der Menschenwürde, bei welchem es zwar zu „kämpfen", aber nicht zu „raufen" gilt.

In der Reue liegt die Feuerprobe der Menschenwürde.

Digitized by Google

Der Parnaß ist eine Art Kalvarienberg. Wer gotterfüllt, und ohne sich von Anderen bequem hinauftragen zu lassen, seine Höhen ersteigen will, Der muß die Fähigkeit haben, klaglos das Kreuz zu tragen und zu ertragen, daß Hohn und Spott, Geißelung und Gallentrank, Lanzenstich und Dornenkranz ihm zu Theil werden. An der Begegnung mit so manchem Cirenäer wird es übrigens auf dem Wege Keinem fehlen, sowie anderseits wieder die Allgerechtigkeit sicher dafür sorgt, daß dem Judas der Baum nicht zu nieder wachse.

Der gewesene Minister J. N. Berger, der ein geistvoller Denker und ein gemüthsvoller Poet war, las mir einst, noch als Advocat, einige wahrhaft ergreifende Verse aus seiner Feder vor, und bemerkte dann mit dem Ausdrucke fast kindlicher Unbefangenheit: ein gelungenes Gedicht freut mich noch immer mehr als ein gelungener Proceßact. — Dieser halb und halb wie ein intimer Herzenserguß klingende Spruch des damals so sehr gefeierten Rechtsanwaltes machte auf mich einen bleibenden Eindruck; denn in meinen Augen war die spontane Bemerkung eine Art Bekenntniß, und wog zehnfach die conventionelle Geringschätzung auf, welche von Vielen in Betreff jedweder poetischen Production, namentlich der lyrischen, affectirt wird. In solchen Fällen sollten Dichter sich an das stolze, allerdings etwas überschwengliche Wort erinnern, das einst ein Großer an einen Großen brieflich richtete: „So viel ist indeß gewiß: Der Dichter ist der einzige wahre Mensch, und der beste Philosoph ist nur eine Carricatur gegen ihn." Selbstverständlich sind darunter nicht jene habituellen Dichter gemeint, denen, wie seinerzeit dem wanderlustigen Touristen Kyselack, blos daran gelegen zu sein scheint, ihren Namen überall anzubringen.

Ein recht billiges, aber dabei recht unbilliges Vergnügen, dieses ewige Ironisiren über Lyrik und Lyriker. Als ob nicht auch die größten Dichter aller Culturvölker und Epochen ihre duftigsten Kränze gerade im Blumengarten der Lyrik gepflückt hätten; als ob der Beifall, den poetische Erzeugnisse anderer Gattung hie und da erringen, nicht oft blos der ergreifenden Stimmung, der farbenprächtigen Gewandung, der bilderreichen Diction, dem Tonfalle und Metallklange des Verses, also dem Lyrismus und seinen Hilfsmitteln, zuzuschreiben wäre; als ob selbst Individualitäten, deren Lebenskreise dem poetischen Schaffen äußerlich ferne liegen — Fürsten und Aristokraten, Männer der exacten Wissenschaft und Männer des Schwertes, Politiker und Advocaten — wenn sie sich einmal den Musen nähern, nicht mit Vorliebe ihren Schritt zur lyrakundigen Polyhymnia lenkten. Die bisher erschienenen Bände des literarischen Jahrbuches „Die Dioskuren" liefern Demjenigen, der sich im Innern dieses Anakeions aufmerksam umgesehen, selbst einen Beweis hiefür. Es ist überhaupt gar sehr die Frage: wird nicht jene Muse nach und nach ihre Schwestern aus der Welt unseres Cultus ganz verdrängen? Das „Epos" unterlag schon damals, als sogar das Verständniß für das heroische und legendarische Element aufhörte; das „Drama" arbeitet fort und fort am eigenen Untergange, indem es Tendenzen (und welche!) statt Menschen auf die Bühne bringt, oder dort declamiren läßt,

Digitized by Google

wo gehandelt werden sollte. Was bleibt noch? der ursprüngliche Wohllaut des fühlenden Herzens — die Lyrik.

„. . . Er faßte es als eine Pflicht gegen sich selbst auf, das Recht auf Achtung seiner Persönlichkeit auch in den geringfügigsten Dingen zu wahren, und sich keine Unterordnung gefallen zu lassen, die durch nichts als den Unterschied äußerer Verhältnisse bedingt werden wollte." — Schon dieses einen mannhaften, ebenso präcisen als incisiven Satzes wegen, der, von geübtem Denken durchdacht, den Keim eines blutvergiftenden Krebsschadens der Gesellschaft diagnostisch constatirt, würde ich „Gabriel Solmar" von Hieronymus Lorm in die vorderste Bücherreihe meiner Handbibliothek gestellt haben, zählte nicht auch sonst jener geist- und gehaltvolle Roman zu den anziehendsten Werken, womit das „Fragment eines Menschen," wie sich unlängst der leidengebeugte österreichische Gutzkow einem Besucher gegenüber selbst nannte, die deutsche Literatur bereichert hat.

Uno spirto soave e pien d'amore,
Che va dicendo all'anima: sospira!

So definirte „l'altissimo poeta" vor fünf Jahrhunderten das eigentlich Undefinirbare: den Weltschmerz. Wie man sieht, nicht nur verständiger, sondern auch etwas urbaner und gentiler, als es heute geschieht, wo noch dazu in der Sache, wissentlich oder unwissentlich, Begriffe verwechselt werden, die so verschieden sind, wie etwa Ichheit und Allheit, oder Sensitivität und Sensibilität. Wer den principiellen Unterschied zwischen Weltschmerz und Weltschmerz durchaus nicht begreift, Der studiere ihn ad homines, und untersuche beispielsweise die wirklichen Motoren des Schmerzes (so weit sie nachspürbar sind) bei Byron und Kleist, bei Leopardi und Hölderlin, bei Lamartine und Hilscher, bei Ernst Schulze und Justinus Kerner. Ich deute nur an. Jeder Unbefangene, der „mit den Augen der Seele" in die innere Werkstatt jener eigenartigen Naturen blickt, wird endlich selbst finden, daß es sich, bei ähnlichen Symptomen, dennoch um zwei ziemlich heterogene Dinge handelt. Nur die Formel und das Ergebniß gleichen sich. Jene lautet nach Lenau: „Schmerz ist Grundton der Natur;" dieses, die Schlußoffenbarung alles menschlichen Seins, wird uns durch Musset einfach ergreifend verkündet:

On entre, on crie,
Et c'est la vie;
On crie, on sort,
Et c'est la mort!

So bleibt das Leben, wie es auch die einzelnen, leichtlebigen Gaudenten des Tages bezeichnen mögen, von der Wiege bis zum Grabe ein weltdurchdringender Schmerzensschrei der gefolterten Creatur.

Daß der Mensch das Elend des Daseins begreift, bemißt, bekennt, scheint mir gerade mit eine Bethätigung seiner überlegenen Größe zu sein. Ihn darum tadeln heißt ihn declassiren. Die Pflanze, der Stein, das Metall, die wissen davon nichts, und vermögen auch nicht, ihrer Natur gemäß, es zu wissen; selbst das Thier, den Orang-Utang einbegriffen, empfindet

Digitized by Google

zwar den Schmerz seines Leibes, aber nicht das Elend seines Daseins. Ihm genügt es, gesund und gesättigt zu sein.

Anders ist das Thier, anders der Mensch „gesund". Dieser ist nicht immer krank und krankhaft, auch wenn ihm nicht gerade „cannibalisch wohl" ist. Das sollten die zahlreichen Therapeutiker der Gegenwart wohl bedenken.

Concretiren wir einmal, was in Betreff des Weltschmerzes kurz zu sagen wäre. Es handelt sich da einfach um die Jahrtausende alte Frage, ob das Erdenleben, in seiner Gesammtheit von der Vogelperspective des objectiven Denkens aus überblickt, werth sei, gelebt zu werden, oder nicht? Die hervorragendsten Geister und Geistesstrebungen aller Zeiten und Nationen, sowohl die poetische Abstraction der antiken Tragödie, als die religiöse Askese des Mittelalters und die philosophische Doctrin der neuesten Zeit, sei's von der Verneinung des Willens zum Leben, sei's von der zwingenden Allmacht des Unbewußten, haben darauf, bald direct, bald indirect, mit „Nein" geantwortet, und auf den unbesiegbaren Dämon des Leidens hingewiesen. Dem entgegen könnte man als versöhnende oder bewältigende Macht nur den in Prometheus verkörperten That-Gedanken gelten lassen. Allein Prometheus unterlag, und hat, nachdem der Unsterbliche am kaukasischen Felsen seinen allzumenschenliebenden Traum qualvoll gesühnt, längst schon die nicht zu regenerirende Erde wieder verlassen, um am Rathtische der Götter Platz zu nehmen. Nun ist's wieder lichtlos und freudlos hienieden, und — „es gibt nichts Höheres, als einen Menschen, der das Leben verachtet," ruft der große deutsche Denker aus, der ein großer Dichter war, auch ohne je einen Vers geschrieben zu haben.

Wie sehr man das Wesen des Weltschmerzes verkenne, beweist schon die oft dagegen optirte sogenannte Heilmethode. Man solle „in die Berge", überhaupt in „schöne Gegenden" gehen, heißt es da, weil Das zerstreue und beruhige. Mit nichten. Die starre Ruhe der Berge und die lachende Freudigkeit landschaftlicher Paradiese sind im Gegentheile wie geschaffen, bewegte und betrübte Gemüther durch den flagranten Contrast noch schmerzlicher zu irritiren. Richtig fand ich auch nirgends so viele untröstlich melancholische Reisende, als gerade im Pusterthale und in Thüringen, in Reichenhall und in Interlaken, am Como-See und im Eden von Chambery. Leicht begreiflich. Die große weite Welt ist nirgends schön, wo der Mensch „hinkommt mit seiner Qual." Da steckt's. Man lasse eine sociale Gesammtatmosphäre aufkommen, in welcher auch für Menschen von Ernst, Gemüth und Wohlerziehung die Existenz herzerquickend sei, dann wird die Lust, hold zu genießen, von selbst sich einstellen, und — das Problem ist gelöst!

Wien, August 1877.



Gedichte

von

Josef Pollhammer.

An Maria.

Wohin in meinem Leben mich
Des Schicksals Wege lenken,
Es webt dein holdes Bildniß sich
In all mein Thun und Denken.

Wall' ich hinaus in's grüne Reich
Giebst Du mir das Geleite,
Und schützend einem Engel gleich
Schwebst du an meiner Seite.

Und bin ich nächtlich ganz allein
In meiner dunklen Zelle,
Bringt deines Bildes klarer Schein
Mir Paradieseshelle.

Und wenn der Sorgen finst're Macht
Auf mein Gemüth gesunken,
Du streust in seine trübe Nacht
Des Hoffens lichte Funken.

Ein Bach.

Oft in meiner Kindheit Tagen
Ging ich einsam aus dem Haus,
Von der Sehnsucht Weh getragen
Nach dem dunklen Wald hinaus.

Zwischen Fels und Busch entgegen
Sprang mir dort ein heller Bach,
Und ich hüpft' auf schmalen Wegen
Seinem raschen Laufe nach.

Bis ich an den See gekommen,
Wo er wirbelnd mir entschwand,
Und mein Herz so tief beklommen,
Wieder seinen Frieden fand.

Ein Gedanke.

Ich seh' ein Blättchen fallen
Von einem grünen Baum;
Der Wind erfaßt und treibt es
Zum nahen Waldessaum.

Im Walde sinkt es nieder
An ungekanntem Ort,
Dort liegt es und vermodert —
Der Baum grünt fort und fort.

Digitized by Google

Gedichte

von

E g i n h a r d.

Mutig und fromm.

Wer ist noch edler als ein mut'ger Jüngling
Der in der stolzen Fülle seiner Kraft
Mit Heldenkühnheit trotzend den Gefahren
Aus ihrem Dorngestrüpp sich Lorbeer schafft?

Ein mutig Mädchen ist es, das nicht zitternd
Vor der Gefahr, ihr fest gen'über steht.
Und zarten Leibes, zarten Geistes dennoch
Bezwungen sie — von Palmengruß durchweht.

Wer ist noch edler als ein frommes Mädchen
Das hingegossen in der Andacht Glut
Der Welt entfloh'n, die rauh sie nur berührte,
Nun im Asyle Gottes sicher ruht?

Ein frommer Jüngling ist es, der im Leben
Ob es ihn auch verlockend rings umblüht
Doch reinen Sinnes betend blickt nach Jenseits
Im Denken Mann — doch mägdlich im Gemüt.

Ein mutig Mädchen ist wie Luna, wenn sie
Mit mildem Licht der Wolken Nacht besiegt;
Ein frommer Jüngling gleicht dem Sonnengotte,
Wenn sich sein gold'ner Strahl auf Blumen wiegt.

Die Schlummerlosen.

Ihr Schlummerlosen, die Ihr erst bei Nacht
Zum wahren Geisterleben auferwacht
An Wonne und an Qualen überreich,
Bald flieht den Schlummer Ihr, bald flieht er Euch.

Digitized by Google

Wenn Gläserstoß im Jugendsange klingt,
Wenn durch den Saal der Tanz sich jubelnd schwingt,
Wenn still der Weisheit echtes Lämpchen glüht,
Dann wacht Ihr wohl, weil Ihr den Schlummer flieht.

Doch wenn Euch Krankheit wie ein Scherge plagt
Und des Gewissens Wurm am Herzen nagt,
Wenn falsche Weisheit irre Kreise zieht,
Dann wachet Ihr, weil Euch der Schlummer flieht.

Wenn Liebe winkt mit ihrem stillen Kuß
Und Poesie mit heil'gem Sehnsuchtsgruß,
Der Andacht Blum' im Mondenscheine blüht,
Dann wacht Ihr wohl, weil Ihr den Schlummer flieht.

Doch wenn der Liebe Gram Euch wild umfaßt,
Wenn Frost und Hunger liegt bei Euch zu Gast
Und die Verzweiflung tolle Funken sprüht,
Dann wacht Ihr wohl, weil Euch der Schlummer flieht.

Wer schläft wiegt sich im ird'schen Gleichgewicht
Ein Kranz von Lotosblumen ihn umflicht,
Wenn er gelöst wird oder selbst zerreißt
Grüßt Himmel oder Hölle unsern Geist.

Naturleben.

Könnte es doch ganz gelingen
Der Natur sich zu vereinen
Wie die Lerche, die im Singen
Sich erhebt zum Aetherreinen.

Wie die klare Wiesenquelle,
Die da plätschert über Kiesel,
Wie das Fischlein in der Welle
Lieblich kosendem Geriesel.

Wie die grünen Blätter, welche
Westumfächelt, sich vergittern,
Wie die Perlen Thau am Kelche
Jener Rose freudig zittern.

Rastlos will der Mensch im Denken
Höh'rer Geister Lust erstreben —
Heilige Natur! versenken
Laß stattdem mich in Dein Leben.

Bald erlahmen die Gedanken
Wissen kränkelt bald — ein Wähnen,
Die Natur kann nicht erkranken
Gott in ihr erfüllt das Sehnen.

Digitized by Google

Das Opfer.

Novellette

von

Gräfin Anna Pongrácz.

In einem freundlichen, wohl erleuchteten und durchwärmten Zimmer saß an einem Herbstabende eine kleine trauliche Gesellschaft beisammen, die aus drei Damen und zwei Herren bestand. Von den Damen beugte sich die Eine, Aelteste über einen Stickrahmen und zog eifrig die Nadel aus und ein, die Zweite fügte mit feinen, schlanken Fingern Blumen, die in einem Körbchen vor ihr auf dem Tische standen, zu einem Bouquet zusammen, und die Dritte — ein sehr hübsches, ganz junges Blondköpfchen — that gar nichts, wenn man nicht das Spiel, welches sie mit einem kleinen Blüthenzweige trieb, als Etwas gelten lassen will. Indessen waren nur ihre Hände so müssig, ihrer Zunge konnte man den Vorwurf nicht machen; diese ging recht flink, und beide anwesende Herren, von denen der Eine Civil-, der Andere Militärkleidung trug, hörten mit sichtlichem Vergnügen auf das muntere Geplauder, welches durch ihre eigenen heiteren Bemerkungen auf's Lebhafteste unterstützt wurde. Das Mädchen mit den Blumen warf hie und da ein freundliches, verständiges Wort dazwischen, die stickende Dame aber schien durch ihre Stickerei gänzlich in Anspruch genommen zu sein. Es machte einen sehr komischen Eindruck, wenn sie, mitten in das Gespräch der Anderen hinein, plötzlich anfing, laut ihre Stiche zu zählen: Eins, zwei, drei weiß, Eins, zwei, drei, vier roth rc.; und dabei wackelten die Bänder ihrer Haube, die in einer etwas kühnen Schleife zum Himmel strebten, gravitätisch hin und her, als wollten sie mitzählen!

Die Anwesenden mußten die Eigenheit der alten Dame längst gewöhnt sein, denn sie beachteten dieselbe durchaus nicht.

Die beiden Mädchen waren Schwestern. Dies ließ sich auch erkennen, trotzdem sie sich eigentlich nicht ähnlich sahen und auch im Alter ziemlich verschieden waren, denn die Blondine mochte höchstens siebzehn, die Andere dagegen, welche gleichfalls blaue, aber bedeutend dunklere Augen und kastanienbraunes Haar hatte, das sie schlicht um den Kopf gelegt trug, wohl dreiundzwanzig bis vierundzwanzig Jahre zählen. Die zumeist dunkle Kleidung, besonders aber der Ernst, der häufig auf ihren etwas bleichen Zügen ruhte,

Digitized by Google

ließen sie sogar noch älter erscheinen. In diesem Augenblicke trat dies jedoch nicht hervor, denn sie lächelte eben, indem sie ihr duftiges Werk in die Höhe hob, um es der Schwester sehen zu lassen. „Reizend!“ rief diese, „Du bist eine wahre Zauberin, Helene; diese paar braunen Gräser und Blätter, die der Winter noch übrig ließ, und diese wenigen herbstlichen Blumen sahen so unscheinbar aus, daß ich in meinem Leben nicht gedacht hätte, es könnte daraus noch ein so wunderhübscher Strauß werden, als Du da gemacht hast. Aber was Du anrührst, wird einmal Alles schön! Ich beneide Dich um dieses Talent.“

„Dazu hast Du keine Ursache“, lächelte Helene, „Dir ist eine andere Gabe gegeben, die viel mehr werth ist; Du verstehst es, überall Heiterkeit zu verbreiten und alle Mienen aufzuhellen, wo Du erscheinst.“

Der Eine der Herren, welcher Uniform trug, die ihm sehr gut ließ, nickte eifrig und mit strahlenden Blicken; der Andere, ein Mann mit einer äußerst interessanten, geistreichen Physiognomie, sagte freundlich und herzlich:

„Es ist wahr, Gretchen! wo Sie sind, da ist Sonnenschein.“

Der Lockenkopf lachte; die stickende Dame aber hielt bei diesen letzten Worten mitten im Zählen inne und warf einen verständnißinnigen Blick auf Helenen. Es ist jedoch zweifelhaft, ob diese ihn bemerkte, denn sie hatte die Lider für einen Moment halb über ihre dunklen Augen gezogen und blickte wie traumverloren vor sich hin, wobei ihre feinen Lippen unmerklich zuckten.

„Herr von Randau“, sagte die alte Dame und ließ wahrhaftig die Nadel ruhen, „Sie sollten einmal Gretchen als Goethe's Gretchen malen; ich dächte, das würde ein nettes Bild, sie hat ganz das blonde Haar dazu und die schlanke Gestalt.“

„Aber keine Gretchen-Augen“, bemerkte Helene ruhig.

„Warum? sie sind doch blau“, war die etwas gereizte Erwiderung.

„Das wohl! aber so übermüthig und schelmisch blickte Goethe's sanftes Gretchen nicht, wie unser immer lustiges.“

„Fräulein Helene hat Recht“, meinte jetzt der Maler lächelnd; „das thut aber nichts, wenn es Sie freut, liebe Margarethe, male ich Sie doch als Gretchen.“

„O, es würde mir recht viel Spaß bereiten, Helene soll sehen, wie fromm und sanft ich meine schlimmen Augen verdrehen kann! Und dann, ich ließe mir eine allerliebste Gretchen-Toilette machen — die Tracht gefiel mir immer — und eine reizende kleine Chatelaine-Tasche dazu; es würde sich gewiß gut machen.“

„Gewiß“, sagte schon im Voraus entzückt, der hübsche Dragoner-Offizier; und da er ein, allerdings sehr entfernter Verwandter und seit längerer Zeit ein stets gut aufgenommener Bekannter der Familie war, hatte er den Muth, noch beizufügen: „Und nicht wahr, mein Fräulein, Sie werden es dann gestatten, daß mein werther Freund hier eine ganz kleine Copie des reizenden Gretchen-Bildes für mich machen darf?!“

„Keine Idee, Lieutenant Berthold“, versicherte die Kleine eifrig. „Das Bild selbst behalte ich, und kein Mensch bekommt eine Copie davon.“

„Aber mein Fräulein, das ist wirklich grausam“, jammerte der Lieutenant, „Sie wissen nicht, was Sie damit thun! Sie laden sich dadurch wahr-

Digitized by Google

haftig mein Seelenheil auf's Gewissen, denn was Sie mir nicht freiwillig geben, zwingen Sie mich, zu rauben. Erwin wird als mein Freund so edel sein, mir ohne Ihr Wissen zur Erfüllung meines sehnlichsten Wunsches zu verhelfen und auf Ihr Haupt fällt dann die Verantwortung für unser Beider Sünden."

„O, mir ist nicht bang, mein Herr! Ohne Randau können Sie Ihr abscheuliches Vorhaben nicht ausführen, und er hilft Ihnen nicht dazu", erklärte Gretchen bestimmt.

Ihrer Schwester Augen richteten sich plötzlich, aber von Allen unbemerkt, mit dem Ausdrucke der Spannung auf den Maler. „Nein, auf mich rechne nicht, mein Freund!" sagte dieser lächelnd, worauf Helene den Blick so rasch wieder senkte, als sie ihn erhoben.

„Sind Sie unerbittlich, Fräulein Margarethe?" machte der Offizier noch einen Versuch.

„Jetzt vollends!" war die lachende Antwort. „Sie haben ja übrigens doch genug Photographien von mir."

„Aber Photographien haben keine Farbe, mit ihrem Grau in Grau vermögen sie keine Spur des frischen, heiteren Lebens wiederzugeben."

„Also Farben! Sie wollen durchaus ein farbiges Bild, warten Sie, da kommt mir ein Gedanke. Wissen Sie was", und um den kleinen, rothen Mund, der das ganz ernsthaft sprach, zuckte es wie tausend Kobolde, „Tante Lotti läßt sich nach dem Gretchen-Bilde eine Stickereivorlage zeichnen und stickt mein Porträt dann in Canevas für Sie. Das erlaube ich, und da haben Sie dann „Farben". Tante wird ihre schönste Wolle nehmen."

Die ernste Helene lachte laut auf, der Lieutenant blickte finster grollend drein und der Maler wußte sich so zu beherrschen, daß das unterdrückte Lachen nur leicht seinen Mund umspielte, während er trocken sagte: „Sie haben immer gute Einfälle, Gretchen", welche Bemerkung ihm einen wüthenden Blick des Freundes eintrug.

Tante Lotti aber meinte eifrig: die Idee sei wirklich nicht schlecht und sie hätte große Lust zu der Arbeit; vor Jahren habe sie einmal ihres Vaters graue Katze so gestickt und sie sei wirklich sehr ähnlich geworden.

„Ich bin aber doch keine Katze", protestirte Gretchen amüsirt.

„Allerdings, kleiner Naseweis! ich wollte auch nur bestätigen, daß sich Porträts sticken lassen", sprach gravitätisch die alte Dame.

„Gewiß! und Katzen oder Gretchen-Bilder, das ist alles Eins. Bedanken Sie sich also bei meiner Tante, Lieutenant Berthold."

„Sie sind heute entsetzlich schlimm", schmollte der Offizier.

„Finden Sie? das freut mich!" neckte der Schelm.

Der Maler fand etwas Anderes. Er fand, daß Helene sehr still war, stiller als gewöhnlich. Doch stellte er keine Frage. Beim Abschied bat er sie um den Strauß, den sie so malerisch gewunden und den sie dann achtlos am Tische liegen gelassen. Sie hatte ihm schon oft Blumen gegeben, waren sie doch alte Bekannte, aber heute weigerte sie seiner Bitte die Erfüllung. Er sah sie befremdet an. „Ich habe die Blumen für den Friedhof bestimmt", sagte sie zögernd und ihr Blick war seltsam umflort dabei. Machte das der Gedanke an ein Grab?

Digitized by Google

„Warum wollen Sie nicht lieber den Lebenden damit erfreuen, als die Todten, Fräulein Helene?"

Sie antwortete nicht; es schien, als habe sie seine Worte überhört. Er sah sie noch einmal forschend an, ehe er ging, aber es war nichts aus ihren verschlossenen Zügen zu lesen.

Margarethe und der Lieutenant hatten sich indeß feierlichst wieder versöhnt und schieden im besten Einvernehmen. Wie lange dies dauern würde, war freilich fraglich; es gab immer einen lustigen Krieg zwischen den jungen Leuten. Und ganz ungefährlich war dieser Krieg vielleicht nicht, obwohl Niemand daran zu denken schien. Man war es gewöhnt, daß alle Herren Gretchen zu Füßen lagen und daß das neckische Kind mit Jedem scherzte und lachte!

Selbst Randau, der gefeierte Maler und ernste Mann, der doch sonst gegen junge Mädchen so zurückhaltend, ja steif war, gab sich viel mit ihr ab. Für sie hatte er immer ein Lächeln und ein Scherzwort; auch jetzt verabschiedete er sich an der Thüre mit einem solchen von ihr.

Helene hörte zu und zum ersten Male fiel ihr dabei auf, daß der Maler ihre Schwester beim Taufnamen nenne, während er sie selbst stets mit „Fräulein" anredete. Bisher hatte sie es nie beachtet, weil sie es von jeher so gewöhnt gewesen; Margarethe war viel jünger als sie, sie war ein ganz kleines Kind, als Randau die Familie kennen lernte, wo er sie denn natürlich nicht so tituliren konnte, wie eine Erwachsene, wogegen er das Backfischchen Helene bereits als solche behandeln mußte, und das war seither so geblieben. „Es ist ja eigentlich natürlich", sagte sich jetzt Helene, da sie zum ersten Male darüber nachdachte, „und doch . . . . . vielleicht hätte der Unterschied von Rechtswegen aufhören sollen, zu der Zeit, als Gretchen die Kinderschuhe ablegte?! . . . ."

Helene und Margarethe Seltern waren Waisen, und bewohnten seit dem Tode ihrer Eltern mit ihrer Tante, einer unverehelichten Schwester ihres Vaters, ein reizendes kleines Häuschen, das etwas außerhalb der Stadt, inmitten eines hübschen Gartens lag. In diesem Gartenhäuschen fanden sich seit Langem der Maler Randau und der Lieutenant Berthold als tägliche Besucher ein. Gewöhnlich kamen sie Vormittags auf ein halbes Stündchen, um nachzusehen, wie sich die Damen befänden, oder holten dieselben Nachmittags zu einer Promenade ab, die zu jeder Jahreszeit bei schönem Wetter gern unternommen wurde; an zwei bestimmten Abenden in der Woche aber waren die beiden Herren Gäste zum Thee, wobei es in dem kleinen behaglichen Salon der Villa Seltern, oder im Sommer im Garten derselben stets sehr heiter und geistig belebt zuzugehen pflegte.

Seit einiger Zeit jedoch — man befand sich bereits im Winter — schien sich eine eigenthümliche Stimmung der gesammten kleinen Gesellschaft bemächtigt zu haben; selbst Tante Lotti blieb nicht ausgenommen davon. Während sie sonst den Abend lang in größter Gemüthsruhe hinter ihrem Stickrahmen gesessen hatte, trippelte sie jetzt zwecklos bald hin, bald her und machte ihre Kreuzstiche mit einer Art nervöser Hast. Helene, deren harmo=

Digitized by Google

nisches Wesen sonst Jedermann angenehm berührte, erschien, trotz ihrem merklichen Bemühen, es nicht blicken zu lassen, doch sichtlich gedrückt und gleichsam in ihrem ganzen Sein gestört, und Gretchen, die immer Lustige, wie ihre Schwester sie genannt hatte, war auffallend still und zerstreut; der Maler aber schien alles Scherzen gänzlich vergessen zu haben und wandte sich — die Kleine merkbar vernachlässigend — meist im ernsten Gespräche an Helene, die wieder wie unter der Last eines auf ihr liegenden Alp's nicht recht darauf eingehen zu wollen schien. Nur der Lieutenant zeigte sich ziemlich unverändert; aber auch er verfiel doch manchmal in ein, an ihm ganz ungewohntes träumerisches Nachdenken, womit er der herrschenden Strömung Rechnung trug, und so kam es, daß jetzt in dem kleinen Kreise öfters wiederholt jener Zustand eintrat, den man mit dem Ausdrucke bezeichnet: „es schwebe ein Engel durch's Zimmer", wodurch die Abende eine von der früheren wesentlich verschiedene Färbung erhielten, die wohl jeder der Theilnehmer mehr oder weniger empfand. —

„Ich sage Dir, er liebt Margarethen," eiferte eines Nachmittags — es war ein trüber Decembernachmittag — Tante Lotti ganz erregt. Sie sprach zu Helenen, die ihr den Rücken zukehrte und zum Fenster hinaussah.

„Ich kann es noch immer nicht glauben," klang es jetzt nach einer Weile, noch immer vom Fenster her. „Wir werden ja seh'n."

„Mit dem Zuseh'n ist es da nicht gethan," polterte aber die alte Dame ungeduldig heraus; „Du weißt, Gretchen ist voll neckischer Laune, sie weiß auch wohl noch selbst nicht recht, was sie fühlt, trotzdem sie sichtlich leidet, sie behandelt deßhalb den Maler in einer Art, daß er sich ihrer Liebe nicht sicher fühlt; nur darum zögert er so lange, einen entscheidenden Schritt zu thun, und zieht sich sogar scheinbar von Margarethen zurück. Man muß ihm zu Hilfe kommen; man muß ihm zu verstehen geben, daß er sich heranwagen darf."

„O Tante!" rief das Mädchen unwillig, ja empört, „eine wahre Liebe bedarf dessen nicht; die hat auch Muth. Und ist Randau wohl der Mann, der sich zu fürchten braucht?!"

Das verstehst Du nicht," widersprach heftig die alte Dame, „eben die wahre Liebe ist schüchtern und eben ein reiferer Mann, mag er sonst im Leben noch so viele Erfolge errungen haben und sich seiner Verdienste noch so sehr und mit Recht bewußt sein, ist der jungen Geliebten gegenüber zaghaft und bedarf der Ermunterung, und schon Mancher hat sich zweifelnd zurückgezogen, blos weil es ihm an Muth gebrach, nach seinem Glücke zu greifen, weil er vielleicht befürchtete, sich schon durch seine Werbung lächerlich zu machen. Das darf aber hier nicht geschehen, das gebe ich nicht zu, und darum mußt Du dem Maler zu Hilfe kommen."

„Ich!" Es war ein wirklicher Schreckensruf, mit dem Helene sich hastig umwandte, „ich, Tante!" wiederholte sie langsam und zwang ihre todtblassen Lippen, die Worte ruhig auszusprechen, „wo denkst Du hin, ich kann das unmöglich thun."

„Gerade Du kannst und mußt es thun, wenn Du Deine Schwester liebst. Du allein vermagst diese Aufgabe zu übernehmen, ich verstehe mich nicht darauf und bin auch Randau doch zu fremd dazu; Du aber bist seit

Digitized by Google

Deiner frühesten Jugend, seit Deiner Kindheit kann man wohl sagen, mit ihm bekannt, Dich betrachtet er längst als seine Freundin, mit Dir ist er gewohnt, die meisten seiner Angelegenheiten zu besprechen, Deine Meinung darüber zu hören, Du hast ihm, wie ich weiß, auch schon mehr als einmal gerathen, wo er weiblichen Rath wünschte und bedurfte — warum solltest Du es jetzt nicht, wo es sich um sein Glück ebenso, wie um das Margarethens handelt?!"

„Es ist unmöglich, Tante! unmöglich."

„Warum?"

„Würde das auch Margarethe selbst wollen?" umging Helene die Frage.

„Lächerlich! ich verlange ja nicht, daß Du mit der Thüre in's Haus fallen sollst; glaubst Du denn, ich werde zugeben, daß Gretchen, die auf jedem Finger einen Bewerber hat, sobald sie will, irgend einem Manne auf der Welt, und sei er auch der Berühmteste, angetragen werde, ehe er selbst sie verlangt? Aber andeuten sollst Du ihm, daß er sie verlangen dürfe; daß er es wolle, braucht er uns nicht erst zu sagen, das weiß ich längst."

Und Tante Lotti hob stolz ihr bebändertes Haupt. Helene dagegen hatte das ihre tief gesenkt und sich wieder dem Fenster zugewandt. Sie schwieg, und nur als die alte Dame, hinausrauschend, denn sie wurde abgerufen, im höchsten Zorne ihr zurief: „Wenn Du meinem Rathe nicht folgst, bist Du weder seine Freundin, noch eine rechtschaffene Schwester," seufzte das Mädchen tief auf.

„Nicht seine Freundin!" War sie das? Hatte sie je gesagt, daß sie das sei? Die Tante sagte, Er betrachte sie so! Es war wohl wahr, er hatte schon vielerlei mit ihr besprochen und sie vielerlei mit ihm. Das hatte sich so natürlich gemacht. Sie waren Nachbarkinder gewesen und als er früh verwaiste, hatte er im Hause ihrer Eltern ein zweites Vaterhaus gefunden, so oft er von der Akademie heimkam. Und als er längst ein fertiger Mann, und trotz seiner Jugend schon ein berühmter Maler war und nun sie und Gretchen Vater und Mutter verloren, da nahm er sich mit Rath und That der unerfahrenen Mädchen an, denen sich, wenn sie auch keineswegs mittellos zurückblieben, doch manche Schwierigkeit entgegenstellte. Und da die jüngere Schwester damals noch ein Kind war, so verkehrte er natürlich in allen diesen Dingen mit der älteren. — Dann hatte er ihr noch bei Lebzeiten ihres Vaters, den er unendlich verehrte, Unterricht im Zeichnen und Malen gegeben, zu seinem eigenen Vergnügen, und dieser Unterricht war auch später fortgesetzt worden. Zeigte sich bei dem Mädchen auch kein hervorragendes Talent, so gewann sie durch diese Studien, unterstützt von ihrem angeborenen Kunst- und Schönheitssinne, doch in seltenem Maße die Fähigkeit, die Werke anderer und besonders die Arbeiten ihres Lehrers zu würdigen, zu verstehen und mit ihm darüber zu sprechen. Das war nun ein weites Feld, und die Beiden hatten dadurch schon viele genußreiche Stunden miteinander verbracht, wodurch sie sich noch näher traten.

Helene hatte noch nie nach einem Namen für dies Verhältniß gesucht; allmälig war es gekommen, unbemerkt, sie hatte nicht einmal darüber nach-

Digitized by Google

gedacht. Nun nannte man es „Freundschaft". Sie fand es arm, dieses Wort, so bettelarm! — Und langsam tropften schwere Thränen aus ihren ernsten Augen. —

Gegen Margarethe war der Maler immer sehr liebenswürdig gewesen und sehr herzlich. Er hatte sie einst auf den Armen gewiegt und später hatte sie auf seinen Knieen gesessen, ihn neckend beim Barte gezupft und seine Taschen nach Bonbons durchsucht. Und jetzt war sie auf einmal kein kleines Kind mehr und er hatte sie gemalt als Gretchen, im weißen Kleide mit blauen Bändern, die wilden goldenen Locken in ehrbare Zöpfe geflochten. Es war ein reizendes Bild geworden. Und der Maler mußte gar tief in die blauen Augen seines Modells gesehen haben, denn nur ganz in der tiefsten Tiefe konnte er den Ausdruck gefunden haben, den er in diese Augen hineingemalt, und den sonst Niemand an ihnen kannte.

Tante Lotti triumphirte: ihr Gretchen habe doch „Gretchen-Augen", irgendwer aber, der das Bild sah, meinte, es sei nicht Gretchens, sondern Helenens Blick, der da herausleuchtete. Der Irgendwer war ein einfältiger Thor, dies zu finden und Helene schalt sich selbst eine Thörin, daß sie daran dachte. Sie war ja bei den Sitzungen gewesen und sie hatte wohl bemerkt, daß Randau nur das Gretchen dabei ansah und nicht sie.

Und die wilde Hummel hatte wirklich ganz andächtig stillgehalten und so viel Sitzungen bewilligt, als der Maler nur wollte. Und sie hatte ihm so glückselig gedankt, als das Bild fertig war, und es immer und immer wieder betrachtet.

Und die immer Lustige sah jetzt oft so still, so ernst und träumerisch vor sich hin und während sie sonst jede Kleinigkeit der Schwester vertraut, schwieg sie nun zurückhaltend, wenn diese sie um die Veränderung ihres Wesens befragte. Auch war es Helenen nicht entgangen, daß Gretchens Mienen sich allemal aufhellten und eitel Sonnenschein wurden, wenn an den bestimmten zwei Abenden der Woche die beiden regelmäßigen Besucher eintraten, obwohl das junge Mädchen dann immer wieder in ihre schweigsame Stimmung zurückfiel.

Und wen sollte das Gretchen wohl lieben, als den Maler?! Kannte sie denn Einen, der sich messen konnte mit ihm? Ueberragte er nicht immer und überall und in jeder Beziehung alle Anderen? Mußte man ihn nicht lieben?

Helene drückte die Hände fest, fest vor ihr Antlitz. Gewiß! die Tante hatte Recht! — in Allem! — und die „Freundin" mußte dem „Freunde" zu Hilfe kommen. — Und der Schwester auch!

Sie hatte sie ja so lieb, immer lieb gehabt, diese Schwester! Mehr wie eine Mutter ihr Kind, denn als eine Schwester. Sie hatte sie auch eigentlich erzogen, für sie gesorgt und zärtlich über ihr gewacht seit Jahren. Die Tante war ihr dabei keine Stütze gewesen; sie war da, weil die beiden Mädchen eben nicht allein leben konnten, und sie verzärtelte das Gretchen nach Möglichkeit und quälte Helenen oft, vielleicht nur weil sie das Gefühl nicht recht ertragen konnte, daß die junge Nichte so hoch über ihr stand — und erkennen mußte sie das doch und vermochte es nicht, dem edlen, ernsten, gediegenen Charakter derselben ihre Achtung zu versagen – im Uebrigen lebte sie lediglich ihrem Behagen und gab sich ganz ihrer Lieblingsbeschäftigung

Digitized by Google

hin, welche darin bestand, Tapisserie und immer wieder Tapisserie zu sticken. Es war das eine förmliche Leidenschaft von ihr, und wie Gretchen behauptete, für die beständigen Zuseher wahrhaft nervenangreifend.

Margarethe ihrerseits liebte Helenen schwärmerisch; es gab in ihren Augen kein besseres und höheres Wesen.

Man konnte sich keinen größern Contrast denken, als diese beiden Schwestern bildeten; die Eine übersprudelnd von Lebensmuth und Heiterkeit, ohne eine Ahnung von den Sorgen und dem Kummer des Daseins, die andere voll ruhiger Freundlichkeit, aber ernst und sinnend. Ihr hatte das Leben schon manche schwere Stunde auferlegt und auch jetzt wieder schien es für sie nur Dornen, für Margarethe allein alle Rosen zu haben.

Sie hatte, nachdem sie ihre einzige und liebste Freundin mit siebzehn Jahren durch den Tod verloren, sich nie wieder zu einer Anderen hingezogen gefühlt, nie bei einer volles Verständniß gefunden und deßhalb immer sehr allein gestanden, sie hatte wenig Sinn für die Freuden der Jugend empfunden und sich immer gern von der Welt zurückgezogen, weil nichts sie darin fesselte. Sie war eine schöne Erscheinung, schöner vielleicht als die mehr reizende Margarethe, denn ihre Züge waren edler, ihre Gestalt höher und stolzer; aber sie hatte nie Freude daran gefunden, sich zu schmücken, denn der Neid der Frauen, wie die Bewunderung der Männer waren ihr gleichgiltig. Randau fand die dunklen, weichen Stoffe, die einfach, aber geschmackvoll verarbeitet, in malerischen Falten an ihr niederfielen, schöner, als die bunten, überladenen, modischen Costüme; das hatte er einmal erwähnt, und das war ihr genug.

Sie hatte nicht gewußt, wie sehr sie ihn liebte; sie wußte es erst jetzt, da sie ihn hingeben sollte, einer Anderen, einem Kinde, das, wenn auch gut und lieb, doch eben nur noch ein Kind war.

Und sie selbst sollte diese Verbindung fördern, die ohne ihr Zuthun vielleicht nicht zu Stande kam! Er war ihr Alles gewesen, Alles! er allein! ihr ganzes Leben lang! Und nun sollte er ihr nichts mehr sein dürfen? Sie sollte die letzte Spur der Hoffnung aus ihrem Herzen reißen und mit eigener Hand den Altar aufrichten, auf dem ihr ganzes Glück, ihr Herz geopfert werden sollte!

War es nicht zu viel verlangt? Ging das nicht über menschliche Kräfte?

Und wenn sie es nun nicht vermochte?! wenn ihr das Opfer — zu schwer war? . . . . Würde sie dann wohl eine Schuld treffen? ein Vorwurf? . . . . Margarethe war ein so leichtlebiges Wesen! in Allem mehr oberflächlich; konnte bei ihr diese Neigung zu dem viel älteren Manne wirklich tief sein? — Sie war noch so jung, und alle ihre Stunden hatten ihr bisher nur Freuden gegeben, — würde sie nicht den einen Schlag bald überwinden, vergessen? Die Liebe eines siebzehnjährigen Kindes kann sich nicht vergleichen mit der Liebe einer ernsten, gereiften Natur; für Margarethe war Randau eine Schwärmerei, für Helene — das Leben. War es gerecht, war es nicht vielmehr empörend, daß die Eine ihr Leben opfern sollte, damit auf der Anderen Pfad kein Schatten falle?

Wo ist der Mensch, der für sich immer Glück, *alles* Glück beanspruchen könnte?!

Digitized by Google

Helene starrte hinaus in die kahle Winterlandschaft; über die öde Schneedecke zu dem schweren grauen, düsteren Himmel empor, der darüber hing. Ihre eigene Zukunft kam ihr in den Sinn. Würde nicht ihr ganzes weiteres Dasein fortan diesem trostlosen Bilde gleichen, das da vor ihren schmerzenden Augen ausgebreitet lag? — Würde ihr nicht für immer die Sonne fehlen, wie sie der winterlichen Erde fehlte? — Würde nicht diese eisige Winterkälte sie fortan immer umgeben, ihr bis an's innerste Herz dringen? -- Würde nicht Alles in ihr langsam erstarren, sterben, wie da außen Alles erstarrt und todt war, weil die Natur des wärmenden, lebenspendenden Lichtstrahl's entbehrte? — Würde dieser schwere, dunkle Himmel nicht über allen ihren Lagen liegen, mochte es auch draußen Sommer sein und alle Blumen blühen? —

Gewiß, es war so! Sie wußte es ganz genau. Sie sah, was ihr bevorstand, Stunde um Stunde, so klar, so deutlich vor sich, als hätte sie es schon durchlebt.

Und sie dachte, ob es denn sein müßte! —

Wenn seine Neigung zu Gretchen den Maler nicht zum Ziele führte, würde er nicht mit der Zeit vielleicht doch das Herz erkennen, das ihm gehörte seit so vielen Jahren, in unwandelbarer Treue; das ihm ja auch immer nahe gestanden und das er ja immer geschätzt — in „Freundschaft?" — War es unmöglich, daß aus dieser warmen, vertrauten Freundschaft dann nicht doch einst noch etwas Anderes werde?! —

Es war ein furchtbarer Kampf, den das Mädchen kämpfte, an diesem trüben, sinkenden Winternachmittag. Sie war in der Fensternische auf einen Stuhl geglitten, und die verschränkten Arme auf das Fensterbrett stützend, legte sie ihren müden Kopf darauf. Sie weinte! wie man weint, wenn man sein Liebstes, sein Theuerstes hergeben soll! —

Abraham fiel ihr ein und Isak. Sie wußte jetzt, daß die Bibel Recht hatte, daß es das gab, daß das Schicksal oft von uns fordert, was Gott von Abraham verlangte. — Und sie wußte in dieser Stunde, was Abraham empfunden.

Und dennoch siegte sie! Keine Macht auf Erden ist so stark, als ein Frauenherz mit einer einzigen Liebe!

Es war der Gedanke an s e i n Glück, der sie überwinden ließ. Einzig dieser Gedanke! Davor versank alles Andere in nichts. Wohl fragte sie sich bange, ob denn des ernsten Mannes Glück wirklich in Gretchens Kinderhand geborgen sein würde, doch er selbst mußte dies ja wohl am besten wissen. Er hatte einmal zu Margarethen gesagt: „Wo Sie sind, da ist Sonnenschein!" Konnte Helene ihm entgegen sein, wenn er diesen Sonnenschein sich für sein Leben sichern wollte? — Ach, sie begriff es ja, ein solches Kinderlachen war ihm mehr als die verständigsten Reden!

Helene fühlte: was geschehen mußte, das mußte bald geschehen, sollte sie nicht die Kraft dazu verlieren.

Und so war es die erste, ungestörte Stunde, die sie benützte.

Digitized by Google

In schlaflosen Nächten hatte sie wieder und wieder überlegt, wie sie zu ihm sprechen wolle, die „Freundin“ zum „Freunde“. Und sie begann auch so, wie sie es sich vorgenommen, so vorsichtig, so zart, so klug. Aber es verwirrte sie, daß er ihr selbst entgegenkam und dennoch wieder sie nicht zu verstehen schien.

Er war es selbst, der zuerst davon sprach, wie sein Haus so einsam sei und er sich nicht wohl fühle daheim, in den behaglich eingerichteten und dennoch öden Zimmern, daß ihm ein liebes Auge fehle und eine sorgsame Hand. Und als sie meinte, das könnte ja wohl anders werden, wenn er in den schönen Käfig ein lustiges Vögelchen thäte, dessen froher Gesang und heiteres Lachen ihn bei der Heimkehr empfinge und jede trübe Wolke von seiner Stirne zu verscheuchen wüßte, da blickte er sie erstaunt an und sagte ruhig:

„Würde ein so munteres Vögelchen wohl zu mir passen, Helene, und bei mir aushalten wollen?“

„Warum nicht?“ erwiderte sie leise und senkte die Lider. „Warum sollten Heiterkeit und Ernst sich nicht vereinen? Gerade das Ungleichartige zieht sich an, sagt man.“

Der Maler sah so befremdet aus, und seine Reden klangen so seltsam in Helenens Ohren. Sie verstand ihn zum ersten Male nicht und sie fühlte, daß er sie nicht verstand. Und je länger dies eigenthümliche Gespräch währte, desto mehr wurden sie Beide irre und desto weniger wollte sich eine Lösung finden lassen. Seine Augen hefteten sich endlich tief forschend auf ihr blasses Antlitz, und da durchzuckte es sie plötzlich wie eine Ahnung; und mit dieser Ahnung verlor sie all' ihre so lang behauptete Stärke und alles klare Bewußtsein. Sie wußte nicht mehr, was sie sprach. „Ich dachte, Sie liebten das Gretchen“, stieß sie hervor und es war, als sollte sie ersticken an den Worten. „Das Gretchen!“ klang es erschrocken. „Also darum! O Helene, was soll mir das Gretchen?! Es ist ein liebliches und gutes Kind; aber was soll mir ein Kind?! — Sagen Sie doch selbst, Helene, würde das Gretchen mir wohl die theilnehmende, verständnißvolle Freundin sein können, nach der ich mich sehne? Würde sie mir in meinem Streben zur Seite stehen, mich zu meinen Werken begeistern können? Würde sie meine Gedanken nachdenken, meine Freuden verstehen und meine Schmerzen durchfühlen können?! O Helene, Sie müssen es doch begreifen, daß das nur Eine kann; und nur diese Eine kann ich lieben! nur diese Eine liebe ich mit aller Kraft meiner Seele! Wissen Sie es denn nicht, Helene?!“

Seine Stimme bebte; er beugte sich tief zu ihr herab und in seinen Augen flammte die Leidenschaft so mächtig und glühend, wie man es dem ruhigen, gewöhnlich so kalten Manne gar nicht zugetraut hätte.

„Da kam plötzlich ein Engel vom Himmel und rief: Abraham, halte ein!“ steht in der Bibel. —

Helene lehnte im Sessel; sie hatte die Hände vor das Gesicht geschlagen und zwischen den schmalen weißen Fingern drangen wieder schwere Tropfen hindurch, obwohl sie nicht zu denen gehörte, die leicht weinen.

Ihr ganzer Körper zitterte, aber sie antwortete nicht.

Er begriff sie; er kannte sie ja so gut und er wußte, daß sie selbst in diesem Augenblicke, selbstlos, unter dem irrthümlich angenommenen Schmerze

Digitized by Google

einer Anderen litt. Da sprach er weiter zu ihr mit den weichsten, zärtlichsten Tönen seiner tiefen Männerstimme:

„Und sahen Sie es denn nicht, Helene, daß das muntere Gretchen sich gar nie um den ernsten Maler kümmerte und daß der schmucke Reiteroffizier sich längst dies kleine Herz erobert hat? Wie konnte doch dies Alles Ihrem klaren Geiste entgehen, Helene? Woran dachten Sie nur?!“

Die weißen Hände sanken langsam herab und ließen ein thränenüberströmtes, aber jetzt seliges Antlitz seh'n. .

„Ich dachte nur an Ihr Glück, Ervin!“

Seine Arme umschlossen sie: „Dann mußtest Du an Dich denken, Geliebte! einzig an Dich! Denn Du allein bist mein Glück, und Du wirst das Glück meines Lebens sein, immerdar! Willst Du, Helene?“ — — —
— —

Ein Schrei erscholl! Unter der Thüre stand Tante Lotti, mit offenem Munde, die unvermeidliche Tapisserie in der Hand. Sie glaubte zu träumen und schnappte förmlich nach Athem.

„Du bist wahrhaftig sehr zärtlich gegen Deinen künftigen Schwager, liebe Helene“, sprudelte sie endlich hervor.

Die beiden Glücklichen unterdrückten ihr Lächeln.

„Wir haben uns geirrt, liebe Tante,“ sagte das junge Mädchen freundlich zu der Erregten. „Herr von Randau hat soeben um meine Hand angehalten und ich gab sie ihm mit Freuden.“

Es ließ sich begreifen daß die alte Dame äußerst erstaunt war. Aber eigentlich brauchte es kein schmerzliches Erstaunen zu sein. Sie wußte selbst am besten, wie sehr sie sich immer den Maler zum Neffen gewünscht und da sie Helenen, trotz der kleinen Quälereien, die sie dem Mädchen oft zufügte, im Grunde doch lieb hatte, lieber vielleicht, als sie sich selbst gestand, so hätte es ihr ja recht sein können, wenn nun durch eine ihrer Nichten jener Wunsch in Erfüllung ging, sobald nur die andere nicht darunter litt. Aber sie hatte sich nun einmal so fest in die Idee verrannt, daß Gretchen Randau liebe und von ihm geliebt werde; sie hatte diese Idee seit so langer Zeit in ihre Tapisserien mit eingestickt, daß sie sich unmöglich so schnell davon losmachen konnte, und vermochte sie auch nicht wohl mehr zu zweifeln, daß sie sich in der letzteren Hälfte dieser Annahme getäuscht, so war sie doch umsoweniger fähig, ohneweiters zuzugestehen, daß die erstere ebenfalls irrig gewesen. Deßhalb dachte sie jetzt nicht daran, ein Wort der Freude zu äußern, sondern hauchte vielmehr mit der kläglichsten Miene und dem rührendsten Pathos, welche ihr zu Gebote standen, nur:

„Mein armes Gretchen“, und dabei schleuderte sie einen förmlich verachtungsvollen Blick auf Helene, die aber merkwürdig unempfindlich dagegen blieb.

Das „arme“ Gretchen kam soeben hereingesprungen, rosig und lachend wie nur je. Die Tante ließ vor Schreck ihre geliebte Stickerei fallen, als der Maler, ohne im mindesten seine freudestrahlende Miene zu verbergen, zu der Kleinen sagte:

„Liebe Margarethe, hier stelle ich Ihnen meine Braut vor; ich habe mir Helene errungen!“ Das Gretchen sank jedoch darüber weder in Ohnmacht,

Digitized by Google

noch brach sie in unstillbare Thränen aus, vielmehr flog sie mit lautem Jubelrufe der Schwester um den Hals.

„Bist Du sehr unglücklich, mein Gretchen?“ frug lächelnd die Braut, und blinzelte mit einem schelmischen Ausdrucke, wie er niemals noch in ihrem ernsten Antlitz zu sehen gewesen, hinüber zur Tante, die ergebungsvoll auf einen Stuhl gesunken war.

„O Helene, ich bin so selig!“ flüsterte der blonde Lockenkopf, „ich bin so selig, daß Du glücklich bist und sein wirst, und — daß auch Du liebst!“

„Auch Du!“ wiederholte lächelnd die Schwester, „jetzt hab' ich Dich, böser Schelm! War es schön von Dir, mir so gar kein Vertrauen zu schenken?“

„O Helene, sei mir nicht böse darum“, bat Gretchen verwirrt, „ich wußte es selbst nicht recht, und dann — ich hielt Dich für so kalt und unnahbar in dieser Beziehung, so erhaben über die Schwächen von uns anderen, gewöhnlichen Menschen, daß ich nie recht wagte, Dir mit meinem Geheimnisse zu kommen“.

„Kleine Thörin!“ antwortete zärtlich Helene und küßte der Schwester rothe Lippen; „ich bin auch nicht besser und nicht stärker als andere auch; aber weißt Du: eine rechte, wahre, tiefe Liebe ist keine Schwäche, mein Herz; nur starke, kräftige Naturen sind ihrer fähig! Und“ fuhr sie fort, und strich liebkosend über das goldene Haar, „Du mußt nun Alles nachholen und mir Alles sagen, so lange ein gewisser hübscher Reiter Dich mir noch unbestritten läßt.“

Das Gesichtchen bis zu den Haarwurzeln mit Glut übergossen, drückte sich Gretchen fest in Helenens Arme. Dann, sich plötzlich losreißend, sprang sie zu dem Maler und rief mit ihrem gewöhnlichen Muthwillen:

„Nehmen Sie sich in Acht, mein Herr Schwager! Wenn Sie mir meine Schwester nicht so glücklich machen, wie nur irgend die Engel im Himmel sein können, so bekommen Sie es mit mir zu thun!“

„Diese Drohung ist gar nicht schön von Ihnen, Gretchen,“ erwiderte Ervin lachend; „freilich, Sie wissen nicht, was Sie mir Alles zu danken haben! — Wenn ich mich zum Beispiele in Sie verliebt hätte, würde es ein schreckliches Unglück gegeben haben.“

„Ja wirklich, das wäre entsetzlich gewesen“, sagte naiv das Gretchen und wußte gar nicht, wie sehr sie die Wahrheit sprach.

Das Brautpaar lachte und die Tante mußte sich nun auch zufrieden geben. Sie that es auch mit der Zeit, besonders da die zwei neuen Haushaltungen ihr in der Folge Gelegenheit gaben, eine ganze Menge der wunderbarsten Stickereien anzubringen, wobei es sie nur verdroß, daß Ervin jedes Exemplar derselben als unkünstlerisch, ohne alles Erbarmen aus seinen Gemächern verwies. In dieser Hinsicht war die alte Dame mit ihrem anderen, unberühmten Neffen bei weitem zufriedener, denn der Dragoneroffizier legte eine unbegrenzte und aufrichtige Bewunderung ihrer Werke an den Tag. Zu Gretchens großer Freude verlangte er jedoch niemals, daß die rosigen Fingerchen seiner kleinen Frau sich mit derselben Arbeit beschäftigen sollten. Es war ja auch wahrhaftig nicht nöthig; war doch die ganze Familie mit Allem, was sich nur irgend in Tapisserie sticken läßt, für Generationen versorgt.

Digitized by Google

Ghaselen

von

Franz von Hermannsthal.*

Wie mächtig ist der Aar beschwingt von Gottes Gnaden!
Die Lerche, wie so süß sie singt von Gottes Gnaden!
Wie prächtig schmücken sich die Fluren und die Haine,
Wenn Winters starre Haft nun springt von Gottes Gnaden!
Wie majestätisch tritt der Leu einher im Walde,
Den da sein Kraftgefühl durchdringt von Gottes Gnaden!
Wie weckt's Begeisterung, wenn des Gesanges Wille
Berufnen Sängers Brust entklingt von Gottes Gnaden!
Wie herrlich schmückt die Stirn der Lorbeer den Poeten,
Dem ein unsterblich Lied gelingt von Gottes Gnaden!
Wie strahlt das Angesicht des geisterfüllten Denkers,
Der neues Licht ins Wissen bringt von Gottes Gnaden!
Ja, fragst du mich, woher all derlei Gaben stammen?
Da sag' ich mit dir unbedingt: von Gottes Gnaden!

Suchst du nach dem Allerhöchsten im lebend'gen Kosmorama,
Siehst du hier verehrt den Fetisch, dort das Knie gebeugt dem Brama.
Nein, die göttlichere Gottheit ist der große Weltbefreier,
Der den Zwiespalt draus verbannt, der gewalt'ge Wischnu Rama.
Leicht mag noch in seinen Wäldern grausam Vitzliputzli herrschen.
Thoren! Allah ist der Höchste! Das verneint der Dalai Lama.
Götzendiener, Gottesläugner, hört, Jehovah ist der Wahre!
Und wer weiß, wie viele Andre, die noch nicht genannt die Fama.
Also eifern sie in Sprachen, ungelehrten wie gelehrten,
Aber sind in der Grammatik noch nicht angelangt beim „Ama!"
Doch nicht eifern Scheiterhaufen mehr und Saracenenklingen,
Also zagt nicht, tausend Acte hat ja noch das Menschheits-Drama.

Wie ist, o Jugendfreund, die Weltgestalt geworden!
An Fülle überreich ist ihr Gehalt geworden!
Du stehst noch da, wo einst, im Fühlen und im Denken,
Und über dich ist nicht der Zeit Gewalt geworden.

* Aus dessen Nachlasse, mit Bewilligung seiner Familie, mitgetheilt von Faust Pachler.

Digitized by Google

Wir aber haben stets im Strom der Zeit gebadet,
Da ist uns kein „Zurück!" ja selbst kein „Halt!" geworden.
Drum sind die Glieder uns gelenk und warm geblieben,
Du auf dem Ufersand dir starr und kalt geworden.
So kam es, daß du uns als greiser Mann begegnet,
Indessen wir derweil — nur etwas alt geworden.

Wann still der Mond empor am Himmel steigt,
Und ein so ruhig heiters Antlitz zeigt,
Weißt du, wie's etwa da oben gährt und tobt?
Ob nicht sein Dasein sich zu Ende neigt?
Und eine ruhig edle Menschenstirn,
Weißt du, ob sie nicht Kampf und Schmerz verschweigt?

Wer strebt und schafft, da stark der Geist, der Arm ist,
Wer nur sein Eisen schmiedet, weil es warm ist;
Wer weiß, daß er gefeit bei frischem Mut bleibt,
Und daß sein schlimmster Feind der welke Harm ist;
Wer seine Bienenstöcke treu in Acht hält,
Wenn drinnen auch kein überreicher Schwarm ist,
Und etwas Gold dazu im Busen mitbringt,
Der wird nicht klagen, daß das Leben arm ist.

Die Großen, die ihr überglücklich preist,
Vielmehr beklagen muß ich sie zumeist;
Von zwei Dämonen weiß ich quälend sie
Von zarter Jugend schon umkreist:
Als Knaben ängstigt sie die Geisterfurcht,
Erwachsen, ängstigt sie die Furcht vor Geist.

Digitized by Google

Der kroatische Dichter

Peter von Preradović.

Von

J. T.....

Schmerzlich berührte es uns, daß die kroatische Literatur in Scherr's „Salon der Weltliteratur" so ohne alle Umstände todtgeschwiegen wurde, wiewohl bei uns schon vor mehr denn 200 Jahren die Namen eines Gundulić, Palmotić, Gjurgjević, Držić, Minčetić, Bunić und vieler Anderer glänzten, und wir auch aus der Neuzeit nebst der unstreitig Epoche machenden epischen Dichtung: „Smrt Čengić-age" (Čengić-agas Tod) von unserem gefeierten Dichter und Ban Mažuranić noch eine nicht unbedeutende Anzahl besserer poetischer Schöpfungen von anderen Autoren aufzählen könnten.

Bemerkenswerth ist, daß wir noch heute Gundulić's Sprache schreiben, etwa mit einer größeren Berücksichtigung der Ausdrucksweise des Volkes, und daß der Serbe Wort für Wort dieselbe Sprache mit uns gemein hat, nur daß er sie mit kirillischen Lettern schreibt.

Unter den neueren kroatischen und serbischen Dichtern nimmt Peter von Preradović eine hervorragende Stelle ein.

Er wurde am 19. März 1818 zu Grabrovnica, einem Dorfe des ehemaligen St. Georger Grenzregiments, der jetzigen Belovarer Gespannschaft, geboren. Sein Vater stammte aus einer gleichnamigen Grenzer Kommunion zu Grubisnopolje, seine Mutter aus der Grenzer Kommunion Ivičević zu Grdjevac. Ersterer erkämpfte sich während der französischen Kriege im Beginne dieses Jahrhunderts die silberne Tapferkeitsmedaille und wurde Offizier; im Jahre 1820 trat er in den Ruhestand, nahm zu Grabrovnica sein Domizil und starb dort 1828, als Peter kaum die Schule zu besuchen begann.

Zu Ende des Jahres 1830 wurde Peter in die Wiener-Neustädter Militär-Akademie aufgenommen und behauptete durch acht Jahre seinen Platz als der vorzüglichste Schüler seiner Klasse. Mit dem Eintritte in die Humaniora ergab sich der junge Akademiker der Poesie und errang mit einem deutschen Gedichte über die Feuersbrunst in Wiener-Neustadt (1834) das besondere Lob seines Professors. Angeeifert durch diesen Erfolg begann er sein poetisches Talent durch Uebung zu vervollkommnen, führte jedoch, mit

Digitized by Google

Ausnahme einiger Gelegenheitsgedichte, kaum einige seiner poetischen Entwürfe aus.

Aus der Akademie trat er als Lieutenant I. Klasse zum 33. Linien-Infanterieregimente ein, welches damals in Mailand lag. Vor seiner Einrückung zum Regimente besuchte er Mutter und Schwester, und siehe da — er hatte die Heimatssprache so sehr vergessen, daß er sich den Seinigen nicht verständlich machen konnte; aber es bedurfte nur einer sehr kurzen Zeit, um all' die lieben Töne, die ihm so sehr zum Herzen sprachen und bis zum Eintritte in die Akademie allein geläufig waren, wieder ins Gedächtniß zurückzurufen.

Auf seiner Durchreise durch Agram erfuhr er auch Einiges über die neuen literarischen Bestrebungen Gaj's und seiner Gesinnungsgenossen. Erzogen jedoch im deutschen Geiste, blieb Preradović unberührt von diesen Mittheilungen und verließ Agram ohne jegliche Theilnahme für die neuen Ideen. Zum Regimente eingerückt, fand er da unter den Offizieren wieder einige Landsleute, verkehrte jedoch mit ihnen zumeist deutsch und im damaligen militärkameradschaftlichen Geiste; so oft er aber Zeit fand, befaßte er sich mit der Lektüre deutscher Klassiker und schrieb auch mitunter kleinere deutsche Gedichte, die er als Erinnerung an jene Zeit bis zu seinem Lebensende im Manuskripte bewahrte.

Im Jahre 1840 kam zu demselben Regimente unser strebsamer Ivan Kukuljević, der schon bei der ungarischen Garde für die Nationalitätsidee schwärmte und sich mit literarischen Arbeiten in kroatischer Sprache befaßte. Als nun dieser erfuhr, daß Preradović deutsch dichte, beschwor er denselben vielfach, er möge sich der kroatischen Muse widmen. Allein vergebens; Preradović fühlte sich in der kroatischen Sprache zu wenig fest, ja, es schien ihm dieselbe gegenüber den übrigen europäischen Sprachen zu unvollkommen, und er ließ sich gerade nur bewegen, einige kroatische Dichtungen ins Deutsche zu übersetzen und in seinen deutschen Originalaufsätzen heimatliche Sujets zu behandeln. So übersetzte er nahezu den ganzen ersten Gesang der Osmanide von Gundulić und ein kleineres Gedicht Giorgi's; von seinen Originalgedichten erschien „das Uskokenmädchen“ in der Wochenschrift „Croatia.“

1842 erhielt sein Regiment die Bestimmung nach Dalmatien und dahin marschirend mußte es in Venedig 14 Tage verweilen, wo damals das 51. Linien-Infanterieregiment in Garnison stand. In diesem Regimente waren mehrere Offiziere kroatischer Abstammung, darunter der schriftstellernde Spiro Dimitrović. Sie bildeten für sich einen Klub, versammelten sich allabendlich bei Dimitrović, lasen kroatische Bücher und sangen kroatische Lieder. In diesen Kreis wurde Preradović eingeführt und ich möchte sagen, vom patriotischen Geiste der Kameraden überwältigt, so weit für die nationale Sache gewonnen, daß er versprach, Dimitrović's Begrüßungslied an die Kameraden des 33. Infanterieregiments in kroatischer Sprache zu erwidern was auch bald von Zara aus geschah.

Während in Agram bereits seit 1835 die wieder erwachte literarische Thätigkeit immer neue Kräfte an sich zog, begann in Dalmatien dieses Aufleben erst im Jahre 1844, als sich Professor Kuzmanić anschickte,

Digitized by Google

das erste belletristische Blatt Dalmatiens unter dem Titel: „Zora dalmatinska“ (der dalmatinische Morgen) zu gründen.

Von Kuzmanić bestürmt, schrieb Preradović das Begrüßungsgedicht für den „Morgen“, daher allerdings nur ein Gelegenheitsgedicht. Der Dichter fühlte sich auch in der Sprache nicht ganz sicher, und fürchtete das öffentliche Urtheil; aber sein Wurf gelang vollständig, er schlug die richtige Saite an und schuf ein Gedicht von bleibendem Werthe.

Das Gedicht fand überall warmen Anklang; Gaj ließ es gleich in sein Wochenblatt „Danica“ (der Morgenstern) aufnehmen und wir Literaten prognostizirten dem neuen Dichter eine glänzende Zukunft.

Mein Freund Milow, dessen hohe poetische Begabung erst in neuester Zeit die längst verdiente Anerkennung fand, unterzog sich der Mühe, eine Auswahl der Gedichte von Preradović deutsch zu geben, darunter befindet sich das erwähnte Begrüßungsgedicht; es möge mir gestattet sein, hier die gelungene Uebertragung einzuschalten, für deren Treue ich einstehe.

Es wird Tag!

Mitternacht vorbei — was weckt mich
Aus dem Schlaf in dieser Stunde?
Tönt mir nicht Großvaters Gusla?
Tönt sie nicht die heil'ge Kunde,
Leis, doch daß ich's hören mag:
Sieh', es dämmert, es wird Tag!

Mitternacht vorbei — noch schlummern
Berg und Thal; kein Laut im Kreise;
Doch zur Adria aus Osten
Haucht ein milder Sephir leise,
Leis, doch daß ichs hören mag:
Sieh', es dämmert, es wird Tag!

Mitternacht vorbei — die Küste
Liegt noch still im Schlaf versunken;
Nur die Lerche ist schon munter,
Fliegt aus Osten ahnungstrunken,
Singend, daß ich's hören mag:
Sieh', es dämmert, es wird Tag!

Mitternacht vorbei — im Dunkeln
Ruhn noch Meer und Erde träumend;
Doch des Slavenvolkes Muse
Steht im Ost, den Himmel säumend,
Singend daß ich's hören mag:
Sieh', es dämmert, es wird Tag!

Sieh', es dämmert, sieh, es taget!
Slavenvolk, nach Osten schaue;
Dir am Busen glänzt der Morgen,
Hebt dir Schätze — o vertraue! —
Schätze, die kein Auge sah:
Auf, mein Volk, der Tag ist da!

Nach der überaus günstigen Aufnahme dieses Gedichtes hatte Preradović nichts Eiligeres zu thun, als sich dem eindringlichen Studium der Muttersprache ganz hinzugeben, mit Dr. Šulek und Stanko Vraz, unserem damals vorzüglichsten lyrischen Dichter und gewiegten Kritiker, in Korrespondenz zu treten, nebstbei aber durch häufigen Verkehr mit der Bevölkerung vom Lande an der Quelle unseres sprachlichen Reichthums zu schöpfen.

Dem ersten Gedichte folgte in der „Zora dalmatinska“ bald ein zweites unter dem Titel „Putnik“ (der Wanderer), eine poetische Erzählung, die gleichsam den definitiven Entschluß des Dichters, von der Fremde abzulassen und dem Vaterlande sich ganz weihen zu wollen, in sehr ergreifender Weise zum Ausdrucke brachte und darum auch mehr, denn irgend ein anderes, in allen Kreisen Eingang fand und des Dichters Ruf begründete. Auch

Digitized by Google

von diesem Gedichte sei uns gestattet, eine Milow'sche Uebersetzung hier einreihen zu können:

Der Wanderer.

„Gott, wo bin ich? Nacht und Trauer
Um mich her und fremd, verlassen,
Ohne Weg und Steg zu kennen,
Irr' ich, daß die Füsse brennen
Und mich Schreck und Grauen fassen.

Wo nur rast' ich? Eis'ge Schauer
Ziehn aus Norden mit Gebrause
Und so fern dem Heimatsherde,
Ist noch härter mir die Erde,
Schwärzer noch die Nacht, die grause.

Trübe Nebel wallen, wehen,
Wollen mich stets mehr verwirren,
Hüllen ein den Mond, die Sterne;
Theure Mutter, ach, du Ferne,
Sähst du deinen Sohn jetzt irren!

Könntest du ihn kämpfen sehen,
Kämpfen schwer in Schmerz und Bangen,
Würdest zitternd ihn umschließen,
Heiß von Thränen überfließen
Und an seinem Halse hangen.

Damals wollt' ich dich nicht hören,
Als du sprachst in Muttersorgen:
Söhnchen, laß die Mutter nimmer:
Ruhst du weich und lind doch immer,
Nur in ihrem Schooß geborgen!

Söhnchen, laß dich nicht bethören;
In der Fremde bist verloren,
Denn sie kennt nicht deine Thräne
Und ihr Glück ist nur für Jene,
Die sie selber auch geboren."

Also muß der Wandrer klagen;
Kaum zu schleichen noch vermocht' er,
Da erschaut im bängsten Wehe
Er ein Hüttlein in der Nähe —
O wie raschen Fingers pocht er!

Und es öffnet leis, mit Zagen,
Ihm die Thüre eine Alte:
„Mütterchen, o aus Erbarmen
Gönn' ein Lager mir, dem Armen,
Daß zur Nacht ich Ruhe halte!

Weiß nicht weiter — Nacht und Trauer
Um mich her und fremd, verlassen,
Ohne Weg und Steg zu kennen,
Irr' ich, daß die Füsse brennen
Und mich Schreck und Grauen fassen.

Wo sonst weilt' ich? Eis'ge Schauer
Ziehn aus Norden mit Gebrause
Und so fern dem Heimatsherde,
Ist noch härter mir die Erde,
Schwärzer noch die Nacht, die grause.

Trübe Nebel wallen, wehen,
Wollen mich stets mehr verwirren,
Hüllen ein den Mond, die Sterne,
Mütterchen, ach wie so gerne
Ruht' ich aus nach all' dem Irren!"

„„Fremdling, magst es selber sehen:
Habe hier, gewiegt in Träume,
Schon sechs Kinder und sie füllen
Ganz das Mutterherz und füllen
Ganz der Hütte enge Räume.""

„Bald schon will der Morgen kommen,
Von des Hahnes Schrei verkündet:
O gewähr's dem Müden, Starren,
Während er des Tags mag harren,
Daß er sich ein Feuer zündet!"

„„Sieh, mein Feuer ist verglommen,
Und das Holz auch will schon schwinden;
Jenes Restchen, dort geborgen,
Brauchen meine Kinder morgen,
Wenn sie um den Herd sich finden.""

„Fremde Mutter, so verstände
Nichts in dir mein wehvoll Sehnen?
Fleht das fremde Kind vergebens
Dich um Mitleid, bangen Lebens?"
Und sein Auge schwimmt in Thränen.

„„Wo sind deiner Mutter Hände,
Um des Sohnes Thränenspuren
Wegzutilgen im Umschlingen?
Wo der Schooß, dir Rast zu bringen?
Wo die heimatlichen Fluren?""

„Da umkrampft's sein Herz; es wehrt sich
Kaum mehr noch mit einem Schlage;
Wie gelähmt, mit starren Gliedern,
Ohn' ein Wörtlein zu erwiedern,
Steht er bei der Alten Frage.

Doch er hebt den Blick und kehrt sich
Hin nach Osten, wo die Sonne
Aus der Heimat ihre Gluthen
Täglich durch die Welt läßt fluthen —
Ja, nur dort ist Heil und Wonne!

„Heimat, vor dir sink' ich nieder,
Dein mit Herz und Seel' und Sinne;
Will die Arme nach dir breiten,
Mutter aller Seligkeiten,
Und die Freudenthräne rinne!

Nimm dein Kind an's Herz denn wieder,
Sei ihm Trost und sei ihm Labe;
Biet' ihm liebend, kommt sein Ende,
Deinen Schooß zur Ruh' und spende
Deine Blumen seinem Grabe!"

Digitized by Google

Nach dem Wanderer folgten bald „Braća“ (die Brüder) und viele andere patriotische Gedichte, dann 1860 „Djed i unuk“ (der Großvater und Enkel), alle gleich beifällig aufgenommen; letzteres, sogar vom Maler Salgheti mit dem Pinsel zur Darstellung gebracht, war und ist noch immer eine beliebte Hauszierde vieler kroatischen Patrioten und Nichtpatrioten; es schmückt auch sinnig den großen Vorhang des kroatischen Landes-Theaters in Agram.

Zu Ende des Jahres 1844 avancirte Preradović zum Oberlieutenant und betheiligte sich an der Redaktion der „Zora Dalmatinska.“ In dieser Zeit knüpfte er auch ein Verhältniß mit der Tochter des Consiliere Johann de Ponte an und hatte großen Widerstand zu bewältigen, bevor er sie feierlich als Braut erklären und um die Bewilligung seiner Vermählung einschreiten konnte. Inzwischen befaßte er sich mit der Herausgabe seiner Gedichte (bei Demarchi-Rugiere zu Zara 1846), wobei ihn ganz unerwartet die Nachricht von seiner anbefohlenen Uebersetzung nach Pest traf, eine Verfügung, durch welche der Regimentsinhaber, an welchen Preradović's Gesuch gelangt war, dessen Heirat zu vereiteln suchte.

Dieser begab sich zwar nach dem Orte seiner neuen Bestimmung, erklärte jedoch bei seiner Vorstellung dem Regimentsinhaber mit allem Freimuthe, daß ihn keine Chikane von seinem Vorhaben abbringen könne, worauf der Inhaber gegen alle Erwartung die Transferirung rückgängig machte und gleichzeitig die Heiratsbewilligung ertheilte.

Gelegenheitlich der Rückreise von Pest nach Zara besuchte Preradović zum ersten Male seine literarischen Freunde und Gesinnungsgenossen in Agram, wurde da mit vieler Theilnahme empfangen und in alle Kreise eingeführt, worauf er überglücklich in Zara einrückte. Von dort trat er jedoch bald wieder mit seinem Regimente den Marsch nach Italien an und erhielt erst im Oktober 1848 als Hauptmann einen kurzen Urlaub, nur um sich in Ragusa trauen zu lassen und rasch wieder allein rückzukehren, weil damals die Offiziersfrauen mit den Truppenkörpern nicht ziehen durften.

Preradović nahm Theil an den Gefechten bei gli Angeli vor Mantua, bei Curtatone und Goito.

Zu Ende des Jahres 1848 verbreitete sich in Agram die unerwartete und von mehreren Seiten in Umlauf gesetzte Nachricht, daß Preradović auf dem Felde der Ehre gefallen sei, wodurch er in die Lage kam, seinen Nekrolog selbst zu lesen und bald darauf zu erfahren, wie sehr man in Kroatien danach trachtete, daß der gefeierte Dichter in der Heimat eine Stellung finde; denn der Banal-Lokumtenent Emerich Lentukaj wandte sich in dieser Richtung unmittelbar an Feldmarschall Radetzky und dieser verfügte sogleich die Zutheilung des Hauptmanns Preradović zur Militär-Sektion des damaligen Banalrathes, wo er als Souschef bis zur Auflösung dieser Stelle mit ebensoviel Sachkenntniß als Eifer dem Vaterlande diente.

Ban Jelačić veranlaßte schon während Preradović's Verwendung beim Banralathe dessen Transferirung zum 1. Banal-Grenzregimente, ernannte ihn später zum Inhabers-Adjutanten, als welcher er auch die Sekretärsstelle beim Jelačić-Invalidenfonde besorgte, nebstbei aber die Ausgabe des zweiten Bandes seiner Gedichte (nove pjesme) veranstaltete, welche Thätigkeit ihm übrigens übel vermerkt wurde.

Digitized by Google

Ueberhaupt verkehrte Preradović offen und korrespondirte ohne Scheu mit Bischof Stroßmayer und anderen kroatischen Patrioten unter allen Verhältnissen, diente so in loyalster und ehrlichster Weise der nationalen Sache, und galt bei Jedermann als makelloser Patriot. Ban Jelačić betraute ihn zu jener Zeit mit einer vertraulichen Sendung an den berühmten Generalissimus Omer Paša, der, wie bekannt, Sohn eines Grenz-Offiziers (Latas) daher der Muttersprache vollkommen mächtig war und damals in Bosnien kommandirte. Omer Paša sagte selbst, daß der Ban für diese Mission keine glücklichere Wahl treffen konnte.

Im Jahre 1852 avancirte Preradović zum Major im Deutschbanater Grenzregimente, kam dann in gleicher Eigenschaft zum Romanbanater Grenzregimente und gleich darauf in die Verwendung zum Armee-Oberkommando nach Wien, wo ihn (1855) das Unglück traf, Kind und Gattin nacheinander verlieren zu müssen, weßhalb er physisch und moralisch leidend, seine Uebersetzung zum 1. Banal-Grenzregimente erwirkte, wo er am damaligen Obersten Baron Benko und am Verfasser dieser Skizze Tröster und innige Freunde fand.

Heiteres und Ernstes, spiritistische, philologische und kulturhistorische Fragen wurden da in den dienstfreien Stunden zwischen uns verhandelt, doch blieb dieser gegenseitig angeregte freundschaftliche Verkehr nicht ohne Neider und Feinde, bis Preradović wieder ganz unerwartet (1857) zum Generalstabe einberufen wurde, Baron Benko aber und ich eine andere Bestimmung erhielten. Im Banate trafen wir uns später (1859) wieder in angenehmeren dienstlichen Verhältnissen, seit dem innigeren Verkehre in Glina jedoch und nahezu bis zum Ableben Preradović's theilten wir zwei uns wechselseitig unsere Produkte, bevor wir sie in den Druck gaben, mit, und übten gegeneinander eine, wenn auch wohlwollende, doch stets strenge Kritik.

1858 avancirte Preradović zum Oberstlieutenant, 1859 zum Obersten und 1866 zum Generalmajor.

Auch in dieser Stellung gab er seine poetischen Arbeiten, sofern ihn der Dienst und sein leidender Zustand dazu kommen ließen, niemals auf; er redigirte selbst die neue Auflage seiner bereits erschienenen Gedichte und war eben daran, auch seine übrigen literarischen Arbeiten zu ordnen und das Unvollendete zu vollenden, als sein Leberleiden, das ihn fast alljährlich zeitweise unthätig machte, über Hand nahm und ihn auch nach mehrmonatlichem Leiden am 18. August 1872 dahin raffte. Er unterließ es auch nicht, den damaligen ungarischen Minister-Präsidenten, zu dem er in freundlichen Beziehungen stand, über die Verhältnisse in Kroatien offenherzig zu informiren; gegen die ausgesprengte Muthmaßung jedoch, als bewerbe er sich um die Banusstelle, verwahrte er sich in seinen Briefen an Freunde in feierlichster Weise. „Mein theures Vaterland" — schrieb er — „möge nur glücklich werden, sei Ban, wer da wolle, und auch ich werde glücklich sein!"

Er nahm es mit seinen poetischen Schöpfungen gleichwie mit seinen patriotischen Bestrebungen sehr ernst und gewissenhaft; wo nicht sein volles Herz schlug, wo nicht seine volle Ueberzeugung in der Wagschale der Erwägung das entschiedene Uebergewicht erreichte, da rührte er keine Hand.

Digitized by Google

Die ihm für seine literarischen Verdienste offerirte Wahl zum wirklichen Mitgliede der südslavischen Akademie mußte er ablehnen.

Bei Ueberreichung des ersten Bandes seiner Gedichte erhielt er von Seiner Majestät weiland Kaiser Ferdinand dem I. die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft. Seine Majestät der jetzt regierende Kaiser bedachte Preradović einmal unverhofft mit einer namhaften Aushilfe aus der Allerhöchsten Privatschatulle und verlieh ihm und dessen Nachkommen den von den Vorfahren erkämpften, jedoch bei der Familie außer Anwendung gekommenen ungarischen Adel. Aber auch der Dichter unterließ es nicht, seinen Dankgefühlen Worte zu leihen, die aere perennius nachklingen werden im Volke, zu dessen Lieblingsdichter Preradović sich emporschwang.

Ich citire nur zwei an den kaiserlichen Herrn gerichtete Zeilen:

Nur Dir sieht ähnlich diese Huld,
Die größer ist, als mein Verdienst!

Universitätsprofessor Dr. Marković unterzog Preradović's Werke einer eingehenden kritischen Beurtheilung, die zugleich mit diesen Werken im Drucke erschien. Diese Beurtheilung exzerpirend, bitte ich meinen sehr geehrten Freund um Nachsicht, wenn mir die Verdeutschung seiner Ansichten nicht immer geglückt ist und wenn ich manches Wichtige übergangen. Der Raum, welcher dieser Skizze gewährt werden soll, ist ja nothwendigerweise ein viel zu beschränkter, um darin den ganzen Umfang der gediegenen kritischen Arbeit meines Freundes anschaulich machen zu können.

Nach Dr. Marković ist unser Dichter zwar Anhänger der platonischen idealistischen Aesthetik, eigentlich Anhänger der neuplatonischen Theosophie, aber als praktischer Aesthetiker doch mehr ein Vertreter des ästhetischen Realismus. Er dichtet nicht, was er willkürlich aufgegriffen, sondern was er muß; nicht weil er sich's vorgesetzt, sondern weil er begeistert ist; er besingt das Gute in der Absicht, Gutes zu wirken: zu trösten den Freund, zu heilen die Wunden des Vaterlandes; er singt darum, weil er liebt; deßhalb singt er das Lob seiner Liebe, seines Vaterlandes; er singt als freier Mann, sein Lied hat keine Worte des Lobes für den Tyrannen, für den Räuber der Freiheit, es hat für diesen bloß Haß und vernichtende Donnerkeile; er singt, um sein Volk aufzuklären; er singt, um in der Ideenwelt zu weilen, in der Ideenwelt seiner Lieder, wenn auch das Elend über ihn hereinbricht, zerstörend das Dach über seinem Haupte; er singt, weil er im Liede Trost und Ersatz findet für materielle Entbehrungen. Preradović ist daher durch und durch ein ethischer Dichter; das Ziel seiner Lieder ist nicht, zunächst Schönes zu schaffen, sondern das Gute zu fördern. Er ist Tendenzdichter im edelsten Sinne des Wortes: sein Ziel ist Veredlung und das Mittel zu diesem Ziele das Erhabene. Der Hauptcharakter seiner Dichtungen ist das Erhabene und der sittliche Adel der Gedanken in schöner, künstlerischer Form. Das ethische Ziel seiner Gedichte ist hauptsächlich patriotisch.

Nach Dr. Marković ist Preradović zwar ein gotterfüllter Christ, aber er entfernt sich vom Christenthume durch seine neuplatonischen Anschauungen über die Seelenwanderung, über die Präexistenz der individuellen Seele, welches Prinzip schon Plato, jedoch in anderer Weise aufstellte.

Digitized by Google

Seinen Optimismus bringt Preradović in der Ode „der Tod" zum Ausdrucke: Der Tod ist im Reiche der Gewalten die mächtigste Gewalt, im Allwechsel die einzige Beständigkeit; über den Tod ist nur die Ewigkeit, ist nur Gott. Wozu die Welt, nachdem Alles dem Tode zum Opfer fallen muß? Wie läßt sich diese Erscheinung mit dem Begriffe der höchsten Güte des Schöpfers vereinbaren? Da alle Werke Gottes seine göttliche Güte darthun und da der Tod auch ein Ausfluß der Gottheit ist: so ist er gleichfalls ein Beweis dieser Güte, er ist ein gütiges Geschenk Gottes an die Welt.

Das unerfüllte Sehnen des Dichters nach dem Ideale erfüllt sein ganzes Leben. Der Schweiß des Angesichtes ist ihm kein Uebel, wenn Liebe der Arbeit zu Grunde liegt; er ist der Same großer Thaten. Sein Idealismus ist nicht krankhaft, er mag sich nicht thatlos in unerreichbaren, luftigen Träumen verlieren, sein Geheiß lautet vielmehr: ergib dich nicht, greif zu, arbeite Tag und Nacht! Sein Gedicht „Mein Schiff" illustrirt in schöner Weise diesen kräftigen, männlichen Realismus. Dieses Gedicht lautet in der vortrefflichen Milow'schen Uebersetzung:

Mein Schiff.

Fahre zu, mein Schifflein, fahre
Durch die schwanke Fluth;
Steure selbst dich und bewahre
Dir nur frischen Muth!

Da so weit als güt'ger Leiter
Dir dein Stern gelacht,
Nun so segle, rudre weiter,
Fahre Tag und Nacht.

Hoch die Flagge, mag's auch branden!
Fort durch's Wellenspiel!
Hoffe auf ein glücklich Landen
Am ersehnten Ziel!

Alles Edle, Schöne und Gute, alle Tugenden lobt er an den theueren Dahingeschiedenen in den Sonetten „milim pokojnikom". In der Elegie „Dubrownicku" bricht Preradović den Stab über die Jesuiten, über diese Pjesma ultramontaner Romanisatoren des slavischen Ragusa. Der schwarze Same Loyola's, sagt der Dichter, wurde ausgestreut über Ragusa und Dalmatien und damit vergiftet das Mark des slavischen Volkes, aus den Nachkommen eines Gjurgjević und eines Quadulić entstanden Ausgeburten des Menschengeschlechtes.

Zur Charakterisirung der patriotischen und politischen Anschauungen des Dichters reiht Dr. Marković eine ganze Perlenschnur von Gedanken aus den vorzüglichsten Gedichten des Verewigten aneinander. Schwunghaft und besonders ergreifend scheint mir, was Preradović über die Muttersprache (Rodu o jeziku) zu seinem Volke spricht: „Durch die Muttersprache erwacht deine Seele zum Selbstbewußtsein, zur Erkenntniß, daß es dir am besten ergeht im Schooße der Heimat; durch sie erkennt dich die Welt, daß du lebst, in ihr gründet sich deine Zukunft; so lange deine Muttersprache währt, so lange wirst du auch als Volk leben; die Sprache ist dir das schönste Vermächtniß Deiner Vorfahren und deinen Nachkommen wird in ihr das schönste Vermächtniß von dir zu Theil; die Natur gab sie dir, um den Deinigen anzugehören, um ihnen jedes Gefühl, jede deiner Freude, jeden deinen Schmerz mittheilen zu können; stolz kannst du sein; mittelst deiner Mutter-

Digitized by Google

sprache herrschten Kaiser und Könige, sie ist die Ruhmessprache eines ruhmreichen Volkes und so lange es Ruhm geben wird, wird er in ihren Lauten ertönen; vom Goldnen Horn bis nach Cattaro erstreckt sich ihr Bereich, all' dieser Bereich ist die Heimat eines Heldenvolkes, das in seiner Heldensprache seine Heldenthaten besingt, unsere ganze Geschichte ist ein großes Buch von Heldenliedern! Durch deine Muttersprache bist du, Volk, alles, was du bist, durch sie bist du ein besonderes Mitglied der Welt, ohne sie bist du ohne Namen, ohne Vergangenheit und ohne Zukunft; vergeht deine Sprache, bist auch du verschollen: Darum, o mein Volk, liebe deine Muttersprache über Alles, in ihr lebe und sterbe für sie!"

Die Art und Weise, in welcher unser Dichter die Natur erfaßt, verleiht seiner poetischen Diktion einen solchen Bilderreichthum und eine solche Lebensfrische, daß seine Gedichte an diesen unvergleichlichen Eigenschaften gleich erkennbar sind und darin als Muster dastehen. Die Natur ist ihm nicht ein todter Körper, sondern ein fühlendes, selbstbewußtes, lebendes, ich möchte sagen, beseeltes Wesen. Darum personificirt er auch gern Naturerscheinungen und spiegelt in seiner Darstellung der sichtbaren Natur alle Gefühle des menschlichen Innern, womit sein großer Reichthum an Bildern, Gleichnissen und Metaphern zusammenhängt. Da ihm zudem ein sehr lebhaftes, ethisches Pathos eigen ist, so findet man bei ihm auch meisterhafte rhetorische Figuren und sowohl für die Anaphora und Antithese, als für die Hyperbel und das Paradoxon bietet er zahlreiche treffliche Beispiele, so daß sich aus seinen Gedichten eine Mustersammlung für das Studium der Poetik zusammenstellen ließe.

Unseres Dichters Phantasie, von Natur sehr lebhaft, ist ästhetisch geläutert und veredelt, eine echte Künstlerphantasie; sie findet oder schafft überall Harmonie, zwischen Sache und Idee, zwischen Natur und Geist. Statt des abstrakten Begriffes liebt er ein konkretes Bild, statt des nüchternen, prosaischen Styles liebt er den rhetorischen, den pathetischen. Preradović ist daher vermöge seines Berufes und vermöge seines reichen Wissens ein großer Dichter.

Von Preradović's poetischen Erzählungen erwähnt Dr. Marković besonders den bereits erwähnten „djed i unuk".

Alle seine episch-lyrischen Dichtungen werden weit überragt von den wundervollen Romanzen: „noćne pjesmice" (Nachtlieder) und „Primorske pjesmice" (Küstenlieder). Die poetische Diktion ist in denselben vollkommen volksthümlich, dabei in vielen der Hauptgedanke sehr tiefsinnig, und man ergötzt sich an den schön gerundeten, kleinen Liedchen, deren jedes am Schlusse seine sogenannte lyrische Pointe hat.

Möge der freundliche Leser einstweilen vorlieb nehmen mit den folgenden zwei, von Milow übersetzten, Nachtliedern:

1.

Fiel ein Himmelsstern hernieder;
Aus dem blauen, klaren Aether
Fiel er zu der dunklen Erde,
Und es staunt die dunkle Erde,
Daß ein Stern aus lichten Höhen
Fällt in ihre nächt'gen Tiefen.

„Staune nicht, du dunkle Erde,"
Lispelte der Stern des Himmels,
„Nur Verwandtes zog mich nieder,
Kam zu meiner Schwester — Liebe —,
Die dein einzger Stern hienieden."

Digitized by Google

2.

Frug der weiße Tag die Nacht, die schwarze:
„Warum hüllst Du, liebe Mutter, trauernd
Stets Dein Angesicht in schwarze Schleier,
Ohn' es jemals meinem Blick zu weisen,
Daß ich sehe meiner Mutter Züge?"

Doch es gab die Nacht zurück dem Tage:
„Fragst Du noch? Das eben ist mein Wehe,
Daß Du jeden Morgen mich entschleierst
Und doch nie erkennst mein traurig Antlitz."

Als echte Elegie bezeichnet Dr. Marković das Gedicht an Ragusa.

Sein vollendetes episches Gedicht „Prvi gudi" ist religiös-philosophischen Inhaltes, es charakterisirt am meisten die Denkungsweise und den Phantasiereichthum des Dichters. Zum unvollendeten Epos „Pustinjak" (Der Eremit) scheint er erst im Frühjahre 1862 den Plan entworfen zu haben, er vollendete davon nicht einmal den ersten Gesang, man vermuthet, daß demselben die Idee einer poetischen Theodiceae zu Grunde lag. Aelteren Ursprungs ist ein gleichfalls unvollendetes romantisches Epos „Lopudska sirotica" (Die Waise von Lopud), das leider schon etwa nach der Mitte des zweiten Gesanges abbricht. Dr. Marković hält es mit Recht für das mächtigste Kunstwerk des Dichters, trotzdem es ein Torso ist.

Ueberdies schrieb Preradović ein Libretto: „Vladimir i Kosara" für eine vieraktige tragische Oper, worin sein dramatisches Kompositionstalent exzellirt, und ein dramatisches Gedicht: „Kraljević Marko", dessen Idee erhabener und nationaler ist, als irgend welche seiner anderen Gedichte. Weil der erste Theil dieses dramatischen Gedichtes ganz allegorisch ist, im zweiten Theile aber allegorische Szenen vorkommen, so ist dessen Aufführung schwer möglich. Immerhin hat diese tiefsinnige Dichtung ihren bleibenden Werth, wenngleich es in der Absicht des Dichters lag, sowohl diese als das Libretto ganz umzuarbeiten.

Wir dürfen nicht unerwähnt lassen, daß Preradović 1866 und 1867 sich der Mühe unterzog, Dr. Rački's größere Abhandlung: „Čija je Rieka" (Wem gehört Fiume?) deutsch zu übersetzen.

Bischof Stroßmayer war es selbst, der im kroatischen Landtage das leider zu frühe Ableben des gefeierten Dichters mit bewegter Stimme ankündigte und ihm einen warmen Nachruf zu Theil werden ließ, dem alle Abgeordneten ohne Ausnahme durch Erhebung von ihren Sitzen und durch den Ruf: Slava mu! beistimmten.

Die kroatische Nation ehrte das Andenken ihres Dichters, indem sie durch freiwillige Beiträge das Erscheinen der gesammten Preradović'schen Werke sammt Portrait, Biographie und kritischer Besprechung bald ermöglichte und das ungeschmälerte Erträgniß dieser Prachtausgabe des Dichters Waisen sicherstellen ließ; sie ehrt es eben jetzt, indem sie berücksichtigend den vom Dichter in seinem „Wanderer" ausgesprochenen Wunsch, in heimatlicher Erde zu ruhen, durch abermalige Einleitung von Geldsammlungen die Uebertragung der Gebeine desselben von Wien nach Agram und deren feierliche Bestattung im Agramer Zentral-Friedhofe sammt Aufstellung eines entsprechenden Monumentes zu Stande zu bringen trachtet; sie ehrt es eben jetzt, indem vorsonderlich die kroatische Jugend an den verschiedenen Hochschulen diese Angelegenheit mit patriotischem Eifer fördert und in denselben Kreisen der Wunsch laut geworden ist, daß eine der neuen Gassen unserer rasch sich verschönenden Hauptstadt mit der Ehre, Preradović's Namen zu tragen, bald bedacht werden soll.

Digitized by Google

Gedichte

von

Friedrich von Hausegger.

Dichtergruß.

Was soll es bedeuten? Von Liedern sind
Die Lüfte erfüllt, und Gedichte, süße,
Wie Flocken streut umher der Wind.
Woher, wohin solche Liebesgrüße?

In deine Hände, du wonnige Maid,
Das duftigste Blatt, die lieblichste Kunde!
Ein Dichterherz von sehnendem Leid,
Von Liebesgewalt ward berückt zur Stunde.

Und blühen wollt' es in bunter Pracht,
Sich wiegen in berauschenden Düften,
Da hat es erfaßt des Sturmes Macht,
Die Blüthen zerrissen, zerstreut in den Lüften.

Du lächelst der Gabe, die dir in die Hand
Ein West geschmeichelt. Was soll es bedeuten?
Will's Frühling werden im nahen Land?
Und lustig flattert das Blatt in die Weiten.

Traum.

Ich hör' die Wässer unheimlich rauschen,
Ich hör' den Chor der Bäume so wild,
Die Sinne fassen kein festes Bild,
Sie lassen nicht ab zu lauschen, zu lauschen.

Es klingt ein Lied im wirren Gekose,
Die Töne zerflattern, vernommen kaum,
Im Waldesdunkel die schwankende Rose
Durchleuchtet zitternd den bangen Traum.

Digitized by Google

Nur eine Blume.

Eine Blume nur darf heute leben,
In meiner Hand, an meinem Munde,
Wenngleich der Blumen tausende grüßend schweben
Auf schwankendem Stengel in der Runde.

Eine Blume nur will heim ich bringen
An meinem Herzen liebestrunken,
Denn alle Wonnen, die meinen Sinn umfingen,
Sie sind in den einen Kelch gesunken.

- - -

Der Tanz.

Der Feuerball der Sonne fliegt empor
Und von den Bergen weicht die Nacht erschrocken.
Welch' muntres Leben nun! der Wolkenchor
Zerflattert rechts und links in goldnen Flocken.

Und Nebel, die verhüllt den Sternenglanz,
Sie werden nun in flüchtigem Bewegen
Zu Sternen selbst, als Thau in frohem Tanz
Auf Blatt und Blüthe kosend sich zu legen.

Denn Blatt und Blüthe sind noch nicht gestorben,
Ob sie auch matt gesenkt die zarten Glieder.
Von glühendem Liebesleben neu umworben
Erschließen flammend sich die Kelche wieder.

Nicht siegt der Tod; in steter Werdelust
Siehst du Gestalten drängen nach Gestalten,
Denn nimmer stockt der Athem in der Brust,
Wo träumend diese Bilder sich entfalten.

Wie nenn' ich doch das Wogen auf und nieder,
So treu beharrend und so liebemächtig,
So innig tief und doch so feurig wieder
So maßvoll unermeßlich, sparsam prächtig?

Es gab Gestalt der Grieche diesem Leben
Und seinen Phöbus, seine Aphrodite
Sah man aus Marmor herrlich sich erheben,
Von ew'gem Blühen zeugt die weiße Blüthe.

Digitized by Google

Was Ahnung war, nun ist's ein klares Bild,
Begeistert schaut das Auge in den Formen
Hier kühn gestaltet, dort geschwungen mild,
Ein Abbild von des Lebens ew'gen Normen.

Wie gerne weiß der Sinn sich hold betrogen!
Ein Leben träumt er sich in todte Massen,
Im Stein erblickt er bald des Busens Wogen
Und Gluth im Angesicht, dem marmorblassen.

Und siehe! — Ein Pygmaleon voll Sehnen
Umfaßt die starren Glieder — sie empfinden;
Du siehst die kalte Brust sich, athmend, dehnen,
Und die Gestalt dem Dränger sich entwinden.

Sie schwebt dahin, nun Form an Form gestaltend
In schönem Tanze; trunken kannst du lesen
In reichem Bilderwechsel sich entfaltend
Des Lebens tiefes, wundersames Wesen.

Dem gefallenen Freunde.

Von

Heinrich Penn.

1.

Oft findet mich der Tag vor Deinem Bilde,
Dann lebt's und webt's von süßen Jugendträumen,
Als wir, gelagert unter Blütenbäumen,
Begrüßt der Heimat lachende Gefilde.

Kühn schwoll das Herz der jungen Sängergilde,
Wie im Pokal des Weines Fluten schäumen,
Es flog der Geist in kaum geahnten Räumen
Befriedigt niemals, ungestüm und wilde.

Natur, du lagst vor uns'rem Auge offen;
Die Seelen hatte zauberklar getroffen
Der Sonnenstral der heiligen Wissenschaft.

Empor! So hieß für's Leben die Parole,
Wie jenem Weisen winkte die Phiole,
Mit der Erkenntniß wunderbarem Saft!

Digitized by Google

2.

Und das Verhängniß schritt die dunklen Bahnen,
Auflösend plötzlich die gewohnten Bande,
Das Schwert ergriffst Du, zogst zum fernen Strande,
Mir blieb das Wort, zu singen und zu mahnen.

Und jeder folgte jauchzend seinen Fahnen,
Sich weihend dem geliebten Vaterlande,
Und bot die Brust im wilden Freiheitsbrande
Dem Griffel ich und Du den Partisanen.

Uns beiden klangen fort die alten Lieder,
Die Muse ward zur treuen Braut erkoren,
Daß süß an ihr das trunk'ne Herz erwarme.

Und kommst Du einst zum trauten Freunde wieder,
Ein neuer Tag wird von der Zeit geboren,
Wo wir uns sprachlos stürzen in die Arme!

3.

Doch welche Kunde — ach! — macht mich erblassen —
Es stürmen durcheinander die Gedanken,
Versuchen sich umsonst emporzuranken,
Und sinken unklar in des Schmerzes Massen.

So bist Du todt! So hast Du uns verlassen,
Der Liebste jener Freunde, welche sanken! —
Und zwischen mir und Dir bau'n sich die Schranken
Der Ewigkeit? Nein, nein, ich kann's nicht fassen!

Dein Geist, Dein Herz, die köstlichen Juwele,
Sie leben fort in meinem treuen Busen,
Nicht stirbt so bald ein Lieblingskind der Musen!

Denn Lieder einzig sind des Dichters Seele,
Und Lieder kennen Räume nicht und Zeiten,
Und klingen fort durch alle Ewigkeiten!

Digitized by Google

Schwimmende Welt.

Von

Eufemia von Kudriaffsky.

O Meer, o Gestade! wahres geheimniß-
volles Heiligthum der Musen! Wie Vieles
erzählst du, wie Vieles läßt du erfinden!

Plinius.

Aus den untersten Bezirken, — schmiegt sich herauf lebend'ge Spur, — wie Goethe sagt, und so ist uns denn die Pflanzenwelt nicht nur auf festem Boden, von der mächtigen Palme der Tropen bis zum kleinsten Alpenenzian ein Gegenstand des Studiums und der Bewunderung geworden, auch das trügerische Element, das Wasser, birgt eine Fülle der Gestaltung, die uns von der kleinsten, fast nur mehr dem bewaffneten Auge sichtbaren Teichalge, bis zu dem viele Klafter langen Seegewächse, welches wohl den Anlaß zu der fabelhaften Seeschlange gegeben hat, in den schönsten Formen entgegentritt. Und wenn auch die unterseeische Pflanze das Licht des Tages nicht schaut, so prangt sie trotzdem in den lebhaftesten Farben, und ein Herbarium von Meerespflanzen zeigt uns ein herrliches Farbenspiel im frischesten Grün, Roth und Violett, daß wir uns an der Pracht nicht sattsehen können. So zart sind die feinen Gebilde, daß sie, die durch eigene Flüssigkeit an dem Papier festkleben, kaum eine Erhöhung an demselben bilden, und mit der Unterlage Eins scheinen.

Die charakteristische Verschiedenheit zwischen Land- und Wasserpflanzen besteht in dem Mangel an Spaltöffnungen auf der Oberhaut ihrer untergetauchten Theile, womit den Erd- oder besser Luftpflanzen jener Athmungsproceß möglich gemacht wird, der das Ein- und Ausströmen der verschiedenen Gasarten bedingt. Solche Wasserpflanzen, die noch durch schwimmende Blätter und Blüthen mit der Luft in Berührung stehen, zeigen diese Spaltöffnungen an jener der Luft zugekehrten Oberfläche der schwimmenden Blätter. Die Wurzel, wenn sie nicht frei in das Wasser hängt, dient nur als Haftorgan, die Ernährung geschieht durch die Oberfläche der Pflanze. Sumpf- und Moorpflanzen zeichnen sich durch zahlreiche Lücken im Zellengewebe aus, in welchen sich die Gase ansammeln, deren das sumpfige Wasser in großer Menge enthält. Sie sind die Grundursache der gaukelnden Irrlichter — ignis fatuus — im Volksmunde als Geister abgeschiedener Seelen bekannt, in Wahrheit jedoch Warnsignale für den verspäteten Wanderer.

Was man mit dem Namen: unterseeische Pflanzen bezeichnet, ist die Alge des Süßwassers, der Tang des Meeres, beide verschieden, und doch Glieder einer Familie. Die lebhaft grünen Fadenschöpfe an Mühlrädern und

Digitized by Google

in Teichen sind eine Süßwasseralge und das inmitten des Golfstromes gelegene Sargassomeer, welches die Gefährten des Columbus in so große Aufregung versetzte, ist nichts anderes als eine viele Quadratmeilen einnehmende Tangmasse, durch die Meeresströmung vom Grund losgerissen in den Wirbel des Golfstroms gerathen. Dieser Pflanzenteppich, aus Sargassum bacciferum gebildet, dehnt sich auf viele Quadratmeilen aus und umgibt das Schiff oft in solchen Massen, daß es sich nur schwer einen Weg bahnen kann. Aehnliche Wiesen finden sich im indischen und stillen Ocean an ruhigen Stellen, die von Rotationsströmungen umkreist werden. In den zahlreichen Buchten und Canälen des Feuerlandes bildet die Macrocistis pyrifera solche Inseln, und es gelang den Matrosen, eine solche Pflanze auf das Verdeck zu ziehen. Die Gesammtlänge betrug 200 Fuß, mit Luftbehältern von 5—6 Zoll Länge. Diese Meereswiesen haften nicht am Grunde, sie pflanzen sich schwimmend fort, wie die Naturforscher einstimmig festgestellt haben.

Nicht minder staunenswerth sind die unterseeischen Landschaften bei ruhigem, klarem Meeresspiegel. Es scheint, als ob das Boot über ein Luftgebilde segeln würde; tausenderlei Gewürm, Seeigel, Schnecken und Fische tummeln sich herum oder haften an Felsenspitzen. Brennendes Roth, Grün und Gelb wechseln, man schwebt über ganzen Waldungen von Seepflanzen, Korallen und Schlammgewächsen, die von den Wellen sanft bewegt, durch ihr Farbenspiel das Auge nicht minder ergötzen, wie die schönste Vegetation einer blumenreichen Landschaft der Erde.

Der Reisende Ruprecht vergleicht jene, welche an den Küsten der Insel Sitka den Taucher überrascht, mit einem Urwalde. Kleine Conferven bedecken den Grund, Irideen legen ihre scharlachrothen, mantelförmigen Blätter darüber, andere erscheinen fächerartig oder enden in birnengroßen Blasen, wie bei der Necrocyste, wo diese keulenartig auf einem fadendünnen 70 Fuß langen Stiel sich ausweiten, worauf ein dichter Büschel 30 Fuß langer Blätter schwankt. Diese mächtige Pflanze ist das Product weniger Monate, alljährlich stirbt sie ab und entsteht neuerdings aus ihrem Samen. Wohl kann man von den wunderbaren Gewächsen sagen:

„Nicht sind wir gezogen im sonnigen Beet,
Wo die Luft sanft im Hauche des Abends verweht,
Unsern reizenden Bau, uns're zarten Gestalten,
Hat die Meerflut genährt, und der Sturmwind gehalten."

Und die Fauna ist nicht minder reichhaltig. Seesterne beleben den Boden, an den Stämmen haften zahlreiche Muschelfamilien, Raubfische jagen nach Beute. Und auf schwimmenden Inseln, aus den Blättern der Necrocyste gebildet, ruht die glänzende Meerotter, weßhalb ihr weiches grünes Bett vom Volke „Otterkohl" genannt wird. Da unten in der schauerlichen Tiefe herrscht der Kampf ums Dasein nicht minder heftig, als auf festem Grunde, da gilt die Gewalt des Stärkeren, und fort und fort geht das Entstehen und Zerstören seinen vorgeschriebenen Weg!

Wie groß sind auch deßhalb die Schwierigkeiten, die dem Forscher auf diesem Gebiete entgegentreten! Alle Gefahren, die dem Reisenden in den Tropen oder an der Grenze der Eisberge, auf den schroffen Bergesriesen der Erdoberfläche begegnen, lassen ihm doch noch Grund und Boden unter

Digitized by Google

den Füßen. Hier aber hat er es mit einer geheimnißvollen Welt zu thun, er muß durch das trügerische Blau in die Tiefe schauen, wo der tückische Hai und die boshafte Meeresfei auf ihn lauern. Und doch ist es dem unermüdlichen Scharfsinne des Kämpfers auf dem Felde der Wissenschaft gelungen, auch hier bis auf einen gewissen Punkt der Natur ihre Geheimnisse abzulauschen. Der berühmte Maury hat eine Tiefenkarte des atlantischen Oceans entworfen, die bis zu 2500 Fuß hinabreicht, und Forbes, dem man die Vorrichtung verdankt, Pflanzen vom Meeresgrunde an die Oberfläche zu befördern, fand unter dem Wasserspiegel Vegetationsschichten, wie sie die Geographen auf unseren Gebirgszügen angeben. Geht die Senkung über 1000 Fuß, dann nimmt die Fauna einen ganz verschiedenen Charakter an, die Flora verschwindet. Die besten Schätze, welche das rothe Meer in großem Umfange bietet, werden von dem Araber vielfach ausgebeutet. Nautilus und Hornmuschel dienen ihm als Tasse und Krug, und die Koralle, bei uns ein Schmuck, der Hals und Arme einer eleganten Dame ziert, wird in praktischer Weise als Material zum Hausbaue verwendet.

Und nicht minder haben die Meerbewohner allerwärts sich die unterseeische Flora dienstbar gemacht. Die einzige blüthentragende Pflanze der Nordsee, Zostera maritima, deren ellenlange Blätter in den Tropenmeeren den Schildkrötenheerden Nahrung bieten, ist uns als Surrogat des immer höher im Preise steigenden Roßhaars bekannt. Von großer Bedeutung sind die Tangarten wegen ihres Jodgehaltes. Sie nehmen dieses, in veilchenblauen Dämpfen entweichende Element aus dem Meerwasser auf, und es findet sich in ihrer Asche wieder. Aermere Leute benützten häufig die von den Wellen ausgeworfenen Pflanzen als Brennmaterial; die Asche wurde in früherer Zeit sorgfältig gesammelt und unter dem Namen Kelp oder Varec als eine Art unreiner Soda zur Seifenfabrication verwendet. Im Mittelalter, wo an mancher Bai im Süden Frankreichs an 30.000 Menschen mit dieser Einsammlung beschäftigt waren, hätten die Reichen, im Besitze guter Transportmittel, vor den Armen den Vorrang gehabt. Daher riefen die katholischen Priester ein Gesetz ins Leben, nach dem am ersten Tage nur die Armen zugelassen werden sollten. Im Staate Finistère besteht der Gebrauch noch heutzutage, und wenn sich ein Reicher blicken läßt, weist ihn der Rector mit den Worten zurück: „Lasset die Armen ihr täglich Brod sammeln.“ Schon längst wäre diese Erwerbsquelle für die armen Leute erloschen, da man sich Soda besser und billiger auf anderem Wege verschaffen kann, hätte nicht der Seifenfabrikant Courtois zu Marseille, im Jahre 1811, aufmerksam durch die blauen Dämpfe, die sich aus der Lauge entwickelten, in dem Kelp die Jodine entdeckt, wodurch die Asche der Meerpflanzen, gesucht und vielfach begehrt, den armen Küstenbewohnern abermals eine Erwerbsquelle bietet. Nebstdem dienen die größeren Tangarten, darunter der Schaf- oder Zuckertang, der an der normannischen, schottischen, norwegischen und irischen Küste angesiedelten Bevölkerung als Futter für Rindvieh und Schafe. Auch werden diese großen Tanghügel anderwärts zu werthvoller Düngsubstanz verwendet.

Das Gebiet der heilsamen Nahrungsmittel dehnt sich gleichfalls bis auf die Seepflanzen aus; denn das irländische Moos oder Carraghen-

Digitized by Google

Chondrus crispus — und der Mehltang — Sphaerococcus confervoides — sind bedeutende Handelsartikel geworden, und liefern statt Salep, Arrowroot und isländischem Moos, leichtverdauliche Nahrungsmittel für Kinder und Brustkranke. Aus dem Zuckertang wird eine Art Syrup gewonnen; die Mittelrippe von Alaria esculenta ist in Schottland und Irland eine beliebte Speise, sowie das getrocknete Laub einer anderen Tangart, der dulse der Schotten oder dillisk der Irländer. Auch auf diesem Gebiete gibt es Feinschmecker, welche die zwischen Balanen und Muscheln wachsenden Pflanzen denen vorziehen, die auf ihres Gleichen gedeihen. Der obengenannte Chondrus löst sich im Wasser fast ganz auf, und verdickt sich dann zu einer beinahe geschmacklosen, farblosen Gallerte. Den ärmeren Küstenbewohnern Irlands hat er von jeher als Nahrung gedient. Die aus ihm, sowie aus anderen Tangarten gewonnene Gallerte erinnert im Geschmacke an die berühmten indischen und chinesischen Vogelnester. Die Schwalbe — Salangane — verschlingt als Nahrung einen gallerthältigen Tang — Gracillaria spinosa — welche auch in Kisten häufig auf die Märkte von Canton und Macao gebracht wird. Die Sorge für ihre Jungen gebietet ihr zwar nicht wie dem Pelikan, sich die Brust aufzureißen, sondern die in dem Magen verwandelte Substanz auszuwerfen und damit ihr Nest zusammenzukitten. Unrath und Federn sind eine Zuthat, welche mit eigenen Instrumenten in China beseitigt werden, und nur die gereinigten Nester kommen in den Handel. Für die Japanen wurde die Salangane, der sie wohl über die Flügel gesehen haben mochten, zu einem schätzenswerthen culinarischen Lehrmeister. Statt die Metamorphose abzuwarten, benützen sie lieber den Grundstoff; sie sammeln diese Tangart, pulvern sie und kochen sie zu Gallerte ein, welche sie in Stangenform unter dem Namen Dschinschan in den Handel bringen. Die Holländer, welche sie Agar-Agar nennen, verwenden sie in großen Quantitäten. Eine harte, compacte Masse, löst sie sich in heißer Bouillon zu durchsichtigen Nudeln auf, die eine leicht verdauliche Nahrung bieten. In Japan ein bedeutender Handelsartikel, liefert die so nützliche Alge den Dichtern auch zu poetischen Vergleichen häufig Stoff, wie ihn der Bambus und andere Pflanzen nicht selten bieten. Ebenso verwandelt sich die Caulerpe, eine Tangart, im Körper der eßbaren Schildkröte in jenes grünliche Fett, welches die Feinschmecker so sehr zu schätzen wissen, und in den Stiel der Halgygia digitata stößt der schottische Messerschmied die Klinge des Messers, die darin eintrocknet und festsitzt. So sehen wir denn, daß „Tang und Algen", von den alten Römern für so werthlos gehalten, daß sie von etwas ganz Verächtlichem zu sagen pflegten — projecta vilior alga — es sei noch unnützer als der am Strande liegende Seetang, diesen unverdienten schlechten Ruf in keiner Weise gerechtfertigt haben.

Nebst dieser Pflanzenwelt, die uns des Guten so Manches bietet, hat sich der Mensch zwei andere Bewohner des Meeres zum Nutzen ausgebeutet, die an der Wegscheide der pflanzlichen und mineralischen Welt stehen: die Koralle und den Badeschwamm. Die Schwämme, ein aus hornigen Fasern bestehendes Gewebe, deren Poren dem Wasser einen Durchfluß gestatten und mit spießförmigen Kalkmassen gefüllt sind, vermehren sich durch Sporen oder junge Eier, welche sich vom Mutterschwamme trennen, in die offene See hinausströmen und einen Gegenstand zu suchen scheinen, an dem sie haften

Digitized by Google

bleiben. Nun tritt die Ruhe eines Pflanzenlebens ein, und da wir diese Sporenbewegung auch bei dem Tang nachweisen können, würde dieser Umstand allein den Schwamm zu einem pflanzlichen Gebilde stempeln. Die Inseln des Archipel und Westindien sind der Standpunkt der für uns so nützlichen Schwämme, welche vermöge ihrer Bestandtheile von Jod und Brom, zu Asche verwandelt, ein wirksames Mittel gegen die Kropfkrankheit geben. Noch Vieles bietet diese Welt des flüssigen Elementes. Noch ist sie nicht vollständig ausgebeutet, nicht Kunde von Allem gebracht, was auf des „Meeres tiefunterstem Grunde“ schlummert! Herrlich ist es am Meeresstrande; ein banges und doch erhebendes Gefühl ergreift uns, wenn wir von fern das Donnern und Brüllen hören, wenn die Wogen mit den dunkeln Wolkenmassen in Eins zusammenfließen, wenn der weiße Gischt über die schmalen Scheeren spritzt, die Brandung an den Hafendamm oder die Basis des Leuchtthurmes anprallt. Da eilen die Fischerbarken mit schwellendem Segel dem Hafen zu, oder ein gewaltiger Dampfer treibt mit den Schaufelrädern den perlenden Schaum in die Höhe. Und dann liegt es wieder vor uns, eine spiegelglatte Fläche, ruhig, friedlich und doch lauernd und tückisch.

Sei gegrüßt am Meer! das sich schmeichelnd schmiegt
An starrende Felsenbrust;
Bald schlafend sich leis' im Traume wiegt,
Bald empor in brandender Sehnsucht fliegt,
Mit wild unbändiger Lust.

Sei gegrüßt am Meer! im Wunderschein,
Tief drunten auf heimlichem Grund
Birgt es köstliche Perlen und blitzend Gestein,
Von rothen Korallen manch' dämmernden Hain,
D'rin Muscheln wie Blumen so bunt.

Sei gegrüßt am Meer! des Himmels Bild
Strahlt wieder die spiegelnde Flut,
Als sei es ein einziges blaues Gefild',
Das herab sich neigt und aufwärts schwillt,
In heiliger Liebesglut.

Sei gegrüßt am Meer! wo die Möve streicht
Ueber schäumender Wellen Kamm,
Wo Tang und Alge im Sande bleicht,
In der Tiefe geboren, gewelkt vielleicht,
Zum einsamen Strande schwamm.

„Der schlammige Grund eines Teiches umschließt leicht mehr organische Wesen als das trockene Land“; so läßt sich ein Sachverständiger vernehmen, und wer mit aufmerksamem Blicke die ganze Süßwasserflora betrachtet, welche doch unter diesem Ausspruche verstanden ist, der wird die Wahrheit desselben bestätigt finden. Mehr oder weniger bedarf diese Flora des Wassers, welches Thales von Milet „den Anfang aller Dinge“ nennt und dadurch sein Glaubensbekenntniß als Neptunist an den Tag legt. Wenn das Vergißmeinnicht, die gelbe Iris, der Kalmus und die Dotterblume, die Weiderich- und Lythrumarten schon dann blühen und gedeihen, wenn das Bächlein ihre Füsse bespült, so ist es der Pfeilwurz, dem Fieberklee, dem Froschlöffel und

Wasserliesch, sowie der großen Familie der Rohr- und Binsengewächse nöthig, im Schlamme zu wurzeln. Andere gehören in das Gebiet der Schwimmer, wie das Entenflott, auch Wasserpest genannt, die niedliche weiße Ranunkel, endlich die Königin unserer Teiche, die herrliche Nymphaea, welche wieder vor der Alles überragenden Victoria regia in Größe und Gestaltung den Kürzeren zieht.

„Ein Blümlein heißet Vergisse—mein—nit, dem das empfohlen wird, der mag wohl fröhlich Muths sein. Wer es aber von selbst trägt, der will seiner Liebsten nit vergessen zu keiner Zeit.“ So sagt die Blumensprache vom allgemeinen blauen Liebling, der dem Bache Grüße zuwinkt und sein Bild im Wasserspiegel betrachtet. Die Wurzel des gelben Schwertel enthält Arzneikräfte, deßhalb wird die Pflanze auch falscher Kalmus genannt. Des Weiderich Kraut dient dem Gerber und Färber, die Knospen der Dotterblume liefern ein Surrogat für Kapern. Gar zart und fein gefranzt sind die weißen, rosa angehauchten Blüthen des Fieberklee, dessen Name schon seine Verwendung ausspricht. Froschlöffel und Pfeilwurz haben eine gewisse Aehnlichkeit im Aeußern. Die Zahl drei ist in der Verzweigung der Stiele und Blätter meist zu finden, und die Pfeilwurz tritt mit ihren pfeilförmig gestalteten Blättern, wovon sie den Namen hat, in den Tropenländern mächtig auf. Den bedeutendsten Platz in dieser wasserbedürftigen Familie nehmen unstreitig die Rohr-, Schilf- und Binsengattungen ein, die, vereinigt unter dem Namen: Röhricht bekannt, sich oft weit in die Seen hineinstrecken, daß die Boote nicht landen können, und fliegende Brücken zum Ufer führen. Frösche und Unken sind die Bewohner dieser aquatischen Wälder, versteckte Mordthaten, die oft an solchen Plätzen verübt werden, vermehren das Grauen, das sie erregen. Der Wanderer, der in der Dunkelheit den richtigen Pfad verliert, verschwindet spurlos von der Oberfläche der Erde, wenn er den tückischen Boden betritt. Anderseits dient wieder die Binse, welche unter den beiden lateinischen Namen Juncus und Scirpus bekannt ist, an der holländischen, englischen und amerikanischen Küste, wo man sie anbaut, durch das Flechtwerk ihrer weit verzweigten Wurzeln zur Befestigung gegen den Anprall des Meeres. Man schneidet die Blüthenschäfte ab, flicht Matten, Sessel und Körbe daraus, dreht Seile und putzt das Zinngeschirr damit blank.

Zu Shakespeare's Zeit ersetzten Binsen den bei feierlichen Gelegenheiten später üblichen Teppich, man streute wohl auch noch Blumen darauf. Bei den Gothen hieß die Binse Juelhalm, und diente beim Juelfest auch als Decke für den Estrich der Halle. Daß Wilhelm der Eroberer als zartes Kind in der Wiege nach diesen langte und sie in der Hand zerbrach, wollte man später als ein günstiges Omen seiner vielfachen Heldenthaten ansehen. Seltsam scheint der Gebrauch im alten Rom, aus Binsen die Statuen der Ahnen zu formen und sie von der Tiberbrücke hinabzustürzen, wie Ovid sagt:

Eine der Jungfrau'n stürzt heut' auch von der eichenen Brücke
Ahnengebilde hinab, die man von Binsen sich flocht.

Die niedlichen Elfen, so enge mit der Pflanzenwelt verbunden, benützen den Binsenstengel als Reitpferd, um auf festem Boden oder durch die Luft dahinzusausen, und dasselbe behauptet das Landvolk von den Hexen, denen aber, weil aus gröberen Stoffen geformt, ohne Zweifel nur der

Digitized by Google

Besenstiel gebührt. Wie in jeder Pflanze, haben die alten Naturforscher auch in der Binse Heilkräfte entdeckt, den Samen als Schlaftrunk verordnet und die Blätter als Heilmittel auf die Wunde gelegt, welche durch der giftigen Spinne Biß entstanden ist. Plinius gedenkt auch eines heilkräftigen Binsenöls, welches aber nur aus einer besonderen Art der wohlriechenden Binse bereitet werden konnte.

Bedeutsamer ist das eigentliche Rohr — Arundo, — das im Alterthume zum Decken der Häuser und ebenfalls zum Belegen der Fußböden diente, in Egypten aber eine weit edlere Verwendung als Ahnherr unserer Kiel- und Stahlfeder fand. In den Sümpfen zwischen dem Euphrat und Tigris, so wie am persischen Meerbusen wächst das beste Schreiberohr. Abgeschnitten wird es erst im Sumpfe geweicht, um es zu seinem Zwecke brauchbar zu machen. Der Markt von Ispahan liefert es in reicher Auswahl, und es ist bis zum heutigen Tage ein bedeutender Handelsartikel geblieben. Die dickeren Rohre dienen wie der Bambus in Japan zum Aufbewahren der Flüssigkeiten.

Das Schreiberohr, Kalamos, wurde als Abzeichen der Lohnschreiber von diesen hinter das Ohr gesteckt, und häufige Anspielungen darauf finden sich in den Poesien der Alten. Joseph von Chenin, ein jüdischer Schriftsteller, nennt es im Wachsthume den Typus Israels, nachdem es aber zur Waffe geworden, den Typus Roms. Und ein anderer Schriftgelehrter aus Israels Stamm drückt seine Bewunderung über die römische Weltherrschaft in folgender überschwänglicher Weise aus: „Wenn alle Meere Tinte, alle Schilfpflanzen Schreiberohre, die Himmel Schriftfelle und alle Menschen Schreiber wären, sie reichten nicht hin, die Geistestiefe der römischen Herrschaft zu beschreiben.“ Nach der Bedeutung, welche das Rohr in Egypten hatte, ist es nicht zu wundern, wenn es häufig in den Hieroglyphen vorkommt, später aber zu praktischem Gebrauche vielfach verwendet wurde.

Der säuselnde Wind, der dem Rohre Töne entlockte, welche die Mythe die Klagelieder der Nymphe Syrinx nennt, gab Pan den Gedanken, dieses als Flöte zu benützen. Mit Wachs fügte er die einzelnen Schäfte zusammen — und so entstand die Panflöte, auch Papagenopfeife genannt. Das schönste Flötenrohr wuchs aber am See Kopaïs, und zwar jedes neunte Jahr, wenn der See anschwillt. Zum Vogel- und Fischfange diente das Rohr, und die besten Pfeilschäfte liefert jenes, das auf der Insel Creta und am Rheno bei Bologna wuchs. Und sogar als Schmuck gebrauchten es die Lacedämonier bei ihren Festen, den Promachien, wo man die jungen Landleute damit bekränzte. Auch in der nordischen Sage hatte es seine Bedeutung. Als der Schwedenkönig Erich seinen Feinden gegenüber am Vorabende einer entscheidenden Schlacht stand, weihte er sich dem Odin. Allsogleich erschien der Gott in Gestalt eines großen Mannes, gab dem König ein Reyrsproti (Rohrstengel) in die Hand und befahl ihm, diesen mit den Worten „Odin hat Euch Alle“ über das feindliche Heer zu werfen. Als Erich dies that, verwandelte sich das Rohr in einen Speer, der, als er über die Feinde hinwegsauste, diese mit Blindheit schlug, so daß Erich die Schlacht gewann. Bei einigen wilden Völkern Nordamerikas wurden die Ehen nur auf ein Jahr geschlossen, dann wieder erneuert. Der Bewerber steckt ein Rohr als Zeichen des Antrages in die Erde vor die Thüre des

Digitized by Google

Mädchens, welches in selber Weise antwortet, wenn es einverstanden ist. Auswechslung der Rohre wird als Document der geschlossenen Ehe beigelegt.

Mannigfach sind die Verwendungen, zu welchen die nützliche Pflanze das Material bietet. Ich nenne hier von denen in anderen Welttheilen charakteristisch erscheinenden die von Livingstone gerühmten Schilfflöße, welche nur aus kreuzweise übereinandergeschichteten Rohrstengeln bestehen und der Bewegung des Wassers leicht nachgeben, auch von den Nilpferden, zu deren Jagd man sie verwendet, nicht umgeworfen werden können. Und aus einer Rohr- oder Schilfart werden in Amerika in der Provinz Christoval die feinen Panamahüte geflochten, von denen die Stadt Guayaquil allein jährlich für den Werth von vier Millionen Francs ausführt. Nur bei Nacht oder am frühen Morgen gelingt das Flechten, weil die Tageshitze das Schilf brüchig macht. Oft arbeitet ein Eingeborner drei Monate an einer solch kostbaren Kopfbedeckung, die im Lande mit 50, selbst mit 100 Dollars bezahlt wird.

Das Röhricht ist der Herd eines regen Wasserlebens. Nicht nur die greifbare Welt haust und rührt sich in dem düstern Aufenthalte, auch die Phantasie belebt ihn mit unheimlichen Gestalten, dem mystischen Wassermanne mit schlammigem Haare, wie er am Neusiedler See als Tradition wohnt, der Schilfjungfrau, und im Moor, der bösen Moorfrau. Es ist nicht zu leugnen, daß es oft geheimnißvoll im stillen Gewässer rauscht, im hohen Rohre flüstert, und streut noch dazu der Mond sein fahles Licht über die Wasserfläche, dann mag in der Seele des Poeten manche Empfindung wach gerufen werden. Das Irrlicht huscht neckend und höhnend über den Sumpf und scheint lockend zu rufen:

„So komm, so komm, wo die Blumen so groß,
Und die Binsen so hoch und die Blätter so breit,
Und sollst du ruhen in meinem Schooß,
Dort ist die Hochzeit bereit."

Der Nebel rieselt, es rauschet im Schilf.
Feucht schwanken die Binsen, die Blumen ringsum,
Noch ein Schritt und ein Schrei — o Himmel hilf!
Und Alles ist wieder stumm.

In wunderbarer Weise tritt dem aufmerksamen Beobachter das Seelenleben dieser Pflanzenwelt entgegen, nicht minder erstaunenswerth als es sich an den fleischfressenden Pflanzen an den Tag legt, wie es die neuesten Forschungen der Natur abgelauscht haben. In den am Teich- oder Bachgrunde noch haftenden Gewächsen geht eine stete Bewegung vor sich, Erscheinungen, die schützend auf Blume, Blumenstaub und Frucht Einfluß nehmen. Diejenigen, welche erst auf der Oberfläche des Wassers blühen, öffnen ihre Blüthen nicht früher, als bis der Stiel diese erreicht hat, wie bei den Blüthenrispen des Samenkrautes, der Igelsköpfe und der Wasserseggen. Die zarte kleine Ranunkel, deren weiße Blumen wie Sternchen aus dem dichten, feinen Blättergewirre erscheinen, schließt sich, sobald höherer Wasserstand sie überflutet, so, daß der Blüthenstaub unversehrt bleibt. Ein gar seltsames Gewächs ist die Wassernuß, Trapa. Die mit vier langen spitzigen Stacheln

Digitized by Google

bewehrte Nuß keimt im Schlammboden, und sendet einen fadenförmigen Stiel auf den Wasserspiegel empor, aus dessen verdicktem Ende eine zierliche, etwa tellergroße Blätterrosette sich entwickelt, in deren Mittelpunkte die kleinen weißen Blüthen stehen. Wie ein zierliches Elfenboot schwimmt dieses Gebilde auf dem Wasserspiegel, die Nuß haftet wie ein Anker fest am Boden. Ist die Blüthenzeit vorüber, dann füllen sich die blasenförmigen Stiele mit Wasser, die Pflanze sinkt zu Boden, wo die Samen reifen. In China und Japan dient die Trapa zum häuslichen Gebrauche, namentlich als Zuthat der Suppe und wird eigens in Sümpfen angebaut.

Fast wäre man versucht, der Valisneria, die in Buchten und Canälen des südlichen Europa gedeiht, jenen Instinkt zuzuschreiben, der in ein höheres Reich der Natur zu gehören scheint. Am geraden Schafte wächst die männliche Pflanze empor; silberweiße Flocken lösen sich von den Staubfäden und bedecken die Wasserfläche. Bei der weiblichen Valisneria sitzt die Blüthe auf einem spiralförmigen Stiele, der sie auf die Oberfläche emporhebt. Nach der Vereinigung zieht sich der Stiel in die Tiefe zurück, am Grunde kommt der Samen, der bei allen Wasserpflanzen überhaupt schwerer als bei den Landpflanzen ist, zur Reife. Es ist wohl nicht zu wundern, daß dieser Vorgang von manchen Dichtern, auch von Goethe, märchenhaft ausgeschmückt, wurde, und nahe liegt der Gedanke an eine Pflanzenseele, wenn man dies Leben und Weben auf dem unendlichen Gebiete betrachtet.

Nicht unverdient ist die schon früher erwähnte Benennung: Wasserpest, für jenen grünen Ueberzug unserer Teiche, Entenflott, Anacharis alsinastrum, eine aus Nordamerika eingeschleppte Wasserplage, welche namentlich in England während langer Zeit allen Ausrottungsversuchen trotzte. Sie verstopfte Schleußen und Canäle, hielt die Schiffe in ihrem Gange auf und verhinderte die Fische, an die Oberfläche zu kommen und Luft zu schöpfen. Ein einziges, im Schlamme zurückgelassenes Stengelstückchen genügte, um den gereinigten Teich sofort mit einer undurchdringlichen Decke zu überziehen. Nur in einem der schottischen Seen haben die Schwäne erfolgreich gegen sie gekämpft. Leider hat sich dieser böse Schmarozer auch im übrigen Europa breit gemacht, und gedeiht besonders im ruhigen stagnirenden Wasser. Ganz anders erscheint dagegen ihre mächtige tropische Schwester, die Pistia, deren herrlich grüne Blattrosetten die feinen Wurzeln in das Wasser strecken, ohne am Grunde zu haften. Wie durch Zauberei entstehen an der Seite der Mutterpflanze die kleinen zarten Töchterchen, die sie in Schaaren umgeben. An der Basis der Blätter nesteln sich die unscheinbaren Blüthen an. Entgegen ihrer europäischen Schwester, der Wasserpest, ist die Pistia ein wohlthuendes Gewächs für die westindischen Seen, deren Wasser sie kühl und rein erhält, welches ohne sie verfaulen würde oder von Insecten bedeckt wäre.

Die schönste Zierde des flüssigen Elementes bleibt aber immer die Seerose, deren weiße, gelbe oder rosa Blüthen in den Bassins der botanischen Gärten unser Auge erfreuen und auch auf Seen und Teichen ein Schmuck des Wasserspiegels sind. Mit armdicken Wurzeln haftet sie am Grunde und treibt oft mannslange Stiele. Wenn sich die vielblättrigen Blüthen des Morgens öffnen, dann erheben sie sich über die Oberfläche, sinken am Abend

Digitized by Google

geschlossen wieder auf diese zurück. Daß die Mythe an dieser schönen Blume nicht vorübergegangen, und der geheimnißvolle Zauber, der sein Netz um die Wasserpflanzen spinnt, auch sie in seinen Kreis gebannt, wird nicht überraschend erscheinen. Die Blüthe wird als verwandelte Wasserjungfrau geschildert, die um Mitternacht in weißer Elfengestalt über den Wasserspiegel tanzt. Darum darf sie auch nie mit einem Messer abgeschnitten werden, sonst würde Blut aus dem Stiele rinnen, Angstträume den Frevler nächtlich quälen, ja, der unvorsichtige Räuber von dunkeln Gestalten in die Tiefe gezogen und erwürgt werden. Nur zu gewissen Stunden, nach bittender Besprechung mit der Pflanze, mit verstopften Ohren, um den Geisterchor nicht zu hören, darf sie abgebrochen und im Schatten gegen Norden getrocknet werden. Dann aber — so spricht der Aberglaube — gibt sie ein kräftiges Zaubermittel. Man hängt sie gegenüber dem von Schwindel, Hauptweh oder Krämpfen befallenen Kranken, der durch unverwandten Blick auf sie alsbald Heilung findet.

Innig verzweigt mit der Mythe und Poesie Egyptens und Indiens ist die Lotosblume, das Abzeichen der Buddha-Götter, die geheiligte Pflanze des uralten Pyramidenvolkes. Herodot nennt sie die „egyptische Bohne“ und erzählt uns, daß, wenn der Nil anschwellt und die Felder unter Wasser setzt, viele Lilien darauf wachsen, welche die Einwohner pflücken, aus dem Stamme Brod bereiten und auch die Wurzel essen. Später haben bessere Nahrungsmittel die Pflege des Lotos in den Hintergrund gestellt, und die alten Denkmäler tragen die Erinnerung an die nützliche Pflanze in unvertilgbarer Steinschrift. Sie ist ein ebenso bekanntes Zeichen, als der Nilschlüssel und die Nilwellen, der Sperber, die aufgehobene Hand und die Feder. Die Lotosblume bedeutet in der Hieroglyphenschrift: Süden, oft auch das ganze Land am Nil. Die egyptischen Damen trugen die Lotosblumen als Kopf- und Halsschmuck, als Zeichen feiner Sitte bei Festlichkeiten. Bedeutsamer erschien die Blume auf dem Opfertische, in malerischer Gruppirung oft mit anderen Blumen oder Gegenständen umgeben, und der Priester besprengte sie nicht selten mit Weihwasser. Sie prangte auf seiner Flügelhaube, und es gehörte zur Götterverehrung, während des Tempeldienstes große Federaufsätze mit Lotosblumen und andere Abzeichen der Fruchtbarkeit auf den Köpfen zu tragen. Ein geheimnißvolles Band, das sich wohl durch die meisten Cultformen zieht, verbindet auch die egyptische und indische Götterlehre. Der Nil erzeugte die Pflanze, Osiris fand ihren Ursprung in ihr, sie war das Symbol des belebenden Weltgeistes, — der Sonne, und der allnährenden Göttin Isis heilig. Horus und Harpokrates entstiegen der geöffneten Lotosblume. Der Nil und der Ganges dienen ihr zum Aufenthalte; dem ersteren ist der blaue Lotos besonders eigen, als Nymphaea coerulea bekannt, sonst aber als Nymphaea lotus oder Nelumbium speciosum bezeichnet. Das wort- und bilderreiche Volk der Inder nennt die Pflanze Sirischa, Tamala oder Tamalata, die Chinesen Ho-fu in der heiligen, Lien-hoa in der gewöhnlichen Sprache.

Nach der Lehre Brahma's entsprang der indische Lotos aus dem Körper Wischnu's, als dieser auf dem Ocean ausgestreckt, in Betrachtung lag, und die Schöpfung der Welt wollte. Emporsteigend erhob sich die

Digitized by Google

Blumenknospe über dem Wasserspiegel und als sie aufging, entstieg aus ihr Brahma, die schaffende Kraft mit vier Gesichtern. Die Buddhisten nehmen an, daß jene Götter, welche die höchste Stufe ihrer Entwicklung erreicht haben, auf einem blühenden Lotos thronend dargestellt werden; die bloßen Naturgötter ruhen nur auf dem grünen Blatt. Der Lotos war ein Attribut der Ganga (Ganges), so wie er mit dem Nil eng verbunden ist, und die Göttin der Schönheit — Lakschmi — die Tochter des Oceans und der Nacht, segelt in der Sirischa auf dem Meere dahin. Die Blume selbst aber ist das Sinnbild der Erde, da der Stengel auf den Berg Meru, den Göttersitz, die Staubfäden auf den Gipfel des Himmelaya, die vier Hauptblätter des Kelches auf die vier Cardinalpunkte deuten, die übrigen Blätter gleichsam die Erdtheile vorstellen, welche um das heilige Land der Brahmanen gelagert sind.

Die Japanen, zum großen Theile Anhänger des Buddhacult, nennen die in Indien verehrten Götter auch die ihren und erklären die Beziehung des Lotos zu der Götterwelt in sinniger Art. „Der Lotos“, so sagen ihre weisen Ausleger, „entspringt aus dem Schlamme, und wird doch nicht vom Schlamme beschmutzt. Er wohnt im Wasser und wird doch nicht vom Wasser verschlungen. Aus dem Fruchtkeime treiben Stiele und Blätter, über das Wasser hinaus steigt die Blumenknospe, um sich dort als Blüthe zu entfalten. Sie wird zur Fruchthülle, in deren Innerem sich die Samen bilden, die wie die Wurzel den Keim zu neuem Leben in sich tragen. So knüpft sich periodisch Leben an Leben, die Metamorphose steht nie stille. Und darum nehmen die Buddhisten diese Pflanze als Symbol, um durch ein Gleichniß auszudrücken, daß das unkörperliche Princip im körperlichen Gefäße als seinem Substrat weilt.“

Nicht weniger bedeutsam als der Rosencult der Germanen und der Liliencult der Romanen, tritt der Lotoscult der Inder innig verwebt mit der Götterwelt auch in ihren Poesien zu Tage. Wenn Homer seinen Göttinnen die Eigenschaftswörter „lilienarmig“ oder „ochsenäugig“ beilegt, so spricht der indische Dichter von „langarmigen“ Helden; lotosäugig aber sind sie Alle, und es heißt im Ramayana: „Ein Geist stieg aus dem heiligen Feuer, der hatte längliche Augen von der Röthe des Lotos.“ Rama wird durchgehends der Lotosäugige genannt und die Hände seiner Gattin Sita mit Lotosblumen verglichen. Auf dem Wagen des Halbgottes Ardschma stand die glanzvolle Standarte Waidschajanta's: „Blauem Lotos an Farbe ähnlich, ein blaues Rohr mit Gold geziert.“

In manche Beziehungen hat Kalidasa in seinem „Wolkenboten“ den Lotos gebracht. Einmal nehmen die Schwäne als einzige Zehrung nur ein Stückchen Lotos mit auf die Reise, der Wind trägt den Lotosduft „von Sigra her, zugleich mit des trunknen Kuckucks hellen Tönen.“ Die Blumenmädchen stecken sich zur Kühlung Lotosfächer hinter das Ohr und die Frauen der Jakscha's (Halbgötter), die sich jeden Monat mit einer anderen Blüthe schmücken, wählen im Herbst die Lotosblüthe. Und an ihren Thüren ist der Lotos mit der Muschel vereint zu sehen, gleichsam als heilige Zeichen, welche das Haus beschützen.

Poetisch bedeutend ist die Sage vom Mond- und Sonnenlotos. Die Blume des ersten verschließt sich bei Nacht, sie ist die Geliebte des Mond-

Digitized by Google

gottes, die andere gehört dem Sonnengotte, der auch auf einer Lotosblume sitzend abgebildet ist, überall aus seinem Körper Strahlen entsendet und mit sieben Rossen dahinfährt. Sie öffnet ihre Blüthen am Tage und da gebietet der Jakscha im „Wolkenboten" der Wolke, daß sie vor dem Sonnengotte entweiche, denn am Morgen kehrt der Geliebte heim und trocknet den bethränten Blick der tief betrübten Gattin, welche die Nacht seiner Abwesenheit wegen durchweint.

Das duftige, reizende Drama Sakuntala könnte man eine Apotheose des Lotos nennen, denn in überschwänglicher Weise wird jede Andeutung an diese Pflanze darin ausgebeutet. Duschjanta athmet im heiligen Haine den süßen Duft des Lotos, Sakuntala wird von ihren Freundinnen mit dem Lotosfächer gefächelt und die Botschaft an den König von Anasuja mit dem Nagel in das Lotosblatt geritzt. Sakuntala trägt am Arm das Lotosfasernband, das von der glühenden Hitze des Fiebers in ihrem Innern allmälig abwelkt. Der König wirft ihr ihre Sprödigkeit vor, „ihr Herz sei hart wie der Sirischa Staude." Und so drängt denn in der darauffolgenden Liebesscene ein Vergleich den anderen, wie sie die blumenreiche Sprache des Gangavolkes in so großer Fülle bietet. In seinem Monolog kommt er noch auf Alles zurück, was ihn an die Geliebte, die dem Rufe Gautami's in die Hütte gefolgt, erinnert. Das Lotosband, das wie eine Fessel sein Herz bezwungen hält, das blumige Lager, auf dem sie geruht, das Lotosblatt mit ihren zarten und sinnigen Worten, Alles hält ihn festgebannt und nur zögernd verläßt sein Fuß die einsame Wetasalaube; ungern setzt er sich neuerdings den spähenden Augen seines Hofgesindes aus.

Ein halbes Jahrhundert ist verflossen, seitdem der Reisende Haenke in Amerika einen Nebenfluß des Amazonenstroms mit einem spanischen Missionär befuhr, und plötzlich in den sumpfigen Stellen eine Pflanze von so überraschender Schönheit bemerkte, daß er entzückt auf die Kniee fiel und den Schöpfer pries, der so herrliche Werke geschaffen. Gigantische Blätter, fünf bis sechs Fuß groß, mit hellgrünem Rande und purpurnen Rippen unterwärts, an denen starke Stacheln sichtbar waren, umgeben die ebenfalls großen Blumen, welche zuerst weiß mit rosenrothem Mittelpunkte erscheinen, allmälig aber die Farbe sich den Petalen mitzutheilen scheint und die tagalte Blume wie in rosiges Licht getaucht, eine vollendete Zierde des Wasserspiegels wird. Der vierblätterige Kelch hat nicht weniger als einen Schuh, die Blüthen darüber im Durchmesser, und da sich die grünen Blätter fast berühren, so dienen sie den reizenden Wasservögeln zum Spazierwege; mancher hält da seinen Ruheplatz und pickt aus dem Fruchtboden seine Nahrung. Den Samenkörnern, welche man wie den Mais rösten und genießen kann, verdankt die gigantische Pflanze den Namen: Wassermais, Maïs del Agua. Leider haust ein böser Feind in Gestalt eines gierigen Käfers, von dem 20—30 Individuen in einer Pflanze stecken und den Samen vertilgen, im Innern dieser Prachtblume, in welcher der Leser wohl längst die auch nach Europa eingeführte Victoria regia erkannt hat. Wenn auch Haenke der Erste war, der dieses Wunders der Pflanzenwelt ansichtig wurde, so verdankt man doch dem Reisenden d'Orbigny die eigentliche Kenntniß derselben, der, von dem genannten spanischen Missionär Pater Cueva angeleitet, seine Forschungen

Digitized by Google

mit Eifer betrieb und die Riesenblume auf dem Flusse Parana zu seiner Freude auch glücklich auffand. Wohl kannten sie die Eingeborenen und nannten sie sehr bezeichnend Y-rupé oder Wasserschüssel, und halfen den Fremden ihre Pirogue mit Blüthen, Blättern und Früchten beladen, an denen sie wie an schweren Lasten zu tragen hatten. D'Orbigny, glücklicher als sein Vorgänger Haenke, war im Stande, die gesammelten Exemplare an das Pariser Museum zu senden, und später in einem See, der mit dem Flusse Mamoré in Verbindung stand, eine Abart zu entdecken, die er dem General Cruz zu Ehren, welcher ihm wesentlichen Vorschub bei seinen Entdeckungsreisen geleistet, Victoria Cruziana nannte.

Ein Jahrzehnt später gelang es Mr. Bridges, der wunderbaren Erscheinung noch so Manches abzulauschen, das früheren Entdeckern fremd geblieben. Die Indianer, denen die Pflanze unter dem Namen Morinqua oder Dachocbo bekannt war, konnten nur immer zwei Blätter auf einmal in das Canoe laden, und was den Landtransport betraf, so mußten sie, wie die Kundschafter in Canaan die große Traube, ihre Beute an Stangen befestigen, diese auf ihre Achseln legen und so weiter schaffen, nicht wenig verwundert, daß die Fremden so viel Werth auf einen Gegenstand legten, der ihnen keiner besonderen Beachtung werth schien. Mr. Bridges berichtet, daß die Victoria eine Wassertiefe von vier bis sechs Schuh verlangt, im hellen Sonnenscheine gedeiht, und ihre Knospen, die sich sechs bis acht Zoll über die Oberfläche des Wassers erheben, sobald sie vollkommen entfaltet sind und der Farbenwechsel stattgefunden, unter den Wasserspiegel sinken und die Samen zur Reife kommen. Die verschiedensten Vegetationsphasen fand er an Blatt- und Blüthenstengeln, am Fruchtboden und den zahlreichen, hohlen, fleischigen Wurzeln, die vom tiefsten Braun bis zum hellen Weiß in der Farbe variiren. Die abgeschnittenen, halboffenen Blüthen hatten sich bis zum Abend vollständig entfaltet, und hauchten einen süßen, nicht zu bezeichnenden, halb melonen-, halb ananasartigen Duft aus.

Die nach Europa gebrachten Samen gelangten in den besten Fällen zum Keimen, doch stockte jede weitere Entwicklung, bis zwei englische Mediciner Samenkörner in kleinen mit Wasser gefüllten Phiolen nach Kew sandten, wo sich die Pflanze bald ausbildete, aber erst im Jahre 1850 zur Blüthe kam. Man baute der Eingewanderten eigene, mit warmem Wasser gefüllte überdachte Bassins, und in Kew, sowie in der Wilhelma bei Cannstatt, gedeiht sie, vom egyptischen Lotos und ähnlichen Wasserpflanzen umgeben, in einem Kerker, aus dem sie sich, wie die in Glasschränken internirten Orchideen, wohl manches Mal hinaussehnen mag auf den stillen breiten Wasserspiegel, den eine üppige Tropenvegetation umgibt, Insecten und Vögel sie umschwirren und nur selten ein Canoe über die Fläche gleitet oder des Menschen Fuß die Ufer betritt.

Und so wie der menschliche Scharfsinn uns die Tropenwelt, wenn auch im vielfach verkleinerten Maßstabe, zugänglich gemacht, so ist uns auch die Wasserwelt in selber Weise durch die Aquarien näher gerückt. Wir sehen hinter den dicken Glasscheiben, wie sich ein Theil der Bewohner des Oceans, vom schief einfallenden Lichte beleuchtet, herumtummelt, andere fest am Gestein sitzend oder am Boden dahinkriechen, auch fest haften, und nur

Digitized by Google

Scheeren oder Fangarme langsam und träge ausstrecken, Seesterne und Wasserpflanzen dazwischen reglos festgebannt sind. Die Aquarienhäuser haben nach und nach eine bedeutende Ausdehnung gewonnen, Kew und Brighton stehen in ihrer Art einzig da, die Vorhalle des letzteren faßt allein 700 Personen und der größte Wasserbehälter dehnt sich in einer Länge von 100 und einer Breite von 25 Fuß aus. Das Hamburger Aquarium, welches 180 Gattungen Seethiere enthält, beherbergt auch den berühmten japanischen Riesensalamander Siboldia maxima, dessen Einführung nach Europa Philipp von Siebold zu danken ist, und nur Paris und Amsterdam haben noch gleiche Exemplare aufzuweisen. Das fünf Schuh lange, beinahe schwarze amphibische Faulthier ergreift mit den spitzen Zähnen seine Nahrung, die in lebenden Fischen besteht, und hält sie eine Zeit lang fest, bis es sie vollends verschlingt. Jede zwei oder drei Minuten thut das träge Geschöpf einen Athemzug, seine Fischmahlzeiten hält es nur jede zweite oder dritte Woche. Das berühmte Aquarium in Berlin von Dr. Brehm eingerichtet, welches einen Raum von 13.000 Quadratfuß einnimmt, und schon vor acht Jahren allein 10.000 Stück Thiere enthielt, ist in weiten dumpfigen Kellerräumen vertheilt, und da auch Affen in Drahtkäfigen ihre Sprünge machen, und Vögel in dem halbdunkeln Raume ein melancholisches Gezwitscher erheben, so berührt uns die Kerkerluft noch peinlicher, da wir den an Luft und Licht gewöhnten Geschöpfen die freiere Bewegung gönnen möchten und ihr unterirdisches Dasein unser Mitleid erregt.

In anmuthiger Weise hat Richard von Meerheimb dem Aquarium eine poetische Seite abgewonnen, und uns die Kämpfe und Vorgänge in der kleinen Wasserwelt beschrieben, wie der sanguinische Frosch der phlegmatischen Schildkröte, der melancholische Molch dem cholerischen Salamander entgegensteht, die Schnecke das Bild der stillen Häuslichkeit zeigt, die harmlos webende Spinne, der ruhige Poet, wie er sie bezeichnet, von der feurigen Kröte bedroht wird, und der böse Scorpion „den Stachel in der Stille Geheimniß bohrt". Auch die Kröte wird vom Geschicke erreicht und fällt der Schlange zum Opfer! Inmitten des Kampfes blüht aber das Sinnbild der Liebe; das „blumige Herz" der Valisneria redet, obgleich der Mund stumm ist.

Flüstere leise nun, Springquell! schimmernd im Irisgewande,
Farnkraut breite des Grüns bräutlichen Baldachin aus!

Und so ist auch in dieser kleinen „schwimmenden Welt" des versöhnenden Princips gedacht, und überall waltet die ewige Liebe!

Nebst diesen greifbaren Bewohnern der Wasserwelt hat sich die stets rege Phantasie des Menschen noch eine andere Bevölkerung erdacht, welche ihren Ursprung aus dem geheimnißvollen Wogen und Rauschen des Meeres, aus dem trügerischen Charakter des Sumpflandes herleitet. So wie die Elfen und Gnomen ihren Aufenthalt im Walde suchen, so herrschen im weiten Wasserreiche die obersten Flußgötter und Göttinnen mit dem Hofstaate der Nereiden, Najaden und Nixen, mit der Hofcapelle, welche die Tritonen besorgen, und all den neckenden, verderbenbringenden Gestalten

Digitized by Google

der Meermänner, Frauen und Jungfrauen, welche selbst in Japan nicht unbekannt sind, wie uns die Abbildungen belehren, und eine jener Wasserjungfrauen wohlgefällig auf ihren Fischschwanz zurücksieht. Jedem Flusse wurde ein Gott, ein König zum Beherrscher gegeben; was sich darum gruppirte, waren seine Abkömmlinge, darunter die 50 Töchter des Nereus, von denen Thetis in ihrer Ehe mit Oceanus viele Töchter und Enkelinnen erzeugte, die Oceaniden genannt wurden. Wie die Sirenen Ulysses und seine Gefährten bedrohen, wissen wir von Homer. Die Najaden, denen das Gebiet der Teiche und Seen, der Flüsse, Bäche und Quellen zugetheilt wurde, sind nur eine Kaste der weitverzweigten Familie. Der germanischen Mythe sind die männlichen und weiblichen Nixen eigen, halb Menschen, halb sündige Dämonen, die ihrer Erlösung entgegensehen. Sie erscheinen auch in gewöhnlicher Menschengestalt, singend, musicirend, berückend. Aus dem Wasser tauchen sie nur mit halbem Leibe hervor, um ihren Fischschwanz zu bergen. Zuweilen sitzen sie am Flußufer und „kämmen mit goldenem Kamme ihr wallendes Haar". Der männliche Nix ist grausam; die Sage der Finnen schreibt ihm ein eisernes Gebiß zu. Ein Nix, Neck oder Necker wurde auch durch das unerwartete Grünen eines Stammes erlöst, den ein Pfarrer in der Hand trug. Dem Neck sind gewisse Pflanzen und Steine eigen, und es heißt die Seerose auch Nixblume, eine Süßwasseralge Nixbart, eine Muschelart Nixohr und der Tuffstein Nixbrod.

Aus dieser großen Sippe der Wassergeister ragen die Kinder Niblungs hervor, die während des Streites von einem mächtigen Wasserschwalle bedroht, vom bösen Drachen verflucht und verzaubert wurden. In gefräßige Hechte und bärtige Wälse verwandelte er die Brüder, indeß ihre Schwestern

> Die Töchter Niblungs als Nixen der Tiefe
> Der sprudelnde Strom vom Strande spülte.

Von den Elementargeistern ist den Undinen das flüssige Element zum Aufenthalte angewiesen. Ihnen ist ein lieblicher heiterer Typus eigen, und sie können auch mit Menschen in Verbindung treten, nur müssen sie von ihrem Elemente fern gehalten und ihre Abstammung darf nicht verrathen werden, sonst fordert die Geisterwelt in unbarmherziger Weise ihre Heimkehr. Melusine war ein Geist von dieser Art, und es soll sich ihre Zauberkraft auf ihre Nachkommen, die Lusignan, vererbt haben. Malern und Dichtern bot diese wunderbare Welt der Wassergeister genügend Stoff zu herrlichen Schöpfungen, denn mit unerklärbarem Zauber umspinnt sie uns und hält uns in ihrem Banne gefangen. Ueberall lebt und webt es, hoch oben auf des Berges Spitze, und tief unten am räthselhaften Meeresgrunde! E i n Pulsschlag, e i n Gesetz, e i n Lebensprincip geht durch die ganze Schöpfung, denn einfach und wahr spricht der Psalmist:

> „Nähme ich Flügel der Morgenröthe und bliebe am äußersten Meere, so würde mich doch Deine Hand daselbst führen, Deine Rechte mich halten!"


Digitized by Google

Gedichte

von

Dr. Anton Schlossar.

Die alte Schloßruine.

(Cilli, August 1875.)

Die alte Schloßruine
Hernieder verwundert blickt,
Wir haben mit heit'rer Miene
Zu ihr empor genickt.

Wir sind vorbei gezogen
Beim alten Gemäuer leis,
Wir haben es frech betrogen,
Wir küßten dabei uns heiß.

Die alte Schloßruine,
Die mag das Küssen nicht,
Gar grämlich ist ihre Miene,
So uralt ihr Gesicht.

Und grämliche Leute vertragen,
Ihr wißt, das Küssen schwer,
Das macht, sie fühlen das Nagen
Der eignen Gedanken zu sehr.

Die alte Schloßruine,
Wo liegt ihre Jugendzeit?
Sie sieht die Eisenschiene,
Sie sieht die Menschen heut;

Ist Alles anders geworden,
Seit ein Jahrhundert herauf
Ums and're dort an den Borden
Des Flusses zog seinen Lauf.

Die alte Schloßruine
Die mag das Küssen nicht,
Doch oft die heiligste Miene
Hält nimmer was sie verspricht.

Bin einst im Mondschein gestiegen
Zu jenen Mauern empor,
Da sah ich's glitzernd liegen
Darauf wie Silberflor.

Und tausend Strahlen küßten
Das alte graue Gestein,
Als ob sie genau es wüßten,
Das sagt gewiß nicht Nein.

Die alte Schloßruine,
Sie lag so selig da,
Die träumte, es blühe und grüne
Die alte Liebe ja.

Und mag es regnen.

Und mag es regnen und wettern toll,
Und mögen die Stürme sausen,
Mein Herz, es ist ja so übervoll,
Was kümmert mich Wetterbrausen?

Digitized by Google

Was scheren mich Nebel und Tropfen schwer,
Ich fühl' es in mir erglühen
Und heller und heller immer mehr
Die knisternden Flammen sprühen.

Den Frühling fühl ich im Herzen mein
Und wenn es draußen auch dunkelt,
So wunderprächtig senkt sich's hinein
Und lachende Sonne drin funkelt.

Viel tausend Blumen sind aufgeblüht
Und alle leuchten und schimmern,
Als wären in neuem Licht sie erglüht,
Die duftenden Kelche flimmern.

O Gott, so frohe, selige Lust,
Kann ich sie denn wirklich ertragen,
Wird sie denn nicht in meiner Brust
Das zitternde Herz zerschlagen?

In einem Zimmer, das früher die Zelle eines Klosters gewesen.

Muß euch doch, ihr alten Mauern
Seltsam werden heut' zu Muth,
Die ihr manchen Daseins Trauern
Saht hier in der Zeiten Fluth,
Die manch' Leben ihr verrinnen,
Seit man euch erbaut, gesehn,
Mag so manchmal dran ein Sinnen
Still an euch vorübergehn.

Keine Bilder, keine Spiegel
Hingen an der kahlen Wand,
Heil'gen Schweigens ernstes Siegel,
Trüb des Mönches Lippeband;
Nur vom Cruzifixe nieder
Auf den frommen, stillen Mann,
Halbgeschlossen seine Lider,
Blickt' der blut'ge Heiland dann.

Keine Kissen, keine Decken
Zierten noch den öden Raum,
Alles düster, nicht zu wecken
Ihn aus seiner Andacht Traum,
Nur die Sonne senkte golden
Manchmal wohl in seine Brust
Mit den Strahlen, mit den holden
Eines süßen Frühlings Lust.

Ach, der Frühling, längst von dannen
Zog er aus dem Herzen dir,
Kaum, daß du gewußt von wannen
Einstens er gekommen hier,
Ja, vielleicht war nie beschieden
Deiner Seele hold sein Strahl,
Glaubst, du lebst in stillem Frieden
Und du lebst in stiller Qual.

Armer Thor, du hast das Leben
In den Staub getreten stolz,
Magst du auch dein Haupt erheben
Stumm zum Cruzifix von Holz,
Keine Menschenherzen schlagen
Dir entgegen, froh bewegt;
Und dein Herz darf niemals fragen,
Ob ihm nicht ein zweites schlägt.

Wenn verschlossen ist der Bronnen,
Draus die heitre Quelle fließt,
Draus entsprüe des Daseins Wonnen,
Draus die Lebensfreude sprießt,
Wenn vom Flor umwallt der Trauer
Ist die herrliche Natur,
Mag der hinter düstrer Mauer
Weiter grübelnd weilen nur.

Digitized by Google

Und indem, o Mönch, ich stille
Sinnend muß gedenken dein,
Fällt durch meines Vorhangs Hülle
Hell ein Sonnenstrahl herein,
Und ich sah' es in dem Spiegel,
Im krystallenen vor mir,
Leise öffnet sich der Flügel
Dort von meines Zimmers Thür.

Und es blickt ein Aug', ein holdes,
Schelmisch her auf mein Papier,
Und der Strahl des Sonnengoldes
Macht die Locken leuchten ihr,
Macht auch mir das Auge strahlen —
Mönch, ich will vergessen dein,
Nimmer werden deine Qualen
Hier im Glanz die meinen sein.

Sonette

von

Ludw. Aug. Frankl.

Trinklied.

Drei Dinge sind, die wunderbar erscheinen,
Kaum von der finstern Erde zu erwarten:
Daß Blumen sie erzeugt viel holder Arten,
Daß sie geheim sich schmückt mit Edelsteinen.

In seltner Laune beide zu vereinen
Läßt sprießen sie die Glut im Traubengarten,
Mischt sie in Wein der Blume Duft, den zarten
Und von dem Edelstein das Feuerscheinen.

Den flüß'gen Edelstein in dem Kristalle,
Weht mich ein Frühling an voll süßer Düfte,
Und glänzt das Leben mir im Sonnenstrahle;

Der Erde sind verzieh'n die finstern Grüfte,
Glut schlürf' ich, Licht und Duft mit Einemmale,
Der Seele Lerchen schmettern durch die Lüfte!

Altarwächter.

Ein herbes Los als Dichter war das meine:
Was höchste Meister schufen, konnt' ich fassen,
Wenn sie, melodisch formend, schwere Massen
Verklären mit der Dichtung holdem Scheine.

Digitized by Google

Von ihren idealen Sorgen keine,
Mir blieb ihr Zagen, Zweifeln nicht erlassen;
Doch war es nicht gegönnt mir zu erfassen
Von ihren Siegeskronen auch nicht eine.

Ich stand am Altar in des Vorhofs Hallen,
Die Flamme schürend, daß sie nicht vergehe,
Bis still heran die Hohepriester wallen;

Ich spähte, ob der Vorhang leise wehe,
Der vor das Allerheiligste gefallen,
Ob ich die Cherubim nicht leuchten sehe?

Knappenthum.

Die Meister ehren wir, des Geistes Ritter,
Melodisch formend schöne Kunst in Worten;
Doch die sich drängen zu des Tempels Pforten,
Fanfarend Phrasen und mit falschem Flitter;

Da werfen wir in's Schloß des Helmes Gitter
Und schleudern Lanzen kühn auf die Kohorten,
Daß sie getroffen fallen da und dorten,
Und ihrer Panzer Blechwerk springt in Splitter!

Ha, wie sie bügellos zu Pferde sitzen,
Statt Fahnen schwingend nur viel bunte Lappen,
Aus Holz gedrechselt ihre Lanzenspitzen!

Und fehlt auch uns'rem Schild ein stolzes Wappen,
Weiß unser Flammberg sieghaft doch zu blitzen —
Wir zählen zu der Kunst getreuen Knappen!


Digitized by Google

Verloren.

Von

Theodor Schiff.

> *Marie, o nom divin! étoile du pêcheur,*
> *Rose de paradis, baumu plein de fraicheur,*
> *Qui parfume le monde et qui révèle aux âmes*
> *La femme la plus belle entre toutes les femmes.*
>
> *Aug. Barbier.*

Ueber mich war eine unsäglich schwere und düstere Zeit gekommen. Die Mutter war mir gestorben und hatte mich allein in der Welt gelassen, — allein und unbeschützt. Nicht etwa unbeschützt, wie man sich einen elternlosen Knaben oder ein verwaistes Mädchen vorstellen mag. Denn ich war damals achtundzwanzig Jahre alt, hatte mein gutes, sicheres Auskommen, das für meine Bedürfnisse und für jene meiner Mutter reichlich genügte, und war durchaus nicht der Mann, gegen die Unbilden des Lebens, wie sie eben vorkommen, fremden Schutz anrufen oder annehmen zu müssen. Aber mit dem Tode meiner Mutter war ich eines anderen Schutzes beraubt: des Schutzes gegen mich selbst. Als das einzige Kind, das den Vater im zweiten Jahre verloren, hatte ich mich daran gewöhnt, in allen Verhältnissen des Lebens an meiner armen Mutter einen treuen und sicheren Hort zu finden, an dessen Verlust auch nur zu denken mir nicht beifiel. Die Verirrungen, denen sonst halberwachsene Knaben und reifende Männer nur zu häufig zum Opfer fallen, waren mir fremd geblieben, weil ich nie einen Schritt that und nie Etwas unternahm, von dem ich der Mutter nicht freiwillig und gerne Rechenschaft gegeben hätte, und so war mir die arme Mutter ein echter und rechter Schutzengel gewesen, der mich unsichtbar umschwebte, auch wenn sie nicht bei mir war. Ihr schönes, weibliches Gefühl, ihr richtiger Takt und ihre liebenswürdige frauenhafte Weise ließen nichts Falsches und nichts Halbes an sie herankommen, und ich, ihr einziger Sohn, lebte bis zu ihrem Tode in dem holden Lichtkreise, den sie um sich verbreitete. Was ich hier erzählen will, das hätte sich nicht oder nicht so zugetragen, wenn die arme Mutter bei mir geblieben wäre. Sie hätte ihren sanften, verständigen und lieben Einfluß auch auf ein anderes Wesen geltend gemacht, dessen Lebensweg dem meinigen nahe kam, sie wäre auch ihm ein Schutzengel geworden, wie sie mir es gewesen . . . . .

Mich litt es nicht in dem lauten Getriebe Wiens, nicht in der vereinsamten Wohnung, die wir innegehabt. Da aber meine Berufsgeschäfte immerhin meine tägliche Anwesenheit in Wien erheischten, so miethete ich, trotzdem noch der Winter mit seiner ganzen Strenge herrschte, in Döbling

Digitized by Google

nahe bei Wien ein kleines, mitten in einem Garten stehendes Häuschen, das ich mir wohnlich einrichtete und in welches ich sofort meine Habseligkeiten übertragen ließ. Ich hatte einen doppelten Vortheil von dieser Landwohnung. Da nämlich außer mir und meinem Diener Niemand in dem Häuschen wohnte, so herrschte um mich eine wohlthuende Ruhe, die mich, da ich etwas menschenscheu bin, unglaublich anheimelte und auch leichter in die nöthige Stimmung versetzte, durch fleißig betriebene schriftstellerische Arbeiten den nagenden Schmerz zu betäuben, den das Hinscheiden der armen Mutter mir verursacht hatte. Außerdem pflegte ich, wenn das Wetter nicht gar zu arg war, den Weg in die Stadt, wohin mich meine eigentlichen Berufsgeschäfte täglich riefen, zu Fuß zurückzulegen, was meiner Gesundheit nur zuträglich sein konnte. War das Wetter schlecht, so benützte ich einen jener Stellwagen, die zwischen Wien und Döbling fortwährend verkehren.

Der Winter neigte sich seinem Ende zu und nahm, wie beinahe alljährlich, mit heftigen Regengüssen und abwechselndem Schneegestöber Abschied, so daß die Straße zwischen Wien und Döbling für Fußgänger kaum practicabel war. Eine dringende und umfangreiche amtliche Arbeit, die man mir zugewiesen hatte, machte es nothwendig, daß ich durch einige Zeit auch die Nachmittage in meinem Amte zubrachte. So pflegte ich dann regelmäßig mit dem um acht Uhr abgehenden Stellwagen nach Hause zu fahren und that dies jedesmal mit dem ungeduldigen Wunsche, recht bald die erwähnte amtliche Arbeit beenden und dann wieder zu meinen früheren regelmäßigen Gewohnheiten zurückkehren zu können. Der Aerger darüber, daß dies nicht so schnell ging, als ich anfangs geglaubt hatte, war wohl eine der Ursachen, aus welchen ich den anderen im Wagen befindlichen Passagieren kaum einen aufmerksamen Blick schenkte. Die schriftstellerischen Arbeiten, denen ich mich zu Hause hingab, waren mir nach den amtlichen Mühen des Tages Erholung und Genuß, und so kam es, daß ich gewöhnlich schon während des Heimweges im Kopfe sozusagen vorarbeitete und es kaum erwarten konnte, in mein einsames Heim und an den Schreibtisch zu kommen, um Das niederzuschreiben, was mir während der Fahrt oft wild und toll genug durch den Sinn gegangen.

Es kommt häufig genug im Leben vor, daß Jemand Menschen oder Dinge mit seinem leiblichen Auge sieht, ohne den erhaltenen Eindruck in's Bewußtsein aufzunehmen. Sieht man dann denselben Menschen oder dasselbe Ding zum zweiten oder dritten Male, dann macht sich allmälig eine ganz trübe und verschleierte Erinnerung geltend, aber man gelangt selten dazu, sich dieselbe klarzulegen. Man steht da oft wie vor einem Räthsel, martert nutzlos Erinnerungsvermögen und Einbildungskraft und gelangt schließlich dahin, sich damit zu beruhigen, daß man vielleicht im Traume Aehnliches gesehen.

Mir wenigstens ging es nicht anders, als ich eines Abends beim Nachhausefahren in dem Halbdunkel des Wagens das Gesicht eines mir gegenübersitzenden Mädchens bemerkte, das mir so bekannt vorkam, als hätte ich es nicht ein Mal, sondern hundert und tausend Mal schon gesehen. Während ich, mit mir selbst noch unklar, das auffallend schöne und geistreiche Gesicht betrachtete, das mir halb abgewandt war, drehte das Mädchen mir

Digitized by Google

dasselbe voll zu und sah mich nun ihrerseits mit einem so völlig offenen, durchaus nicht verlegenen Blicke an, als ob wir alte Bekannte — besser gesagt, als ob wir alte Freunde wären, die, einer dem Anderen vollkommen bekannt und vertraut, gewohnt sind, dem innigen gegenseitigen Verhältnisse auch in den äußeren Umgangsformen Ausdruck zu geben.

Mich überraschte anfänglich dieser Blick nicht im mindesten — erst später fiel mir ein, daß es ja unanständig sei, eine fremde Dame in dieser Weise zu fixiren, weßhalb ich zur Seite blickte und es versuchte, mich wieder im Geiste in die mir so lieb gewordene Arbeit zu vertiefen, die zu Hause meiner harrte. Ich sah die junge Dame an jenem Abende auch nicht wieder an, bis wir an einer gewissen Stelle des Dorfes Döbling angekommen waren, wo sie den Wagen halten ließ, um denselben zu verlassen. Da sie beim Aussteigen mich mit einem flüchtigen Blicke streifte, so grüßte ich sie, wie man eben eine vollkommen fremde Dame grüßen mag, in deren Nähe man unabsichtlich durch einige Zeit verweilte.

Wenn ich jetzt an jenen Abend zurückdenke, so kann ich wohl mit vollkommener Bestimmtheit versichern, daß nicht das geringste Interesse für mein Gegenüber in mir wach blieb. Gleichwohl mußte ich mich, zu Hause angekommen, an das Mädchen erinnern, und als ich dann an meinem Schreibtische saß, blickte mir zwischen jeder Zeile, die ich schrieb, ihr Gesicht mit dem merkwürdig vertrauten Ausdrucke entgegen, als ob es sagen wollte: „Erinnerst Du Dich nicht, daß wir uns schon einmal vor langer, langer Zeit gekannt haben? Es sind schon tausend und mehr Jahre seitdem verflossen und es war unser erstes Erdenwallen. Damals waren wir Mann und Weib, haben Sorgen und Kummer mit einander getragen, was so leicht, und unsagbare, unendliche Liebe, was viel schwerer ist. Weißt Du noch . . . . ? Armer Wilhelm! Wie oft magst Du seit jener Zeit Dein Erdenwallen begonnen und vollendet haben, ohne mich wieder zu finden! Jetzt lächelt uns das Glück, die geheimnißvolle Naturkraft, die da zeugt und zerstört, hat uns abermals in der gleichen Zeitspanne zum Leben erweckt und unsere Lebenspfade haben sich abermals gekreuzt. Hier bin ich — nimm mich wieder . . . . . .!“

Ich konnte an jenem Abende, so sehr ich mich auch dagegen sträubte, dieser ungeschickten Gedanken an Seelenwanderung und an das fremde Mädchen nicht ledig werden, arbeitete wenig, ärgerte mich und begab mich endlich, als Mitternacht längst vorüber war, mit einem Gefühle zu Bette, als ob irgend eine bekannte Melodie mir immer und immer wieder bis zum Ueberdruß in den Ohren klänge.

Zum Verständnisse des Nachfolgenden muß ich hier voraussenden, daß gerade zur Zeit, als meine arme Mutter starb, ein Band meiner Novellen im Drucke erschien. Daß im Verlaufe einiger Wochen die verschiedenen Tagesblätter höchst schmeichelhafte Besprechungen meines Buches veröffentlichten, daß mein Name schnell bekannt wurde und in der Schriftstellerwelt einen guten Klang bekam, hätte mich gewiß mit höchster Befriedigung erfüllt, aber — wie gesagt, — es fiel dies Alles gerade mit dem Zeitpunkte zusammen, in welchem die arme Mutter starb, und ich war für das Gefühl einer — übrigens leicht verzeihlichen — Eitelkeit gänzlich unempfindlich geworden. —

Digitized by Google

Es war ein merkwürdiger Zufall, daß ich seit jenem Zusammentreffen beinahe allabendlich in Gesellschaft der oben erwähnten jungen Dame nach Döbling fuhr. Entweder traf ich sie bereits im Wagen, wenn ich denselben bestieg, oder sie stieg unmittelbar nach mir ein. Ich sage merkwürdig, weil es mir damals diesen Eindruck machte, — in Wirklichkeit war nichts daran zu verwundern, wenn man bedachte, daß ich immer pünktlich um acht Uhr von dem Haltplatze des Wagens wegfuhr und daß wahrscheinlich die Beschäftigung der jungen Dame es ihr nahelegte, ebenfalls um diese Stunde nach Hause zu fahren. Denn daß sie in Döbling wohnte, darüber hatte ich nicht den mindesten Zweifel.

Sie trug gewöhnlich ein oder zwei Bücher in der Hand, die, der Form und dem Einbande nach, nicht Romane zu sein schienen. Einmal glitt ihr während des Fahrens eines derselben aus der Hand auf den Boden des Wagens und ich bückte mich, um es aufzuheben. Als ich mich wieder aufrichtete, um es ihr wieder zurückzugeben, traf mich wieder jener merkwürdige, offene und vertraute Blick aus ihren Augen, und wieder mußte ich, als ich nach Hause gekommen, den ganzen Abend darüber nachgrübeln, ob und wo ich denn das Mädchen schon einmal gesehen oder gar gekannt hätte. Aber ich kam zu keinem Resultate, wenn man nicht etwa das als Resultat annehmen will, daß an diesem Abende meine Arbeit durchaus nicht vorwärts schritt und wieder mir das anmuthige Gesicht aus jeder Zeile entgegenleuchtete.

Eine Folge hatte der kleine Zwischenfall mit dem Buche doch gehabt: ich hatte das Mädchen aufmerksamer betrachtet, als ich sonst fremde Leute zu betrachten pflege, und war mir bewußt geworden, daß sie außerordentlich, über alle Vorstellung schön war. Ich wußte jetzt auch, daß sie reiches dunkles Haar und tiefblaue Augen hatte, daß ihre Körpergestalt, soweit ich erkennen konnte, ein schönes Ebenmaß zeigte und daß die einfache und geschmackvolle Form ihrer Kleidung genau zu ihrer ganzen Erscheinung stimmte.

Bisher hatte ich, wenn ich Abends den Wagen bestieg, um nach Hause zu fahren, kaum eher an die Fremde gedacht, bis ich sie nicht ebenfalls im Wagen erblickte. Als mir aber am nächstfolgenden Abende der Schaffner den Wagenschlag öffnete, war ich beinahe unmuthig darüber, sie nicht zu sehen, umsomehr, als nur ein Platz mehr unbesetzt war und sich gleich darauf der Wagen in Bewegung setzte. Sollte sie heute nicht kommen?

Wir fuhren durch die Schottengasse, als der Wagen stille hielt. Ich blickte hinaus und sah die Fremde, welche eilig herankam. Sie stieg ein, grüßte — ich weiß nicht, ob mich oder überhaupt die Innesitzenden — mit einem „guten Abend" und saß im nächsten Augenblicke mir gerade gegenüber. In der Hand hielt sie ein Buch. Es war *mein* Buch. Ich kannte es an dem Umschlage.

Ich glaube nicht, daß ich mehr Schriftstellereitelkeit besitze als Andere. Im Gegentheile — ich habe oben schon gesagt, daß der wirkliche und bedeutende Erfolg, den ich mit meinem Buche errungen, mich in der Gemüthsverfassung, in der ich damals war, kaum berührte. Als ich aber mein Buch in den Händen der jungen Dame sah und sie mich in demselben Augenblicke

Digitized by Google

wieder in jener ruhigen und vertrauten Weise anblickte, die ich nun schon an ihr gewohnt war, da trieb und drängte es mich förmlich, mit ihr ein Gespräch zu beginnen und mich als Autor des Buches zu nennen. Das Warum weiß ich nicht, denn es ist ganz sicher und über allen Zweifel erhaben, daß ich damals weit davon entfernt war, jenes Gefühl für das Mädchen zu empfinden, das sich als aufdämmernde Liebe in dem Herzen des Mannes offenbart.

Ehe ich recht klar mit mir werden konnte, ob ich sie ansprechen solle oder nicht, rief mich plötzlich eine Stimme aus der anderen Ecke des Wagens bei meinem Namen: „Guten Abend, Herr G . . . . ., Sie fahren so spät nach Hause?" Ich blickte schärfer in die halbdunkle Ecke und sah da einen jungen Mann, mit dem ich ein paar Male in Gesellschaft zusammengetroffen war, und den ich kaum flüchtig kannte. Es war einer jener gutmüthigen, etwas aufdringlichen Gesellen, wie man derer im Leben dutzendweise begegnet, die man kaum gesehen wieder vergißt und kaum anders als in größerer Gesellschaft leiden mag. Allein oder in engerem Freundeskreise sind sie unleidbar.

Selbstverständlich erwiderte ich den Gruß artig und hoffte damit das Gespräch beendet zu haben. Aber der Mann fragte fortwährend um Dies und Jenes, plauderte mit mir über die Köpfe der anderen Mitfahrenden hinweg und wiederholte beinahe bei jeder Frage und bei jeder Antwort meinen Namen, so daß ich vor Aerger förmlich aufgeregt wurde und sehr froh war, als er, am Ende der Währingerstraße angelangt, den Wagen verließ.

Daß der lächerliche Mensch so viel und so laut mit mir gesprochen, ließ mir eine unbehagliche Empfindung zurück, als ob ich selbst jetzt etwas Lächerliches an mir hätte, dazu kam das Bewußtsein, daß ich keinen der übrigen Mitfahrenden kannte, während diese jetzt sämmtlich meinen Namen wissen mußten. Dieses Gefühl der Unbehaglichkeit steigerte sich so sehr, daß ich eben den Wagen verlassen und den übrigen Weg zu Fuß machen wollte, als meine Augen auf die junge Dame mir gegenüber fielen.

Wieder dieser ruhige ernste Blick. „Sie entschuldigen wohl", sagte sie, „eine Frage: Sind Sie derselbe Herr G . . . . ., der dieses Buch geschrieben hat?" Dabei tippte sie mit dem Finger auf das Buch.

„Ja, mein Fräulein."

„Das macht mir eine große Freude", sagte sie, „ich habe noch niemals einen Schriftsteller persönlich gekannt, und als ich Ihr Buch las, dachte ich mir oft, daß ich gerne den Autor desselben kennen lernen möchte."

Sie erröthete, als sie das sagte, schien aber nicht im Mindesten verlegen.

„Ich weiß nicht, ob ich Das als Compliment nehmen soll", antwortete ich. „Man bildet sich beim Lesen eines Buches gewöhnlich eine bestimmte Vorstellung von dem Autor, welche natürlich dem angenehmen oder unangenehmen Eindrucke entspricht, den das Buch hervorgebracht. Wenn Ihnen aber das Buch gefallen hat, mein Fräulein, dann möchte ich wohl gerne wissen, ob ich dem Bilde entspreche, das Sie sich von mir gemacht haben?"

„Ich hätte, aufrichtig gesagt, in dem Buche Einiges anders gewünscht, als Sie es geschrieben haben," — sie vermied es augenscheinlich, ein offenes Urtheil über mein Buch abzugeben — „aber trotzdem habe ich es mit großem

Digitized by Google

Interesse gelesen. Eines habe ich an demselben vermißt: die Zueignung. Das Buch hat mir den Eindruck gemacht, als ob es weniger für das Lesepublicum, als für irgend eine Frau geschrieben wäre. Man fühlt das leicht heraus."

Die Richtigkeit dieser Bemerkung überraschte mich so sehr, daß ich beinahe verlegen wurde.

„Sie haben vollkommen Recht", sagte ich, „das Buch wurde in Gegenwart einer Frau geschrieben und war für dieselbe bestimmt. Es war meine arme Mutter, die gerade zur Zeit starb, als das Buch erschien."

Wieder einer jener Blicke. Ich mußte der jungen Dame schon irgendwo begegnet sein und sie mußte mich kennen. Aber die peinlichste Anstrengung, die ich machte, um mich an das Wie? und Wo? zu erinnern, war vergeblich.

„Ich bedauere herzlich den Verlust, den Sie erlitten haben. Ich denke mir, daß der Ihrige noch viel schwerer und bitterer war, als im Allgemeinen ein derlei Verlust ist, denn eine Mutter, für die man ein solches Buch schreibt, hat nicht Jeder."

„Ja wohl!" erwiderte ich seufzend.

„Sie werden aber nichtsdestoweniger Ihre schriftstellerischen Arbeiten fortsetzen?" fragte sie.

„Ja", antwortete ich, „denn erstens ist mir gerade jetzt eine ernste Arbeit Bedürfniß und dann gibt man überhaupt das Schriftstellern nicht leicht mehr auf, wenn man einmal damit begonnen hat. Es ist wie mit den Schauspielern. Wer einmal auf der Bühne ein Paar Schuhe zerrissen, der kehrt immer wieder zur Bühne zurück."

Wir fuhren eben vor dem Linienamte vorüber und hatten nur mehr wenige Minuten bis Döbling, als der Wagen hielt und drei Herren, die sich noch mit uns im Coupé befanden, den Wagen verließen, so daß wir Zwei allein in demselben blieben.

„Wenn Sie es nicht übel deuten wollten", sagte die junge Dame, „so möchte ich Sie bitten, mir einmal das Vergnügen Ihres Besuches zu bereiten. Ich hätte eine Bitte an Sie, deren Erfüllung Ihnen gewiß nicht schwer fällt, mir aber außerordentlich am Herzen liegt." Sie sagte das in einem so ruhigen, von jeder Verlegenheit freien Tone, daß auch nicht der Schatten einer Mißdeutung möglich war.

Ich habe schon oben erzählt, in welche trübe, gedrückte Stimmung mich der Tod meiner guten Mutter versetzt hatte, und brauche wohl kaum hinzuzufügen, daß ich weit entfernt war, in diesem Augenblicke Bekanntschaften mit Damen anzuknüpfen. Am wenigsten im Stellwagen. Die selbstbewußte, ruhige und doch so artige Weise, in welcher mir die junge Dame ihre Bitte vorgebracht, ließ mir aber kaum eine andere Wahl, als derselben zu entsprechen. Ich hätte ebenso und nicht anders gethan, wenn die Bitte von einem Manne und nicht von einer jungen Dame ausgegangen wäre, deren außerordentliche Schönheit mir zwar aufgefallen, aber sonst keinen weiteren Eindruck auf mich gemacht hatte.

„Wir kommen gleich in die Nähe meiner Wohnung", sagte sie, „und ich bin Ihnen außerordentlich dankbar für Ihre freundliche Güte. Können Sie morgen Nachmittags über Ihre Zeit verfügen?"

„Ja."

Digitized by Google

„Dann möchte ich bitten, mich morgen vielleicht zwischen zwei und drei Uhr zu besuchen. Ich wohne Feldgasse Nummer 162 und mein Name ist Marie Donner. Gute Nacht und nochmals meinen besten Dank!"

Damit ließ sie den Wagen halten und sprang leicht und zierlich auf den Gehweg, denn die Fahrstraße war in ein Kothmeer verwandelt und der Kutscher war ungeschickt genug gewesen, nicht ganz an den Gehweg heranzufahren.

Ich hatte ihr, als sie sich anschickte, den Wagen zu verlassen, zugesagt, zur festgesetzten Stunde ihrer Einladung zu entsprechen. Als ich mich jedoch allein im Wagen befand, überkam mich ein Gefühl der Beschämung, als ob ich — wenn auch halb wider meinen Willen — den Anfang eines ganz gewöhnlichen Abenteuers durchgemacht hätte, das gewiß seinen Verlauf und sein Ende nehmen würde wie alle Abenteuer dieser Art. Ich bereute mein leichtsinnig gegebenes Versprechen und dachte schon daran, ob ich nicht dessen Erfüllung vermeiden könnte, als ich auf dem Sitze mir gegenüber ein Buch bemerkte. Es war *mein* Buch, das die junge Dame dort vergessen hatte. Ich nahm es zu mir und mußte bei dem Gedanken lächeln, daß der Zufall selbst mich zwang, mein Versprechen einzuhalten. „Marie Donner, Feldgasse Nummer 162" wiederholte ich einige Male in Gedanken. Dann war ich bei meiner Wohnung angekommen, ich stieg aus, und über den dunklen Garten her schimmerte mir aus dem Fenster meines Arbeitszimmers das Licht der freundlichen Lampe entgegen.

Nachdem ich mich aber bequem gemacht und meinen Thee genommen, saß ich noch lange brütend vor meinem Arbeitstische und mußte mich immer und immer wieder jenes eigenthümlichen Blickes der jungen Dame erinnern.

Zur Zeit, von der ich spreche, — es war im Anfange der Sechziger Jahre — hatte Döbling noch nicht jenen Anstrich großstädtischer Villeggiatur, den diesem Orte heute die vielen neuerbauten prachtvollen Villen geben. Man fand da noch hübsche alte Häuschen, die in schattigen Gärten halb versteckt standen; die eleganten Villen im Renaissance-Style, die heute ganze Straßen bilden, waren noch nicht erbaut und manche der heutigen modernen Straßen des Ortes waren damals noch bebautes Feld oder Weingärten. Besonders die Feldgasse trug ganz den Charakter, der ihrem Namen entsprach, — kleine, ebenerdige Häuser, rein und behaglich genug aussehend, mit Blumengärtchen gegen die Straße und gewöhnlich einem Obstgarten rückwärts hinaus.

Ein solches Haus war das, in welches ich durch den kleinen Vorgarten am Nachmittage nach meiner Begegnung mit der jungen Dame eintrat. Als ich über einige Stufen in den Hausflur gekommen, befand ich mich zwischen zwei Thüren, deren jede zu einer Wohnung zu führen schien. Ich klopfte auf's Gerathewohl an eine derselben und stand, als die Thür geöffnet wurde, vor einer ältlichen, sehr nett gekleideten Frau, die ein hübsches kleines Mädchen von etwa vier Jahren an der Hand hielt. Ihrem Aussehen nach schien die Frau ein Mittelding zwischen Magd und Bonne.

„Wohnt hier Fräulein Donner?"

Digitized by Google

„Ja. Bitte, sind Sie vielleicht der Herr, der gestern im Stellwagen . . . . ?"

„Ja wohl."

„Dann bitte ich, hier einzutreten."

Die Frau öffnete mir die Thüre vollends und wies mit gefälliger Handbewegung auf eine zweite gegenüberliegende Thüre. Während ich eintrat, nahm sie das kleine Mädchen auf den Arm und herzte es.

Die junge Dame von gestern Abend saß nahe dem Fenster bei einem Arbeitstischchen und nähte an einem farbigen Kinderkleidchen. Als sie meiner ansichtig wurde, stand sie ruhig auf und kam mir mit ausgestreckter Hand entgegen. „Das ist sehr freundlich und sehr gut von Ihnen", sagte sie, indem sie mir kräftig die Hand schüttelte, „ich habe mir gestern Abends noch Skrupeln über meine Zudringlichkeit gemacht und bitte jetzt noch einmal, mir sie zu vergeben."

Ich erwiderte irgend eine der herkömmlichen Phrasen und sagte, daß es mich doppelt freue, ihre Adresse erfahren zu haben, weil ich auf diese Weise ihr das Buch geben könne, das sie gestern Abends im Wagen vergessen hatte.

„Ach ja", sagte sie, „ich bemerkte es, kaum daß der Wagen fortgefahren war. Aber ich hoffte, daß der Schaffner, der meine Adresse kennt, es mir bringen würde. Vielen Dank." Sie nahm das Buch und warf einen Blick auf das Titelblatt. Glaubte sie vielleicht dort eine Widmung: „vom Verfasser" zu finden? Ich weiß es nicht, aber es fiel mir ein, daß es von mir artig und vielleicht auch schicklich gewesen wäre, eine solche in das von mir gefundene Buch zu schreiben. Ich wollte mich entschuldigen.

„Wenn Sie erlauben, Fräulein", sagte ich, „ein Buch, das . . . . ."
„Ich muß Ihnen vor Allem einen Irrthum benehmen", fiel sie mir in die Rede. „Ich bin nicht Fräulein, sondern seit zwei Jahren Witwe. Ich darf Ihnen wohl meine Tochter zeigen?"

Ohne meine Antwort abzuwarten, ging sie hinaus und kam gleich darauf mit dem kleinen Mädchen an der Hand wieder zurück, das ich im Vorzimmer bereits gesehen hatte. Die ältliche Frau folgte ihr.

„Das ist meine Tochter Clara, ist vier Jahre alt und im Allgemeinen sehr brav. Nur manchmal . . . . . gelt', Clara?" Dabei hob sie das Kind lächelnd in die Arme, küßte es und stellte es sodann wieder auf den Boden.

Als ich das kleine Gesichtchen des Kindes neben jenem der Frau Donner sah, bemerkte ich erst recht die große Aehnlichkeit zwischen Beiden. Dieselben dunkelbraunen Haare, dieselben tiefblauen Augen, die etwas gebräunte Farbe, und dieselbe unvergleichliche ruhige Schönheit, die auf diesen beiden Gesichtern thronte. Ueber die Züge des Kindes blitzten allerdings die Lichter, welche das erwachende Verständniß auf Kinderantlitzen spielen läßt, aber der Reflex dieser Lichter war auch noch auf dem Antlitze der Mutter sichtbar. Es war eigentlich merkwürdig und überraschend, zu denken, daß dieses junge Geschöpf mit der anmuthigen Jungfräulichkeit in seinem Wuchse und seinen Bewegungen und dem über alle Beschreibung schönen jugendlichen Gesichte Mutter und noch dazu Witwe sei.

Digitized by Google

Ich küßte das kleine Mädchen, das sich sehr zutraulich von mir in die Arme nehmen ließ, und dann trug die ältliche Frau dasselbe wieder hinaus.

„Ehe ich zu meiner Bitte komme", sagte Frau Donner, nachdem wir uns gesetzt hatten, „muß ich mich Ihnen wohl etwas umständlicher vorstellen, damit Sie sich wenigstens keine absonderlichen Gedanken über die Frau machen, die in so ungezwungener Weise sich an Ihre Güte gewendet hat. Also: mein Gatte war Beamter im .... Ministerium und ist vor zwei Jahren gestorben. Meinen Namen kennen Sie. Eltern oder nähere Verwandte habe ich nicht. Meine Pension ist keineswegs bedeutend, und ich erwerbe den größten Theil meines Lebensunterhaltes durch Lectionen in der deutschen Literaturgeschichte und der englischen Sprache. Ich hatte nämlich das Glück, eine sehr gute Erziehung zu genießen, und bin jetzt sehr glücklich, das Erlernte gut verwerthen zu können. Zu meinem Haushalte gehört außer mir, meiner Tochter und der Magd, die mir übrigens mehr Freundin als Dienerin ist und bereits in unserem Hause diente, als ich noch ein Kind war, auch noch ein jüngerer Bruder meines Gatten, der seit meiner Verheiratung mit uns in einem Haushalte lebte und bei uns auch blieb, als mein Gatte starb. Er ist sehr" — (hier stockte sie ein wenig) — „sehr kränklich und bedarf ebenso der Pflege wie ich eines männlichen Beschützers. Gegenwärtig ist er in einer dringenden Angelegenheit nach Dresden verreist und dürfte kaum vor einem Monate zurückkommen."

„Und Sie wohnen immer in Döbling, gnädige Frau?" fragte ich.

„Ja. Onkel Johann — nämlich mein Schwager — bedarf absolut der Landluft, und da ich meiner Lectionen wegen täglich nach Wien fahren muß, so wählten wir Döbling zum Aufenthaltsorte, das nicht zu weit von der Stadt liegt und doch alle Vortheile eines Landaufenthaltes bietet. Und jetzt komme ich zu meiner Bitte. Ich habe den Versuch gemacht, eine Novelle zu schreiben. Lachen Sie mich, ich bitte, nicht aus. Ich dachte niemals daran, etwa ein berühmter Blaustrumpf zu werden, aber es würde mir sehr daran liegen, eine Arbeit, die ich zu Hause machen kann, gut zu verwerthen und besser bezahlt zu bekommen als die Lectionen, die ich gebe. Ich will nichts, als Geld verdienen. Man braucht so viel Geld, um anständig leben zu können, und überdies habe ich ja mein Töchterchen zu erhalten! Hier ist die Novelle, und daß Sie dieselbe durchlesen und mir Ihr aufrichtiges Urtheil darüber sagen sollen, ist eben meine Bitte."

Sie war aufgestanden und hatte aus einer auf dem Schreibtische liegenden Mappe ein Packet engbeschriebener Papiere herausgenommen, die sie vor mich hinlegte.

„Ich werde, wenn Sie erlauben, Ihre Novelle mit nach Hause nehmen und Ihnen in wenigen Tagen, vielleicht morgen schon, mein Urtheil darüber sagen", erwiderte ich. „Hoffentlich gestatten Sie mir, gnädige Frau, vollkommen aufrichtig zu sein?"

„Ich wäre Ihnen nicht dankbar, wenn Sie nicht aufrichtig wären, und wünsche nur zu wissen, ob Ihrer Ansicht nach Hoffnung vorhanden sei, meine Arbeit bei irgend einem belletristischen Blatte unterzubringen. Natürlich gegen Bezahlung. Das ist der einzige Zweck meiner Schriftstellerei. Rauchen Sie?"

Digitized by Google

Da ich die zuletzt hingeworfene Frage bejahte, nahm sie aus einem Kasten ein Kistchen Cigarren und stellte es sammt Feuerzeug vor mich hin.

„Mein Schwager raucht stark“, sagte sie, „und mir ist der Tabakrauch nur angenehm. Früher, so lange mein Mann lebte, rauchte ich selbst, aber ich habe es aufgegeben. Unter den Damen, die mich besuchen, mochte Eine oder die Andere in meinem Tabakrauchen Emancipationsgelüste sehen, von denen ich mich allerdings vollkommen frei weiß. Aber ich denke, daß sich überhaupt für eine Witwe nicht Alles schickt, was einer verheirateten Frau erlaubt ist und — deßwegen rauche ich nicht mehr.“

Ich nahm die dargebotene Cigarre an und wir saßen in ruhigem Gespräche noch eine halbe Stunde beisammen.

Daß Marie Donner keine Emancipationsgelüste hegte, war mir vollkommen klar. Sie *war* nämlich bereits emancipirt, wenigstens in einem gewissen Sinne. Dafür zeugte schon die Art und Weise, wie sie mich im Wagen angesprochen und eingeladen hatte, sie zu besuchen. Auch war sie sonst im Gespräche völlig unbekümmert um die tausendfachen kleinen Rückhalte, welche sonst Frauen zu beobachten pflegen, wenn sie das erste Mal mit einem fremden Manne sprechen. Bei Alledem war ihr Benehmen vollkommen anständig, und ihre Sprache sowie ihre Bewegungen überschritten nie die Grenze der anmuthigsten Weiblichkeit. Gelderwerb, — gesicherter Gelderwerb durch ehrliche Arbeit war das Thema, auf welches sie immer und immer wieder zurückkam. Sie sei nun einmal berufen, für ihres Kindes Erziehung, für ihren eigenen anständigen Unterhalt und für den ihres Schwagers zu sorgen, der seiner Kränklichkeit wegen es nicht selbst ausreichend thun konnte. Und für diesen Zweck wolle sie Alles unternehmen und Alles thun, was menschenmöglich ist, denn das sei ihre Pflicht. Das sagte sie mit so ernster pflichtbewußter Miene, daß ich mich ganz gerührt fühlte und eigentlich versucht, ihr ohneweiters zu Füssen zu fallen. Aber ich that es nicht.

Ich versprach ihr abermals, erstens ihre Novelle aufmerksam zu lesen und dann, wenn ich dieselbe für gut erkannte, meinerseits bei bekannten Redactionen dahin zu wirken, daß ihre Arbeiten Eingang fänden. Dann empfahl ich mich. Sie schüttelte mir herzlich die Hand und sagte, es würde sie sehr freuen, mich bald wiederzusehen und mein Urtheil über ihre Arbeit zu vernehmen.

Ich verließ sie mit dem Eindrucke, als ob ich bei einem alten Freunde ein Stündchen verplaudert hätte. Aber als ich nach Hause kam und allein in meiner Stube saß, da blickte mir überall das unsagbar schöne Frauenantlitz entgegen, und als ich längst im Bette lag, fühlte ich noch den Blick ihrer tiefblauen Augen.

Damals war ich so weit davon entfernt, irgend einem Weibe einen bestimmenden Einfluß auf mich selbst zuzugestehen, daß ich Jeden ausgelacht hätte, der mich etwa vor der Bekanntschaft mit einer jungen, schönen und alleinstehenden Frau hätte warnen wollen. Wozu auch die Warnung? Und sie heiraten? Pah! Eine Witwe heiraten, mit ihr das Kind eines Anderen und noch obendrein einen kranken Schwager! Das war gewiß nicht meine

Digitized by Google

Sache. Ich konnte Frau Donner ruhig wieder besuchen und hatte nichts zu fürchten. Weder für sie, noch für mich.

Ihre Novelle entzückte mich keineswegs. Es war eine einfache Liebesgeschichte, in hübscher Sprache geschrieben, aber nicht besonders spannend, nicht besonders geistreich oder pikant. Sie war nicht besser und nicht schlechter als hundert andere Novellen, wie man deren in der Legion von illustrirten und nicht illustrirten belletristischen Zeitschriften findet. Man sah es ihr an, daß die Verfasserin sie nicht aus innerem Drange oder in Folge irgend einer Anregung geschrieben hatte, sondern aus Zwang. Sie selbst hatte sich dazu gezwungen, um Geld zu verdienen. Das wußte ich ja aus ihrem eigenen Munde und das bestätigte mir ihre Arbeit.

Und das sagte ich auch offen der Frau Donner, als ich zwei Tage später wieder bei ihr vorsprach. Ich hatte sie, wie das erste Mal, mit der Nadel beschäftigt gefunden, und sie begrüßte mich wie einen alten Bekannten, mit freundlicher Offenheit und ohne den mindesten Zwang. Daß ich ihrer Novelle keine besonderen Lobsprüche spendete, schien ihr kaum unerwartet zu kommen, dafür fragte sie mich aber, ob nicht gleichwohl Hoffnung wäre, dieselbe bei einem Blatte unterzubringen. „Ich würde mich gerne mit einem geringeren Honorar begnügen“, sagte sie, „wenn ich nur sehen würde, daß ich überhaupt im Stande bin, mit der Feder Geld zu verdienen. Das würde mir Muth machen und vielleicht würde ich mit der Zeit Besseres schreiben.“

Ich versprach ihr, das Meinige zu thun, um ihren Wunsch zu erfüllen. Dann plauderte sie unbefangen weiter, über neuere und ältere deutsche Literatur, über ihr Kind und sich selbst, über „Onkel Johann“, wie sie ihren Schwager nannte, und schließlich über mein Buch.

Ihre vollkommene Unbefangenheit und die freundliche Art ihres Umganges wirkten ungemein wohlthuend auf mich und ich fühlte mich der schönen Erscheinung gegenüber so behaglich und ruhig, daß ich es als selbstverständlich voraussetzte, meine Besuche bei ihr fortzusetzen, selbst wenn ich ihre Novelle untergebracht und keinen eigentlichen Anlaß mehr hätte, sie zu besuchen. Das sagte ich ihr auch.

„Es freut mich, wenn Sie mich besuchen wollen“, sagte sie, „und ich nehme gar keinen Anstand, Ihre Besuche zu empfangen. Ich bin, wie ich Ihnen bereits gesagt habe, unabhängig und allein berechtigt, über meine Gesellschaft zu verfügen. Hoffentlich werden wir Freunde werden.“

„Ich muß gestehen, gnädige Frau,“ antwortete ich, „daß mich gleich, als ich Sie das erste Mal sah, ein Gefühl beschlich, als ob wir schon seit längerer Zeit Freunde gewesen wären?“

„Es ging mir ebenso“, sagte sie und blickte mich wieder mit jenem unbeschreiblichen Ausdrucke ihrer blauen Augen an, „aber bei mir mag es wohl daher kommen, daß ich Ihr Buch gelesen hatte. Ihr Innerstes, Ihr Gemüth spiegelt sich in Ihrem Buche wieder, und wir Menschen können uns einmal eine vollkommen abstracte Vorstellung nicht machen, ohne sie sofort mit körperlicher Gewandung zu umhüllen. Ich hatte Sie mir niemals anders vorgestellt, als Sie sind, und als ich Sie dann wirklich sah und später auch kennen lernte, waren Sie mir keine neue Erscheinung mehr. Das ist's.“

Digitized by Google

Ich fühlte etwas wie Dankbarkeit bei dieser Erklärung und wußte derselben in meiner Ungeschicklichkeit keinen anderen Ausdruck zu geben, als daß ich die Hand der Frau Donner ergriff und sie an meine Lippen drückte.

Sie ließ mich ruhig gewähren, sagte aber, als ich ihre Hand wieder losgelassen: „Unter Freunden ist das Händeküssen nicht üblich, Herr G. . . . ., und ich sage Ihnen offen, daß ich sehr gerne Ihr Freund werden und bleiben möchte. Sie verstehen mich wohl: nicht Ihre Freundin, sondern Ihr Freund. Wenn Sie derselben Ansicht sind, so lassen Sie, ich bitte Sie, künftig derlei Galanterien, die nur zu leicht die Freundschaft stören würden."

Wenn ich in diesem Augenblicke ein Schulknabe gewesen wäre und mich Jemand bei irgend einer Ungezogenheit ertappt hätte, so wäre ich kaum so verlegen gewesen, wie jetzt. Sie mochte mir das auch an meiner Miene ablesen, denn sie fragte mich begütigend: „Sind Sie böse?"

„Nein", sagte ich, „nur überrascht. Einer Dame die Hand zu küssen, kommt so häufig vor und ist etwas so Natürliches, daß . . . . . ."

„Ja", sagte sie lächelnd; „aber ich will Ihnen gegenüber keine Dame sein, sondern Ihr Freund. Das schätze ich viel höher."

„Gut", erwiderte ich, „ich will Ihr Freund sein und will es bleiben. Und wenn ich daran vergessen sollte, dann sollen Sie mich selbst daran erinnern."

„Das wird kaum nothwendig werden, hoffe ich," sagte sie ernst, „aber jetzt mache ich gleich von einem Vorrechte meiner Freundschaft Gebrauch und bitte Sie, mich zu verlassen. Ich habe heute noch zwei Lectionen zu geben und muß in die Stadt fahren."

Wir verabschiedeten uns mit einem Händedrucke und sie sagte mir, als ich schon unter der Thüre war, daß sie mich bald wieder zu sehen hoffe.

Und ich kam wieder, kam oft, beinahe täglich wieder. Ein gutes, sicheres Gefühl hatte sich meiner bemächtigt; ich war innerlich stolz darauf, dieses so offene, reine und liebenswürdige Wesen in einem gewissen Sinne mein nennen zu können, dort vertraulich von meinen Plänen und Entwürfen, von meinen Arbeiten und Hoffnungen plaudern zu können und immer die liebevollste verständige Aufmerksamkeit dafür zu finden. Das Herz der kleinen Clara hatte ich im Sturme erobert. Sie hing an mir mit rührender Zärtlichkeit, und Anna, die bereits erwähnte Magd oder Bonne oder Freundin, die ihre Herrin geradezu vergötterte, begegnete mir mit einer ehrfurchtsvollen Zutraulichkeit, als ob ich der Herr des Hauses wäre.

Nach und nach, wie es sich eben zufällig im Verlaufe des Gespräches ergab, unterrichtete mich Marie — ich hatte mich allgemach gewöhnt, sie bei diesem Namen zu nennen — auch von ihren Verhältnissen. Sie waren einfach genug und immer war es der „Onkel Johann", dessen Name bei Erzählung derselben auftauchte. Herr Donner, Mariens Gatte, war etwas leichtsinnig gewesen. Als junger, lediger Mensch hatte er bereits einen Theil seines kleinen Vermögens vergeudet und als er später heiratete, hatte diese Aenderung in seinen Verhältnissen keine andere Folge gehabt, als daß es mit dem Vergeuden etwas langsamer ging. Trotzdem wurde er endlich mit seinem Vermögen fertig und war da auf seinen keineswegs hohen Gehalt angewiesen. Da machte er Schulden, — Schulden, von denen die

Digitized by Google

junge, ahnungslose und unerfahrene Frau, die als siebzehnjähriges Mädchen geheiratet hatte, nichts wußte. Und als Herr Donner starb, was nach kaum fünfjähriger Ehe der Fall war, da blieb der jungen Witwe nichts als eine kleine Pension, eine Unmasse von Schulden und die trübste Aussicht auf die Zukunft. Da war der „Onkel Johann" eingetreten. Er, der kranke, krüppelhafte Mensch, der bisher im Hause seines Bruders gelebt und dort ein ruhiges Heim gefunden hatte, fühlte sich in seinem ehrenhaften Bewußtsein berufen, für die Witwe und das Kind seines Bruders zu sorgen. Und somit opferte er unbedenklich sein ganzes kleines Vermögen, um die Schulden seines verstorbenen Bruders zu zahlen und der Witwe desselben den ungeschmälerten Bezug ihrer kleinen Pension zu sichern. Jetzt befand sich „Onkel Johann" in Dresden, um eine Angelegenheit betreffs einer kleinen Erbschaft zu schlichten, die ihm zugefallen war. „Onkel Johann" war ein durchaus selbstloser, ehrenhafter und edelmüthiger Mensch, der an sich selbst nie, dafür aber desto mehr an die Witwe und das Kind seines Bruders dachte und für sie sorgte. Und sie hoffte, daß er bald heimkehren und Alles ordnen würde, was in ihren ökonomischen Verhältnissen noch zu ordnen wäre. Darum gab auch sie — Marie — Lectionen und darum trachtete sie, auf jede ehrenhafte Weise Geld zu verdienen. Sie könne unmöglich Alles dem armen „Onkel Johann" aufbürden. Als ich aber Marie den Antrag machte, über das Wenige, das ich besaß, zu verfügen und in was immer für einer Form mir zu erlauben, daß ich zur Ordnung ihrer Verhältnisse beitrage, da wies sie mein Anerbieten zwar dankbar, aber rundweg ab. Es werde sich Alles bessern, sagte sie, und sie verließe sich am liebsten auf die eigene Arbeit und auf den „Onkel Johann". Dabei drückte sie mir freundlich die Hand, wie um ihre Abweisung weniger schroff zu machen.

Wie es eigentlich gekommen ist, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß ich eines Abends — es stürmte und wetterte draußen ganz abscheulich — wieder einmal bei Marie saß und mit ihr über Allerhand gesprochen hatte. Ich hatte ihre Novelle glücklich bei einem in Deutschland erscheinenden Blatte untergebracht und ihr das Honorar dafür übergeben, das die Redaction des Blattes unter meiner Adresse geschickt hatte. Darüber hatte sie sich sehr gefreut und wir waren herzlicher mit einander gewesen als je. Dann war eine Pause im Gespräche eingetreten und sie war aufgestanden, um irgend Etwas zu holen, wobei sie an meinem Sitze vorübergehen mußte. Ich kann mich, wie gesagt, an den eigentlichen Anlaß nicht erinnern, aber ich weiß, daß ich sie mit einem Male bei beiden Händen faßte und sie fragte: „Weißt Du auch, Marie, daß ich Dich ganz unsagbar lieb habe?"

Ich hatte sie niemals früher mit „Du" angesprochen und die Formen unseres Umganges waren immer jene geblieben, welche der Anstand für den Umgang zwischen einem jungen Manne und einer schönen, jungen Frau gebietet. Trotzdem zeigte sie sich nicht im mindesten überrascht.

Sie blickte mir einen Moment lang in die Augen und sagte dann ruhig: „Ich liebe Dich auch, Wilhelm, viel mehr, als ich Dir sagen kann oder sagen will. Aber bleibe mein Freund, ich bitte Dich darum, vertraue mir und verdirb nicht Alles, indem Du mich anders behandelst, als bisher."

Digitized by Google

Darauf legte sie mir, da ich aufgestanden war, den Arm um den Hals, ihren Kopf an meine Schulter und brach in heftiges, krampfhaftes Weinen aus.

Ich küßte sie damals zum ersten Male und sie erwiderte meinen Kuß mit heißer Innigkeit. Dann schob sie mich aber zurück und bat mich, sie zu verlassen. „Ich bin jetzt erschreckt und verwirrt", sagte sie, „und muß mich erst sammeln. Dazu muß ich aber allein sein. Geh, lieber Wilhelm, geh!" Dann gab sie mir die Hand und ich entfernte mich, ohne auch nur den Versuch zu machen, sie noch einmal zu küssen.

Mein Entschluß stand in dem Augenblicke fest, als ich die Thür hinter mir schloß. Es war mir mit einem Male klar geworden, daß mir die Welt fortan nichts mehr sein könne ohne Marie. Ich mußte sie zu meiner Gattin machen. Die kleine Clara war ein holdes Angebinde, das sie mir in den Ehestand mitbrachte, und den mir noch immer unbekannten Onkel Johann nahm ich gerne mit in den Kauf. Sein Edelmuth und seine Aufopferung für Marie durften nicht damit entlohnt werden, daß man ihn aus dem liebgewordenen Heim trieb. Ich irrte trotz des strömenden Regens noch lange in den menschenleeren Gassen des Ortes herum und kam bei meiner Wanderung immer und immer wieder vor Mariens Wohnung vorüber. Der dämmerige Schein ihrer Lampe fiel durch das halbverhängte Fenster, und einmal schien es mir, als ob ich einen Schatten sich bewegen sehe. Es war wohl Mariens Schatten.

Ich grüßte sie noch in Gedanken und lenkte dann meine Schritte gegen meine Wohnung. Ich war noch nicht weit entfernt und konnte trotz der dunklen Nacht noch immer das Gitterthor und die Bäume vor Mariens Wohnung wahrnehmen, als von dem anderen Ende der Straße her ein Wagen herankam. Der Weg war nahezu grundlos und ich hörte von weitem, wie der Kutscher auf sein Pferd loshieb.

Ich blieb unwillkürlich stehen und sah die hellleuchtende Laterne des Wagens immer näher kommen. Dann — ja, es war das Haus, in welchem Marie wohnte, wo der Wagen hielt. Der Kutscher stieg von seinem Sitze und zog die Glocke an dem Gitterthor. Dann öffnete er den Wagenschlag, aus dem eine ganz in Mantel gehüllte kleine Gestalt langsam und schwerfällig herauskam. Dann bewegte sich ein Licht vom Hause gegen das Gitterthor und die vermummte Gestalt schritt durch das geöffnete Thor gegen das Haus.

Ich konnte mich nicht enthalten, näher zu treten. Als ich zu dem Gitter gelangte, wurde gerade die in die Hausflur führende Thür geöffnet, Marie — sie war es selbst — stürzte dem Angekommenen entgegen und warf sich an seine Brust. Ich konnte nicht mehr viel von ihr sehen, weil sie unter der Umarmung des Unbekannten beinahe verschwand. Dann traten Beide in das Haus, Anna, die aus dem Wagen einen großen Reisesack geholt hatte, folgte und die Thüre schloß sich hinter ihnen.

„Das kann nur der Onkel Johann gewesen sein", dachte ich, aber ein quälendes Gefühl der Eifersucht schnürte mir das Herz zusammen und ich konnte es durch die ganze Nacht nicht los werden, während welcher ich von Marie träumte.

Digitized by Google

„Das ist barer Unsinn!“ rief ich bei mir selbst aus, als ich des anderen Morgens erwachte. Marie hatte mir so Vieles, — nein, Alles von dem Onkel Johann erzählt und von dem Verhältnisse, in welchem sie zu ihm stand. Konnte sie den Heimkommenden, der durch Jahre in brüderlichem Edelmuthe ihr und ihrem Kinde seine Sorgfalt widmete, anders empfangen, als sie es gethan? Gewiß nicht! Zudem war, wie sie mir selbst gesagt, Onkel Johann ein Krüppel. Dann das Geständniß ihrer Liebe! Es war heller Wahnsinn, hier eifersüchtig zu sein.

Zugleich mit dem Thee brachte mir mein Diener einen Brief. „Eine Frau hat ihn eben gebracht“, sagte er, „sie wartete nicht auf Antwort.“

Der Brief war von Marie. Er lautete:

„Ich bitte Dich, lieber Freund, weder heute, noch morgen mich zu besuchen. Onkel Johann ist gekommen und ich kann Dich nicht mit ihm bekannt machen, bis ich nicht von Dir mit ihm gesprochen und ihn vorbereitet habe. Komme überhaupt nicht und schreibe auch nicht, bis Du einen Brief von mir erhältst. Onkel Johann ist gut und lieb mit mir und Klara wie noch nie. Mir brennt es auf der Seele, daß ich mit ihm falsch sein muß und nicht gleich von Dir sprechen kann. Aber lasse nur mich machen, es wird sich Alles zur Zufriedenheit geben und Du wirst Onkel Johann noch sehr lieb gewinnen. Er verdient es. Und jetzt mit tausend Grüßen Dein Freund (laß mir diesen Namen, ich bitte Dich darum!)

Marie.“

Das war nicht mehr das quälende Gefühl einer ungewissen Eifersucht, wie ich es gestern Abend empfunden. Jetzt packte es mich wie mit eisernen Krallen um's Herz und schnürte es mir zusammen, daß ich in wahnsinnigem Schmerze hätte aufschreien mögen. In meiner ersten Wuth wollte ich hinstürzen zu der Heuchlerin und ihr vor dem Onkel Johann und der ganzen Welt sagen, daß sie der tiefen, ernsten Liebe unwürdig sei, die ich für sie hegte, — ich wollte ihr sagen, daß ich zu stolz sei, um als Rival des Onkels Johann, oder irgend eines anderen Mannes, aufzutreten, daß ich ihr den Vorzug, den sie mir heimlich gegönnt und offen zu zeigen sich scheute, nicht als eine Gunst, sondern als die schmählichste Beleidigung ansehe und daß meine Brust, die Brust, an welche noch vor wenigen Monaten meine arme Mutter ihr edles Haupt gelehnt, nicht der Platz sei, wo Personen ihresgleichen von der schmerzlichen Aufregung ausruhen mögen, in welche gemeiner Sinnestaumel sie gehetzt.

Das Alles sagte ich mir vor, als ich, von rasendem Schmerze gepeinigt, in meinem Zimmer auf und ab lief. Dann wollte ich ihren Brief zerreißen, und als ich ihn schon in der Hand hielt, fielen meine Augen auf die letzte Zeile: . . . . . . „Dein Freund, laß mir diesen Namen, ich bitte Dich darum!“

Freund? Ja, — die Geliebte konnte mich verrathen, konnte mich betrogen haben, noch ehe sie ein Wort der Liebe gegen mich ausgesprochen, aber ihr Freund zu bleiben für immer, das hatte ich ihr versprochen, und selbst der Falschen gegenüber durfte ich mein Wort nicht brechen.

Ich wollte es auch nicht brechen. Je länger ich an sie dachte, desto lebendiger trat vor meinem inneren Auge ihr Bild hervor in seiner ganzen

Digitized by Google

wunderbaren, glanzvollen Schönheit, desto tiefer fühlte ich, auch getrennt von ihr, den unsagbar holden und sanften Zauber, mit dem sie mich gefangen genommen.

Nein! Keine Uebereilung. Sie hatte versprochen, mir zu schreiben, — darum wollte ich auch ihren Brief abwarten. Eine Aufklärung mußte mir in ein oder der anderen Weise werden. Und wenn sie mir nicht so wurde, wie ich berechtigt war, sie zu erwarten, so war ich Mann genug, unwürdige Fesseln mit einem Male von mir abzustreifen und Marie ihrem selbstgewählten Schicksale zu überlassen.

Marie! Ach, heute noch überkömmt es mich mit schauernder Seligkeit, wenn ich diesen Namen nenne, — heute noch, nachdem Jahre seither verstrichen, taucht in der dämmerigen Einsamkeit meines Daseins die holde Gestalt vor mir auf, mit dem ganzen Glorienscheine ihrer wunderbaren Schönheit umflossen und mit dem seltsamen, mir so wohlbekannten Blicke der tiefblauen Augen. Und immer wieder scheint sie zu flehen: Dein Freund, — — laß mir den Namen, ich bitte Dich darum! ......

Eines war mir klar: ich mußte um jeden Preis jene innere Ruhe wieder gewinnen, ohne welche Niemand den Wechselfällen des Lebens mit Zuversicht entgegenzutreten vermag, — selbst dort nicht, wo es sich nur um einen Verrath von Seite der Geliebten handelt. Meine Beschäftigung war zu eintönig und die ruhige Arbeit am Schreibtische nur zu sehr dazu angethan, daß meine Gedanken immer und immer wieder zu dem Gegenstande meines Glückes und meiner bitteren Eifersucht zurückkehrten. Ich mußte andere Eindrücke gewinnen. Und so fuhr ich augenblicklich zur Stadt, erbat mir Urlaub für einige Tage, packte das Nothwendigste in eine Reisetasche und sagte meinem Diener, daß ich auf einige Tage verreise. Auf sechs, acht oder zehn Tage, — ich wisse es selbst nicht genau. Wohin ich reise, sagte ich ihm nicht, und ich war gegen Mittag in Wien angekommen, ehe ich mich nur für die Richtung meiner Reise entschlossen hatte. Schließlich fuhr ich zur Südbahn und löste ein Billet für Mürzzuschlag. Daß die Jahreszeit nicht eben für Reisen in's Gebirge günstig war, blieb mir gleichgiltig. Stärkende Gebirgsluft, eine andere Umgebung und wenig Menschen, — das war es, was mir noththat und das mußte ich in Mürzzuschlag finden. Alles Andere hing von mir selbst ab. Was? Hatte ich doch niemals einen Freund feige im Stiche gelassen, und jetzt sollte ich mich selbst verlassen? Nimmermehr!

Es waren zwei Wochen seit meiner Abreise verflossen, als ich Abends bei Einbruch der Dämmerung an der Thüre meiner Wohnung in Döbling läutete. Ich hatte mir eine kleine Verlängerung meines Urlaubes erbeten und war länger ausgeblieben, als ich anfänglich im Sinne gehabt.

Es waren Tage des heftigsten Kampfes gewesen, die ich in Mürzzuschlag zugebracht, — des Kampfes mit mir selbst. Aber ich hatte gesiegt. Wenigstens glaubte ich es. Die Erinnerung an Marie war in weite Ferne zurückgetreten, als ob Jahre seit dem Abende verflossen wären, an dem sie mir gesagt hatte, daß sie mich liebe. Ich konnte jetzt ruhig der Entscheidung entgegensehen und war unbefangen. Nicht, daß ich sie nicht mehr liebte.

Digitized by Google

Nein, o nein! Alle meine Pulse drängten zu ihr, – ihr holdes Bild thronte fest und sicher in meinem Herzen, und ihr Freund zu bleiben hatte ich mir selbst mit heiligen Eiden geschworen. Aber erniedrigen konnte ich mich nicht und — — nun ja, was ich frank und frei vor aller Welt besitzen wollte, durfte nicht früher das heimliche Eigenthum eines Onkel Johann gewesen sein.

Ich mußte zweimal läuten, ehe mir der Diener öffnete. Der Mensch sah aus, als ob er während der ganzen zwei Wochen geschlafen hätte und jetzt ein Gespenst vor sich sähe.

„Guten Abend, gnädiger Herr! Ich bin froh, daß Sie da sind, — wir glaubten, Sie wären krank und waren sehr in Aengsten."

„Guten Abend, Karl," sagte ich und konnte nicht umhin, über sein verschlafenes Aussehen zu lächeln, „guten Abend! Ich bin, Gott sei Dank, vollkommen gesund. Sagst Du nicht, daß Ihr Euch geängstigt habt?"

„Ja, gnädiger Herr, wir hatten Angst, weil Sie so lange nicht kamen und . . . . . ."

„Aber wer sind denn die „wir", fragte ich erstaunt, „Du und wer noch?"

„Nun, ich und die Anna."

„Wer ist die Anna?"

„Die Anna?!" fragte er erstaunt, „das ist ja die Magd der Frau Donner, drüben in der Feldgasse."

Ich konnte mich des Aergers darüber nicht entwehren, daß mein Diener und Mariens Magd, das alte Mädchen, über Marie und mich und wohl auch über unsere vermutheten Beziehungen gesprochen haben mußten. Allerdings konnte ich nichts mehr dagegen thun, und so fragte ich ruhig:

„Wieso ist denn die Anna hierher gekommen?"

„Sie hat zwei Briefe gebracht", sagte Karl, indem er plötzlich eine sehr wichtige Miene annahm, „sie hat zwei Briefe gebracht und später kam sie täglich, um sich zu erkundigen, ob ich nichts von Ihnen wüßte, gnädiger Herr."

„Wo sind die Briefe?"

„Auf Ihrem Schreibtische, gnädiger Herr, und die anderen Briefe, die gekommen sind, ebenfalls."

Die anderen Briefe! Als ob ich mich jetzt um andere Briefe kümmern würde! Ich stürmte in mein Arbeitszimmer und konnte es kaum erwarten, daß mir Karl die Lampe brachte. Hastig suchte ich unter den eingelaufenen Briefen und Zeitungen nach den beiden Briefen Mariens und öffnete den ersten. Er enthielt nur eine einzige Zeile. „Komme heute Nachmittag, lieber Wilhelm, ich erwarte Dich. Marie." Kein Datum. — Der zweite war länger. „Du hast mir nicht einmal eine Zeile zurückgelassen, als Du abreistest," hieß es da. „Ist das Freundesart? Ich weiß jetzt nicht, wann ich Deinen Besuch annehmen kann, und weiß nicht, wann Du heimkehrst. Anna wird Dich benachrichtigen. Komme nicht, ehe Du mit Anna gesprochen. Dein Freund Marie." Das Datum war jenes vom dritten Tage nach meiner Abreise.

Ich klingelte.

„Wann war Anna das letzte Mal hier?" fragte ich den eintretenden Karl.

Digitized by Google

„Sie ist im Augenblicke gekommen", sagte Karl; „sie wartet draußen."

„So schicke sie herein!"

„Frau Donner", sagte die eintretende Anna, „schickt mich, um nachzusehen, ob Sie bereits angekommen sind. Wenn es möglich ist, so mögen Sie heute Abend sie besuchen."

„Wann, liebe Anna?"

„Auch jetzt gleich, wenn es Ihnen gefällig ist."

Fünf Minuten später trat ich in Mariens Wohnung.

Marie hatte die kleine Clara in den Armen und schien das Kind eben eingeschläfert zu haben. Sie grüßte mich nur mit einem Lächeln und übergab dann das Kind an Anna. „Die Arme ist müde", sagte sie leise, „entkleide sie vorsichtig und lege sie in's Bett."

Als Anna das Kind hinausgetragen hatte, trat erst Marie auf mich zu und gab mir die Hand. „Schöne Streiche!" sagte sie in ihrer ruhigen Weise, „fortzugehen und vierzehn Tage lang nichts von sich hören zu lassen!"

Der alte Zauber wirkte wieder. Ich vergaß Alles, was ich mir vorgenommen, ihr gleich im ersten Augenblicke des Wiedersehens zu sagen. Ich wollte sie küssen.

„Nein, nein", sagte sie lächelnd und erröthend, „zuerst möchte ich wissen, was Deine plötzliche Abreise und Dein wochenlanges Schweigen bedeutet. Hier, setze Dich und erzähle. Lieber — mein lieber Wilhelm, Du bist doch wohl und es ist Dir nichts Unangenehmes zugestoßen?"

Ich hatte mich auf den Divan gesetzt und sie rückte sich einen Sessel ganz nahe an mich heran.

„Nichts Unangenehmes in dem Sinne, in welchem Du es meinst, liebe Marie", sagte ich, „aber dafür etwas sehr Bitteres."

„Bitteres — was?"

„Dein Brief", erwiderte ich ernst. „Erinnere Dich, daß Du mir schriebst, ich möge nicht zu Dir kommen, bis Du nicht mit Onkel Johann gesprochen hast, — daß Onkel Johann gut und lieb mit Dir und Clara ist, wie noch nie, — daß Du mit Onkel Johann falsch sein mußt und Dich das auf die Seele brennt. Woher hat Onkel Johann das Recht, sich um Deine Herzensangelegenheiten zu kümmern, woher das Recht, anders als gut mit Dir und der kleinen Clara zu sein? Du hast mir oft und viel von Onkel Johann gesprochen, aber Du hast mir, wie es scheint, nicht Alles erzählt."

„Nein, nicht Alles", sagte Marie mit einem Seufzer.

„Ich erhielt Deinen Brief", fuhr ich fort, „der so viele Zweifel in mir erwecken mußte, in dem Augenblicke, in welchem ich mit entzückender Wonne daran dachte, Dich zu fragen, ob Du mein Weib werden, ob Du die liebe kleine Clara mir als Tochter schenken willst, und gerade da ...."

Ich konnte nicht weitersprechen, denn Marie hatte mit einem Male meine Hand ergriffen, die sie schluchzend mit Küssen und Thränen bedeckte. Ich erschrak über diese plötzliche Aeußerung eines so tiefen Gefühls. Sollte das Reue sein? oder Liebe? oder was sonst?

„Höre mich an", sagte sie, während sie wie von einem raschen Entschlusse beseelt sich die Thränen trocknete, „höre mich an! Du bist mein Freund, nicht wahr, und willst es auch bleiben?"

Digitized by Google

„Gewiß, Marie, immer und für alle Zeit, aber ....“

„Nun, dann habe auch Vertrauen zu mir und glaube, was ich Dir sage. Vor Allem: ich habe, bis ich Dich kennen lernte, noch keinen Mann geliebt. Meinem Gatten wurde ich gegeben. Ich war damals jung und ohne eigenen Willen und ließ mich geben. Ich bereue es nicht. Habe ich nicht Clara, mein goldenes Mädchen?“

Während sie so sprach, rollten ihr einzelne schwere Thränen über die Wangen, aber sie weinte nicht.

„Ich habe meinem Gatten niemals gesagt“, fuhr sie fort, „daß ich ihn liebe, weil ich ihn damit belogen hätte, und ich habe noch nie gelogen. Dich aber, Wilhelm, liebe ich, wie noch kein Weib einen Mann geliebt hat, Dich liebe ich von dem ersten Worte an, das Du zu mir gesprochen, Dich liebe ich unsagbar, — mehr als ich je bei meinem Seelenheile werde verantworten können, denn Dich sah ich im Traume, als ich noch ein Kind, die Ahnung Deines Wesens hatte ich in's Herz geschlossen, als ich Jungfrau war, und wäre ich nicht einem anderen Wesen mit Allem, was ich bin und was ich habe, zu leibeigen gegeben, so könnte ich glücklich sein, mein Wilhelm!“ Mit diesen Worten warf sie sich an meinen Hals und küßte mich zitternd vor innerer Erregung.

„Leibeigen?“ rief ich entsetzt und umfing die schlanke Gestalt, die in meinen Armen zusammenzubrechen drohte, „Du bist Jemandem zu leibeigen gegeben ......?“

„Meinem Kinde“, sagte sie gefaßter, während sie sich sanft meiner Umarmung entzog. „Meinem Kinde, — Clara soll nicht verschenkt werden, wie ich es wurde, — Clara soll, wenn ich es dahin zu bringen vermag, reich werden und soll zu wählen haben nach ihrem Herzen.“

„Wie willst Du aber zu Reichthum gelangen“, fragte ich erstaunt, „doch nicht durch Ertheilen von Unterricht oder gar durch Deine literarischen Arbeiten?“

Sie lächelte. „Nein“, erwiderte sie, „dadurch will ich nur für unseren anständigen Lebensunterhalt sorgen. Das bin ich nicht nur mir und Clara, sondern auch Onkel Johann schuldig, der uns Alles opferte, was er besaß, und den ich nie verlassen werde, solange noch eine Fiber sich regen kann in mir. Ich will“, fuhr sie fort, während ein Ausdruck kalter Energie ihr schönes Gesicht erstarren machte, „einen reichen Mann heiraten, wenn ich einen solchen finde. Ich heirate wen immer, dessen Vermögen groß genug ist, um meine Clara einst zur reichen Dame zu machen. Du bist nicht reich, Wilhelm, und von einer Heirat zwischen uns kann darum keine Rede sein. Ach! hättest Du mir nie von Liebe gesprochen! Ich hätte Dich nicht minder geliebt, als ich es jetzt thue, aber Dir wäre ein herber Schmerz erspart geblieben!“

„Und Onkel Johann?“ fragte ich, der ich von der seltenen und seltsamen Willensstärke dieses so jungen und so schönen Wesens ebenso überrascht als betrübt war, „Du hast von seinem Verhältnisse zu Dir eigentlich noch nicht gesprochen?“

„Onkel Johann liebt mich mit der ganzen eifersüchtigen Kraft, deren er fähig ist. Er kennt meine Ansichten und wird der Bewerbung eines reichen Mannes, der um meine Hand werben sollte, nichts entgegensetzen. Aber er wacht mit wüthender Eifersucht darüber, daß kein Mann, der über

Digitized by Google

Reichthum nicht gebietet, sich mir nähere. Seine Liebe, die schon wiederholt zu heftigen Ausbrüchen geführt, habe ich immer zurückgewiesen. Aber die Bevormundung, die er über mich ausübt, muß und will ich mir gefallen lassen, — er hat sich das Recht dazu erworben, und ich wäre das undankbarste Wesen der Welt, wenn ich es ihm nicht zugestände."

„So muß ich also", sagte ich bitter, „mit meiner Liebe zu Dir gegen den unbekannten, künftigen reichen Werber und mit meiner Freundschaft gegen den Onkel Johann zurückstehen? Es ist keine beneidenswerthe Stellung, die Du mir da einräumst."

„Armer Wilhelm!" sagte Marie und ergriff meine Hand, „nein, beneidenswerth ist Deine Stellung zu mir nicht. Vergiß mich, wenn Du kannst, und werde glücklich, wie Du es in so reichem Maße verdienst, — aber meine Liebe wird Dir immer und unter allen Verhältnissen bleiben, — Dir allein!"

Ich war im Augenblicke nicht fähig, einen Entschluß zu fassen oder auch nur meinen Gedanken Ausdruck zu geben, weßhalb ich mich erhob, um heimzugehen. Marie küßte mich seufzend und bat mich, morgen Abend wiederzukommen. Onkel Johann werde zu Hause sein, sagte sie, und endlich müsse ich doch mit ihm bekannt werden. Ich möge nur ruhig sein und dem Onkel Johann beileibe keinen Grund zur Eifersucht geben. Wenn ich mich einmal daran gewöhnt haben würde, in ihr nicht die Geliebte, sondern den Freund zu sehen (sie hielt mit merkwürdiger Beharrlichkeit an dieser männlichen Bezeichnung fest), so werde sicher auch Onkel Johann mich lieb gewinnen. Dessen sei sie fest überzeugt. Und somit schied ich.

Es wäre mannhaft und richtig von mir gewesen, wenn ich von diesem Augenblicke an Mariens Haus nicht wieder betreten hätte. Mein Verstand sagte mir das. Aber ich hätte mich eben so gut von mir selbst trennen können als von Marie. Warum sollte ich nicht das unbeschreibliche Glück ihrer Gegenwart genießen, so lange als es eben möglich war? Könnte sie nicht ihren Sinn ändern und ihre Zukunft, sowie jene ihres Kindes den bescheidenen Verhältnissen unterordnen, in denen ich lebte und die uns jedenfalls vor Mangel schützten? Weiber leiden oft an augenblicklichen Aufwallungen und Einbildungen, die ihnen die Dinge im falschen Lichte erscheinen lassen. Und Marie war ein Weib, wenn sie auch Gewicht darauf legte, mein Freund sein zu wollen. Wer auch gleich einer Weiberlaune wegen den Muth verlieren wollte? Es war beschlossene Sache, — ich fügte mich der Weigerung nicht, die mir von Marie zu Theil geworden, und was den schrecklichen Onkel Johann betraf, so mußte er eben weichen. Er hatte kein Recht, sie als sein gekauftes Eigenthum zu betrachten.

Am nächsten Abende ging ich wieder hin. Es sei Gesellschaft drinnen, sagte mir Anna, als sie mir die Thüre öffnete, eine Dame und ein Herr, — außerdem Onkel Johann.

Bei meinem Eintritte empfing mich Marie freundlich, aber gemessen. Es freue sie sehr, mich wieder zu sehen, und ich möge ihr erlauben, mich vorzustellen. Frau Baronin Menk und deren Schwager, Baron Menk. Herr Johann Donner, der Bruder ihres verstorbenen Mannes, von dem sie mir schon so viel erzählt. Mich stellte sie als Herrn G. . . . . vor, „der den Herrschaften als Schriftsteller wohl bekannt sei".

Digitized by Google

Also das war Onkel Johann! Ein magerer, kleiner Mann, mit einem Klumpfuße. Die Farbe seines Gesichtes war gelblich und seine Augen, die weit heraus standen, zeigten den ängstlichen, gequälten Ausdruck, wie man denselben oft bei verkrüppelten Leuten findet. Er war in einen langen, warmen Rock gehüllt und neben seinem Sitze lehnte ein Stock. Mir warf er einen bösen Blick zu, als Marie meinen Namen nannte, gab mir aber nichtsdestoweniger die Hand. Die Frau Baronin, eine unmäßig dicke und, wie es schien, ziemlich anspruchsvolle Dame, schien in Marie geradezu verliebt zu sein, denn sie überhäufte dieselbe mit Zärtlichkeiten und wurde darin von ihrem Schwager unterstützt, einem sehr jugendlich gekleideten, großen und hageren Fünfziger, dessen Augen mit einem bewundernden und ziemlich lüsternen Ausdrucke an der holden Gestalt Mariens hingen. Das Gespräch drehte sich um Kindererziehung. Marie hatte früher, wie ich aus demselben entnahm, die Kinder der Baronin im Englischen unterrichtet und sollte die Lectionen nun wieder aufnehmen. „Wir können nicht ohne Sie sein", sagte die Baronin zu Marie, „meine Kinder beten Sie an, ich und mein Gatte sind entzückt von Ihnen und mein Schwager . . ." wollte sie fortfahren.

. . . . „Betet Sie ebenfalls an, gnädige Frau!" ergänzte dieser die Rede, indem er mit höchst impertinenter Galanterie versuchte, Mariens Hand zu ergreifen, welche diese aber lachend zurückzog. Schließlich wurde verabredet, daß Marie am darauffolgenden Tage die Baronin besuchen und den ganzen Tag bei ihr zubringen solle. Auch die kleine Clara sollte mitkommen. Und der galante Baron versicherte, daß er es sich nicht nehmen lassen werde, Marie und die kleine Clara des Abends in seinem Wagen nach Hause zu führen.

Es war merkwürdig zu sehen, wie sehr verschieden der Gesichtsausdruck Mariens an diesem Abende von ihrem gewöhnlichen war. Der sinnige Ernst, der sonst auf ihrem Antlitze so herzberückend thronte, war einer Art halb conventioneller, halb geschäftsmäßiger Heiterkeit (ich wüßte kein besseres Wort dafür) gewichen. Sie umarmte die dicke Baronin, freute sich auf die Kinder und auf den morgigen Tag und neckte sich mit dem hageren Baron, der augenscheinlich davon ganz entzückt war.

Mir machte das Benehmen Mariens und die Gesellschaft, die ich bei ihr getroffen hatte, einen peinlichen Eindruck, daher ich kaum mehr als einige banale Phrasen zur allgemeinen Conversation beizusteuern vermochte. Onkel Johann verhielt sich absolut stille. Als daher der Baron und die Baronin sich zum Aufbruche anschickten, erhob ich mich ebenfalls und ergriff meinen Hut, nachdem dieselben Abschied genommen.

Onkel Johann, der nicht ein Wort mit mir gesprochen, wünschte mir mit beinahe unhöflicher Trockenheit „gute Nacht", und Marie, welche ihren Besuch hinausbegleitet hatte, kam mir unter der Thüre entgegen.

„Sie verlassen uns schon, Herr G . . . . .?" fragte sie.

„Ja, gnädige Frau," erwiderte ich, „mein Zweck war nur, mich um Ihr Befinden zu erkundigen, und diesen Zweck habe ich erreicht. Meiner wartet heute noch Arbeit zu Hause."

„Dann lassen Sie sich hoffentlich recht bald wieder sehen?" sagte sie. „Ich habe wieder eine kleine Arbeit begonnen und möchte gerne Ihr Urtheil darüber hören."

Digitized by Google

Wir waren in das Vorzimmer hinausgetreten und Marie hatte die Thüre hinter sich geschlossen. Sie mußte auf meinem Gesichte lesen, was in meinem Innern vorging, denn sie fragte mich mit halblauter Stimme: „Bist Du böse, Wilhelm? Nicht doch, — sei gut und erinnere Dich, was ich Dir gestern gesagt habe.“ Dann ergriff sie meine Hand und drückte sie an ihr Herz. Und als sie mir so nahe kam und ich ihren würzigen Athem fühlte, da konnte ich mich nicht enthalten, sie zu küssen. Sie schloß halb die Augen und duldete den Kuß. Mir aber schien es, als ob es ein Abschiedskuß gewesen wäre.

Des anderen Morgens – ich hatte eine unruhige und schlaflose Nacht gehabt und schritt, eine Cigarre rauchend, in meinem Arbeitszimmer auf und ab — des anderen Morgens brachte mir Karl eine Visitkarte. Johann Donner. „Ein Herr ist draußen“, sagte er, „und fragt, ob er den gnädigen Herrn sprechen kann?“

„Ich lasse bitten.“

Onkel Johann trat herein. Er schien mir heute größer und kräftiger als gestern, wo er in seinem langen Rocke und seinem Armsessel beinahe verschwunden war. Seine schwarzen Haare waren wirr von der Stirne zurückgestrichen und seine Augen glänzten wie im Fieber. Er grüßte mit einer steifen und linkischen Verbeugung und nahm den Stuhl nicht an, den ich ihm bot. Es schien ihm etwas den Hals zuzuschnüren, denn er machte mehrere vergebliche Versuche zu sprechen. Dann stieß er endlich die Worte heraus: „Woher nehmen Sie sich das Recht, Herr G. . . . ., meine Schwägerin zu besuchen?“

Ich war auf eine Eifersuchtsscene gefaßt, aber diese Frage in dieser Form schien mir denn doch zu toll.

„Wenn ich Frau Donner besuche, so geschieht es doch gewiß nur mit ihrer Erlaubniß“, sagte ich ruhig. „Wieso kommen Sie aber zu dieser Frage? Sie sind doch meines Wissens der Schwager derselben und maßen sich wohl nicht das Recht an, zu bestimmen, wer Ihre Frau Schwägerin besuchen darf und wer nicht?“

„Ob ich das Recht dazu habe? Ja, ich habe das Recht. Sie ist die Witwe meines verstorbenen Bruders. Ich kenne sie, seitdem sie Frau geworden. Ich habe für sie und ihr Kind gesorgt, mit Aufopferung gesorgt, wie man nur für das eigene Weib und für das eigene Kind sorgen kann. Ich gebe mein Herzblut für sie, — jetzt gleich, auf dieser Stelle, wenn es ihr nützlich sein kann. Und ich weiß, warum und in welcher Eigenschaft Sie kommen. Ich habe gestern den Kuß gesehen, den Sie ihr gegeben. Ich habe gelauscht, — ja, gelauscht und Marie hat mir Alles gestanden. Wollen Sie Ihre Besuche einstellen, Herr G . . . . .?“

„Nein“, sagte ich. „Ich will hier keine Scene und will bei Marie meine Besuche nicht einstellen, außer Marie selbst wünscht es. Und da Sie Alles wissen, Herr Donner, so mögen Sie auch wissen, daß ich die Hoffnung nicht aufgegeben habe, Marie von ihrer wahnsinnigen Idee einer reichen Heirat und einer Aufopferung für ihr Kind zu heilen. Ich hoffe noch immer, Marie als meine Gattin heimzuführen, und daran sollen weder Sie, mein Herr, noch irgend ein Anderer mich hindern.“

Digitized by Google

Der Unglückliche zitterte und schwankte, während ich so sprach, als ob er jeden Augenblick umfallen wollte. Er dauerte mich, wie er so unbehilflich und schwach vor mir stand mit den vor Haß und Eifersucht verzerrten Zügen, und nach Athem rang und doch die Sprache nicht finden konnte.

„Gut!“ stieß er endlich mit heiserer Stimme hervor, „gut! Ich werde Marie heute noch verlassen. Ich werde mich zurückziehen und Marie soll nie mehr von mir hören. Sie sind der Stärkere. Marie liebt Sie und wird gegen mich entscheiden, wenn sie die Wahl zwischen Ihnen und mir hat. Sie sind der Erste, den sie liebt, Sie werden auch der Letzte sein. Mich hat sie nicht geliebt und meinen armen Bruder auch nicht. Aber ich kenne Marie und weiß, wie sie lieben kann. Bedenken Sie wohl, daß Sie jetzt die Sorge für Marie und ihr Kind übernehmen müssen. Marie war die Frau, Clara ist das Kind meines Bruders, meines todten Bruders. Seien Sie gewissenhaft, Herr G. . . . ., und verlassen Sie — — nein, lieben Sie — — — vergessen Sie . . . . .“

Seine Stimme war sanfter und bittender geworden und bei den letzten Worten stürzte er ohnmächtig zusammen.

Ich habe den Onkel Johann in seine Wohnung, in Mariens Wohnung führen lassen. Es brauchte lange Zeit, ehe er wieder zu Bewußtsein kam, und als er die Augen aufschlagend mich an seinem Bette sitzend sah, drückte er mir sanft die Hand, wie einem Freunde. Aber das Erwachen war kurz und das Bewußtsein dauerte nicht lange. Fieberfrost und Hitze schüttelten, quälten in rascher Aufeinanderfolge den armen siechen Körper und der Arzt, den man schnell gerufen hatte, erklärte, daß es sich um ein Nervenfieber handle.

Als die Stunde kam, in welcher Marie, von dem galanten Baron begleitet, nach Hause kommen sollte, verließ ich das Krankenlager und ging heim.

Des anderen Morgens aber kam Anna und sagte mir, daß der Baron mit Marie und Clara erst sehr spät angekommen sei und es durchaus nicht zugegeben hätte, daß die Beiden sich der Ansteckung eines Nervenfiebers aussetzten. Er habe Marie sammt ihrem Kinde zu seiner Schwägerin zurückgeführt, wo sie bleiben würden, bis sie ohne Gefahr vor Ansteckung würden heimkehren können. So blieb nur Anna zurück, um den Onkel Johann zu pflegen.

Ich verbrachte alle meine freien Stunden an dem Bette des Kranken, der lange zwischen Tod und Leben schwebte. Aber es schien, als ob dem Todesengel der schwächliche, gebrechliche Körper des Onkel Johann zu geringfügig sei, als daß er ihn mit seinem Finger berühren sollte, denn das Fieber ließ nach und das Bewußtsein kehrte zurück. Er erstaunte nicht im mindesten darüber, mich an seinem Bette zu finden. Um Marie fragte er nicht. Als er aber kräftiger wurde und aufstehen konnte (das Frühjahr war mittlerweile herangekommen), da fragte er mich eines Tages, ob ich ihm nicht ein Zimmer meiner Wohnung abtreten könne. Es gehe ihm jetzt besser und er möchte nicht gerne der Heimkunft Mariens hinderlich sein. Dann zog er zu mir. Und bei mir ist er seitdem geblieben. Er ist jetzt mein Freund.

Digitized by Google

Marie kehrte zurück, aber nur auf einige Tage. Sie hatte sich mit dem reichen, hageren, geckenhaften Baron Menk verlobt, der eine prachtvoll schöne Frau wollte und diese an ihr gefunden hatte. Sie bezog eine elegante Wohnung in Wien und war zwei Monate darauf Baronin Menk. Ihr Ziel hat sie erreicht, — ihre Tochter war reich geworden, denn eine der Bedingungen ihres Ehecontractes war die Schenkung eines schönen Landgutes bei Wien an die kleine Clara Donner.

Onkel Johann hat keinen der Briefe angenommen, die ihm Marie schrieb. Er sprach aber oft und viel von ihr und Clara. Mir hat sie nur einmal geschrieben, — es war am Vorabende ihrer Hochzeit. Aber ich konnte es nicht über mich gewinnen, den Brief zu öffnen, und sandte ihn unter einem Umschlage an ihre Adresse zurück.

Wozu auch? Mit der Liebe hatte ich abgeschlossen für mein ganzes zukünftiges Leben, und ihr Brief hätte mir nur eine schmerzliche Erinnerung verursacht an einen verlorenen Freund.

Aber wiedergesehen habe ich sie, — es war drei oder vier Jahre nach ihrer Vermälung. Sie fuhr in einer glänzenden, mit edlen Pferden bespannten Karosse und an ihrer Seite saß ihr geckenhafter, hagerer Gemal. Sie sah mich und ich blickte ihr voll in das Antlitz, das noch immer in seiner wunderbaren Schönheit prangte. Aber es war nicht mehr der alte Ausdruck, der mich damals so heftig ergriffen und mir das Herz gerührt und erschüttert hatte. Die keusche Reinheit war aus diesem Antlitze verschwunden. Sie war zur Weltdame geworden und auf ihren Lippen thronte ein stolzes Lächeln.

Herrgott im Himmel! Beschütze sie und gib mir Kraft, den Schmerz zu ertragen, — den lebenden, nimmer endenden . . . . .

Digitized by Google

Gedichte

von

Luise Lecher.

Der Kampf um's Dasein.

Es ist die ew'ge Last, die Alle ziehen
Und die ein Jeder schleppt nach seiner Art,
Wenn sich nach rastlos ringendem Bemühen
Verjährter Täuschungswahn mit neuem paart.

Von jenem alten Streite der Titanen,
Die ihren Sinn in Uebermuth empört,
Verblieb als Erbtheil uns der finstern Ahnen
Unstäter Wunsch, die Kraft, sie ward zerstört!

Wir fühlen nach die mächtigsten Gedanken,
Wir färben sie mit unsres Herzens Blut;
Am Festerbauten rütteln wir, und schwanken
Dann haltlos in des Lebens grauser Fluth.

Den Kampf um's Dasein nennet man sie heute
Des jähen Willens hastende Begier,
Und Jeder bringt als zweifelhafte Beute
Ein ander Pfand aus diesem Kampf herfür.

Es kämpft der Sohn verwegen mit dem Vater,
Der Kampf um's Dasein löst der Gatten Band
Und zieht hinab in seinen Feuerkrater
Die Liebe, Gott, Natur und Vaterland.

Im ersten Kusse spuket ohn' Erbarmen
Der Kampf um's Dasein, ach und unbewußt
Entwindet sich den schützend weichen Armen
Der zarte Säugling an der Mutter Brust!

Digitized by Google

Was eh'mals hoch und heilig stand auf Erden,
Mit Spat' und Schaufel wird es unterwühlt,
Die Trümmer, die nicht Halt mehr finden, werden
Im Kampf um's Dasein wild hinweggespült.

Sie gehen unter auf des Lebens Meere,
Wir tanzen d'rüber hin, wir sind's gewöhnt,
Und wissen, daß kein Gott den Angstschrei höre,
Den laut der Kampf um's Dasein übertönt!

Und ob wir sinken, ob wir triumphiren,
Gelangen wir zuletzt zum gleichen Ziel,
Was wir erstreiten, was wir feig verlieren,
Es gleicht sich aus im hergebrachten Spiel.

Die Last blieb gleich, die schon die Alten drückte
Und die wir schleppen nun auf uns're Art;
Uns äfft derselbe Wahn, der sie berückte,
Auch fernen Enkeln bleibt er nicht erspart.

Prometheus' starrer Trotz, er klinget leise
Als Echo heut in unsern Seufzern mit —
Neu ist der Name, uralt ist die Weise —
Wir dulden jetzt noch, was **er damals** litt!

Immer wieder.

O weh' dem Thoren, der nach Liebe frug
Auf seines Lebens nächtlich rauher Bahn,
Gar bald bereut er wohl den kurzen Wahn
Und seines Herzens unbedachten Zug.

Die Liebe streift nur leicht im Niederflug
Die Stirn der Menschenkinder, die hinan
Zu ihrem Reiche einen Blick gethan,
Doch jäh erschauern vor dem eitlen Trug!

Und doch, was frommt's! Das süße Gaukelspiel,
Das seit Aeonen stets von Neuem wieder
Mit seinem Räthsel lockt und reizt — und tödtet:

Es bleibt ja doch des Daseins schönstes Ziel,
So lang noch Lebenskraft die jungen Glieder
Im Muthe schwellt und Blut die Wangen röthet.

Digitized by Google

Späte Erkenntniß.

Ach, wenn man nur wüßt', wie gut es ist,
So lang man sich liebt und herzt und küßt,
Berauscht an dem Munde des Liebchens hängt
Und nicht an den kommenden Morgen denkt!
Das wird uns erst klar nach manchem Jahr,
Wie doch die Liebe das Beste war,
Weil sie allein die zerfahrene Welt
In Lust und in Schmerzen verbunden hält.

Kein Ersatz.

O könnt' ich doch, wenn laute Donner rollen,
Noch Gottes Stimme hören in dem Grollen,
Wenn's dröhnend schallt und wuchtig hallt
Vom Berge her mit schütternder Gewalt.

O säh' ich doch im zuckend fahlen Blitze
Den Herrn der Himmel auf erhab'nem Sitze,
Im bleichen Licht sein Angesicht,
Aus dem der Allmacht ewig Wunder spricht.

O möcht' ich aus des Sturmwind's grausem Wehen
Des Schöpfers zornig mahnend Wort verstehen,
Und dürft' ich bang, mein Leben lang,
Belauschen sein Gebot in frommem Hang.

Doch weh', dem Kind der aufgeklärten Zeiten
Darf nicht mehr Glaubenswahn die Schritte leiten;
Die Wissenschaft, sie sei die Kraft,
Die dem gequälten Herzen Friede schafft.

Ein Friede! Kalt und nüchtern wie die Thesen,
Die freier Forschung klares Ziel gewesen,
Sie nennet Glück befreiten Blick —
Kein Wunder bringt den holden Trug zurück.

Wohin ich suchend auch die Augen wende,
Kein Gott ersteht und keines Vaters Hände
Empfangen mich, wenn Alles wich,
Der ird'schen Hoffnung letzter Schein erblich!

Digitized by Google

Kleine Hände.

Eine Erzählung

von

H. A n e g g.

Das Vorausbestimmen von Heiraten ist allezeit eine mißliche Sache; denn entweder passen die jungen Leutchen, die von Vätern und Vormündern für einander ausgewählt werden, wirklich nicht für einander, oder sie bilden es sich ein, weil im Menschengemüthe eine gewisse angeborne Auflehnung gegen alles Aufgedrungene liegt.

Und wenn es selbst nicht bis zu so heftigen und bewußten Empfindungen kömmt, thut schon die Befangenheit, mit der solch' vermeintliche Brautleute sich das erste Mal begegnen, ein übles, so daß gerade diejenigen, die sich recht gut kennen und gefallen sollten, sich fremd bleiben und den richtigen Blick für einander nicht finden können.

Ich möchte dergleichen nie bestimmen und will zur Warnung für Andere eine kleine, jüngst erfahrene Geschichte erzählen, in welcher diese Uebelstände recht fühlbar geworden und bald ein Unglück geschehen wäre.

In der kleinen Stadt M. lebte ein reicher Kaufherr, Namens Schrotter, der hatte in früheren Jahren große Freundschaft gepflogen mit dem Rittergutsbesitzer von Messerode. Die beiden ehrenwerthen Männer hatten sich auf einer Jagd kennen gelernt und sich dabei wechselseitig so gut gefallen, daß sie Freundschaft schlossen für's Leben.

Sie erwiesen einander kleine und große Gefälligkeiten und verkehrten so viel mit einander, als es nur möglich war.

Von Messerode hatte einen einzigen Sohn, der in einem ausländischen Institute erzogen worden und dann in Militärdienste getreten war. Der Kaufherr hatte eine einzige Tochter, und als der Rittergutsbesitzer krank wurde und zum Sterben kam, beschlossen die beiden Väter in einer stillen Abschiedsstunde, daß ihre Kinder sich heiraten sollten, wenn sie nicht zu großen Widerwillen dagegen zeigten.

So starb der alte Messerode beruhigt, und Kaufherr Schrotter erzog sein Töchterlein, die zarte Brigitta, im Hinblicke auf diese ihre Bestimmung.

Er ließ ihr eine sorgfältige Ausbildung zukommen, sandte sie für kurze Zeit in die Residenz und theilte ihr schon sehr frühe mit, daß ihr ein vornehmer, liebenswürdiger und sehr schmucker Gemal beschieden sei.

Digitized by Google

Dem jungen von Messerode wurde dieses Uebereinkommen nach dem Tode seines Vaters schriftlich, und zwar so zart und bescheiden als nur möglich mitgetheilt und nachdrücklich hervorgehoben, daß dies nur ein Wunsch und kein bindender Auftrag seines Vaters gewesen sei.

Aber selbst diese bescheidene Mittheilung berührte den jungen Mann sehr unangenehm. Er antwortete höflich, aber kühl, daß er sich nach Ablauf des Trauerjahres im Hause Schrotter einfinden und daselbst erklären werde, ob es ihm möglich sei, den Wunsch seines Vaters zu erfüllen, oder nicht, und daß er weder sich, noch die junge Dame für gebunden halten könne.

Weiters ließ er nichts von sich hören und nur durch andere Leute erfuhr Schrotter, daß von Messerode den Waffendienst verlassen und sein kleines Rittergut übernommen habe. Dieses kleine Gut lag nicht fern von der Stadt M., aber von Messerode war nie nach der Stadt gekommen und hatte noch nie nach Mittheilungen oder nach einem Bilde von der ihm bestimmten Braut gefragt. Dem Kaufherrn wurde dies etwas fatal, besonders als das Trauerjahr fast verstrichen und der versprochene Entscheidungsbesuch noch immer nicht gekommen war. Er befürchtete bereits, Messerode sei entweder ein stolzer Mensch oder ein leichtsinniger und machte sich allerlei Gedanken darüber.

Diese Gedanken aber waren zumeist unrichtig.

Von Messerode war ein braver und liebenswürdiger Mensch; ein Mann von Geschmack und Bildung, von Ernst und Gehalt, aber er hatte eine entschiedene Abneigung gegen Vernunftheiraten, gegen alles Vorherbestimmte und geschäftsmäßig Eingeleitete. Die ganze Sache erschien ihm philisterhaft und war ihm unsagbar lästig.

Er hatte noch keine Lust, sich zu vermälen und dies vielleicht zum größten Theile deßhalb, weil er in der Residenz, wo er in der Garde gedient, eine junge Dame kennen gelernt hatte, die ihm das Ideal eines Mädchens zu sein schien.

Er wußte wohl, daß er sich nicht um sie bewerben könne, weil sie so gut als die Braut eines Anderen war und es wäre auch durchaus unrichtig gewesen, seine Schwärmerei für jene elegante, geistreiche Schönheit mit Liebe oder Leidenschaft zu bezeichnen; aber es war eine jener kleinen, ehrgeizigen Schwärmereien, die es einem Manne schwer machen, gleichzeitig an eine andere Frau zu denken, welche vielleicht weniger schön und weniger gefeiert sein könnte. In dieser Stimmung lebte Eduard von Messerode auf seinem Gute ziemlich einsam; er jagte und fischte, las und studirte, zeichnete und musicirte und vergaß vollkommen den ganzen Kaufherrn und sein Töchterlein.

Da erfuhr er eines Tages durch seinen Advocaten, daß Herr Schrotter bedeutende Verluste im Handel erlitten habe und sehr betrübt darüber sei, indem er schon ziemlich bejahrt und seine beiden Söhne noch sehr jung seien; daß lange Jahre zum Hereinbringen der Verluste nöthig wären und hauptsächlich die so vielgerühmte Mitgift seiner Tochter dadurch um ein Bedeutendes verringert sei. Eine Stunde nach dem Eintreffen dieser Nachricht saß von Messerode in seinem Wagen und fuhr nach M., vor das Haus des Kaufherrn.

Digitized by Google

Dieser empfing ihn mit Freude und Rührung, führte ihn alsbald zu seiner Schwester, die seit dem Tode der Frau Schrotter das Haus verwaltete, stellte ihm seine jungen Söhne vor und sandte eilends nach Brigitta, die irgendwo in der Stadt zu Besuche war.

Das Haus Schrotter's machte einen sehr behaglichen und wohlhabenden Eindruck und war mit Geschmack eingerichtet, so daß von Messerode bald fühlte, es könne hier nicht von einer merklichen Verarmung die Rede sein.

Wenn eben ein reicher Mann ein bischen weniger reich wird, so läßt sich dies nicht so schnell von außen her bemerken und Schrotter's war ein solides, wohlgeordnetes Haus.

Der Kaufherr aber verstand gar gut, warum von Messerode so schnell gekommen und es gefiel ihm dies sehr wohl.

Sonst aber war er ein bischen erschreckt durch seines künftigen Schwiegersohnes Wesen.

Er hatte einen jungen Menschen erwartet, der vielleicht ein bischen eitel und ein wenig locker war, aber leicht bestimmbar und gemüthlich, wie es der Vater gewesen, und er fand nun einen ernsten, festen Mann, der ihm gebieterisch und wählerisch erschien und der doch jene leichten, eleganten Weltformen hatte, welche einen schlichten Mann so schnell aus der Fassung bringen.

Zudem sprach Messerode gar nicht über den Zweck seines Besuches und frug nicht mit einem Worte nach der Tochter des Hauses.

Schrotter bangte für die erste Begegnung und wohl mochte er bangen: sie fiel sehr ungünstig aus.

Brigitta war eilends herbeigeholt worden und ehe sie in den Salon trat, wurde ihr gesagt, daß Messerode sehr stolz aussehe.

Sie war daher sehr befangen, konnte kaum sprechen und als sie Messeroden die Hand reichte und zu ihm aufsah, konnte sie es in jedem seiner Züge lesen, daß sie ihm keinen angenehmen Eindruck mache, daß sie ihm nicht gefalle.

Das junge Mädchen war hübsch, war schön zu nennen; sie hatte blondes Haar und blaue Augen, war mittelgroß und schlank, hatte regelmäßige Züge und einen freundlichen, intelligenten Ausdruck, aber sie sah so übermäßig zart und schwächlich, so schüchtern und fassungslos aus, als sie vor dem großen, fremden Manne stand, daß sie ihm gar nicht gefiel und ihm neuerdings das Bild jener brillanten jungen Dame aus der großen Welt zum Vergleiche vor die Seele rief. Brigitta fühlte den ungünstigen Eindruck, den sie gemacht und konnte nun vollends ihre Befangenheit nicht überkommen.

Sie blieb still den ganzen Abend und schüchtern und zurückhaltend die nächsten Tage. Messerode gab es bald auf, klug aus ihr zu werden.

Er konnte allerdings die Bücher, die er auf ihrem Tische fand, die Bilder, die sie gemalt und den Geschmack, der im Hause herrschte, nicht mit ihr und ihrem Auftreten vereinen, aber weil er kein Interesse für sie empfand, gab er sich keine besondere Mühe, sie zu verstehen.

Er fing an, sich zu langweilen, spielte mit den beiden Knaben, den Söhnen Schrotter's, und fuhr mit diesem auf die Jagd, denn der Kaufherr liebte noch immer das edle Waidwerk und hatte einige Jagden zu veranstalten gewußt, um seinem Gaste und zugleich sich selbst ein Vergnügen zu verschaffen.

Digitized by Google

Es lag schon viel Schnee draußen in Wald und Feld und als die Gesellschaft von einer dieser Jagden heimkehrte, fuhr Messerode auf einem kleinen Einzelschlitten nach Hause und kam dadurch unbemerkt den Anderen weit voraus.

Der junge Mann war tief verstimmt; es that ihm leid, den alten, gemüthlichen Kaufherrn ohne Erfüllung des Heiratswunsches zu verlassen; es that ihm fast leid für sich selbst, wieder allein auf sein Gut zurückzukehren und weiß Gott welchem anderen Schicksale entgegenzugehen, und doch mochte er sich und Andere nicht täuschen und nicht eine Frau nehmen, die ihm kein Interesse, keine Liebe einflößen konnte.

So fuhr er dahin auf dem kleinen Schlitten, immer schneller, immer ernster werdend, während die rauhe Abendluft ihn in Gesicht und Augen brannte. Er kam lange vor der übrigen Gesellschaft, und ehe noch irgend einer von den Jägern erwartet wurde, vor Schrotter's Haus an. Er trat in den Salon, der hell erleuchtet war, so daß er — aus Kälte und Dunkelheit kommend — die Augen fast nicht offen halten konnte.

Recht behaglich warm war's in diesem Salon; ganz still, dennoch aber so wohnlich; und als Messerode langsam umhersah, bemerkte er Brigitta, die auf einem Sofa lag und fest schlief. Sie athmete ruhig und tief; sein Eintreten hatte sie nicht erweckt.

Unwillkürlich hielt er den Athem an sich und jene ehrfurchtsvolle Rücksicht überkam ihn, welche der Anblick von Schlafenden immer mit sich bringt und welche bei diesem zarten Kinde um so natürlicher war.

Langsam und behutsam näherte er sich dem Sofa und ließ sich leise auf einen nebenstehenden Lehnstuhl nieder.

Da lag das Mädchen, offenbar mit dem Buche in der Hand eingeschlafen, während es die rückkehrende Jagdgesellschaft erwartet hatte. Das Buch lag geöffnet auf dem Boden neben dem Sofa und Brigitta hatte die Hände fest aneinander geschlossen, den Kopf leicht zur Seite geneigt.

So lieblich und kindlich sah sie aus, daß Messerode ganz erstaunt auf sie blickte und diese kleinen, fest geschlossenen, so niedlich übereinander gelegten Händchen erschienen ihm so reizend, wie er nie zuvor etwas gesehen. Lange schaute er auf die Schlafende und konnte es nicht begreifen, daß er bis jetzt die feinen, regelmäßigen Züge, die hübsche Gestalt des Mädchens nicht bemerkt gehabt, daß ihm diese lieben kleinen Hände nicht aufgefallen waren. Er frug sich nicht, ob es denn recht gethan wäre, daß er dem Mädchen schlafen zusähe; stand es ja doch nur bei ihm, Brigitta stündlich zur Gemalin zu begehren und mit ihr heimzuziehen; so fand er es denn auch viel besser und schicklicher, daß er über ihren Schlaf wache, als daß ein Anderer und Fremder aus der Jagdgesellschaft sie hier so träfe.

Der Schlaf ist ein rührendes Geheimniß und der Blick auf junge, schöne Menschen im Schlafe, auf das hilflose, unschuldsvolle, unbewußte Ruhen stimmt so weich und liebevoll, milde und treu! Dem jungen Manne wurde es so wohl und so ahnungsvoll glücklich zu Muthe, daß er hätte niederknieen und diese kleinen Hände küssen mögen.

Da fing Brigitta an, sich zu regen und frug im Halbschlafe: „Max, bist Du da?“ Sie griff nach Messeroden und suchte zweifelsohne nach ihrem

Digitized by Google

Bruder. Messerode erfaßte ihre Hand, küßte dieselbe und sagte leise: „Nein, Brigitta, ich bin es."

Erschreckt richtete sie sich auf, hielt ihren Kopf an beiden Schläfen fest und sah so komisch verschlafen und zugleich so unendlich niedlich darein, daß Messerode in Lachen ausbrach und ihr zurief: „Verzeihen Sie, liebes Kind, daß ich Ihnen schlafen zusah; Sie waren gar so lieblich und nur ich habe Sie gesehen, sonst Niemand."

Brigitta erröthete tief, aber wohl mehr über den veränderten Ton, in dem er zu ihr sprach, als über den Sinn der Worte, den sie kaum verstanden hatte.

Sie stand auf, legte ihr Buch zurecht, sah Messerode groß an und sagte endlich, wie zu sich selbst: „Was werden Sie gedacht haben?"

„Soll ich Ihnen sagen, was ich gedacht habe?" frug Messerode schnell und lebhaft, aber Brigitta rief: „Nein, nein!" und lief davon.

Als Messerode nach dem Buche langte, das Brigitta gehabt hatte, und es öffnete, fand er in einer deutschen Erzählung eine Stelle angestrichen und dieselbe Stelle auf einem kleinen Zettelchen, welches als Merkzeichen in dem Buche lag, copirt.

Es waren die Worte: „Wie bitter ist es, zu fühlen, daß wir den Menschen einen üblen Eindruck machen, die uns gefallen und denen wir auch gefallen möchten. Unser ganzes Wesen drängt sich scheu in unser Inneres zurück und wir können nicht mehr aus uns selbst heraus, um jenen ersten Eindruck zu verwischen, so gerne wir es möchten."

Ganz frisch und schwarz sahen die Bleistiftzeilen aus; der Stift lag noch auf dem Sofa; erst in diesen letzten Stunden mußte Brigitta diese Worte abgeschrieben haben und ihr eigenes Fühlen vielleicht damit gezeichnet. Messeroden schwindelte es vor Jubel, er blickte klar in des Mädchens Seele; er wollte sie rufen und festhalten, und mußte sich nun bescheiden, weil in diesem Augenblicke die übrige Jagdgesellschaft eintraf.

Wie im Traume begrüßte von Messerode die Anderen; er vergaß die ganze Welt um sich her; er vergaß daher auch die alte Tante und bot Brigitta den Arm, als sie Alle zum Abendessen gingen.

Während der verschiedenen Jägererzählungen schlich Brigitta in den Salon, um ihr Buch zu suchen. Messerode folgte ihr nach, hielt sie fest und frug nochmals: „Wissen Sie, was ich dachte, als ich Sie schlafen sah? Daß ich Sie auf meine Arme nehmen und in mein Schloß tragen möchte und wissen Sie, wo Ihr Buch ist? Auf meinem Herzen.

Brigitta, weißt Du, was ich nicht vergessen und nicht verlieren kann? Weißt Du, was mir mein Lebensglück gebracht? Diese zwei kleinen Hände!"

Gedichte

von

V. Milovan.

Die Mutter und ihr Kind.

Mein Kind, du Blut von meinem Blute,
Daß dich der Himmel mir bewahre!
Du bist die Wonne der Minute,
Du bist die Sorge vieler Jahre.

Sie ist todt.

Wenn Liebesopfer sie beleben könnten,
Ich spräche so zu ihr: „Nimm meine Augen!
Ich will statt dir in ew'ge Nacht versinken;
Die Hände deiner Großmut sind erstarrt,
Nimm meine hin! Ich will verzichten auf
Den Händedruck der Liebe, und Umarmung;
Es tragen deinen Leib nicht mehr die Füße,
Nimm meine hin! Ich will verzichten auf
Den stolzen Gang, auf Krieg und Lust der Jagd;
In deinem Munde tönt nicht mehr die Zunge,
Nimm meine hin! Ich will entsagen stets
Der Süßigkeit der Rede, und Mittheilung;
Dein lebenswarmes Herz hat ausgeschlagen,
Nimm meines hin, damit es für dich schlage!"

Himmelsrosen.

Denk' an's todte Liebchen,
Daß sein Geist dich grüßt und nennt,
Siehst du Sterne schießen
An dem dunklen Firmament.

Das sind keine Sterne,
Die du da erblickt,
Es sind Liebesrosen,
Die es dir vom Himmel schickt.

Digitized by Google

Eine Märtyrin.

Von

Ludw. Foglar.

Am Donaustrande wandelt still ein Weib,
Von Gram und Krankheit ist zerstört sein Leib,
Das matte Auge sucht nach Einsamkeit
In dichter Auenwildniß weit und breit.
Bald ist's erschreckt vom eignen Wellenbild,
Von Tauben bald, vom aufgescheuchten Wild,
Vom Sommerwind, der durch die Weiden rauscht,
Vom Menschentritt, dem bang die Arme lauscht.
Getrost! Es dämmert und allmählig kühl
Im Schatten wird's, es heiligt zum Asyl
Sich dir die grüne Bucht hier an dem Strom
Und schweigend schließt dich ein der Sternendom.
Zwei bleiche Hände falten zum Gebet
Sich jetzt; die Dulderin am Ufer steht
Und mit dem leicht zerstäubten Wellengischt
Sich manche warme Thräne heimlich mischt.
Die Wasser fließen traulich durch die Nacht
Und Schilf und Weide dran sich wiegen sacht.
Ob es ein Zauberlaut hernieder rief,
Das Weib sich beugt, allwo der Strom gar tief,
Und schaut um sich mit ängstlich banger Hast —
Da hat ein kleiner Arm ihr Kleid erfaßt:
„Ach Mutter, endlich Mutter, ich dich find'"
Und an das Herz drückt sie ihr liebstes Kind.
„Durch Busch und Auen bin ich weit gerannt,
Hab' dich beim Namen hundertmal genannt,
Die Andern suchten dich am andern Ort,
Nach deinem liebsten ich allein lief fort.
Bin zwar viel umgeirrt, doch frohgemuth,
Ich hab' dich wieder, nun ist Alles gut!"
Die Mutter schaut den Knaben traurig an —
„Du ahnst es nicht, wie weh du mir gethan!
Ich kam zu finden, was mich heilen soll —
Nun bleibt mein Leben wieder martervoll!"

Digitized by Google

Zur Mutter blickt das Kind verständnißlos:
„Ich kenn' die Pfade schon durch Gras und Moos
Und sei nicht bang; ich führe dich nach Haus,
Nur schütze mich, schilt mich der Vater aus!"

Sie kamen heim. Um einen Herzensbrand
Die Freude legt den lindernden Verband
Und niemals wurde jener Sommernacht
Im trauten Kreise fortan mehr gedacht.

Doch als die Mutter einst im Sterben lag,
Da mahnte sie den Sohn an jenen Tag,
Den im Kalender sie durchstreichen mußt'
Um deß' Bedeutung Niemand sonst gewußt.
„Daß ich noch lebe, dank' ich dir, mein Sohn —
Seit jenem Tage wärst du Waise schon,
Wenn du mich nicht ins Leben riessst zurück.
Zwar litt ich viel, doch sah ich noch dein Glück!
Und wisse, dies versöhnt mit jedem Schmerz:
Erlebt des Liebsten Glück ein Frauenherz!
Dein Blick hat vor Verzweiflung mich bewahrt,
Dir aber hab ich schwerstes Weh erspart.
Wohl scheid ich jetzt; doch ruft ein Machtspruch mich,
Indeß der Flucht mein Abschied damals glich.
Bevor ich eingeh' zu der letzten Ruh'
Empfang' zum Lohne diese Lehre du:
Wenn du einst liebst ein Weib mit aller Kraft
Und wirst geliebt mit junger Leidenschaft —
Nicht forsch' ob Liebchen für dich sterben mag
Ob allweg es dir leben wolle, frag!
Denn schwerstes Opfer ist oft: lebend sein,
Und ein Erlöser ist der Tod allein!"

Digitized by Google

Therese von Artner.

Lebensbild einer österreichischen Dichterin.

Von

Marie Heyret.

> „Ich wallte sinnend auf den Wegen
> Des Lebens; bald im Sonnenlicht,
> Bald zogen Nebel, stürzten Regen,
> Ja selbst mit harten Donnerschlägen
> Verschonte mich das Schicksal nicht."

So schilderte die bekannte Dichterin Therese von Artner in kurzen Zügen ihr eigenes Leben.

Sie wurde am 19. April 1772 zu Schintau in Ungarn geboren. Schintau führt eigentlich auf ungarisch den Namen Sempté oder Sintava und liegt in der Neutraer Gespanschaft. Ihr Vater, Leopold von Artner, war Generalmajor. Mit einer Edlen von Hubert, Namens Magdalena, vermält, waren dieser Ehe vier Töchter, wovon Therese die älteste, entsproßen.

Therese war der Liebling des Vaters. Ihre Wißbegierde, ihre Sucht, ihr Streben nach ernsten Dingen noch als zartes Kind, ersetzten ihm reichlich ein Söhnchen, das er sich so sehr gewünscht hatte.

Artner war ein tüchtiger Officier, ein Soldat von der Sohle bis zum Scheitel. Nie fühlte er sich behaglicher, als wenn er von den lustigen Scharmützeln, ernsten Gefechten, ja heißen Schlachten, welche er während des siebenjährigen Krieges mitgemacht hatte, erzählen konnte. Therese, damals ein Kind von kaum fünf Jahren, lauschte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit den Worten des Vaters. Der Mann gerieth in Eifer, er sah sich dem Feinde gegenüberstehen, Bomben, Granaten, Geschütz aller Art brauste wild an ihm vorbei; während Messer und Gabel anstatt der Säbel und Spieße herhalten mußten, um dem Kinde ja recht drastisch die Scenen eines grausig tobenden Kriegslebens vorzudemonstriren.

Die schaurig und grauenhaft ausgemalten Erlebnisse des Vaters prägten sich tief in des Kindes Seele ein. Therese erhielt eine äußerst sorgfältige Erziehung, Lehrer aus allen Fächern des Wissens wurden herbeigezogen, um die schlummernden Geistesfähigkeiten eines so „klugen Kindes" zu wecken und zu bilden. Unterricht in Geschichte und Geographie, Natur-

Digitized by Google

kunde und Physik, französischer Sprache und Musik, Zeichnen und Malen füllten Theresens Zeit. An Fleiße fehlte es nicht, wohl aber an Talent. Mit Mühe konnte sie sich auf der Oberfläche erhalten. Nur im Zeichnen und Malen war der Erfolg ein glücklicher zu nennen. Durch emsiges Arbeiten und fortwährendes Ueben brachte sie es zu einem ziemlich ungewöhnlichen Grade von Fertigkeit.

Mehr Talent als für all' diese trockenen Lehrgegenstände besaß sie für Poesie. Bereits im Alter von sieben Jahren hatte sie sich in Versen versucht. Die Frucht dieses Versuches war keineswegs zu verschmähen. Alles freute sich darüber aus ganzem Herzen. Freunde und Bekannte wünschten zu dieser hervorragenden dichterischen Begabung Glück; nur die Eltern Theresens äußerten sich anders hierüber. Der Vater, ein rauher Kriegersmann, in der Schule des Lebens sowohl, als am Schlachtfelde gehörig gerüttelt, sah die Welt keineswegs mit der Brille an. Poesie des Lebens kannte er nicht. Seinem streng militärischen Wesen war der süße säuselnde Ton, der schmachtende Blick einer poetisch angehauchten Seele fremd. Ebenso die Mutter, eine thätige, rührige, munter schaffende und emsig waltende Hausfrau. Sie meinte, daß, wenn ein Mädchen einmal die für's Leben nöthige Bildung des Geistes und Herzens erhalten habe, es ihr besser zieme, den Kochlöffel gehörig zu handtiren, als die Welt in Dichtungen zu besingen. So wurde denn auf Theresens dichterische Begabung nicht nur nicht Rücksicht genommen, sondern auch der „Unfug im Keime zu ersticken" gesucht. Freilich mit sehr geringem Erfolge. Der dem Menschen innewohnende Trieb läßt sich eben nicht so leicht ersticken. Im Gegentheile steht das Sprichwort „negata cupimus" immer fest. Mit Recht konnte die Dichterin in späteren Jahren auf die Frage, „wer sie dichten gelehrt," antworten:

> „Wer mich gelehrt? Wer lehrte die Rhapsoden?
> Wer lehrte Linus seine Oden?
> Wer lehrte in der Frühlingsflur
> Ihr muntres Lied des Haines Vögel?
> Die Schöpferin der Kunst und Regel,
> Die treueste Lehrerin Natur."

Heimlich, verstohlen, vor Aller Blicken verborgen, diente sie den Musen. Sie schrieb ihre Verse im Stillen, wie zuweilen billets d'amour geschrieben zu werden pflegen. Batteux, Boileau's art poetique und einige kritische Journale, welche sie sich unbemerkt zu verschaffen wußte, waren die ersten Leitsterne auf ihrer düsteren, und doch so hellen Bahn. Die Mittelsperson, durch welche sie dieselben erhielt, war ihre Freundin Marianne von Tiell. Sie war, gleich Therese, ein Wesen voll zarter und inniger Gefühle. Auch theilte sie das Geschick Theresens, nur unbemerkt im Musentempel weilen zu dürfen. Kein Wunder, wenn ein inniges Verhältniß zwischen Beiden herrschte. Gleiche Geistesrichtung, gleiches Schicksal, was ist wohl mehr geeignet, Menschen an einander zu ketten?

In den ihr zu Gebote stehenden Schriften fand Therese vorzüglich die Werke der Alten gepriesen. Mit welcher Sehnsucht strebte sie darnach, sich dieselben zu verschaffen! Die Ilias nach der Stollberg'schen Uebersetzung war ihr endlich zu Handen gekommen. Mit gierigem Heißhunger war das

Digitized by Google

Gebotene verschlungen. Der Kreis ihrer Wünsche erweiterte sich. Der Gedanke, sich mit den neueren Epopöen bekannt zu machen, war in ihr immer mehr rege geworden. Auch dieser Wunsch wurde bald erfüllt. Doch kehrte sie gerne wieder zu den Alten zurück. Diese hatten nach ihrer Anschauung das Richtige getroffen. Sie fand darinnen Alles groß, erhaben, edel.

Nach einigen Versuchen machte sich Therese an ein größeres Thema. Sie begann ein Heldengedicht, Conradin von Schwaben betitelt. Capitel fügte sich an Capitel, und bald lag das Ganze vollendet vor ihren Augen. Doch auch Lectüre hatte sich inzwischen an Lectüre gereiht. Die verschiedene Art derselben hatte ihre Wirkung nicht verfehlt. Sie begann zu schwanken, ihr Geschmack erlitt mannigfache Wendungen. Sie überlas ihren Conradin. Das Ganze behagte nicht mehr. Bald war dieses, bald jenes ausgestrichen worden, so daß der ursprüngliche Text kaum mehr herauszufinden war. Die Lust zu größeren Stoffen war übrigens schon bei diesem ersten Versuche ziemlich gedämpft, nicht aber der Schaffensdrang. Sie dichtete nun kleinere Verse. Ereignisse, Personen, denkwürdige Momente und Gegenstände wurden besungen. Inzwischen hatten sich aber Theresens häusliche Verhältnisse bedeutend verändert. Der erste herbe Schmerz hatte sie durchzuckt. Die gute Mutter war gestorben. Das Hauswesen, die Pflege ihres Vaters und der jüngeren Geschwister war ihr nun zur Pflicht geworden. Sie übernahm dieselbe willig und waltete geschäftig im Hause. Die Bestellung des Hauses war ihr Dank der Erziehung von Seite der trefflichen Mutter ein Leichtes. Sie füllte ihren Posten vollständig aus. Außerdem fand sie noch immer Zeit, auch Apollo ein wenig zu opfern. Noch fühlte sie sich keineswegs veranlaßt, die Lyra an die Wand zu hängen, vielmehr verschaffte ihr diese den ersten Trost. Dieser tröstlichen Stimmung gab sie denn auch Ausdruck in der „Elegie an den Tod meiner Mutter im Oktober 1796". So lebte und wirkte denn Therese im Hause, nicht ohne zuweilen einen sehnsuchtsvollen Blick in die Fremde zu senden. Ach, wie sehnte sie sich hinaus in die weite Welt, wie hätte sie sich so gerne die Welt besehen, das Meer durchschifft und doch war sie festgebannt an den stillen häuslichen Herd. Ach, die Aermste! Sie ahnte wohl nicht, daß diese heißen Wünsche, freilich dann wider Willen, sich erfüllen würden. Reuevoll klagte sie in späteren Jahren:

„Sonst folgt ich oft mit sehnsuchtsvollem Blicke
Im kühlern Herbst der Störche Wanderzug,
Wenn sie vom Nest des Daches kaum noch flügge
In ferne Land' ihr leichter Fittig trug.

Die Fremde seh'n — was gliche diesem Glücke?
Warum ist mir der Fuß gefesselt, frug
Ich unmuthsvoll, vom neidischen Geschicke,
Die Kraft versagt zu einem gleichen Flug?

Die Wanderlust floh mit den Brausejahren;
Gleich wie die Taub' ihr Nest im Felsenritz,
So liebt' auch ich nun meiner Väter Sitz.

Allein — itzt muß ich fort vom Herd der Laren!
Welch' Dämon zieht erstorb'ner Wünsche Loos
Erst wenn es Pein ist, aus der Urne Schoos?"

Digitized by Google

Drei Jahre nach der Mutter Hinscheiden hatte auch der Vater das Zeitliche gesegnet. Das Haus Artner hatte sich aufgelöst. Die Kinder wurden in alle Welttheile zerstreut. Jammernd und klagend besang denn Therese ihren Auszug aus dem Vaterhause. Nie noch hatte sie dasselbe verlassen, ob sie sich auch darnach gesehnt. Hinausgetrieben, stand sie nun da einsam und verlassen in der weiten Welt.

„Wohin" (frug sie) „soll ich meine Unschuld retten,
Vom Verderben, das mich graus umringt?
Angeln lauern hier, dort drohen Ketten,
Wohin scheu mein Blick, mein Fußtritt dringt.
Auf des Landes stiller Flur erzogen,
Nun geschleudert ins Gewühl der Welt,
Ach, wie steur' ich aus den wilden Wogen
Meinen Kahn, bevor er leck zerschellt?"

Therese fühlte sich um so verlassener, als bereits inzwischen auch in ihrem Herzen eine bedeutende Aenderung vorgegangen war. Schon hatte sie von ihrer Leier Abschied genommen. „Vergib, Apoll'!" stammelte sie gerührt, „ich diene dir nun nicht mehr; ein anderer Gott beherrscht als Gebieter mich." Ja sie hatte von der Liebe Glück geträumt; das häuslich stille Leben, als emsig waltende Hausfrau, war ihr im goldigsten Schimmer vorgeschwebt. Der Reiz eines liebenden, ewig treuen Lebensgefährten, die Wonne der Begründung eines eigenen Herdes hatte ihren Geist gefesselt, ihr Herz mächtig bewegt. Doch, o Schicksalstücke! Der Vater war ins Grab gesunken, und mit ihm die Liebe des künftigen Gatten. Mit dem Vater war eben die Hoffnung auf Protection zu hohen militärischen Würden erloschen. Nicht allein von Gram gebeugt über den herben Verlust des Vaters, sollten auch noch die giftigen Pfeile bitterster Enttäuschung, schnöder Zurückweisung, erbärmlichen Verrathes ihr Herz durchbohren. Still, in sich verschlossen, stand sie da, bis sich ihr Schmerz, nicht in Thränen, nein, sondern in — Liedern Luft gemacht hatte. Der Männerwelt gegenüber aber schwor sie Rache. Nie mehr sollte sich ihr Herz fesseln lassen, nie mehr ihr Auge Gefallen finden an eines Mannes Wesen; niemals mehr sollte ihr Ohr Gehör geben dem süßen Tone eitler Schmeichelworte, niemals mehr ihr Geist sich beugen unter das Machtwort eines strengen Gebieters. Den Dienst, welchen sie den Musen gekündigt hatte, nahm sie gerne wieder auf. Auch ihren Groll, ihren Aerger über die gesammte Männerwelt fand sie bald Gelegenheit an Mann zu bringen. Wieder war es die mitleidsvolle Muse, welche ihr hiezu hilfreich zur Seite gestanden war. Der bekannte gleichzeitige Dichter Alxinger hatte eine „Warnung an Jünglinge" ergehen lassen. Selbstverständlich sollte das Ganze dahin auslaufen, die Jünglinge möchten vorsichtig sein in der Wahl ihrer künftigen Hausfrauen; denn arge List stecke oft hinter den scheinbar unschuldsvollsten Mädchen. Dieses Gedicht machte nun die Galle unserer Dichterin flüßig. Der ersehnte Tag der Rache war herangebrochen. Im Lager der Frauen und Mädchen hatte sich gewaltiger Lärm verbreitet, dumpfes Murren, leise Verwünschungen waren über den argen Verleumder zu hören; doch Keine getraute sich es mit dem kampflustigen Gegner aufzunehmen. Artner erbot sich denn, die Anwaltschaft ihres Geschlechtes zu

Digitized by Google

führen. Sie schrieb eine „Warnung an Mädchen", als Gegenstück zu Alxinger's: „Warnung an Jünglinge". Vor Allem hatte sie den Mädchen, soferne sie Glück und Ruhe wünschen, ihr Herz fest zuzuschließen und den Männern nicht zu trauen aufs Wärmste anempfohlen. Sie sollten, rieth sie ihnen ferner, blöde und kalt vor den Männern stehen und nichts antworten als immer wieder ja und nein, denn was ein Mann auch sage, was er schwöre, das Mädchen sei bethört, er meine nie sie, gleich dem Weibe, das sich stets aus Lieb' ergibt, sondern immer nur sich.

Die Schmeichler, meinte sie, verstünden es wohl, den Traualtar zu meiden, und wenn ihn schließlich Eine erreiche, dann — — o dann —

Die Zärtlichkeit, welche sie als Mädchen berückt habe, erblicke sie am Hochzeitstage wohl zum letzten Male. Launen und Verdruß seien nunmehr ihr alleiniger Antheil. Sie trage Müh' und Sorg' allein, sie umtose bloß der Kinder Schreien, während Er sich Vergnügungen hingebe, um ihr Erspartes durchzubringen.

„Drum" (rief sie allen Mädchen zu), „hüte Freiheit, Glück und Ruh,
Und schließ' dein Ohr den Männern zu!
Sei lieber ausgelacht,
Einst spröde Jungfer, alt und grau,
Bevor dich mit dem Titel „Frau"
Ein Mann zur Sklavin macht."

Nach dem Tode ihres Vaters versammelte sie all' ihre „Kindlein" (so nannte sie ihre Verse) um sich und musterte sie. Zusammengeputzt, gehörig ausgestattet, sollten sie dem Publico vorgeführt werden. Doch wollte die Mutter einstweilen bescheiden im Hintergrunde weilen und abwarten, wie sie der Welt gefielen. Ihre Gesinnungsgenossin Marianne von Tiell hatte die Ihren zu denselben gesellt, damit sie gemeinschaftlich ihr Glück in der Welt probiren sollten. Auch Marianne hatte das Incognito gewählt. Tiell nannte sich Minna und Artner Theone. Bescheiden und anspruchslos sollten die Kindlein den Titel „Feldblumen auf Ungarns Fluren gesammelt" führen. Ein befreundeter, nach Jena reisender Studierender hatte sie mitgenommen, um sie dort auszustreuen. Der Erfolg war ein ziemlich guter zu nennen. Die hervorragendsten Literaturblätter hatten diese neu aufmarschirenden Kinder der Muse aufs Herzlichste willkommen geheißen. Die erste Scheu war überwunden. Theone sollte noch öfter sich versuchen. Ermuthigt griff sie zur Feder und schrieb emsig weiter. Doch wie stets Mißgunst lauert, und so wie die herrlichsten Lorbeeren, auch den bescheidensten Erfolg neidig wegstiehlt, so geschah es auch hier. Ein Recensent der Gotha'er belletristischen Zeitung fand an den Versen gar Manches zu nergeln. Mit scharfem Krittlerauge hatte er Alles wohl geprüft, mit der Sonde Alles genau untersucht und war zu dem Resultate gekommen, daß das Ganze eigentlich nichts Neues, sondern einfach Abgeschriebenes sei. Ein Federkampf entspann sich. Die übrigen Literaturblätter, welche das Verdienst der Dichterin lobend anerkannt hatten, nahmen sich nun ihrer gekränkten Ehre aufs Wärmste an. Replik und Duplik folgten, ohne daß es zu einem eigentlichen Resultate gekommen wäre. Der Streit machte die Runde in der literarischen Welt. Endlich mengten sich zwei maßgebende Persönlichkeiten in den Streit, und sprachen das entscheidende

Digitized by Google

Wort. Dies waren Jakobi und Pfeffel. Theone strahlte nun im vollen Glanze ihres Ruhmes. Allerdings war sie während des wogenden Streites nicht unthätig geblieben. In einem Gedichte, „Das Neue" betitelt, trat sie ihrem Gegner mit vollem Ingrimme entgegen.

„Gedenkst du etwa", (frug sie) „ich plünderte
Bestäubte Folianten mit diebischer
Begier, um mit erborgtem Schmucke
Vor dem getäuschten Volk zu prahlen?"

„Zu stolz, zu redlich bin ich zu solchem Trug!"
„Mein heimlich Stübchen ziert keine Bücherwand;
Verstorbne Sprachen sind mir todt, und
Stumm die Gedankenzüg' andrer Völker."

Doch Niemand hatte auf ihre Versicherungen geachtet. Entscheidend für ihren Sieg war nur das Gutachten Jakobi's und Pfeffel's. Eine im Herbste des Jahres 1803 nach Deutschland unternommene Reise machte sie mit denselben persönlich bekannt. Ihre gegenseitige Achtung und Werthschätzung stieg von Tag zu Tag. Artner legte die Resultate derselben in den Gedichten: „Ständchen zur Namensfeier J. G. Jakobi's", „An Jakobi und Pfeffel, zum Abschied 1804", „Lied aus der Ferne an Jakobi" und „Epistel an Jakobi 1805" nieder. Diese erwiderten Theresens freundliche Gesinnungen ebenfalls durch Verse. Namentlich ist dessen herrliche, im Jahrgange 1805 des Taschenbuches „Iris" abgedruckte Dichtung: „An meine Freundin Theone" zu erwähnen.

Außer dieser Zusammenkunft hatte Artner bei ihrer Reise durch München, Augsburg, Frankfurt, Mainz, Landau, Straßburg, Karlsruhe, u. s. w. auch noch die Bekanntschaft des bekannten Curators der Akademie zu Freiburg, Albrecht Ittner, gemacht. Ihr Aufenthalt in Deutschland war nicht nutzlos vorübergegangen. Sie hatte sich vorzüglich mit der Herausgabe einer neuen Sammlung von Versen beschäftigt. Im Privatgespräche entfallene Aeußerungen Jakobi's und Pfeffel's dienten ihr vorzüglich zu Verbesserungen an denselben. 1806 erschienen sie bei Cotta in Tübingen unter dem Titel: „Neuere Gedichte von Theone" und waren dem Erzherzoge Palatin von Ungarn zugeeignet worden. Die Gedichte gefielen im Allgemeinen, am freudigsten überrascht durch die Widmung fühlte sich aber der Erzherzog Palatin. Er schrieb ihr unterm 25. Juli desselben Jahres: „Das verbindliche Schreiben, Fräulein von Artner, welches Sie unter dem 10. Mai d. J. an Mich gesandt haben, ist Mir heute zugekommen. Die gute und löbliche Anwendung Ihrer Talente erwarb Ihnen die Achtung des gebildeten Publicums, und diejenigen Personen, welche in der Dichtkunst von dem Werthe der Tugend und der Rechtschaffenheit auf die angenehmste Weise unterrichtet werden, erkennen mit Dank Ihre Bemühungen, die von den Kunstrichtern bereits öffentlich angerühmt werden. — Das Vertrauen, welches Sie durch die Zuneigung Ihrer Gedichte in Mein Bestreben setzen, alle Theile der Gelehrsamkeit in Ungarn zu erweitern und zu befördern, ist Mir sehr schmeichelhaft. Nehmen Sie daher, Fräulein von Artner, diese Erklärung als einen Beweis von Meiner Erkenntlichkeit an, und bleiben Sie von der aufrichtigen Werthschätzung versichert, mit welcher Ich verharre Ihr ergebener Joseph, Palatin."

Digitized by Google

Anregend hatte für sie die Bekanntschaft des Freiherrn von Steigentesch gewirkt. Es entstand in Folge derselben der Entwurf ihres Epos: „Die Schlacht von Aspern". Sie wollte darinnen die Heldenthaten der tapferen und muthigen Vertheidiger Oesterreichs in Liedern verewigen. Die Censur hatte ohne Anstand ihr „typum meretur" aufgedrückt. Von da wanderte das Manuscript an den Staatskanzler. Der Staatskanzler besah es nach links, nach rechts, nach vorne und nach rückwärts, schüttelte bedenklich den Kopf, wie ein Weib dazukomme, ein Heldengedicht zu publiciren, und obschon sich nichts daran zu nergeln fand, hielt er es doch für angemessener, auf ein Druckverbot zu votiren. Es geschah ohne alle Angabe der Gründe. Artner fühlte sich durch dieses seltsame Druckverbot schmerzlich berührt, hatte sie doch bereits Proben hievon in der Oeffentlichkeit geliefert. Es war ihr wohl die Lust ziemlich benommen, sich auf diesem Felde ferner noch zu versuchen. 1817 beschloß sie, es der Erzherzogin Henriette im Manuscripte zu überreichen. Diese hatte es huldvollst aufgenommen und der gekränkten Dichterin Muth zugesprochen. — Inzwischen war aber so Manches vorgefallen, was auf Artner's Verhältnisse bedeutenden Einfluß genommen hatte. 1811 war das bekannte unheilvolle Finanzpatent erflossen. Hunderte sah'n sich dadurch um das Ihrige gebracht. Auch Artner hatte dies harte Loos getroffen. Das bescheidene väterliche Erbtheil, wovon sie schon früher nur ganz einfach leben konnte, war nun nicht mehr hinreichend, ihre Bedürfnisse zu decken. Rathlos stand sie da. Die eiserne Nothwendigkeit hatte es geboten, nun die drückenden Fesseln der Sclaverei, „Gouvernantenwesen" genannt, auf sich zu nehmen. Es geschah. Zum Glücke fand sie in dieser Eigenschaft Unterkunft in dem Hause ihrer Jugendfreundin, der Baronin von Zay. Hier fühlte sie nie und nimmer ihre untergeordnete Stellung, sondern galt allgemein nicht so sehr als die Gouvernante des kleinen Knaben, wie als Freundin der Hausfrau. Mit dieser äußerst anständigen und gebildeten Familie lebte sie abwechselnd in Wien und Oedenburg Im Jahre 1814 weilte in der unmittelbaren Nähe von Oedenburg, nämlich zu Zinkendorf, die bekannte Schriftstellerin Caroline Pichler mit ihrer Familie. Pichler und Artner hatten sich hier zum ersten Male gesehen. Von dieser Zusammenkunft gilt wohl das Wort des Philosophen Günther:

„Kaum gefunden,
Schon umwunden,
Schon verbunden,
Weiß ich wie?"

Pichler hat sich in ihren Memoiren folgendermaßen über Artner geäußert: „Sie war nicht schön, eine kaum mittelgroße, etwas gedrungene Gestalt, mit feinen, aber höchst einfachen Manieren, bei der die talentvolle Dichterin ganz hinter der anspruchslosen häuslichen Frau verborgen und nur dann sichtbar war, wenn im vertrauten Gespräche die angeregte Seele jene einfache Hülle durchbrach und sich in ihrer wirklich hohen und klaren Schönheit zeigte. So zeigte sie sich auch mir, an jenem unvergeßlichen Tage im Julienthale, da erkannten sich unsere Geister, da hatten beide, die irdische Hülle durchstrahlend, einander schwesterlich und liebend umfaßt, und den Bund treuer Anhänglichkeit und Freundschaft geschlossen, der über Theresens

Digitized by Google

nun schon lange begrüntes Grab hinaus gewiß noch zwischen unseren Seelen in Gott besteht. — Therese und ich hatten uns in einem Gespräche über Poesie, und über das, was in unserer Beider Seelen vorging, wenn die Stunde der Weihe über uns kam, warm, innig, offen ausgesprochen. Da fand jede Empfindung ihr Echo, jede Aeußerung ihr Gegenbild im Geiste der Freundin, unsere Seelen, möchte ich sagen, berührten sich unmittelbar, und in solchen Augenblicken, deren es freilich im Leben nur wenige gibt, dringt gleichsam durch eine Spalte in unserer dichten Erdenatmosphäre ein Strahl des Himmels herein, und wir lernen die Möglichkeit fassen und glauben, wie entkörperte Geister sich einander ohne Worte, durch bloße Anschauung erkennen." Als Zeichen ihrer Verehrung und innigen Freundschaft für Caroline Pichler legte Artner die Briefe, welche sie an dieselbe während ihrer Reise durch Croatien und Italien im Jahre 1825 gerichtet hatte, in Druck. Sie zeichnen sich durch warme Empfindung, ehrliche Offenheit und Schärfe des Urtheils besonders aus. Dem Verkehre mit der geistreichen Schriftstellerin ist es zu danken, daß Artner je wieder zur Feder griff. Sie cultivirte von nun an namentlich einen Zweig der Literatur, nämlich die Theaterliteratur. Es erschienen rasch nach einander die Trauerspiele: „Die That", „Die Schuld" und die Schauspiele: „Stille Größe" und „Regenda und Wladimir". Ihre Aufführung im k. k. Hof-Burgtheater in Wien war stets von Beifallsbezeugungen begleitet. Auch Artner's kleinere Gedichte, welche zerstreut in verschiedenen Zeitschriften und Taschenbüchern erschienen waren, hatte Artner auf Anrathen der Pichler gesammelt und neu herausgegeben. Mit Recht konnte sie von denselben singen:

„So kommt denn abermals ins Freye!
Von Manchem seyd Ihr ja geliebt,
Kein Arges wohnt in Euch, und Reue
Fühlt Niemand, der Euch Obdach gibt;
Und schimpfen Krittler — bald verhört
Wird ihr Geschrey, und Werth bleibt Werth."

So lebte und webte denn Therese von Artner im stillen Kreise, das Gute und Edle im Liede fördernd, die wahre Freiheit im Kampfe des Lebens bewahrend, bis zum Jahre 1829. Im Begriffe, eine größere Reise zu unternehmen, hatte sie eine bösartige Krankheit befallen, welcher sie zum Opfer fiel. Den rührendsten und schönsten Nachruf hatte ihr die geistesverwandte Caroline Pichler gewidmet, als sie von Theresens Tod in Kenntniß gesetzt, in ihr Tagebuch schrieb:

„Meine Welt ist todt."

Digitized by Google

Lieder einer Kranken.

Von

* * *

O schließet nicht die Laden!

O schließet nicht die Laden!
Und ist es auch schon Nacht,
So seh' ich doch am Himmel
Der Sterne helle Pracht.

Die hehren Sterne wandeln
Dahin die ew'ge Bahn;
Ich schaue durch mein Fenster
Die große Welt mir an.

Es ist so schön, zu träumen
Von einer großen Welt,
Wenn man in engen Räumen
Uns so gefangen hält!

Nervenkrank.

Niemand hier auf Erden
Leidet mehr Beschwerden,
Als ein Nervenkranker.

Nicht nur, daß entrücket
Ihm, was hold beglücket,
Jede sanfte Freude:

Muß er noch vom Morgen
Bis zum Abend sorgen,
Selbst sich zu beherrschen.

Darf nie geh'n sich lassen,
Muß sich immer fassen;
Heucheln muß er Kräfte.

Dann ihm oft gelinget,
Daß er fast erzwinget
Ein natürlich Lächeln.

Digitized by Google

Dornröschen.

Dornröschen, die Prinzessin, war
Versenkt in langen Schlummer,
Ihr Leben war ein Träumen nur,
Erfüllt von schwerem Kummer.

Die Ursach' dieses Schlummers war
Gar leicht wohl zu entdecken;
Doch hatte Niemand Kraft und Muth,
Sie aus dem Schlaf zu wecken.

Nur einem edlen Prinzen ist
Das schwere Werk gelungen:
Durch all das scharfe Dorngestrüpp'
Ist er zu ihr gedrungen. —

Du kennst, mein Prinz, dies Märchen wohl,
Es stammt aus grauen Zeiten;
Doch mir erscheint es lebensfrisch —
Und du weißt es zu deuten!

Rosen und Disteln.

Manchem sind die Götter gnädig!
Von dem schönsten Rosenstrauch
Pflücken sie ihm selbst die Rosen,
Daß ihn freu' ihr süßer Hauch.

An das Antlitz führt entzückt er
Sie nach langgewohntem Brauch —
Doch wer Disteln hält in Händen,
Der versucht es leider auch!

Einmal nur!

Einmal möcht' ich gar so gerne,
Ich verdurstend armer Zecher,
Einmal nur die Lippen setzen
An den vollen Freudenbecher!

Darum, Tod, bevor ich ruhen
Muß in deinen kalten Armen —
Laß mich eine kurze Stunde
Selig ruhen noch in warmen!

Maikäfer.

Maikäfer sind die Klügsten wohl:
Sie summen und schwirren im Mai —
Dann fallen betäubt und todt sie hin,
Ist der schönste der Monde vorbei.

Digitized by Google

Bin zufrieden, sagt der Arzt.

Als ich vor zwei Tagen klagte,
Daß ich schlecht geschlafen hätte:
„Also doch ganz gut gegessen,
Bin zufrieden!“ sagt der Arzt.

Als ich gestern nüchtern klagte,
Daß ich nichts gegessen hätte:
„Also doch ganz gut geschlafen,
Bin zufrieden!“ sagt der Arzt.

Als ich heute zornig klagte,
Daß ich nüchtern nicht geschlafen:
„Nun, Sie sprechen ja viel frischer,
Bin zufrieden!“ sagt der Arzt.

Der eigene Kram.

Wie einst ich als Kind den buntesten Kram
Von Puppen und anderem Spielzeug mitnahm —
Und führte ihn stumm in der Welt herum,
Ich wußte im Grunde selbst nicht warum;
Doch wo ich hin kam, da packt' ich ihn aus
Und fühlte mich überall dann wie zu Haus:
So schlepp' ich nun auch durch die weite Welt
Einen Kram von Ideen, der mir nur gefällt.
Gestalten ziehen mit mir herum,
Bekannte, vertraute — weiß selbst nicht warum;
Ich laß aus verschlossener Brust sie heraus —
Und fühle mich überall dann wie zu Haus.

Sei's!

Kein Same fällt umsonst zur Erde,
Aus dem nicht eine Blüthe dringt
Und keine Raupe spinnt sich ein,
Daraus kein Schmetterling sich schwingt.
Stein und Metall sind todt allein.

Soll diesen gleich mein Herz denn sein?
Nun wohl, wie sonderbar es klingt,
So sei, mein Herz, ob du auch nicht erkaltet,
Metall, das Feuers Gluth bezwingt —
Und Stein, den Schicksalsschlag gestaltet!

Digitized by Google

Was sollen und können wir glauben?

Ein Beitrag zur Philosophie der Gegenwart.

Von

Anton Gauser.

Ex Nihilo nihil fit et in Nihilum nihil potest reverti. Aristoteles.

Einleitung.

In jedem Menschen, sobald er einen gewissen Bildungsgrad erreicht hat, erwacht ein philosophisches, oder wenn man es so nennen will, ein metaphysisches Bedürfniß.

Fragen, wie: Wer bin ich? Was ist die Welt im Verhältnisse zu mir? Warum bin ich und warum ist die Welt? Wie verhält sich Schöpfer zum Geschöpf? Wo liegt die Logik aller Existenz überhaupt? 2c. 2c. — Fragen, deren jede einzelne weit über alle empirische Erfahrung hinausreicht, — stellt sich jeder denkende Mensch und er wendet sich, um auf diese ihn mehr als alle anderen Dinge interessirenden Fragen Antwort zu erhalten, an die Religion, an die Wissenschaft, endlich an die Philosophie.

Die Religion antwortet mit Dogmen, welche auf den Glauben an die Autorität gegründet und zumeist für das Gemüth allein berechnet sind; die Wissenschaft weiset ihn auf den Weg der Induction, deren einzige Basis die empirische Erfahrung ist — während eben jede einzelne obiger Fragen den Beweis liefert, daß unser Wissensdrang ebensowohl, als unser Denkvermögen weit über Induction und Erfahrung hinausreichen — wenigstens hinausreichen möchten; die Philosophie endlich antwortet mit Systemen, deren Lücken und Mängel zwar anerkannt, aber, ungeachtet dessen, noch nicht befriedigend ausgefüllt oder verbessert werden konnten.

Was soll der denkende Mensch nun glauben? Womit sein metaphysisches Bedürfniß befriedigen?

Die eingefleischten Empiriker vom Fache möchten zwar überhaupt leugnen, daß es ein metaphysisches Bedürfniß gebe oder geben könne, von der Ansicht ausgehend, daß es etwas Wissenswerthes, was nicht durch die empirische Erfahrung bethätigt und bestätiget werden kann, überhaupt nicht geben könne; wogegen aber wieder einzuwenden ist, daß wir in unserer

Digitized by Google

inneren Erfahrung, in unserem Selbstbewußtsein, Dinge finden, die mit der rein empirischen Erfahrung insoferne nichts gemein haben können, als sie, diese Dinge nämlich, alle empirische Erfahrung erst möglich machen. Wie denn auch z. B. Kant in seiner Kritik der reinen Vernunft schon bewiesen hat, daß Erfahrung nur möglich ist durch die Vorstellung einer nothwendigen Verknüpfung der Wahrnehmungen. Erfahrung kann nie aus der Erfahrung abgeleitet werden, daher denn eine objective Welt immer nur wahrnehmbar werden kann, wenn es ein Subject gibt, welches die Erfahrung machen kann. Subject und Object sind wirklich Wechselbegriffe, das heißt, bedingen einer den anderen, und da in unserer inneren Erfahrung, in unserem Selbstbewußtsein, die subjective Seite der Welt wirklich zum Bewußtsein gelangt und dem Subjecte ein anscheinend völlig fremdartiges Object entgegentritt, so ist es nur selbstverständlich, daß das Subject sowohl über sich als über das Object in's Reine zu kommen trachtet. Dieses Streben ist genau so alt als das Selbstbewußtsein der Menschheit.

Dieses Streben ist nun dasjenige, was ich, mit Rücksicht auf die subjective Seite der Welt, das metaphysische Bedürfniß nennen möchte; es ist das Streben nach Wahrheit, und zwar nach jener subjectiven Wahrheit, welche von unserem Bewußtsein und Selbstbewußtsein als existirend empfunden uud als klare Erkenntniß gefordert wird.

Die Religion — in was immer für einer Gestalt — sucht dieses in unserem Gemüthe auf's Tiefste begründete Bedürfniß zu befriedigen; in ihrer Weise ebenso die Philosophie. Einige Schriftsteller, unter ihnen besonders Feuerbach, suchten wohl nachzuweisen, daß die erste Quelle aller religiösen Anwandlungen der Menschheit in der Furcht und in der Hoffnung gelegen sei; in der Furcht und in dem Staunen vor den Ereignissen und Wirkungen einer völlig unbekannten Natur; in der Furcht und in dem Staunen über das Dasein uud die besonderen Fähigkeiten einer völlig unbekannten Thierwelt &c. Diese Bemerkungen mögen zum Theile richtig sein und insbesonders auf Völker Anwendung finden, welche dem Thiere selbst noch näher standen als dem Menschen; aber auch Furcht, Staunen und Hoffnung sind psychologische Eigenschaften eines Subjectes und das heutige metaphysische Bedürfniß gründet sich sicher nur auf das volle Bewußtsein des Gegensatzes von Subject und Object, welches Bewußtsein eben in unserer inneren Erfahrung auf das Lebhafteste zu Tage tritt. Es mag allerdings richtig sein, daß dieses unser heutiges Bewußtsein und Selbstbewußtsein sich erst aus niedrigeren Formen zu dem entwickelt hat, was es heute ist; aber eben, wenn man bis zur Entwicklungsgeschichte zurückgeht, bis zur Existenz von Naturkräften und Naturgesetzen, so wird man nur annehmen können, daß jene Dinge und Eigenschaften, die heute in unserem Selbstbewußtsein zu finden sind, auch schon in jener gesetzmäßigen Wirkungsart der Natur gelegen sein müssen, welche endlich auch unser Bewußtsein zu Tage gefördert hat und wenn in unserem Selbstbewußtsein endlich Fähigkeiten aufzufinden sind, welche eine logische Motivirung ermöglichen, so wird man nie und nimmer annehmen können, daß die Wirkungsarten der Natur blind und unintelligent seien.

Digitized by Google

Unsere innere Erfahrung, unser Selbstbewußtsein, verlangt nun nach einem letzten, und zwar subjectiven Erkenntnißgrunde aller Dinge und wird immer darnach verlangen; und daran wird auch jener Theil der Forscher nichts ändern, welcher immer von blinden Naturkräften und blinden Naturgesetzen redet und schwärmt, die Philosophie gänzlich eliminiren und die Religion nur deßhalb dulden möchte, weil das „Volk" eine solche braucht.

Allerdings sind sowohl Subject als Object der Natur immanent; dies haben aber auch die größten und würdigsten Vertretet der Philosophie anerkannt und gelehrt. Subject und Object verhalten sich wie zwei Seiten einer und derselben Sache, daher in dieser immer beide enthalten sind.

Die exacte Naturforschung weiset in der Regel jede subjective Einmischung in ihr Gebaren zurück; sie faßt das Selbstbewußtsein als Folge mechanischer Naturwirkungen auf und sucht auf rein objectivem Wege zur Erkenntniß zu gelangen; ihr letztes Ziel könnte nur sein ein psycho-physicalisches Atom aufzufinden, aus dem die Natur entsprungen ist. In unserem Kopfe existirt aber schon so ein Ding, wie unser Selbstbewußtsein, welches Subject und Object zugleich umfaßt, genügend darthut; weßhalb jene Erkenntniß, welche die Menschheit anstrebt, nur darin bestehen kann, das Band, welches Subject und Object miteinander verbindet, aufzufinden und dadurch die Einheit des der Erscheinung zu Grunde liegenden Wesens nachzuweisen.

Jede andere Erklärung ist keine; und auch das großartigste Gebäude von Naturwirkungen und Naturgesetzen, wird für unser Selbstbewußtsein unbefriedigend und ungenügend sein, so lange das Band nicht erkannt wird, welches unser Selbstbewußtsein mit der Natur verknüpft, so lange die Nothwendigkeit dieser Verknüpfung nicht nachgewiesen, kurz — so lange der Sprung vom Objectiven zum Subjectiven nicht gemacht sein wird.

In unserem Selbstbewußtsein ist die Einheit vom Subject und Object thatsächlich hergestellt, indem das Object (unser Leib) sich zugleich als Subject fühlt und deßhalb wird dieses Subject immer berechtigt sein, den Weltproceß, der als großes Object sich vor seiner Wahrnehmung abspielt, einem Urtheile, und zwar einem subjectiven zu unterziehen.

Tritt auch von Zeit zu Zeit das metaphysische Bedürfniß, das heißt, das Bedürfniß, den Weltproceß aus unserer inneren Erfahrung zu erklären, zurück, was selbstverständlich immer geschieht, wenn die mechanische, physische, oder wenn man sie so nennen will, die materielle Weltanschauung zur dominirenden geworden ist (aus Gründen, deren Erörterung uns hier zu weit führen würde) — immer bricht sich dieses Bedürfniß wieder Bahn; und so sehen wir auch in neuerer Zeit die Menschheit wieder Interesse gewinnen an Bestrebungen, welche darauf gerichtet sind, auch das subjective Bedürfniß zu befriedigen, wozu die reine Empirik, das System der Induction — so groß und herrlich ihre Resultate auf dem Gebiete der objectiven Kenntniß der Natur auch sein mögen und wirklich sind — nicht ausreicht und auch nie ausreichen wird.

Digitized by Google

1.

Die Pessimisten.

In der neuesten Zeit haben insbesonders zwei philosophische Systeme einen zahlreichen Leserkreis und durch journalistische Besprechungen und Aufsätze im Publicum größere Verbreitung gefunden. Es sind dies die rein pessimistischen Systeme: „Die Welt als Wille und Vorstellung" von Arthur Schopenhauer, und die „Philosophie des Unbewußten" von Eduard von Hartmann.

Obgleich nun diese Werke vielfach und in der verschiedensten Art und Weise kritisch beleuchtet wurden, will ich es hier in einigen Zügen, und ohne in Details einzugehen (deren Kenntniß ich bei vielen Lesern dieser Abhandlung wohl voraussetzen darf), versuchen, eine kurze Kritik zu geben, wobei es mir geschehen mag, daß ich zu meinen eigenen Ansichten gelange, deren Beurtheilung ich dann dem geehrten Leser selbst überlassen muß.

Schopenhauer's Grundprincip ist bekanntlich der „Wille zum Leben", in welchem er das alleinige und ausschließliche, der realen Welt zu Grunde liegende metaphysische Princip erkennt. Bei Eduard v. Hartmann ist dieses Princip „das Unbewußte", in welchem Hartmann sich sowohl den Willen zum Leben als das Vorstellungsvermögen, als primäre Principien, vereinigt denkt. Beide Philosophen stimmen aber in den Endresultaten ihrer Untersuchungen überein und zwar insoferne, als Beide in dem „Willen" ein schlechtes Princip erblicken; sie behaupten Beide, daß die reale Welt auf einem Fehler, auf einer ethischen Schuld beruhe, daß eine Umkehr auf dem eingeschlagenen Wege nöthig sei, daß die Askese, die Verneinung des Willens zum Leben allein zur Erlösung führen könne, daß die Welt überhaupt einer Erlösung bedürftig sei.

Der Hauptunterschied zwischen beiden Systemen liegt darin, daß Schopenhauer den „Willen zum Leben" als alleiniges Weltprincip aufstellt und die „Vorstellung", die Intelligenz, aus dem Willen auf empirischem Wege herleitet, während Eduard v. Hartmann, logischer als Schopenhauer, sowohl im „Willen", als im „Vorstellungsvermögen" (im Unbewußten zur Einheit verbunden) primäre Principien der Welt erblickt, darauf hinweisend, daß ein Wille ohne Vorstellung überhaupt nicht gedacht werden könne.

Während Schopenhauer die „Vernunft" nur als das Vermögen des Intellects betrachtet wissen will, abstracte Begriffe zu bilden, meint Hartmann, daß die „Vernunft" bei der Schöpfung überhaupt nicht betheiliget gewesen sei, daß nur der blinde und dumme Wille allein die Ursache einer Welt sein könne, welche schließlich in „Illusionen" sich auflöset, Illusionen, deren Unvernünftigkeit übrigens schon a priori abzusehen wäre. Eduard v. Hartmann, obschon in der Erkenntniß der Natur des ursprünglichen Weltwesens logischer als Schopenhauer, insoferne als er in der Natur dieses Wesens primäre Gegensätze findet, „Wille und Vorstellungsvermögen", verwickelt sich aber im Verlaufe seiner Darstellungen in ganz ähnliche Widersprüche und Inconsequenzen wie Schopenhauer; ja noch weit mehr! Denn Hartmann sagt, im „Unbewußten" sei Wille und Vorstellung Eins; er sieht gleichzeitig im

Digitized by Google

„Unbewußten“ auch das Princip der höchsten Weisheit, indem er ihm auch alle Functionen des Instinktes, des Hellsehens, der Allweisheit &c. beilegt und dann doch wieder — im Capitel, in welchem von der Bestmöglichkeit der Welt die Rede ist — sagt, die „Vernunft“ könne bei der Weltschöpfung nicht mitgewirkt haben.

Wo soll denn aber die „Vernunft“ gewesen sein bei dem Schöpfungsacte der Welt? Wenn das Urprincip der Welt das „Unbewußte“ ist, in diesem aber Wille und Vorstellung Eins sind, was und wo ist denn die Vernunft, die bei der Weltschöpfung nicht betheiligt war, gewesen?

Woher kommen, wenn die Vernunft (als in deren Gebiet gehörend man unter Anderen doch jedenfalls das Princip der Logik wird rechnen müssen) bei dem Schöpfungsacte der Welt nicht betheiliget gewesen ist, die verschiedenen Erscheinungen in der realen Welt, welche mitunter so sehr auf die Anwesenheit einer Vernunft hinweisen? z. B. logische Urtheilskraft, ästhetischer Sinn &c. &c.?

All' den bekannten Principien der Verneinung, allen Schimpfereien über die bodenlose Schlechtigkeit der realen Welt, überhaupt dem reinen, absoluten Pessimismus stehen immer und immer wieder Thatsachen gegenüber, Hindernisse, welche nicht hinwegzudisputiren sind — so sehr unsere Pessimisten sich hiezu die unverdrossenste und redlichste Mühe geben. Unser Streben nach Wahrheit, unser Sinn für die Schönheit — sind sie „Illusionen“? Haben wir etwa nicht wirkliche Freude an der Wahrheit, an der Schönheit? Oder wird man etwa leugnen wollen, daß es in der realen, vor uns liegenden Welt auch wirkliche Tugenden gibt, ja, sogar auch reale empirische Vertreter derselben?

Endlich ist der alte Spruch des Aristoteles: „Ex Nihilo nihil fit et in Nihilum nihil potest reverti“ auch nicht hinwegzuescamotiren. Wäre die Welt wirklich so schlecht, so absolut schlecht, wie die Pessimisten sie unbedingt hinstellen, so blieben auch alle Tugenden: Gerechtigkeit, Liebe, Barmherzigkeit, Mitleid &c. werthlos, mindestens unerklärt, wie denn auch Schopenhauer, welcher im „Mitleide“ die Quelle der Moral erblickt, diese für eine „mystische“ erklärt — worauf ich noch später zurückkommen werde.

Schopenhauer sagt wiederholt in seinen verschiedenen Schriften (auch in den Briefen an seinen Freund Frauenstädt, welcher ihn über diesen Punkt interpellirt hatte), daß der „Wille zum Leben“, wenn er sich auch verneint hat, doch noch irgendwo und irgendetwas sein müsse — wovon wir Sterbliche aber nichts wissen können.

Mit diesem Ausspruche nun wirft Schopenhauer eigentlich sein ganzes System selbst wieder um, da dieses doch, und zwar mit der größtmöglichsten Ostentation, nur auf den Willen zum Leben, als alleiniges und ausschließliches Princip aufgebaut ist, so daß mit der Aufhebung des Willens zum Leben auch die Welt nicht mehr sein könnte — was Schopenhauer an anderer Stelle auch wieder zugibt.

Ganz das nämliche Geschäft verrichtet auch Eduard v. Hartmann mit seinem Systeme, indem er gegen das Ende seines Werkes sagt, daß für uns Menschen die Bejahung des Lebens vorläufig doch das Beste sein dürfte, da

Digitized by Google

wir ja doch nicht wissen können, was das „Unbewußte" für Zwecke verfolgt, diese aber sicher die richtigen sein werden.

Wer die Werke der beiden genannten Philosophen mit gläubigem Sinne und Gemüthe liest, traut dann bei diesen Stellen freilich seinen Ohren, oder eigentlich Augen kaum und muß sich endlich fragen: Wozu solchen Coribantenlärm über die Schlechtigkeit dieser Welt, wenn sie etwa doch die „Bestmöglichste", vielleicht auch sogar eine nothwendige sein könnte? Oder wozu solches Aufsehen über den „Willen", wenn er etwa doch kein primäres Princip wäre und wir auch gar nicht absehen können, was dann sein würde, wäre er nicht?

Der reinen Negation des Vorhandenen (auf welche die Lehren der Pessimisten in letzter Linie und bei voller Consequenz derselben hinauslaufen), steht immer unser schöner Satz: „Ex Nihilo nihil fit etc." entgegen und mit der Negation ist Niemand gedient, da Jedermann weiß, daß es Eine Wahrheit geben muß, diese aber nicht die Vernichtung sein kann.

Beide Systeme kranken an einem inneren Uebel, und dieses liegt darin, daß beide Philosophen sich zwar die Mühe geben, ein letztes und absolutes Weltprincip aufzufinden, ein solches auch wirklich aufstellen, das gefundene Princip aber, den Willen, als ein schlechtes und verwerfliches kennzeichnen.

Ein solches Princip aber streitet gegen die Logik; es streitet gegen die Logik der Thatsachen, weil die Welt nicht absolut schlecht ist; es kommen in ihr nämlich Dinge und Erscheinungen vor, die sich mit einer absoluten Schlechtigkeit nicht vertragen; es streitet gegen die Logik überhaupt und insbesonders gegen eine transcendentale Logik, weil ein absolut schlechtes Princip neben einem absolut guten unmöglich bestehen könnte. Ein absolut gutes Princip (welches eben auch mit Attributen, wie Hartmann sie seinem Unbewußten mitunter beilegt, ausgestattet sein muß) kann nicht einen Augenblick ein wirklich schlechtes Princip neben sich dulden und umgekehrt. Schlecht und gut können überhaupt mit Rücksicht auf ein wirklich primäres und letztes Princip, welches doch alle möglichen Dinge, insoferne sie nicht in ihm selbst enthalten und motivirt sind, ausschließt, immer nur Relationen sein, die in der realen Welt zur Erscheinung kommen und auch Werth und Geltung haben können, nicht aber für das letzte Princip, welches an sich nur als spontan wirkend und auch als logisch gedacht werden kann. Die reale Welt, wird sie überhaupt als aus einem letzten und einheitlichen Principe entsprungen gedacht, kann immer nur als die logische Folge dieses ursprünglichen Grundes, immer nur als eine Nothwendigkeit aufgefaßt werden.

Insbesonders wird aber die Logik hart mitgenommen durch die Lehre Schopenhauer's, daß das Ding, welches hinter der Erscheinungswelt steckt, der Wille (als solcher dumm und blind) durch ein secundäres, hinzugekommenes Princip aufgehoben werden könne. Wäre dies möglich, wie könnte der Wille zum Leben dann überhaupt ein „primäres" Princip sein? Ebenso und mit gleicher Berechtigung könnte man Hartmann fragen, warum denn das Unbewußte, in welchem doch Wille und Vorstellungsvermögen vereint gedacht werden soll (jenes Unbewußte, welchem auch die Functionen des Hellsehens, der höchsten Weisheit 2c. beigelegt werden), dem Willen nicht eine bessere Welt vorgespiegelt, oder, wenn dies vielleicht nicht möglich

Digitized by Google

gewesen ist, warum es dem Willen nicht die, nach Schopenhauer und Hartmann, so fürchterlichen Qualen des Daseins in der zu schaffenden Welt rechtzeitig zur Vorstellung gebracht und ihn dadurch seinem Wahne überhaupt abwendig gemacht habe? Ist der Wille an und für sich ein blindes und dummes Streben und dieses wirklich ein ewiges, so ist nicht abzusehen, wie die Intelligenz und die Erkenntniß endlich doch auf ihn einwirken soll und kann; ist aber eine solche Einwirkung möglich — durch die Erkenntniß, — so sollte man meinen, daß ein Princip, welches auch mit den Eigenschaften des Hellsehens und der höchsten Weisheit ausgestattet ist, diese Erkenntniß durch rechtzeitige und richtige Vorstellungen herbeiführen könne, ohne einen X-Millionen Jahre dauernden Weltproceß einleiten zu müssen. Wie bereits früher erwähnt, verträgt sich irgend ein gutes Princip mit einem absolut schlechten nie, und wenn man Weisheit und Willen als Attribute eines einheitlichen Principes auffaßt, so ist das einzig Richtige anzunehmen, daß auch die Wirkungen, die aus der Thätigkeit des ursprünglichen Wesens entspringen, logische, sich nicht selbst widersprechende oder aufhebende sein werden.

Wer, um einen Ausdruck Schopenhauer's zu gebrauchen, kein Spaßphilosoph sein oder die Welt nicht etwa mit mehr oder weniger geistreichen Worten unterhalten will, der wird an dem Satze: „Ex Nihilo nihil fit et in Nihilum nihil potest reverti“ festhalten, und wenn er von ursprünglichen Principien spricht, diese als unveränderliche hinstellen, oder aber, kann er dies nicht, zugeben und einbekennen müssen, daß die Menschen (oder wenigstens er selbst) nicht die Fähigkeit besitzen, der Wahrheit auf die Spur zu kommen.

Kant hat nachzuweisen versucht, daß der menschliche Verstand nicht ausreicht, bis zur Erkenntniß des „Dinges an sich“ (wie Kant jenes Ding, welches hinter der Erscheinungswelt steckt, nannte) vorzudringen. Kant lehrte aber auch, daß erst unser Verstand die Dinge zu dem macht oder stempelt, als was wir sie auffassen. Kant meinte damit, daß die Dinge der objectiven Welt nicht unabhängig von unserem Gehirn, resp. von unserem Verstande, so sind, wie dieses Gehirn sie denkt, daß uns aber doch in der durch den Verstand vermittelten Vorstellung immer nur die objectiven Erscheinungen, eben als Vorstellungen, gegeben werden.

Diese Ansicht Kant's, welche mit seiner Lehre, nach welcher wir nie bis zu dem Dinge an sich, oder den Dingen an sich gelangen können, in Harmonie steht, ist richtig, insoferne wirklich immer nur Vorstellungen von empirischen Erscheinungen in unser Bewußtsein gelangen.

Die Frage ist aber die, ob nicht vielleicht in unserem Bewußtsein, insbesonders in unserem Selbstbewußtsein, auch der logische Grund aufgefunden werden kann, warum es überhaupt Erscheinungen gibt, ja ob unser Bewußtsein, insbesonders unser Selbstbewußtsein, nicht derart beschaffen ist, daß aus ihm, auf das Wesen dieses „Dinges an sich“ unmittelbar geschlossen werden kann?

Untersucht man empirisch den Grund, warum das Gehirn eben so und nicht anders functionirt, so stellt sich in letzter Linie heraus, daß die Thätigkeit des Gehirns unmittelbar mit der allgemeinen Naturwirksamkeit, oder wie

Digitized by Google

Schopenhauer sie nennt, mit der Causalität, zusammenhängen muß. Das Gehirn selbst, empirisch betrachtet, ist ein Product der Naturwirksamkeit; und daß dasselbe den so und so bewegten Aether unter Vermittlung eines Organes, welches eben für diese und keine andere Art der Bewegung empfindungsfähig ist, als Licht auffaßt, kann weder auf einem unmotivirten Zufalle, noch auf einer zufälligen Laune des Gehirns beruhen, sondern hat sicherlich in der allgemeinen Wirksamkeit der Natur selbst, welche als solche spontan, das heißt ihrem innersten Principe gehorcht, seinen Grund.

Diese Naturwirksamkeit bringt aus diesem ihrem spontanen Princip, unabhängig von jedem weltlichen Bewußtsein, alle jene Organe hervor, welche es dem Verstande dann ermöglichen, seine Thätigkeit in der realen Welt zu beginnen, aus welcher Thätigkeit dann das Bewußtsein, endlich auch das Selbstbewußtsein hervorgehen.

Hartmann nannte deßhalb sein Weltprincip „das Unbewußte", weil das weltliche Bewußtsein, das heißt, das Bewußtwerden in der realen Welt erst eine Folge ist der spontanen Thätigkeit der Natur, diese Naturwirksamkeit aber wirklich unabhängig ist von jedem weltlichen Bewußtsein, welches sich thatsächlich zur Naturwirksamkeit verhält, wie die Folge zum Grunde. Da dies aber wirklich und ganz zweifellos der Fall ist, so ist es mir unbegreiflich, wie Jemand, der dieses Verhältniß mit aller Schärfe darlegt und überdies die richtige Ansicht vertritt, daß in diesem, mit Rücksicht auf das weltliche Bewußtsein, unbewußt genannten Wirken der Natur, auch das Princip der höchsten Weisheit enthalten ist, zu dem Gedanken kommen kann, das weltliche Bewußtsein solle geschaffen sein, um sich endlich gegen seine weise Mutter zu kehren! Liegt nicht viel näher der richtige Gedanke, daß die Folge des Grundes immer — wenn auch in veränderter Gestalt oder Form — das Wesen des Grundes aufweisen werde? daß — um mich anders auszudrücken — das weltliche Bewußtsein nur eine Form der ursprünglichen und spontanen Naturwirksamkeit sein werde?

Meine Ansicht nun über die früher aufgeworfenen Fragen, bei denen so recht eigentlich die Philosophie, oder wenn man die Sache so nennen will, die Metaphysik beginnt, geht dahin, daß Kant's Meinung, nach welcher wir nie zum Dinge an sich gelangen könnten, nur dann richtig ist, wenn man bei dem Streben hiezu allein den Weg der Empirik verfolgt; ich glaube ferner, daß wir, um Fragen, wie die vorher aufgeworfenen, einer Beantwortung zu unterziehen, immer nur auf die subjective Seite unseres Daseins und der Welt, also nur auf unser Selbstbewußtsein hinweisen können; ich glaube aber auch, daß wir hiezu berechtigt sind, und zwar deßhalb, weil wir nicht daran zweifeln können, daß dieses unser Selbstbewußtsein wirklich die secundäre Erscheinung eines primären Grundes ist, diese Erscheinung des weltlichen Bewußtseins, insbesonders Selbstbewußtseins, mit dem primären Grunde, in höchst nahem Connexe stehen muß. Wir fühlen uns der Außenwelt gegenüber als Subject, jene als Object; mit Hilfe unseres Selbstbewußtseins — der inneren Erfahrung — können wir aber auch unseren eigenen Leib als Object betrachten, und dadurch können wir auch zu einem Urtheile gelangen über Subject und Object zugleich, indem wir die Wechselwirkung beider auf einander beobachten, und dabei

Digitized by Google

finden, daß dieser Leib durch und durch Causalität, wirksame Erscheinung dessen ist, was uns in unserem Selbstbewußtsein gegeben ist. Ich glaube demnach auch, daß Schopenhauer, indem er auf dem Punkte, wo ihn das empirische Wissen verläßt, das heißt, wo eine weitere Untersuchung des Objectes unmöglich geworden ist, auf unsere innere Erfahrung hinweiset und sagt: da, in unserem Innern, in unserer eigenen Brust, sei die weitere Leuchte zu finden — den richtigen Weg eingeschlagen hat und rechne ihm dies als ein ebenso großes als bleibendes Verdienst hoch an, wenn ich auch Gegner seiner Einseitigkeit und seiner Schlußfolgerungen bin.

Ich acceptire demnach vollständig den Willen zum Leben, aber nicht als einfaches und letztes Princip der Welt, sondern als ein primäres und logisches Attribut des ursprünglichen Weltwesens; ebenso erkenne ich auch im „Vorstellungsvermögen“ ein solches primäres Attribut und stimme hier mit Ed. v. Hartmann überein, indem ich meine Ansicht dahin äußere, daß beide Fähigkeiten, Wollen und Vorstellen, eine untrennbare Einheit bilden, daß also Wille und Vorstellungsvermögen immer die logischen Attribute irgend eines wirklich existirenden Wesens überhaupt sein müssen, so aber, daß von der vollständigen Unterdrückung, Aufhebung oder Umkehr eines der Attribute nie und nimmer die Rede sein kann — in welchem Punkte ich eben als Gegner der Pessimisten, sowohl Schopenhauer's, als Hartmann's, auftreten muß.

Ich bedauere es, daß Schopenhauer sowohl, als Hartmann, anstatt auf dem richtigen Wege fortzuschreiten und die reale Welt als die ebenso logische als nothwendige Folgeerscheinung eines ewigen, aus Wille und Vorstellung bestehenden, wirklich existirenden ursprünglichen Wesens zu erklären, Bücher und Bände geschrieben haben über die Schlechtigkeit der realen Welt, über den Grund dieser Schlechtigkeit, welcher eben der Wille sein soll, über die Nothwendigkeit der Umkehr des Wollens, über eine Vernunft, welche bei dem Schöpfungsacte nicht betheiliget gewesen sein soll ꝛc. ꝛc. — wobei aber dann schließlich von dem einen Philosophen zugegeben werden muß, daß von dem Willen, diesem primären Principe, wenn es sich auch verneint und aufgehoben hat, doch noch etwas übrig bleiben müsse, nämlich Daseinsformen, von denen oder über die wir Sterbliche aber nichts wissen können, während der andere Philosoph ebenfalls gezwungen ist zuzugeben, daß diese reale Welt, in der es unter Anderem Dinge gibt, wie Instinkt, Hellsehen, Gesetzmäßigkeit ꝛc., doch die bestmöglichste sei, ja, in welcher wir eigentlich nichts Besseres thun können, als uns mit dem Leben zu versöhnen und es — vorläufig — zu bejahen!!!

Die beiden Philosophen beherzigten bei Anlage und Entwicklung ihrer Systeme zu wenig die Einsicht, daß ursprüngliche Principien, sobald sie als solche erkannt und hingestellt werden, auch unveränderliche sein müssen — was schon Kant bewiesen hat und auch die Alten schon einsahen und mit dem Spruche „Ex Nihilo nihil fit et in Nihilum nihil potest reverti“ zum Ausdrucke gebracht haben.

Soweit unsere empirische Erfahrung reicht, lehrt sie uns, daß die Wirksamkeit der Natur eine unveränderliche ist. Wenn man nun die Thatsache der Existenz einer realen, aber aus stets werdenden, veränderlichen

Digitized by Google

und vergänglichen Entwicklungsreihen bestehenden Welt einerseits und die weitere Thatsache anderseits berücksichtiget, daß es eine stets unveränderliche Wirksamkeit der Natur gibt, so wird man zur Einsicht gedrängt, daß das Wesen der Natur, das Ding an sich, wie Kant jenes hinter der Natur steckende Wesen nannte, selbst ein unveränderliches sein, daß es aber in der Natur dieses Wesens auch gelegen sein müsse, eine solche Causalität zu bilden, daß aus dieser die Entstehung der Vielheit in Raum und Zeit hervorgehen muß.

Wir sind durch unser logisches Bedürfniß gezwungen, anzunehmen, daß es eine — aber auch nur Eine — Wahrheit gibt und wir müssen endlich zu dem Schlusse gelangen, daß die Existenz der realen Welt eben auf dieser einen Wahrheit beruhen werde. Ebenso können wir nicht umhin anzunehmen, daß das ursprüngliche Wesen, zu welchem die reale Welt sich verhält wie die Folge zum Grunde, nur spontan, also aus seinem innersten Principe wirken werde; ist dies aber der Fall, so muß man auch zur vollen Ueberzeugung gelangen, daß die Vielheit in Raum und Zeit eigentlich nur eine Erscheinungsform des ursprünglichen und ewigen Wesens ist, daß auch wir Menschen wirklich Kinder desselben sind.

Ein Spruch der heiligen Schrift lautet: „Der Mensch ist nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen", und ich glaube, daß dieser Spruch eine volle Wahrheit zum Ausdrucke bringt, ungeachtet dessen, daß die einzelnen Erscheinungsformen mitunter dem landläufigen Begriffe eines „Gottes" sehr wenig zu entsprechen scheinen. Die vielen Unvollkommenheiten in der realen Welt sind eben eine nicht zu umgehende Folge der Vielheit und des Principes der Entwicklung: Vielheit und Entwicklung aus dem Unbewußten sind aber — von einem höheren Gesichtspunkte aufgefaßt — eine ebenso weise als nothwendige Einrichtung, da es sich in der Welt um die Befriedigung eines Willens handelt, welche, würden nicht Ziele geschaffen werden, die ebensowohl erreicht, als auch nicht erreicht werden können, überhaupt nie und niemals eintreten könnte.

2.

Ueber den Begriff der Causalität.

Ich habe im Vorstehenden wiederholt den Ausdruck „Causalität" gebraucht und darunter, ähnlich wie Schopenhauer, die Wirksamkeit der Natur im Allgemeinen verstanden; habe auch angenommen und als feststehend hingestellt, daß die Wirkungsart der Natur eine unveränderliche sei und will hier die Frage: gibt es überhaupt eine unveränderliche Wirksamkeit oder ein unveränderliches System der Natur und was ist seine Bedeutung? noch einer möglichst kurz gehaltenen Untersuchung unterwerfen.

Soweit die Erfahrung, die empirische Erfahrung, heute reicht, und diese als genügend betrachtend, muß man sagen: es gibt unveränderliche Naturwirksamkeiten oder vielleicht auch nur Eine, aus deren Wesen die verschiedenen Wirksamkeiten in der Succession nothwendig folgen. Diese aus der empirischen Erfahrung abgeleitete Thatsache als eine unumstößliche

Digitized by Google

betrachtend, kann man nun annehmen, daß diese Naturwirksamkeit wohl vorhanden ist, daß aber eine weitere Bedeutung derselben, eine solche, welche mit unserer inneren Erfahrung, unserem Selbstbewußtsein, in directem Connexe steht, nicht existirt, so also, daß es zwar eine Naturwirksamkeit oder ein aus dieser entspringendes System der Natur, aber keine unmittelbare Verknüpfung zwischen Natur und Selbstbewußtsein gibt, insbesonders keine solche Verknüpfung, nach welcher die Natur und jene Factoren, die in unserer inneren Erfahrung liegen, sich gegenseitig bedingen würden.

Man könnte ferner annehmen, daß das Gesetz der Causalität, welches kurz ausgedrückt lautet: jeder Veränderung in der Natur muß eine andere Veränderung vorhergegangen sein, oder: jeder Wirkung muß eine Ursache vorhergehen, sowohl vorwärts als rückwärts in's Unendliche, Grenzenlose, ausdehnbar sei, so also, daß die Kette der Veränderungen nie in sich selbst zurücklaufen, sich nie und in keinerlei Art und Weise schließen würde; oder endlich könnte man auch annehmen, daß die Causalität ein in sich selbst wieder zurückführendes System bildet, welches zwar unveränderlich ist, sich aber mit Rücksicht auf ein einheitliches und allen Erscheinungen zu Grunde liegendes Princip (also z. B. nach Schopenhauer auf den Willen) verhält, wie die Folge zum Grunde.

Betrachten wir die erste Hypothese näher, so gelangen wir zur Einsicht, daß wir der Logik unseres Denkens Gewalt anthun müßten, um sie auch als die richtige anzuerkennen: die Natur und Alles, was sie hervorbringt, also z. B. auch unser Selbstbewußtsein, blieben unmotivirt; zwischen unserem Handeln nach Motiven, welche letztere auf den Factoren unseres Selbstbewußtseins, Wille und Vorstellungsvermögen, beruhen, und der allgemeinen Naturwirksamkeit gäbe es keinen Causalnexus; blinde und aus unserem Selbstbewußtsein nie zu erklärende Naturkräfte und Gesetze wären die Regenten dieser Welt.

Betrachten wir die zweite Hypothese, nach welcher die Causalität sowohl vorwärts als rückwärts grenzenlos wirkt, auch nicht aus einem ewigen und unveränderlichen Grunde, als dessen nothwendige Folge, abfließt, genauer, so müssen wir bald erkennen, daß in diesem Falle es eigentlich nie nachweisbar sein würde, ob in der Welt überhaupt Gesetze herrschen, ob nicht etwa die Naturwirksamkeit eine ewig veränderliche sei? Es gäbe nicht einen einzigen festen Punkt, an welchem unser Denken anknüpfen könnte, alles Denken und Wissen sänke zu einem Faseln herab, aus welchem zu entkommen ewig vergebliche Mühe bleiben müßte; ja, auch alle Erfahrung wäre eigentlich werthlos und überhaupt unmöglich, da, wie Kant schon, und zwar genügend, bewiesen hat, Erfahrung nur möglich ist durch die Vorstellung einer nothwendigen Verknüpfung der Wahrnehmungen, der Begriff der Nothwendigkeit aber wieder auf der logischen Voraussetzung beruht, daß es Dinge gibt, die zu aller Zeit existiren.

Es bleibt somit noch die letzte Hypothese übrig, bestehend in der Annahme, daß die Causalität ein in sich selbst abgeschlossenes System der Naturwirksamkeit bildet, welches unveränderlich ist und sich mit Rücksicht auf ein allen Erscheinungen zu Grunde liegendes Princip verhält, wie die Folge zum Grunde.

Digitized by Google

Diese Annahme widerspricht auch unserem logischen Bedürfnisse nicht. Dieses verlangt nämlich einerseits, daß jeder Wirkung eine Ursache vorhergehen müsse (Gesetz der Causalität), es verlangt aber auch mit gleicher Stärke und mit gleichem Rechte die Erkenntniß eines Dinges, aus dessen Existenz alles Geschehen überhaupt erklärt werden kann.

Durch obige Annahme nun wird beiden, scheinbar sich widersprechenden Forderungen der Logik Genüge gethan, und deßhalb betrachte ich auch diese dritte und letzte Hypothese als — die Wahrheit.

Wie faßt nun Schopenhauer die Causalität auf?

Er sieht in der „Causalität" wohl auch im Allgemeinen die Wirksamkeit der Natur und sagt wiederholt, daß die Naturkräfte der Wille seien; wenn nun aber aus den Naturkräften, welche an sich nichts als Wille sind, verschiedene Erscheinungen entspringen, so müssen auch diese Kräfte verschiedene sein oder verschieden wirken können; wenn man dies berücksichtiget und überdies noch zugibt, daß die Wirkungsarten der Naturkräfte gesetzmäßige sind (was auch Schopenhauer zugibt), so wird man zwischen dem blinden Principe des Willens und der gesetzmäßigen und verschiedenen Wirkungsart der Naturkräfte eine Lücke finden, und zwar eine Lücke, welche auch die „Vorstellung" — insbesonders die Vorstellung im Sinne Schopenhauer's — nicht auszufüllen vermag; denn ebenso wie die Begriffe von Raum, Zeit und Causalität aller Möglichkeit der Erfahrung vorausgehen müssen, ebenso muß jeder wirklichen Veränderung ebenfalls etwas vorausgehen, wodurch diese Veränderung erst möglich wird. Dieses Etwas nun kann immer nur eine Vorstellung sein, welche, so dunkel sie auch immer gedacht werden und auch wirklich sein mag, doch da sein muß, bevor eine Selbstthätigkeit in der Natur eintreten kann. Da diese Veränderungen nun (wie wir sehr deutlich z. B. in den Erscheinungen, welche die anorganische Natur uns bietet, sehen) nach unveränderlichen Regeln vor sich gehen, so ergibt sich hieraus, daß die Verbindung von Wille und Vorstellung selbst eine nach Gesetzen geregelte sein muß, mit anderen Worten, daß die Causalität ebenfalls eine gesetzmäßige sein wird und muß. Ist dies aber der Fall — und die Erfahrung bestätiget es thatsächlich — so reicht der Wille, welcher als solcher blind und dumm ist, allein nicht mehr hin, die Naturwirksamkeit genügend zu erklären. Der Wille kann wohl die Ursache sein, daß etwas geschieht, er kann aber nicht zugleich auch die Ursache sein, wie etwas geschieht — oder es müßte eben selbst ein intelligenter Wille sein, welcher aber dann nicht mehr als ein einfaches und überdies blindes und dummes Princip hingestellt werden könnte.

Es würde mich hier weit über die gesteckte Grenze dieses Aufsatzes führen, wollte ich die Widersprüche entwirren, in welche Schopenhauer durch seine fixe Idee, den Willen allein und ausschließlich zum letzten und einfachen Principe der Welt zu machen, sich verirrt; ich muß aber bemerken, daß Schopenhauer seinen Weg vollkommen consequent durchgeführt hat, daß also auch seine Lehre über die Verneinung des Willens nur die reine Consequenz aus der Anlage seines Systems, aus der Verfolgung seiner Grundidee ist. Nicht das Gleiche läßt sich von Ed. v. Hartmann sagen, der in vielen Dingen weit logischer, als Schopenhauer ist, (obschon er diesem in

Digitized by Google

der Stylistik weit nachsteht) und doch zum gleichen Resultate kommt, wie Schopenhauer.

Hartmann löset sein „Unbewußtes“ auf in Wille und Vorstellungsvermögen; Wille und Vorstellungsvermögen würden es aber nie und nimmer zu etwas Anderem bringen, als zur heftigsten Begierde und zu phantastischen Vorstellungsreihen; ein Zustand, der in der realen Welt auch thatsächlich zuweilen vorkommt; z. B. in einer Art des Wahnsinns. Wie denn dieser im Allgemeinen darin besteht, daß die Kette der richtigen Motivirung im Gehirne unterbrochen wird. Ist diese Kette vollständig zerbrochen, so tritt der obenbezeichnete Zustand oder auch Raserei ein; ist sie an einer Stelle schadhaft geworden, so bilden sich an dieser Stelle Knotenpunkte — fixe Ideen, — welche die richtige Motivirung an dieser Stelle stören; die richtige Motivirung geht aber sofort wieder anstandslos vor sich, sowie der Gedankengang über einen solchen Punkt hinaus gelangt ist oder ihn übersprungen hat.

Worin liegt nun aber die Möglichkeit einer richtigen Motivirung? In zwei Umständen: erstens, daß es eine solche in der Natur überhaupt gibt (die gesetzmäßige Causalität) und zweitens, daß das Gehirn und seine Organe eben die physische Erscheinung derselben wirklich sind; wodurch eben eine — wenn man sie so nennen will — logische Wechselwirkung zwischen Subject und Object möglich wird.

Der Begriff der „Vernunft“ wurde vielseitig und mannigfaltig — meistens aber unklar dargelegt. Sollte ich sagen, was ich mir unter diesem Begriffe denke, so müßte ich sagen: ich halte die Vernunft für dasjenige, was die Gesetzmäßigkeit, das heißt, die Art und Weise des Wie-Wirkens der Natur bestimmt; sie müßte aufgefaßt werden als das geistige Vermögen des ursprünglichen Wesens, dessen Attribute, Wille und Vorstellungsvermögen, zu einer gesetzmäßigen Wirksamkeit zu verknüpfen. Sie ist der wahre Geist in der Natur und daher überall zu finden, wo es Naturen gibt; ein Geist, der begriffen und erkannt, mit Tiegel und Retorte, etwa als materielles Erzeugniß der Naturwirksamkeit an sich, aber nie und nimmer darstellbar sein wird und sein kann.

Eine richtige Motivirung verlangt nun aber als letzte Ursache alles Geschehens und aller Wirksamkeit auch einen letzten Zweck einer solchen Verbindung von Wille und Vorstellungsvermögen, und es ist an sich — und ohne Beweis — vollkommen klar, daß sowohl das Verlangen, als der mögliche Aufschluß nur dort entstehen und gefunden werden kann, wo eben die Verbindung der beiden Attribute so weit gediehen und entwickelt ist, daß daraus das Bewußtsein, welches eigentlich die Erkenntniß von Satz und Gegensatz ist, entsteht. Die natürliche und logische Folge der Attribute des Wollens und Vorstellens ist der Wunsch nach ihrer Vereinigung in irgend einer Form: der Glückseligkeitsdrang jedes wirklich existirenden Wesens. Deßhalb wird auch der Zweck der Causalität der sein, die Möglichkeit, diesen an sich ebenso natürlichen als logischen Glückseligkeitsdrang zu befriedigen, herbeizuführen.

Manche Forscher scheinen wohl der Ansicht zu sein — solche nämlich, welche jede logische Zweckthätigkeit in der Natur leugnen und immer von

Digitized by Google

„blinden" Naturkräften und Gesetzen sprechen — daß es überhaupt keinen mit unserem Selbstbewußtsein in unmittelbarer Berührung stehenden logischen Weltzweck gebe; währenddessen der „Zweck" auf der Hand liegt, in Jedermanns Bewußtsein höchst lebendig zu Tage tritt und aus demselben nur abzulesen ist, wie im Kalender der Datum irgend eines Tages; der Zweck ist überall und immer derselbe: Befriedigung des Subjectes, welches der Welt zu Grunde liegt. Was eben bei der Nichtbefriedigung, welche sowohl in physischer, als psychischer Beziehung Schmerz verursacht, deutlich genug bemerkbar wird.

Man mag die empirischen Vorgänge, welche mit unserem Denken und Empfinden verbunden sind, darlegen wie immer, Physiologie und Psychologie dabei in's Spiel bringen wie immer: die eigentliche Basis der empirischen Erfahrung bleibt immer einerseits das Vorhandensein der in unserem Selbstbewußtsein aufgefundenen Principe des Wollens und Vorstellens, welche in ihrer Einheit als „Ich" in unser Bewußtsein treten, und anderseits das Verhältniß des Subjectiven zum Objectiven; dieses Verhältniß wird aber immer bestimmt durch eine Causalität, in meinem Sinne durch die Vernunft, welche Wille und Vorstellung in irgend einer Form verbindet. Die Vernunft bestimmt dieses Verhältniß auch im gewordenen Individuum, indem sie dasselbe mit Organen ausstattet, welche die Wechselwirkung zwischen Subject und Object ermöglichen.

Aus dieser Wechselwirkung entsteht das weltliche Bewußtsein, endlich das Selbstbewußtsein des Individuums.

Das Subject — im Verhältnisse zur objectiven Welt der Leib des Individuums — steht in fortdauernder Wechselwirkung mit dem Objecte, der realen Welt. Da nun aber dieser Leib selbst wieder das Product der allgemeinen Naturwirksamkeit ist, so kann man denselben, ohne der Phantasie zu großen Spielraum einzuräumen, als wirklich prädestinirt halten, die allgemeine Naturwirksamkeit und mit ihr auch die Zwecke derselben zu erkennen.

Diese Erkenntniß tritt auch je nach der Vollkommenheit der Organe des Individuums ein und alle Erfahrung sowohl, wie auch alles aus den Begriffen des Raumes, der Zeit und der Causalität abgeleitete synthetische Wissen ist eine Art Erinnern (ein Ausdruck, der außerordentlich treffend das Richtige bezeichnet) oder Besinnen auf die allgemeine Naturwirksamkeit, deren concretester Ausdruck eben unser Leib ist. Jede Wahrheit wird und kann nur als solche erkannt werden, indem sie in das Gesetz der Motivirung hineinpassend gefunden wird. Mit Hilfe unseres Vorstellungsvermögens können wir zwar auch unmögliche Dinge denken, ebenso wie die möglichen: ob gedachte Dinge aber möglich, ob sie wahr sind, können wir nur unter Zuhilfenahme unserer Fähigkeiten des Wollens und Vorstellens im Vereine mit der Vernunft abmessen, welch' letztere das Gesetz der Motivirung selbst ist, insoferne sie die Causalität bestimmt und in unseren Organen die Möglichkeit des Erkennens vorbereitet.

Wir können uns einen Weltproceß — Erscheinungen, wie sie vor unseren Augen liegen — auch nie logisch erklären, wenn wir einen der obigen drei Factoren hinwegdenken. Gäbe es keinen Willen, wir wüßten

Digitized by Google

nicht, wozu das Vorstellungsvermögen da wäre; gäbe es kein Vorstellungsvermögen, wir würden nie ein Object des Wollens finden können; gäbe es aber keine Vernunft — Wille und Vorstellungsvermögen könnten nie real werden, weil es keine Bestimmungen gebe, aus welchen die Realität zu erkennen wäre. Diese drei Cardinalfähigkeiten bilden in unserem Selbstbewußtsein eine Einheit und zwar eine logische, insoferne als aus ihrer Wechselwirkung allein die Realität der Welt abgeleitet werden kann.

Die Naturwissenschaft denkt heute die empirische Welt zusammengesetzt aus einfachen Stoffen (Atomelementen) und aus Naturkräften (Bewegungselementen), durch deren Aufeinanderwirken die reale Welt und in ihr auch alle Veränderungen entstehen; aber eben die Naturwissenschaft weiset aus der Erfahrung — so weit sie reicht — nach, daß dieses Aufeinanderwirken unter gleichen Umständen auch immer gleich bleibt: aus welcher empirischen Erfahrung eben der Begriff des „Naturgesetzes" hervorgegangen ist; wobei nur zu bemerken ist, daß die Möglichkeit des Begriffes wieder auf Erkenntnissen a priori beruht; auf der Erkenntniß nämlich, daß jeder Wirkung eine Ursache vorhergehen müsse; dann aber auch auf der weiteren Erkenntniß, daß gleiche Kräfte unter gleichen Umständen auch gleiche Wirkungen hervorbringen werden, heute — und in tausend oder Millionen Jahren.

Die Fundamentalgesetze, welche die heutige Naturwissenschaft lehrt, sind das Gesetz von der Erhaltung der Kraft und das Gesetz von der Unvergänglichkeit des Stoffes. Diese beiden Grundgesetze der Natur bedingen sich eigentlich, da, wenn man „Kraft" und „Stoff" als verschiedene Dinge der Natur auffaßt, die aber gegenseitig auf einander einwirken können, das Eine Gesetz nur richtig sein kann, wenn das andere ebenfalls existirt und richtig ist; beide Gesetze sind nur möglich, wenn beide Dinge auch als unveränderliche Quantitäten aufgefaßt werden; wirken beide Dinge, Kraft und Stoff, gesetzmäßig, d. h. unveränderlich aufeinander, so müssen beide auch sowohl qualitativ als quantitativ unveränderlich sein.

Ungeachtet dieser beiden Gesetze wollen einige Naturforscher den einstigen absoluten Tod oder Stillstand des Weltprocesses zu prophezeien in der Lage sein; so z. B. sagt Helmholz, indem er das Carnot'sche Gesetz bespricht, welches sagt, daß Wärme nur dann und auch dann nur theilweise in mechanische Arbeit verwandelt werden kann, wenn sie von einem wärmeren zu einem kälteren Körper übergeht, Folgendes:

„Nach diesem Gesetze geht bei jeder Bewegung irdischer Körper durch Reibung oder Stoß ein Theil mechanischer Kraft in Wärme über, von der nur ein Theil wieder zurückverwandelt werden kann; dasselbe ist in der Regel bei jedem chemischen oder elektrischen Processe der Fall. Daraus folgt, daß der erste Theil des Kraftvorrathes, die unveränderliche Wärme, bei jedem Naturprocesse zunimmt, und wenn das Weltall ungestört dem Ablaufe seiner physikalischen Processe überlassen wird, wird endlich aller Kraftvorrath in Wärme übergehen und alle Wärme in das Gleichgewicht der Temperatur kommen. Dann ist jede Möglichkeit einer weiteren Veränderung erschöpft, dann muß vollständiger Stillstand aller Naturprocesse von jeder nur möglichen Art eintreten. — Das Weltall wird von da an zu ewiger Ruhe verurtheilt sein."

Digitized by Google

Helmholz selbst sagt nun zwar, daß die Allgemeingiltigkeit des Carnot'schen Gesetzes noch der Bestätigung bedarf; er fügt aber noch bei, daß wenig Aussicht vorhanden sei, daß die Sache sich anders verhalten werde.

Da ich ähnliche Bemerkungen auch anderseits und mehrmals gelesen habe, so möchte ich — gegen die Wahrscheinlichkeit, daß diese Annahmen sich als richtig herausstellen werden — Folgendes bemerken. Der einstige und dann immerwährende Stillstand des Weltprocesses scheint mir ein Widerspruch an sich zu sein. Es ist allerdings richtig, daß Etwas, was in der Zeit beginnt, mit der Zeit auch endigen wird; es ist aber sehr die Frage, ob der Weltproceß wirklich in der Zeit begonnen hat, d. h. ob er einstens nicht gewesen sei. Wäre der Proceß einstens nicht gewesen und ist er jetzt ja, so entsteht die Frage, woher kam einst die Störung des Gleichgewichtes der Naturkräfte?

Wirken die „Kräfte“ spontan, d. h. aus ihrer eigenen Natur, so müssen sie ewig wirken und auch die Differenz, aus der etwa die Bewegung entstanden ist, müßte eine „ewige“ sein, da sonst nie abzusehen wäre, wie diese Differenz wieder zu irgend einer Zeit entstanden sein sollte! Wollte man also wirklich annehmen, daß die Natur jemals zum Stillstande verurtheilt sein sollte, so müßte man, um die Störung des Gleichgewichtes zu erklären, zu einer Ursache kommen, welche außerhalb der Naturwirkung steht, z. B. zu einem außer der Natur existirenden Schöpfer. Aber selbst in diesem Falle steht die Sache mit dem „Stillstande der Welt“ schlecht. Soll man sich diesen Schöpfer etwa als einen Veränderlichen denken? Oder etwa glauben, daß der „Wille“, nach Schopenhauer und Hartmann die Ursache der Welt, etwas Anderes werden wird als Wille? Soll man sich wirklich denken, daß die „Vernunft“ nicht zu Hause war, wie der „Wille“ den dummen Streich beging, einen Weltproceß zu beginnen? Ich glaube nicht, daß es logisch wäre, den Weltproceß aus einer Dummheit oder aus einem Widerspruche herzuleiten und deßhalb kann ich an den Stillstand des Weltprocesses überhaupt nicht glauben; ewiger Stillstand ist gleichbedeutend mit dem Nichts; und nie würde es begreiflich sein, wie dieses Nichts plötzlich zu Etwas, z. B. zu Bewegung werden sollte; wobei es, nebenbei erwähnt, gleichgiltig ist, ob man dieses Etwas als eine Differenz zwischen Naturkräften, oder als einen außerweltlichen Schöpfer ansehen mag, da im letzteren Falle nicht anzunehmen wäre, dieser werde ein unlogisches Wesen sein und eine nicht nothwendige, unlogische That gethan haben.

Die Causalität wird demnach wirklich als ausreichend betrachtet werden müssen zur ewigen Schöpfung einer Welt; sie wird aber auch ausreichen, jene Uebelstände auszugleichen, aus welchen die Pessimisten jeder Art die Vergänglichkeit der Welt mit Nothwendigkeit herleiten wollen.

Es würde mich hier zu weit führen, die Begriffe von „Kraft“ und „Stoff“ oder etwa den Begriff der „Materie“, unter welchem in der Regel Kraft und Stoff vereint gedacht wird, einer ausführlichen Untersuchung zu unterziehen und ich will hier nur in Kürze bemerken, daß ich die „Materie“ nur als ein System von verschiedenen sich gegenseitig bedingenden Kräften betrachten kann. Metaphysisch, oder, wie ich, entsprechend meiner Anschauung, eigentlich sagen könnte, subjectiv betrachtet, ist sie mir nur Wille, Vor-

Digitized by Google

stellungsvermögen und Vernunft, welche letztere das Wesen der Causalität, d. i. des Wie-Wirkens der beiden Vermögen des Wollens und der Vorstellung, ausmacht und dadurch die Realität in irgend einer Form ermöglicht.

Meiner Ansicht nach ist es in gewisser Beziehung einerlei, ob man, um zum Begriffe der „Materie" zu gelangen, von Stoffen, Kräften und Gesetzen ausgeht und diese drei Begriffe summirend, die Materie abstract denkt, oder ob man von einem Subjecte ausgeht, welches in seinem Drange, sich aus sich selbst zu gebären, durch die Schöpfung eines Systems von Kräften und durch die Wechselwirkung der sich gegenseitig bedingenden Kräfte eine „Natur" erzeugt. Auf jedem Wege kommt man zu einem Abstractum, welches wahrscheinlich nie real oder wirklich gewesen und der Beobachtung jedenfalls nie zugänglich sein wird. Will man bei dem Begriffe der „Materie" bleiben, so wird man Geist und Materie als untrennbar betrachten müssen und in dem „Geiste" auch das „Subject" der Natur erblicken, jedenfalls aber dieser Materie dann auch die subjectiven Eigenschaften des Wollens, der Vorstellung und der Gesetzmäßigkeit im Wirken zuschreiben müssen, da diese Eigenschaften in unserem Bewußtsein deutlich genug zu Tage treten.

Obschon nun thatsächlich das „Subject" als Einheit der Natur in der Welt nie als Realität in die Erscheinung tritt (eine solche Einheit wäre ein persönlicher Gott in irgend einer Form, außer dem es aber nichts geben könnte, daher auch keine Natur), glaube ich doch, daß es richtiger ist, von einer solchen monistischen Einheit auszugehen, als von einer in Stoffe, Kräfte und Gesetze aufgelösten Materie, weil erstens diese Einheit thatsächlich vorhanden ist, wenn auch nicht als primäres und persönliches Individuum, und zweitens, weil in unserem Selbstbewußtsein diese Einheit aber doch, wenn auch nur in abgeleiteter und secundärer Form, als gewordene und ephemere Erscheinung, wirklich auftritt; thatsächlich fühlen und denken wir uns als Subject und Object zugleich, wir empfinden unseren Leib thatsächlich als die Sichtbarkeit und Realität unseres „Ich's", in welchem sowohl Subject als Object zum Bewußtsein gelangen.

Dadurch nun, daß in unserem Selbstbewußtsein wirklich die subjective Seite der Welt auftritt und dieses Subject und Object als Einheit in sich schließt, sind wir eben befähigt, uns — ich möchte sagen — selbst zu erkennen — als Kinder jenes Wesens, welches in der realen Welt als Subject und Object auseinanderzutreten scheint, in Wahrheit aber immer Eines ist, und von welchem auch Goethe, der Realist, sagt:

„Ewig wird er euch der Eine, der sich in Viele
Theilt, und Einer jedoch, ewig der Einzige bleibt.
Findet in Einem die Vielen, empfindet die Viele wie Einen
Und ihr habt den Beginn, habet das Ende der Kunst."

3.

Zur Selectionstheorie Darwins.

Die Vertreter und Freunde Darwins wollen nachweisen, daß die Zweckmäßigkeit in der Bildung von Organismen auch ohne alle Einmischung von Intelligenz aus dem blinden Walten eines Naturgesetzes hervorgehen muß.

Digitized by Google

Was nun die verschiedenen Folgerungen aus den Entdeckungen Darwins anbelangt, so möchte ich vom Standpunkte eines Philosophen hierüber folgende Bemerkungen machen, wobei ich aber voraussetze, daß der geehrte Leser mit den Theorien Darwins und seiner Freunde ziemlich vertraut ist.

E. **Häckel**, der hochbegabte und warme Vertreter der Selectionstheorie Darwin's, sagt in seiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte" wörtlich:

„In letzter Instanz sind die Triebfedern, welche den Kampf (um's Dasein) bedingen und welche den Kampf an allen den verschiedenen Stellen verschieden gestalten und modificiren, die Triebfedern der Selbsterhaltung, und zwar sowohl der Erhaltungstrieb der Individuen (Ernährungstrieb), als der Erhaltungstrieb der Arten (Fortpflanzungstrieb). Diese beiden Grundtriebe der organischen Selbsterhaltung sind es, von denen sogar Schiller, der Idealist (nicht Göthe, der Realist!), sagt:

„Einstweilen, bis den Bau der Welt
Philosophie zusammenhält,
Erhält sich das Getriebe
Durch Hunger und durch Liebe."

„Diese beiden mächtigen Grundtriebe sind es, welche durch ihre verschiedene Ausbildung in den verschiedenen Arten den Kampf um's Dasein so ungemein mannigfaltig gestalten und welche den Erscheinungen der Vererbung und Anpassung zu Grunde liegen."

Der Philosoph nun wird sich, wenn er über die letzte Instanz, aus welcher der Kampf um's Dasein hervorgeht, nachdenkt, **nicht** mit den Triebfedern des Ernährungs- und Erhaltungstriebes begnügen, sondern er wird diese allerdings vorhandenen Triebe noch einer genaueren Untersuchung unterziehen und etwa vor allem Anderen die Frage aufwerfen: **was** will sich ernähren und fortpflanzen? Und mit dieser einzigen Frage wird er wieder beim **Subjecte** angekommen sein, über dessen Wesen ihm einzig und allein sein eigenes Selbstbewußtsein einigen Aufschluß zu geben vermag.

Und da wird der Philosoph finden, daß in seinem Innern wohl ebenfalls ein Ernährungs- und ein Fortpflanzungstrieb zu finden ist; aber er wird finden, daß diese Triebe einem „Willen" sehr ähnlich sind, und endlich wird er finden, daß die Befriedigung dieser Triebe Lust, deren Nichtbefriedigung Schmerz verursacht. Er wird ferner finden, daß dieser Wille sich mitunter auf gewisse Dinge richtet: sich specialisirt; und ein geringes weiteres Nachdenken wird ihn zur Einsicht bringen, daß dies nur durch eine zweite Fähigkeit, die er ebenfalls in seinem Selbstbewußtsein findet, möglich wird: durch das Vorstellungsvermögen. Er wird also, wenn er sein Wollen recht genau prüft, finden, daß er eigentlich nur dasjenige **wirklich** wollen kann, wovon er eine Vorstellung besitzt; er wird aber auch zur Einsicht gelangen, daß solche Vorstellungen oft sehr dunkle sind und wird endlich finden, daß dasjenige, was er als Trieb empfunden hat, ein mit dunkler Vorstellung verbundener Wille ist und daß dieser Wille sich umso mehr specialisiren kann, je deutlicher die Vorstellung geworden ist.

Der Philosoph wird also, auch wenn er die Richtigkeit der Darwin'schen Theorie vollkommen anerkennt, zur Einsicht gelangen, daß das Gesetz,

Digitized by Google

welches aus den Theorien abgeleitet wird, erst unter gewissen Voraussetzungen wirksam werden kann; daß eben der „Kampf um's Dasein“ von einem „Willen zum Leben“, und zwar von einem specialisirten Willen bedingt wird.

Ein anderer Freund der Theorien Darwin's, der mit Recht berühmte Forscher Helmholz sagte in seiner Rede, die er auf der Naturforscherversammlung zu Innsbruck gehalten und später im Drucke veröffentlicht hat, Folgendes: „Nachdem auf diese Weise die allgemeine Wirksamkeit des Erblichkeitsgesetzes festgestellt war, handelte es sich für Darwin nur noch darum, zu discutiren, welche Folgen dasselbe Gesetz für die wildlebenden Thiere und Pflanzen haben müsse. Das bekannte Ergebniß ist, daß diejenigen Individuen, welche im Kampfe um's Dasein sich durch irgendwelche vortheilhafte Eigenschaften auszeichnen, auch am meisten Wahrscheinlichkeit haben, Nachkommen zu erzeugen und ihre vortheilhaften Eigenschaften zu vererben. Dadurch ist also eine allmälig von Generation zu Generation sich vervollkommnende Anpassung in der Art lebender Wesen an die Umstände bedingt, unter denen sie zu leben haben, bis ihr Typus so weit ausgebildet ist, daß eine erhebliche Abweichung von ihm unvortheilhaft wird.“

Hier wird der Philosoph nun wieder fragen: was ist Typus? wer oder was bestimmt, wann der Typus so weit ausgebildet ist, daß jede Abweichung von ihm unvortheilhaft wird? Und er wird wieder zur Einsicht gelangen, daß dasjenige, was man unter „Typus“ versteht, nichts anderes sein kann, als der auf eine dunkle Vorstellung gerichtete Wille, welcher genau so lange strebt, die dunkle Vorstellung zu verwirklichen, bis dieses Ziel erreicht ist, womit aber auch die dunkle Vorstellung zum Bewußtsein geworden, respective ein Specialcharakter irgend einer Gattung zur Realität geworden ist.

Wenn nun E. Häckel wieder in demselben eben angezogenen Werke sagt: „Wir erblicken in Darwin's Entdeckung der natürlichen Zuchtwahl im Kampfe um's Dasein den schlagendsten Beweis für die ausschließliche Giltigkeit der mechanisch wirkenden Ursachen auf dem gesammten Gebiete der Biologie; wir erblicken darin den definitiven Tod aller teleologischen und vitalistischen Beurtheilung der Organismen“, so geht Häckel in dieser Behauptung, ungeachtet dessen, daß jede Wirkung — was eigentlich selbstverständlich ist — sich in mechanischer Art und Weise äußert, zu weit, da er das bei jeder Wirkung auch mitwirkende Subject gänzlich ignorirt.

Die Typusidee wird allerdings nicht durch eine außerhalb der Natur irgendwo existirende Intelligenz bestimmt; die Intelligenz, welche diese Idee bestimmt, ist allerdings immanent; sie existirt aber nichtsdestoweniger, und zwar ist ihr Boden, auf dem sie wirkt, eben die Wechselwirkung zwischen Subject und Object; sie steckt im Subjecte, insoferne in ihm die mehr oder weniger dunkle Vorstellung das Streben des Willens bestimmt, sie steckt im Objecte, insoferne die Wirksamkeit der Objecte ebenfalls eine gesetzmäßige und daher intelligente ist. Durch die Entdeckung Darwin's wird die „Intelligenz“ nichts weniger als todt gemacht, sondern vielmehr erst recht zum Leben gerufen, da durch sie bewiesen wird, daß die „mechanisch wirkenden Ursachen“ sich einem psychologischen Principe unterordnen und

Digitized by Google

anpassen, insoferne als, wie wir gesehen haben, der Bildungs- und der Erhaltungstrieb ebenso einen Willen zum Leben, als eine Typusidee voraussetzen! Diese mag durch äußerliche und objective Bedingungen modificirt werden, wie immer: die möglichste Vervollkommnung bis zur Vollendung irgend eines Typus ist nur denkbar unter Annahme einer Tendenz zur Vervollkommnung, diese ist wieder bedingt durch die subjectiven Eigenschaften des Willens und der Vorstellung, in deren Vereinigung zu einem bestimmten und specialisirten Streben die Intelligenz ebenso vorhanden ist, wie in der allgemeinen objectiven und gesetzmäßigen Wirkungsart der Natur.

Helmholz sagt in der angezogenen Schrift sehr richtig: „Die in der That ganz wunderbare und vor der wachsenden Wissenschaft immer reicher sich entfaltende Zweckmäßigkeit im Aufbaue und in den Verrichtungen der lebenden Wesen war wohl das Hauptmotiv gewesen, welches zur Vergleichung der Lebensvorgänge mit den Handlungen eines seelenartig wirkenden Principes herausforderte. Wir kennen in der ganzen uns umgebenden Welt nur eine einzige Reihe von Erscheinungen, die einen ähnlichen Charakter zeigen, das sind die Werke und Handlungen eines intelligenten Menschen; und wir müssen anerkennen, daß in unendlich vielen Fällen die organische Zweckmäßigkeit den Fähigkeiten der menschlichen Intelligenz so außerordentlich überlegen erscheint, daß man ihr eher einen höheren als einen niederen Charakter zuzuschreiben geneigt sein möchte.“

Was diesen letzten Punkt anbetrifft, so hat Helmholz hier sicher recht; die menschliche Intelligenz ist eben nur eine secundäre und außerdem durch die Vielheit sehr beschränkte Intelligenz; eben aber ihr Auftreten — wenn auch in secundärer und entwicklungsbedürftiger Form — beweiset, daß in der Wirkungsart der Natur eine Intelligenz wirklich vorhanden ist: Ex Nihilo nihil fit, et in Nihilum nihil potest reverti.

Daran wird auch die Theorie Darwin's nichts ändern, da sie nur beweiset, daß die Intelligenz der Welt immanent ist: eine Erkenntniß, die seit Spinoza nie mehr vollständig unterdrückt werden konnte. Was das Erblichkeitsgesetz anbelangt, so dürfte wohl Niemand daran zweifeln, daß die „vortheilhaften Eigenschaften“, von denen früher gesprochen wurde, ebenfalls durch die Intelligenz, ja großentheils sogar durch die bewußte Intelligenz errungene sein werden. Der Mensch, welcher in der sogenannten Steinzeit existirte, wird gewiß ein anderer gewesen sein, als der heutige Normalmensch ist; ein Newton und ein Kant, ein Goethe und ein Shakespeare waren aller Vermuthung nach zur Steinzeit nicht; daß Erscheinungen wie diese im Laufe der Zeiten möglich geworden sind, ist gewiß auch und nicht zum geringen Theile ein Verdienst der bewußten, menschlichen Intelligenz, der sich auch die mechanisch wirkenden Kräfte insoferne unterordnen, als sie dem Bedürfnisse und dem Streben, ein solches zu befriedigen, Rechnung tragen, das heißt, sich zu höherer Vollkommenheit entwickeln. Die Wechselwirkung zwischen Subject und Object kann deßhalb immer eine gesetzmäßige bleiben: innerhalb gewisser Grundgesetze, welche das Gerüste der Welt bilden, ist Entwicklung möglich und eben diese beweiset, daß die Gesetze und Kräfte der Natur nichts weniger als blind und unintelligent sind..

Digitized by Google

Daß psychologische Momente den größten Einfluß auf die anscheinend blind wirkenden Naturkräfte besitzen, wenigstens beim Individuum, beweiset unter Anderem auch die Thatsache, daß Schmerz und Freude die Thätigkeit der Organe ebenso hindern als befördern können. Diese Thatsache ist so bekannt, daß es vollständig überflüssig wäre, Beispiele anzuführen. Ein Individuum kann freilich, etwa durch seinen Willen, die Causalität der Natur nicht abändern; innerhalb der Causalität ist aber der Einfluß der subjectiven Eigenschaften des Individuums zweifellos, wie denn auch z. B. in manchen Krankheitsfällen eine angenehme, frohe Botschaft zur Genesung mehr beitragen kann, als die Kunst aller medicinischen Facultäten zusammengenommen.

Mag die „Seele" des Individuums auch eine invidnell geschaffene sein: sie wurzelt ungeachtet aller Entwicklung unmittelbar im Wesen aller Dinge, welches in letzter Instanz sich eben entpuppt als Wille, Vorstellungsvermögen und Vernunft. Mag eine individuelle niedrigere Intelligenz durch eine höhere, innerhalb der allgemeinen Gesetze der Causalität, auch beherrscht werden, wie dies z. B. bei der künstlichen Züchtung der Fall ist — überall wird Intelligenz vorhanden sein müssen, wo die Natur eine selbstthätige Wirksamkeit entwickelt.

Die Selectionstheorie mag an sich richtig sein: *sie erschöpft aber die Frage der Entwicklung durchaus nicht*; und wenn man mit Hilfe dieser Theorie jedes psychologische Moment aus der Welt hinausschaffen möchte, so geht man auch hier zu weit. Die Schlüsse, die man mitunter aus der Existenz einer mechanischen Wirkungsart der Natur zieht, sind einseitig, daher meistens nur theilweise wahr: man sucht den Mechanismus über den Geist zu stellen, während eben das Umgekehrte das Richtige ist.

Man möchte jede Zweckthätigkeit der Natur leugnen, die Thätigkeit der Natur überhaupt auf blinde und unintelligente Kräfte und Gesetze zurückführen, muß aber doch wieder zugeben, daß es *in* der Natur Erscheinungen gibt, welche Intelligenz besitzen; man möchte die Psychologie aus der Wissenschaft ausrotten und führt anderseits „den Bildungstrieb und den Ernährungstrieb" wieder ein; man strebt, die Natur in Objecte aufzulösen, begreift aber nicht, daß Objecte nur für ein Subject Werth haben und nur von einem Subjecte wahrgenommen werden können. Man sucht die Thätigkeit der Natur als eine gesetzmäßige hinzustellen — mit Recht, — möchte aber doch wieder leugnen, daß die ganze Naturthätigkeit auch eine intelligente ist.

Man möchte leugnen, daß es Erkenntnisse a priori gibt, während die meisten Schlüsse synthetischer Natur nie unmittelbar aus der Erfahrung gezogen, oder überhaupt je „erfahren" werden können; ja, während eigentlich jede Hypothese — sei sie nun wahr oder nicht — auf's Klarste und Einfachste darthut, daß unser Denken eigentlich stets weiter reicht, als die concrete Erfahrung, welch' letztere in vielen Fällen überhaupt *erst gemacht werden kann*, nachdem die höchste Wahrscheinlichkeit einer Sache durch unser Denkvermögen zuerst festgestellt wurde. Daß unser Denken überhaupt durch die Wechselwirkung von Subject und Object *angeregt* wird zu seiner Thätigkeit, ändert *daran* nichts, daß das Vermögen, die Fähigkeit, auf die Einwirkungen äußerer Objecte zu reagiren, und in einer ganz bestimmten Weise zu reagiren, wirklich *angeboren*, also a priori, vorhanden sein muß. Will

Digitized by Google

man aber die durch die Wechselwirkung von Subject und Object möglich gewordene Entwicklung zurückverfolgen bis zur abstract gedachten „Materie", so wird man eben zur Einsicht gelangen müssen, daß die Möglichkeit der Entwicklung in der Wirksamkeit der Natur oder in der Materie selbst gelegen sein müsse, daß aber, tritt Intelligenz in der realen Welt als erworbene Fähigkeit auf, dieser Thatsache eben Dinge vorhergehen müssen, welche den Eintritt dieser Thatsache ebenso necessitiren, wie jede Wirkung in der realen Welt durch die Causalität necessitirt ist. Da man nun die Intelligenz, die bewußte, aus der Causalität und nur aus der Causalität ableiten kann, so bleibt nur übrig, anzunehmen, daß diese selbst, die Causalität nämlich, eine vernünftige ist, ungeachtet dessen, daß sie unbewußt wirkt, und Bewußtsein erst aus der Entwicklung und Wechselwirkung von Subject und Object entsteht. Durch die Auflösung der Vernunft in eine unbewußte Naturwirksamkeit kommt dieses scheinbare „Wunder" eben zu Stande; daraus aber, daß die Intelligenz immanent ist, in dem System der Natur unbewußt (aber gesetzmäßig) wirkt, schließen zu wollen, daß die gesetzmäßige Wirkungsart der Natur eine unintelligente sei, ist ebenso unlogisch als oberflächlich.

Ich schließe dieses Capitel ebenfalls mit einem Citate Schiller's; es lautet:

> „Naturforscher und Transcendental-Philosoph,
> Feindschaft sei zwischen euch! noch kommt das Bündniß zu frühe;
> Wenn ihr im Suchen euch trennt, wird erst die Wahrheit erkannt!"

und bemerke hiezu, daß, so sehr *mitunter* die „exacte" Naturforschung heute über jede philosophische Bestrebung die Achseln zuckt, sich einbildend, daß die Philosophie überhaupt auf dem Aussterbeetat steht, die Philosophie fortbestehen und ebenso langlebig sein wird, wie die exacte Naturforschung, da nur subjective und objective Weltbetrachtung im Vereine wahrhaft philosophische Naturen zu befriedigen im Stande ist und immer sein wird.

4.

Ueber die Logik des Daseins einer realen Welt.

Aus den bisherigen Erörterungen hat sich herausgestellt, daß die Aufstellung eines letzten und ewigen Weltprincipes mit vielen Schwierigkeiten verbunden ist, daß aber, will man diesen Versuch wagen, man vor Allem feste Punkte aufsuchen muß, von welchen aus dann die Untersuchung begonnen werden kann. Ist es möglich, solche Punkte ausfindig zu machen, so kann der Versuch gelingen; ist dies nicht möglich, so wird und muß auch der Versuch mißlingen.

Auch der Philosoph muß dieser Einsicht Rechnung tragen, das heißt, er muß entweder auf die Möglichkeit, ein wirklich letztes Princip, das ist die Wahrheit, zu entdecken, verzichten, oder er muß von feststehenden und, seiner Ansicht nach, unveränderlichen Factoren ausgehen, diese genau bezeichnen und auch nachweisen, warum er diese Factoren, mittelst Hilfe welcher er sein Resultat ausrechnet, als feststehende und unveränderliche betrachtet.

Digitized by Google

Schon Decartes hat den Satz ausgesprochen: „cogito, ergo sum“, welcher, ungeachtet der vielen Anfeindungen, die er erlitten, eine große Wahrheit ausspricht; nämlich diese, daß jedes wirkliche „Sein“ mit Bewußtsein, respective Bewußtwerden verknüpft ist. Hegel hat bekanntlich den ganzen Weltproceß als ein Denken des Absoluten hinzustellen versucht und obgleich Schopenhauer, dessen Philosophie gewissermaßen der stricte Gegensatz der Hegel'schen ist, ihn — ich weiß nicht wie oft — einen Charlatan und seine Werke bodenlos absurd nennt, so glaube ich, daß auch in dem Gedanken Hegel's, ebenso wie in dem Satze des Descartes, ein ebenso ansehnliches Korn von Wahrheit enthalten sein wird, wie in der Schopenhauer'schen Philosophie, da das „Denken“ eigentlich das Product aus Dingen und Erscheinungen ist, die die Welt bedeuten und schließlich sich herausstellt, als die Folge einer Wechselwirkung zwischen Subject und Object, endlich aber auch das primäre Wesen aller Dinge als aus Gegensätzen bestehend oder in Gegensätze auseinander tretend gedacht werden muß, durch deren Aufeinanderwirken die Setzung von Subject und Object möglich wird. Man könnte demnach auch, und zwar ohne der Phantasie überschwengliche Rechte einzuräumen, jene Wirksamkeit in der Natur, aus welcher die verschiedenen Formen derselben zur Erscheinung gebracht werden, also insbesonders die Causalität, das primäre Denken des Weltwesens oder auch die Weltgesetze „Gedanken des Weltgeistes“ nennen; was schon wiederholt und ich glaube immer mit Recht geschehen ist.

Nachdem nun Schopenhauer und ebenso auch Hartmann den einen festen Punkt, den sie aufgefunden und als primäres Princip aufstellten, den Willen, der sich in unserem Selbstbewußtsein auch wirklich als ein solcher Punkt darstellt, selbst wieder untergraben, indem sie die Möglichkeit der Aufhebung oder der totalen Veränderung desselben zugeben, ja, als Ziel des Weltprocesses hinstellen, so wird nach ihren Systemen der ganze Weltproceß zu einer Episode aus dem Weltdrama, zu einer Episode, aus welcher aber gar kein sicherer Schluß auf den eigentlichen Sinn dieses Drama's gemacht werden kann. Betrachtet man den Willen als aufhebbar oder als absolut umwandlungsfähig (in Etwas, was wir nicht begreifen und wissen), so wissen wir wieder nicht, wie der Wille dazu kam, Wille zu sein, nicht was er früher war, bevor er Wille wurde, warum er Wille geworden — kurz, wir kommen wieder in das Nebelmeer des Unerkennbaren, aus welchem allein unser Selbstbewußtsein uns retten kann — aber nur dann, wenn wir jene Factoren, die es uns bietet, wirklich als feststehende und unveränderliche betrachten.

Wenn jedes Streben nach zeitlichen Zielen nur zu Illusionen führen soll, wenn das Ziel des Weltprocesses, dem ein zeitliches Ende prophezeit wird, nicht nachgewiesen oder nur dahin gedeutet werden kann, daß dasselbe in der Vernichtung des Processes liegen soll; wenn wir überdies keine Ahnung davon haben können, was dann sein würde, wenn der Wille sich verneint hat; wenn endlich der Weltproceß auch nicht — mit Rücksicht auf die primären und subjectiven Factoren, die in unserem Selbstbewußtsein gegeben sind, — als eine logische Nothwendigkeit erkannt werden kann, insoferne als eben diese Factoren selbst Dinge sind, die allezeit existiren

Digitized by Google

und daher wirklich unveränderlich sind — dann steht die Sache der Philosophie verzweifelt schlecht! Da würde jede — auch die schlechteste — positive Religion der Erde mehr leisten und endlich auch alle jene Philosophen vorzuziehen sein, welche, von der Ansicht ausgehend, daß wir für die Richtigkeit unseres subjectiven Denkens nie einen objectiven Beweis beibringen können, rund heraus sagten: wir können die Wahrheit nie ergründen!

Meiner Ansicht nach steht aber glücklicherweise die Sache der Philosophie nicht auf so thönernen Füßen wie z. B. die rein pessimistischen Systeme der Neuzeit und ich will, das meiner Meinung nach wirklich Gute und Dauerhafte dieser Systeme acceptirend, versuchen, ob damit nicht mindestens zu einer logischen Erklärung eines Weltprocesses zu gelangen sei, das heißt, zu einer solchen, bei welcher derselbe nicht zu einem Widerspruche mit den angenommenen primären Principien wird.

Als jene festen Punkte nun, welche ich mit Rücksicht auf unsere bisherigen — allerdings nur flüchtigen, aber wie ich glaube, dennoch ausreichenden — Erörterungen als solche bezeichnen möchte, sind folgende anzuführen.

Die in unserem Selbstbewußtsein aufgefundenen Fähigkeiten, Wille und Vorstellungsvermögen, sind wirklich primäre Principien; sie sind logische Attribute irgend eines wirklich existirenden Wesens, da ein solches ohne diese Attribute nicht als selbstthätig gedacht werden kann.

Die Causalität verbindet das blinde Wollen oder Streben mit dem Gegensatz des Wollens, dem Vorstellungsvermögen, zu einer gesetzmäßigen, unveränderlichen Wirksamkeit.

Das Veränderliche in der realen Welt sind immer nur die Formen, insoferne diese secundäre Erscheinungen der ewigen Principien geworden sind.

Die Causalität, indem sie das Wie = Wirken in der Natur bestimmt, ist das in die Erscheinungsformen übergegangene Princip der Vernunft; sie ist, indem sie die Ursache der Gesetzmäßigkeit ist, auch die Basis der Realität.

Aus der durch die Vernunft vermittelten, gesetzmäßigen Wechselwirkung der beiden Attribute des Wollens und Vorstellens entsteht die reale Welt in Zeit und Raum und mit ihr zugleich das weltliche Bewußtsein, welches mit Rücksicht darauf, daß die realen Formen des Daseins Entwicklungsreihen bilden, eigentlich ein Bewußtwerden genannt werden muß. Die Vielheit der Erscheinungen ist eine secundäre Form der ursprünglichen Attribute des Willens, Vorstellungsvermögens und der Vernunft, welche in ihrer Einheit das ursprüngliche monistische Wesen der Welt bilden, das als solches unveränderlich und ewig ist.

Nimmt man diese Erkenntnisse als richtige und feststehende an, so bliebe noch zu untersuchen übrig, worin die Logik der Erscheinungswelt liegt, das heißt, warum das ursprüngliche, aus Wille, Vorstellungsvermögen und Vernunft bestehende Wesen in eine Causalität eingeht, aus der die Welt in Raum, Zeit und Vielheit hervorgehen muß.

Um diese Frage zu untersuchen, will ich eine andere Frage aufwerfen: was könnte oder würde sein, wenn es kein System der Natur, keine Vielheit in Raum und Zeit, keine Entwicklungsreihen, kurz, keine Natur, keine Erde, kein Sonnensystem, keine anderen Weltkörper 2c. geben würde?

Digitized by Google

Diese Frage scheint — im ersten Augenblicke — eine unlogische zu sein; insbesonders, wenn man die Welt vom physiologischen Standpunkte betrachtet und etwa noch anzunehmen geneigt wäre, daß hinter der Naturwirksamkeit kein psychologischer Grund steckt, daß hinter dem System der Natur nicht ein Subject zu suchen ist, aus dessen Existenz eben auch die Causalität entspringt.

Wie es denn auch richtig ist, daß, wenn man die subjectiven Eigenschaften unseres Ich's oder unseres Selbstbewußtseins aus Naturkräften, oder aus Stoff und Kraft ꝛc., nach blinden und zufälligen Gesetzen resultiren läßt, die eben aufgeworfene Frage eine müssige oder unmotivirte ist; nachdem wir aber bereits im Vorhergehenden gefunden haben, daß die Naturwirksamkeit zwar eine beständige ist, daß aber auch diese beständige Naturwirksamkeit ebenso einen psychologischen Grund als Motiv haben müsse, wie jede unserer Handlungen ein Motiv haben muß und wirklich hat; nachdem wir gefunden haben, daß dieser letzte Grund aller Wirksamkeit und aller Thätigkeit überhaupt nur in der Existenz eines psychologischen, das heißt, eines mit Wille, Vorstellungsvermögen und Vernunft begabten Wesens bestehen könne, aus welchem unmittelbar die Causalität spontan entsprungen gedacht werden muß, so ist die einzig mögliche, logische Antwort auf die eingangs gestellte Frage folgende: es würde dieses ewige, aus Wille, Vorstellungsvermögen und Vernunft bestehende Wesen, als monistische Einheit, allein übrig bleiben, in einer Daseinsform, über welche wir zwar keine empirische Vorstellung besitzen und auch nicht besitzen können, da diese Form der Existenz nie in der realen Welt in die Erscheinung tritt und nie wirklich erfahren werden kann, von der wir aber mit vollkommenen logischem Schlusse sagen können, daß sie überhaupt logisch gedacht werden kann. Wir können, wie ich glaube, vollkommen logisch sagen: würde die Vielheit in Raum und Zeit nicht existiren, so müßte die außerräumliche und außerzeitliche Einheit auftreten; wie denn überhaupt der wirkliche Gegensatz einer realen Welt immer nur Etwas sein kann, was zwar logisch gedacht werden muß, in der Realität aber nie existiren darf. Diese Einheit nun müßte, würde die reale Welt in Raum, Zeit und Vielheit eben nicht sein, alles Wollen und Vorstellen in sich vereinigen und diese beiden Attribute des monistischen, einheitlichen Wesens würden es vermöge des Gegensatzes von Wille und Vorstellung zu einem außerweltlichen Bewußtsein bringen, dessen Inhalt das Bewußtsein der vollsten Indentität mit sich selbst wäre, bei welchem Zustande aber nie eine Befriedigung des aus den Attributen des Wollens und Vorstellenkönnens logisch resultirenden Glückseligkeitsdranges eintreten könnte. Subject und Object wären immanent-real; der Zustand und das Loos eines solchen Wesens könnte nur ein schmerzlicher sein: es würde Alles wollen, Alles wissen, nie aber Etwas wirklich erreichen können; es würde zwar nie geboren werden — aber auch nie sterben, nie vergessen können! Ein solches Wesen würde immer den Drang haben, sich aus sich selbst zu gebären (wie Schelling den Willen sehr treffend bezeichnete); es würde alle Möglichkeiten des Realwerdens durch zahllose Vorstellungsreihen gegeben haben; sein Streben nach Realität aber nie erfüllen, nie wirklich real werden können, ewig ein bedürftiges Wesen bleiben.

Digitized by Google

Fragen wir nun von hier aus nach dem Grunde alles Strebens, sowie überhaupt irgend eines Strebens, so gibt uns auch unser Selbstbewußtsein als letzte und auch einzige Instanz, welche wir überhaupt befragen können, den alleinig richtigen und letzten Grund alles Strebens sofort an: der letzte Grund alles Strebens ist das Bedürfniß und der aus der Nichtbefriedigung des Bedürfnisses entspringende Schmerz.

Schließen wir nun aus dieser allersichersten und subjectiven Erfahrung, die wir als gewordene Individuen machen, auf das Wesen aller Dinge (dem wir ja auch unsere individuelle Existenz zuschreiben müssen), auf die monistische Einheit, aus der das System der Natur entsprungen ist und immer wieder entspringt, so tritt die Einsicht als helle Leuchte in der Dunkelheit des Welträthsels auf, daß die empirische und sogenannte reale Welt aus dem Schmerze des ewigen Weltwesens entsprungen sein müsse. Es tritt die Einsicht auf, daß das Wesen, welches hinter der Natur steckt, diese aus eigenstem und innerstem Bedürfnisse schafft; es tritt die hohe Einsicht ein, daß — wäre die reale Welt nicht — es nur ein einziges, und zwar ein dem ewigen Schmerze unrettbar verfallenes Wesen geben müßte. Ein solches Wesen wäre aber ein mit einem inneren Widerspruche behaftetes Wesen: daher seine Erscheinungsform eine Welt in Zeit, Raum und Vielheit ist und nicht jene außerweltliche monistische Einheit, welche zwar als eine abstracte Möglichkeit gedacht werden kann, in Wahrheit und Wirklichkeit aber nie wird aufgefunden werden.

Die Welt scheint mir demnach nicht — wie die Pessimisten jeder Sorte behaupten — **der Erlösung bedürftig, sondern sie selbst die Erlösung aus dem ewigen Schmerze zu sein.**

In der realen Welt treten wohl Bedürfniß und Schmerz ebenfalls wieder auf: sie sind die wahre Erbsünde! Diese beruht aber nicht auf einer Schuld; sondern sie ist die logische Folge eines logischen Wesens; Wille und Vorstellungsvermögen sind eben wirkliche und ewige Attribute des ewigen Wesens und es handelt sich in der realen Welt nicht darum, eines oder das andere dieser Attribute auf Kosten des zweiten zu unterdrücken oder aufzuheben, sondern es handelt sich um die Befriedigung eines Bedürfnisses, welches aus der Natur des ewigen Wesens entspringt und daher ebenso ewig sein wird, wie dieses Wesen selbst. Da die Befriedigung nun, insolange das ursprüngliche Wesen sich nicht seiner Identität entäußert, nie eintreten könnte, so wird sie überhaupt nur zeitlich möglich sein, durch die Schöpfung von Gegensätzen, durch die Erzeugung eines Bodens, auf welchen überhaupt Ziele gesteckt und auch erreicht werden können. Dieses Ziel selbst aber wird erreicht durch die Thätigkeit der Vernunft, welche die Art und Weise der Causalität bestimmt.

Es ist eine allbekannte Thatsache, und Jeder hat sie an sich selbst erfahren, daß der unbefriedigte Wille Sehnsucht und Schmerz, Begierde und Leidenschaft erweckt. Nun, wenn wir das ursprüngliche Wesen der Welt als ein einheitliches, monistisches erkannt haben und uns die Vielheit in Raum und Zeit wegdenken, so bleibt die Welt übrig als ein einziges

Digitized by Google

Individuum; da wir nun durch die Schöpfung ein Theil dieses Wesens selbst sind, so können wir aus dem Gesetze 'der Analogie den Zustand ermessen oder mindestens ahnen, in welchem dieses ursprüngliche Wesen sich befinden würde, würde es die reale Welt nicht schaffen. Wir wissen genau, daß unbefriedigtes Streben Sehnsucht und Schmerz erzeugt, wir wissen auch, daß die dauernde Einsamkeit die entsetzlichste Qual verursachen kann und können uns so eine, wenn auch nur schwache und unvollkommene Vorstellung machen von der unendlichen Sehnsucht, der schrecklichen Qual eines monistischen, alle Zeit, allen Raum und alle Vorstellung in sich schließenden Wesens, würde dieses zu ewiger Einsamkeit, zu ewigem Schmerze verdammt! Der Schmerz eines solchen Wesens ist die wahre und auch ewige Quelle der Weltschöpfung. Wir alle sind aus dem Schmerze geboren und jedes Individuum kennt diesen Schmerz, welcher auch immer und immer wieder in den Herzen der werdenden und vergehenden Individuen anklingt. Er klingt an, wenn wir lieben, weil in der Liebe die Alles umfassende und durchgeistigende Sehnsucht zu ihrer vollen Größe anwächst und weil das Gefühl der Liebe der concrete Ausdruck des Glückseligkeitsdranges im einzelnen Individuum ist; er klingt an, wenn uns der Weltlauf oder unser eigenes Schicksal mißmuthig gemacht haben, weil wir entweder mit der Welt oder mit uns nicht zufrieden sind; er klingt an, wenn wir an den Tod und die Vergänglichkeit denken, weil wir unsterblich sein möchten, es — als Individuen — aber unmöglich sein können; er klingt an, wenn uns eine liebgewordene Persönlichkeit durch Trennung oder Tod entrissen wird, weil damit ein Theil unseres Glückes zu Grabe getragen wird; er klingt an endlich, wenn im Herbste die Blätter von den Bäumen sinken, weil wir durch diesen Vorgang an das sichere Absterben, an die Vergänglichkeit erinnert werden und diese mitempfinden; kurz dieser Schmerz taucht überall und immer wieder auf, wo das Gefühl der Befriedigung gestört, das Band, welches uns mit dem Leben verknüpft, gelockert oder gar zerrissen wird. Und das eigenthümliche oder heimatliche Gefühl, welches jeden echten und tiefen psychologischen Schmerz stets begleitet und uns diesen mitunter sogar werth macht, entspringt nicht daraus (wie Schopenhauer meint), daß wir fühlen, der Schmerz werde uns endlich dem Wahne des Lebenwollens abwendig machen, sondern aus der dumpfen Erinnerung, daß der eigentliche Urzustand alles Seienden eben der Schmerz ist; wir sind aus dem Schmerze geboren und ihm am allernächsten verwandt; wir fühlen auch wohl, daß der Schmerz, den wir in der realen Welt erleiden, uns wieder vereinigt mit dem Wesen aller Dinge; wir fühlen aber auch, daß er zugleich die Lethe ist, in die wir untertauchen, in der wir alle bösen Erfahrungen abstreifen und uns zugleich zu neuer und vielleicht gelungenerer That stärken. Und dies macht uns auch den Schmerz — unter Umständen — lieb.

Aus dem Schmerze entspringt die Sehnsucht, aus der Sehnsucht die Liebe, aus der Liebe — das Leben!

Die Liebe! Dieses Wort erinnert mich wieder an die Pessimisten, es verlockt mich, die widerspruchsvolle und höchst einseitige Art und Weise, in der dieses wichtige Capitel von ihnen und insbesonders von Schopenhauer

Digitized by Google

behandelt wird, nachzuweisen; * es würde ein solcher Nachweis aber eine eigene Abhandlung erfordern, und so will ich nur einige Worte über die Liebe selbst sagen, von jenem Standpunkte aus, von welchem ich auch bei allen früheren Erörterungen ausgegangen bin und welcher, wie ich glaube, auch der richtige ist.

Denken wir uns, die reale Welt wäre nicht, an ihrer Statt aber ein rein monistisches Wesen — ohne Vielheit in Raum und Zeit — so wäre die Liebe der Glückseligkeitsdrang dieses Wesens selbst; jene logische Selbstliebe, welche Spinoza zu schildern versuchte. Aus ihr entspringt — ganz logisch — die Selbstentzweiung, die Theilung, die Bildung von Gegensätzen der Kraft, die Causalität und mit ihr ein System der Natur zum Zwecke der Bildung jenes Bodens, auf welchem Ziele gesteckt und erreicht werden können. Betrachten wir endlich vom Standpunkte des weltlichen und individuellen Bewußtseins die Liebe, so ist diese z. B. zwischen Mann und Weib der personifizirte Glückseligkeitsdrang, die Sehnsucht der Vereinigung mit dem Widerpart, behufs Aufführung einer Weltgeschichte, und die „Geschlechtsliebe" erscheint von diesem Standpunkte aus nur als Mittel zum Zwecke, ebenso wie die Sinnlichkeit (im weiteren Sinne des Wortes genommen) ebenfalls nur Mittel zum Zwecke ist, was auch insbesonders die „Geschlechtsliebe" sein soll und was sie auch überall, wo sie normal auftritt, wirklich ist.

Auf der niedersten Stufe organischer Entwicklung finden wir die Selbsttheilung, Selbstentzweiung wieder: die Monas oder die Zelle, deren Wachsthum und Vermehrung durch die Theilung bewirkt wird; je höher man auf der Stufenreihe der Erscheinungswesen dann den Blick wirft, desto mehr tritt das Bewußtwerden der getheilten Kräfte auf, desto edler werden die Formen, desto bewußter die Ziele aller Thätigkeit, bis endlich der Glückseligkeitsdrang in der Liebe der getrennten Geschlechter und in ihrer bewußten Vereinigung, zum bewußten Zwecke der Gründung und Fortsetzung eines möglichst dauernden Daseins die höchste Befriedigung sucht und mindestens — finden kann... Jedes Familienleben ist wirklich ein Stück Weltgeschichte und wer, sich als Mensch des Zieles bewußt — vollbewußt — ist, ein solches zu gründen; wer sich in dieser Beziehung von aller überschwenglichen Leidenschaftlichkeit ferne haltend, im Stande ist, seinen Geschlechtstrieb wirklich nur als Mittel zu einem bewußten Zwecke zu betrachten und zu behandeln (eine Aufgabe, die vielleicht schwer zu lösen, aber gewiß lösbar ist), der wird auch den richtigen Widerpart finden; er wird, tritt ihm sein

* Was die öfter genannten pessimistischen Philosophen über die „Liebe" sagen, ist höchst einseitig. Schopenhauer nennt seine „Metaphysik der Geschlechtsliebe" irgendwo die „Perle" seiner Philosophie — während sie nur — ungeachtet aller einseitigen Schärfe — oberflächlich ist. Auf einer Seite nennt er die Liebeshändel „frivol", auf der nächsten wieder nennt er sie „pathetisch und erhaben", weil sie des ganzen Menschengeschlechtes ernstliche meditatio compositionis generationis futurae, e qua iterum pendent innumerae generationes, sind. Er spricht von der „hohen Wichtigkeit" der „meditatio" 2c., die doch nur das Mittel zum Zwecke ist, während eben der Zweck — nach Schopenhauer nämlich — von Haus aus ein verwerflicher ist. Ist der Zweck, nämlich das Leben, also auch der Wille zum Leben, schlecht, so kann auch die „meditatio" 2c. nicht erhaben und pathetisch sein. Sonderbarer Weise bewirkt die bei besonnenen und gesunden Menschen thatsächlich vorhandene meditatio compositionis generationis futurae, daß recht gesunde, kräftige und lebensfrohe Menschen in die Welt kommen, was dem Ziele Schopenhauer's, der Verneinung des Willens zum Leben — diametral entgegensteht. Was Hartmann über diesen Gegenstand sagt, ist womöglich noch einseitiger als Schopenhauer's „Methaphysik der Geschlechtsliebe"; bei Hartmanr merkt man die Absicht und — wird verstimmt.

Digitized by Google

zweites „Ich", volle Empfindung, volle Befriedigung spendend, entgegen, die Worte Goethe's:

„Ist's denn möglich, Stern der Sterne,
Drück' ich wieder Dich an's Herz —
Ach! was ist die Nacht der Ferne,
Für ein Abgrund, für ein Schmerz!"

mitempfinden und — kein Pessimist sein. Der wahrhaft Liebende begreift die Welt; mitunter gewiß besser, als mancher Philosoph, welcher der Liebe, der echten, wahren und gesunden Liebe, ferne stand — und eben so ferne auch der Wahrheit, da diese Liebe — wenn irgend etwas — auf Wahrheit beruht, wahrhaft transcendent und im Wesen aller Dinge auf's Tiefste begründet ist.

Der Gegensatz einer solchen, richtigen und erlösenden Liebe ist nicht ein unbekannter Himmel ewiger Entsagung, ein ewiges Nichts; es ist auch nicht der Himmel ewiger Freuden, ewige Seligkeit; sondern es ist die unendliche Sehnsucht, die dauernde Qual, der ewige Schmerz — aus welchem die Welt mit ihren Sonnen und Planeten, Milchstraßen und Kometen immer und ewig geboren wird.

5.

Zur Begründung der Moral.

Schopenhauer hat bekanntlich in seiner von der dänischen Societät der Wissenschaften nicht gekrönten Preisschrift über die Grundlage der Moral das „Mitleid" als die reine Quelle der Moral bezeichnet. Mit Recht! Allein in seiner Begründung und mit Rücksicht auf sein ganzes System erscheint diese Quelle als eine mystische — was er auch selbst zugibt.

Diese Quelle mußte nun bei Schopenhauer als eine mystische erscheinen, weil er dem Willen das Recht zu sein abspricht. Ist der Wille ein absolut schlechtes Princip, und die Welt allein durch seine Existenz begründet — woher soll dann überhaupt ein gutes Princip kommen? Ist aber ein gutes Princip in der realen Welt dennoch aufzufinden und auch nicht wegzudisputiren — so kann die Quelle dieses Principes nur eine mystische — eigentlich eine vollkommen unbegreifliche — sein, da deren Ableitung aus dem alleinigen und ganz schlechten Principe des Wollens unmöglich ist.

Nirgends tritt die Einseitigkeit Schopenhauers und die Unzulänglichkeit des schlechten Willensprincipes zur Begründung der Existenz der realen Welt so klar und drastisch auf, als bei dem Versuche Schopenhauers, die Moral zu begründen. Der Wille ist eben ein logisches Attribut jedes wirklich existirenden Wesens und insoferne auch ursprünglich oder primär; er ist aber nicht das alleinige Princip der Welt, da diese, wie bereits früher dargelegt, auch noch andere Eigenschaften besitzt, aus deren Vereinigung mit dem Willen sich sowohl die Existenz der Welt überhaupt, als auch das „Mitleid" als logische Erscheinungen ableiten lassen.

Schopenhauer ist mit seiner Lehre von der Nothwendigkeit der Aufhebung des Willens zum Leben zu weit gegangen, ähnlich wie Kant mit der

Digitized by Google

Begründung des Sittengesetzes aus dem Titel der Pflicht. Die Durchschauung des principium individuationis (wie Schopenhauer die Einsicht nennt, daß in allen Erscheinungen und Individuen das nämliche Wesen in die Erscheinung tritt) ist wohl erforderlich, um das Mitleid zu erklären, ebenso wie sie auch nothwendig ist, um zur Erkenntniß von Pflichten gegen Andere zu gelangen. Allein Mitleid und Pflichtgefühl basiren noch auf anderen und viel tiefer liegenden Voraussetzungen und Erkenntnissen; nämlich auf der Erkenntniß, daß das Wesen aller Dinge — ebenso wie unser eigenes Wesen — ein Bedürftiges ist; ferner auf der weiteren Erkenntniß, daß es gut und richtig ist, diesem Bedürfnisse abzuhelfen. Diese Erkenntnisse schöpfen wir nun unmittelbar aus unserem Selbstbewußtsein, welches auch aus Wille und Vorstellungsvermögen besteht, in deren Gefolge dann sofort auch das Bedürfniß auftritt.

Diesem zu entgehen, gelingt uns nie; weder auf empirischen, noch auf metaphysischen Wegen, und zwar aus dem sehr einfachen Grunde, weil die Empirik nur die Form jenes Wesens ist, zu welchem wir, streifen wir die Empirik ab, wiedergelangen: zum Subjecte im Gegensatze des Objectes. Heben wir aber dasjenige, was wir in der realen Welt wirklich finden, im Gedanken auf, so bleibt uns eben nichts! Weder eine empirische noch eine metaphysische Größe. Wie sich denn auch sowohl der Wille Schopenhauers, als das Ding an sich Kants, nachdem der Erstere den Willen verneint hat, und Letzterer von seinem Dinge an sich alle Empirik glücklich losgeworden ist, in ein vollständig unbekanntes X verwandelt haben.

Wenn ich aber nun von diesem relativen X zurückkomme auf unseren früheren Standpunkt, welcher der war, daß der realen Welt wirklich ein mit Wille, Vorstellungsvermögen und Vernunft begabtes ewiges Wesen als Subject zu Grunde liegt, ein Wesen, welches bezüglich der Form seiner Existenz nur die Wahl hat und in Folge der Natur seines Wesens haben kann, zwischen einem rein monistischen Dasein, verbunden mit ewigem Schmerze, und einem Dasein in der Vielheit und in Raum und Zeit, so ergibt sich die Begründung der Moral von selbst. Und zwar wird sie nur abgeleitet werden können aus der Natur dieses ewigen Wesens. Dieses Wesen ist vermöge seiner Natur selbst ein Bedürftiges, insoferne es ohne die Schöpfung einer realen Welt dem ewigen Schmerze anheimfallen müßte — ungeachtet seiner Weisheit, seiner Vernunft! Da diese nichts herbeiführen könnte als die ewige, immerwährende und vollste Erkenntniß der Identität mit sich selbst, wobei aber Wille und Vorstellungsvermögen nie befriediget werden, nie wirklich, nie real werden könnten. Mit Rücksicht auf diesen Umstand ist eine reale und physische Welt eine Nothwendigkeit; sie wird möglich dadurch, daß das dritte, gewissermaßen über den beiden Attributen des Wollens und Vorstellens stehende Attribut, die Vernunft, sich anflöset in gesetzmäßige Wirkungsarten der Natur, welche besteht in der Vereinigung von Wille und Vorstellung in irgend einer Form! Die Vernunft ist das formbildende Element in der Welt und sie ist daher überall vorhanden und nachzuweisen, wo Kräfte wirken und aus diesem „Wirken“ Formen entstehen.

Digitized by Google

In dieser realen Welt nun, in welcher alle Dinge sich gegenseitig bedingen und nur dadurch in der Zeit dauern können, daß eines auf das Andere sich stützt, wird auch das gewordene Individuum bedürftig sein — allein es wird durch die Principien der Theilung und der Entwicklung zeitliche Befriedigung möglich sein und zugleich durch die Auflösung des Vernunftprincipes in ein System von Naturwirksamkeiten, durch die Schöpfung einer Natur, der ewige Schmerz des monistischen und ewigen Wesens vermieden.

Aus der Erkenntniß nun, daß alle Wesen bedürftig sind, alle zeitliche Befriedigung, das heißt, eine dauernde und möglichst befriedigende Existenz in Raum und Zeit erstreben, hiezu aber vermöge ihrer innersten Natur auch berechtigt sind, entspringt das Mitleid und mit ihm auch die Moral!

Die Quelle des Mitleides ist demnach im Obigen erklärt und durchaus nicht mystisch. Sie ist deßhalb nicht mystisch, weil unsere Erkenntniß ausreicht zur Einsicht, daß, wäre die reale Welt und mit ihr die Vielheit in Raum und Zeit nicht, es nur ein einziges, mit außerweltlichem Bewußtsein begabtes, in Folge dessen aber auch mit ewigem Schmerze behaftetes Wesen geben würde und könnte! Da aber, wäre die Vielheit nicht, jedes gewordene und vergängliche Wesen in dem einzigen, ewigen und nie vergänglichen aufgehen und dann auch den ewigen Schmerz mitempfinden müßte, so liegt in der Schöpfung einer realen Welt, wie eine solche vor uns liegt und in welcher zeitliche Befriedigung möglich ist, ein Gewinn — und zwar ein Gewinn, an welchem auch jedes gewordene Individuum, ungeachtet dessen, daß es vergänglich ist, participirt.

Ich schließe diese Abhandlung, mit dem wiederholten Hinweise darauf, daß jene Dinge, die wir in unserer inneren Erfahrung, in unserem Selbstbewußtsein, auffinden, immer die logischen Attribute irgend eines wirklich existirenden Wesens sein werden; Wille, Vorstellungsvermögen und das Vermögen, dieselben zu einer gesetzmäßigen Wirkungsart zu verbinden, die Vernunft, sind die Cardinaleigenschaften des Subjectes, welches nur die Wahl hat, eine Einheit, Monas, mit außerweltlichem Bewußtsein, zu bilden oder sich in die Vielheit (reale Welt mit stets werdenden und wieder vergänglichen Entwicklungsreihen) aufzulösen.

Da die erstere Form der Existenz aber nur zu einem Bewußtsein führen könnte, welches mit dauerndem Schmerze verbunden wäre, indem eine solche mit Wille und Vorstellungsvermögen und Vernunft begabte Monas es immer nur zur Erkenntniß der vollsten Identität mit sich selber bringen könnte, wobei Wille und Vorstellungsvermögen ewig unbefriedigt blieben, diese beiden Attribute aber eben einen Zustand herbeiführen müßten, in welchem das heftigste Streben, die heißeste Begierde und eine stetige Ideenflucht (wie solche z. B. in einem gewissen Zustande des Wahnsinns sogar in der empirischen Welt vorkommt), herrschen würden, so ist die fortdauernde Schöpfung einer realen Welt, in der durch die Verbindung von Wille und Vorstellung zu einer gesetzmäßigen Thätigkeit die zeitliche Befriedigung ermöglicht wird, ebenso logisch als moralisch.

Digitized by Google

Durch diese im Vorstehenden entwickelte Anschauung wird nun freilich das alte Verhältniß zwischen Schöpfer und Geschöpf einigermaßen umgekehrt, ähnlich wie die alte Weltanschauung, nach welcher die Erde als fester Punkt, und Sonne, Mond und Sterne als sich um die Erde bewegend betrachtet wurden, durch die Kopernikus-Kepler'sche umgekehrt wurde; Wahrheit und Moral werden aber hiebei nur gewinnen: denn jede gute Handlung, jede Handlung, die wir zu Gunsten eines bedürftigen Geschöpfes vollbringen, vollbringen wir, dieser Moral nach, wirklich um „Gotteswillen"! Denn „Gott" ist überall der Leidende, der Bedürftige! Im Bettler ebenso wohl wie im Könige, im Könige ebenso wohl — wie in unserem eigenen Herzen!

Die Welt von dem vorstehenden, wie ich glaube, vollkommen objectiven und auch rein logischen Standpunkte betrachtet, wird gewissermaßen zu einer Dichtung; sie wird zur Dichtung eines Wesens, welches, könnte es mittelst dieser Dichtung sich nicht aus dem Schmerze befreien — diesem für immer, rettungslos verfallen wäre.

Und so ist auch jedes geschaffene, werdende Wesen gewissermaßen ein Dichter: es dichtet sein Leben, es dichtet sein Schicksal!

Und da es — so paradox dieser Ausspruch klingen mag — wirklich so ist, so erklärt sich auch der warme und mit der größeren Intelligenzentwicklung immer reger werdende Antheil, den die Menschheit an ihren großen Geistern nimmt: sie bewundert und verehrt in ihnen eine empirische Erscheinung des Urwesens aller Dinge und Welten und bekräftiget damit die Wahrheit des folgenden Spruches:

„Die Welt ist ein Gedicht
Verfaßt im Sonnenlicht;
Ein Buchstab' jeder Stern
Ein Dichtergeist ihr Kern!"

Schluß.

Es würde mir nicht schwer fallen, zur Begründung meiner im Vorherstehenden entwickelten Ansichten ein Heer von Citaten aus den Werken der verschiedensten Autoren, Naturforscher, Dichter und Philosophen vorzuführen; ich will mich aber beschränken, darauf hinzuweisen, daß auch die Naturwissenschaft in ihren würdigsten Vertretern dem Monismus entgegenstrebt, sowie daß die Entdeckungen eben der exacten Naturwissenschaft, insbesonders die Entdeckung jener beiden Gesetze, welche die Unvergänglichkeit des „Stoffes" und die Unvergänglichkeit der „Kraft" aufstellen, ebenfalls auf eine unveränderliche Wirksamkeit der Natur, diese aber wieder auf einen letzten und ebenfalls unveränderlichen Grund aller Dinge hinweiset. Ich wiederhole hier, daß ich aus Gründen der Logik mich aber durchaus nicht jenem Theile der Forscher anschließen kann, welche hinter den Naturkräften und Naturgesetzen keinen subjectiven, mit unserem Selbstbewußtsein in unmittelbarem Contacte stehenden, psychologischen Grund mehr sehen wollen, sondern daß ich diesen letzten, metaphysischen Grund, ähnlich wie Schopenhauer, Hartmann und frühere Philosophen, in jenen Eigenschaften

Digitized by Google

aufweisen möchte, welche in unserem Selbstbewußtsein aufgefunden werden können.

Ich wiederhole, daß, will man die Berechtigung, aus unserem Selbstbewußtsein und unter Zuhilfenahme des Gesetzes der Analogie auf das Wesen und die Natur anderer Dinge zu schließen, nicht gelten lassen, etwa mit Rücksicht darauf, daß uns ein objectiver Beweis für die Schlüsse aus den Analogien nicht und überhaupt nie zu Gebote stehen kann, dann auch alles Streben nach Wissen und Wahrheit insoferne werthlos wird, als eben nur subjectives Wissen und objectives Wissen zusammen wirkliche Befriedigung gewähren können. Ich wiederhole aber auch, daß ich der Ansicht bin, wir haben diese Berechtigung ja, weil wir sowohl Satz als Gegensatz in unserem Selbstbewußtsein gegeben haben.

Durch meine Erklärung des Daseins dieser Welt wird die Ursache ihrer Existenz gewissermaßen außer sie selbst verlegt; insoferne nämlich, als ich, als den Grund des Daseins der realen Welt, ein mit Wille, Vorstellungsvermögen und Vernunft begabtes Wesen annehme, welches der Welt immanent ist, als die Ursache aber der Schöpfung dieser Welt in Raum, Zeit und Vielheit einen Zustand voraussetze, welcher durch das Dasein der realen Welt vermieden werden soll, und welcher auch nie existirt haben wird, daher im vollsten Sinne des Wortes transcendent ist. Dieser Zustand ist das außerordentliche und schmerzliche Bewußtsein des ursprünglichen Wesens, ein Bewußtsein, zu dem es in demselben Augenblicke kommen müßte, in welchem die reale Welt aufhören würde zu sein.

Aber eben diese Erklärung scheint mir die einzig mögliche logische zu sein; soll nämlich das Dasein der realen Welt selbst ein logisches sein, so muß Dasjenige, was dann wäre, wäre die Welt nicht, Etwas sein, was sich selbst widersprechen würde; es muß — soll die reale, in Raum, Zeit und Vielheit seiende Welt logisch sein — Dasjenige, was wäre, wäre die Welt nicht, Etwas sein, was nicht sein sollte: ein solches Etwas ist nun aber der unselige, schmerzerfüllte Zustand jenes Wesens, welches der realen Welt, als deren Subject, zu Grunde liegt. Mit anderen Worten: das Dasein der Welt kann nur durch Etwas erklärt werden, was als Realität nicht ist und auch nie sein soll.

Wäre eine ewige und absolute Seligkeit — von der so Viele träumen und schwärmen — überhaupt möglich, die reale Welt mit ihren vergänglichen Erscheinungen wäre wirklich ein Fehler, eine Schuld, ein Verbrechen! Würde nun aber ein solcher Zustand für irgend ein Wesen, durch irgend einen Proceß zu erreichen sein — für die Ewigkeit, — so wäre es nicht erklärlich, warum eben jetzt, in dieser Zeit, dieser Proceß stattfinden sollte; warum er nicht schon längst begonnen, schon längst abgelaufen ist; es würde unter Anderem die Frage entstehen, was vor dem Beginne des Processes gewesen sei; ob dieser frühere Zustand vor Einleitung des Processes vorher immer gewesen sei 2c. 2c., — jede Erklärung dieser Fragen würde aber zu logischen Widersprüchen führen, da, geht man überhaupt von einem metaphysischen Wesen aus, um die Existenz der realen Welt zu erklären, auch die Ursache der Schöpfung ebenso ewig gedacht werden muß, als dieses metaphysische Wesen selbst.

Digitized by Google

Es existirt nun aber wirklich diese reale Welt und wird allem Anscheine nach ewig existiren, ungeachtet dessen, daß auch Sonnen, Planeten und Cometen untergehen! Was eben darthut, daß sie auf einem Bedürfnisse, auf einer ewigen Nothwendigkeit beruhen müsse, was aber nicht darthut, daß (sowie Schopenhauer, Hartmann, Schelling und Andere meinten) in der Welt Etwas sei, was nicht sein sollte.

Die Thatsache des Weltprocesses beweiset einfach, daß er eine Nothwendigkeit sei; daß etwas sein könnte, was nicht sein sollte; daß, wäre der Weltproceß nicht, Etwas Realität gewinnen würde, was nie Realität erhalten soll!

Dieses Etwas nun, was nicht ist, nie gewesen war und auch nie sein wird und soll, ist der schmerzliche Zustand des monistischen (einheitlichen) und ewigen Wesens. Einem solchen Zustande eines ewigen, mit Wille, Vorstellungsvermögen und Vernunft begabten Wesens, steht vollkommen logisch eine scheinbar zeitliche und vergängliche, an sich aber ebenfalls ewige, reale Welt gegenüber, da eben durch eine solche Welt Dasjenige, was nicht ist und nie sein soll, vermieden wird.

Ueber die Existenz eines mit Wille, Vorstellungsvermögen und Vernunft begabten Wesens kann eigentlich kein Zweifel sein: es existirt in unserer inneren Erfahrung! Darüber nun speculiren zu wollen, warum ein ewiges Wesen auch ein Wollendes sei, warum der Wille überhaupt existirt, scheint mir vollständig müssig zu sein; abgesehen davon, daß wir in unserem Bewußtsein überhaupt nur ein mit Wille, Vorstellungsvermögen und Vernunft begabtes Wesen als ein wirklich existirendes denken können, müssen wir eben auch die Thatsache als solche hinnehmen und entsprechend dem Grundsatze: „Ex Nihilo nihil fit“ glauben, daß dieses Wesen ein ewiges sein werde. Die Pessimisten demnach irren, indem sie ein logisches Weltprincip — den Willen — als schlecht und aufhebbar darzustellen suchen; ebenso irren aber auch jene Empiriker, welche die Intelligenz aus dem Weltprocesse hinausweisen möchten; sie irren, weil Etwas, was in der Erscheinung zur Realität wird, immer da gewesen sein muß, wenn auch in anderer Form; auch diesen Forschern muß man den Satz: „Ex Nihilo nihil fit“ vorhalten, als Beschwörungsformel gegen ihre Einseitigkeit, welche den Wald vor lauter Bäumen nicht sieht — oder nicht sehen will.

Daß die Welt aus einem ewigen, und zwar ewig lebendigen Wesen abzuleiten ist, dürfte auch ein großer Theil, und zwar der objectiv und ruhig denkende Theil der Naturforscher zugeben; denn Bewegung ist — Leben! Nennt Kant die Materie das Bewegliche im Raume, so sieht die heutige Naturwissenschaft in der Bewegung die Quelle der Kraft. Vom philosophischen Standpunkte aus kann aber auch Bewegung oder Kraft nur als ein Streben aufgefaßt werden und ich denke, daß die Entstehung verschiedener Bestrebungen dem Willen und dem Vorstellungsvermögen zugeschrieben, die logische Verknüpfung der Bestrebungen und Vorstellungen zu einer Causalität aber als Thätigkeit einer Vernunft aufgefaßt werden muß, deren Leugnung für Denjenigen, der die Welt nicht einseitig betrachtet, eine Unmöglichkeit ist.

Digitized by Google

Und so, denke ich mir, ist — so wie für das gewordene Individuum der Tod ein Vergessen des Lebens ist — das ewige Geborenwerden das Vergessen des ewigen Seins — für Gott!

Die „Menschwerdung“ Gottes, unter der wohl die ewige Weltschöpfung selbst zu verstehen ist, hat eine doppelte Bedeutung; sie ist eine doppelte Erlösung! Das ewige monistische Wesen erlöset sich durch die ewige Zeugung und Erhaltung der realen Welt selbst aus dem ewigen Schmerze; durch diese Erlösung sind aber auch alle Geschöpfe von Ewigkeit in alle Ewigkeit miterlöset, da sie — alle — wäre die reale Welt nicht — in dem Bewußtsein Gottes aufgehen, seinen Schmerz mitempfinden müßten.

Die Intelligenz aber existirt, hat immer existirt und wird immer existiren: in der gesetzmäßigen Wirksamkeit der Natur! Und somit schließe ich diese Abhandlung, welche ein gedrängter Auszug aus einem größeren, im Drucke aber noch nicht erschienenen Werke ist, mit den Worten Goethe's:

„Kein Wesen kann zu nichts zerfallen!
Das Ew'ge regt sich fort in Allen,
Am Sein erhalte Dich beglückt!
Das Sein ist ewig; denn Gesetze
Bewahren die lebend'gen Schätze,
Aus welchen sich das All' geschmückt.“

Digitized by Google

Gedichte

von

Franz Raab.

Naturlehre.

„Nichts wisset ihr vom Wesen aller Dinge!
Was unsern Sinn umflirrt, ist nicht ihr Sein.
Nur Täuschung ist's, daß irgend etwas klinge
Und dufte, sich in Farben hülle ein.
Selbst unser Herz, ob's auch mit mächt'ger Schwinge
Wie eine Lerche jauchzt, ist wie der Stein
Nichts weiter als ein Spiel nur blinder Kräfte,
Bethät'gend sich durch Nerven, Muskeln, Säfte!"

So spricht der kluge Forscher der Natur.
Was Dichter singen, sind ihm leere Worte.
Der Blumen bunter Schmelz auf grüner Flur,
Der Vögel Sang an schatt'gem Waldesorte,
Der Sterne unausdenkbar weite Spur,
Des Auges Glanz, das Wehmuth sanft umflorte,
Wir nennens Schönheit, Freude oder Qual:
Ihm ist es Kraft und Stoff, und Maß und Zahl.

Er guckt durch der Atome Zwischenräume.
Begeistrung und Entzücken dünkt ihm nichts
Als Stoffeswechsel, zeugend Sinnesträume;
Denn Duft und Klang und Reiz des Farbenlichts
Sei'n des Atomenmeeres Wogenschäume.
Nur daß die Kraft des menschlichen Gesichts
Nicht merkt, wie ihm Billionen solcher Wellen
Als ein Morganabild vorüberschnellen.

Der Mann hat auch die Liebe in Verdacht,
Sie sei nur Nervenreizung, von dem Schwalle
Zu hitz'ger Säfte wohl hervorgebracht;
Deßhalb dieß Seufzen, Girren und Gelalle,
Dieß Fiebern, dieß Gezitter und Geschmacht,
Die Phantasien, Gedichte, Lieder alle:
Kurz eine Krankheit in des Leibs Bereich,
Der Gelbsucht, mind'stens doch dem Hunger gleich.

Digitized by Google

Weh uns, wenn dieser düst're Wissensglaube,
Deß Pred'ger stolz, wie irgend Priester, sind,
Die Welt zu einem Haufen macht von Staube,
Den rastlos toller Kräfte Wirbelwind
Gestaltend und zerstörend nur durchschnaube.
Ob todt, ob fühlend, seh'nd wir oder blind,
Dann gält' es gleich, da unsre zart'ste Regung
Nichts eben wäre denn Atombewegung.

Wohl mir, ich schwärme noch für schöne Fraun,
Für luft'ge Berge, Wälder, blum'ge Matten,
Für breite Ströme, See'n, die lieblich blaun,
Für Werke, drin sich Kraft und Adel gatten.
Noch sind es Geist und Form, die mich erbaun.
Nicht schufen nur Atomgewirr und Schatten
Homer, Beethoven, Michel Angelo:
Noch bin ich Staub nicht, bin noch Mensch, noch froh!

Echte Liebe.

Wen einmal ich in's Herz geschlossen,
Nie sagt mein Mund ihm Böses nach.
Du hast mich kalt zurückgestoßen,
Doch trag' ich still das Leid, die Schmach.

Die Liebe kann sich selbst betrügen,
Kann sich verschenken ohne Lohn:
Verschmäht, soll sie sich selbst genügen,
Nicht sich entweihn durch Groll und Hohn.

Es sei mir süß, zu offenbaren,
Daß ich verdient, geliebt zu sein,
Weil ungeliebt ich kann bewahren
In mir die Liebe treu und rein.

Am Meeresstrand.

Einsam blüht ihr, grüne Myrthen
An des Meeres ödem Strand,
Roh zertreten von den Hirten,
Ungepflegt von Mädchenhand.

Wollte Gott, ich könnt' euch winden
Bräutlich um der Theuren Haupt,
Die gewogen mir zu finden
Jüngst ich, ach zu früh, geglaubt.

Seid gegrüßt mir denn, Cypressen,
Die ihr dort zum Himmel ragt,
Lehrt an Gräbern mich vergessen
All des Glücks, das mir versagt.

Lorberbüsche seh' ich schwanken
Unterm lauen Windeshauch,
Strebet auf in mir, Gedanken,
Hohes Thun beglücket auch!

Digitized by Google

Gedichte

von

Friedrich Bärenbach.

Herbst.

Es welken die Blumen im Haine,
Die Schwalben ziehen fort,
Es stirbt auf erkaltender Lippe
Das heiße Liebeswort.

Es sterben die lieben Blüthen,
Verwelkt steht Flur und Hain,
Die fröhlichen Lieder schlummern
Im Dichterherzen ein.

Der Herbst ist da. Es klaget
Einsam die Nachtigall.
Der Lenz ist todt, verstummet
Der frohe Liederschall.

Der Frühling ist vorüber,
Die Rose ist verblüht,
Die Herzen sind durchfrostet,
Die Lieb und Lust durchglüht.

Verzage nicht!

Verzage nicht, mein armes Herz,
Daß Alles geht zur Rüste!
Der Lenz ist todt, die Lippe kalt,
Die deine Lippen küßte.

Das Leben ist des Grams nicht werth;
Es ist ein eitles Wähnen,
Ein Fieberschauer, Glück und Leid —
Drum trockne deine Thränen.

Der Frühling kommt, der Frühling geht,
Und Rosen blühn und Nelken,
Es blüht das Herz, dann kommt der Herbst,
Und Herz und Rose welken.

Das Leben flieht, es kommt der Tod,
Du lebst und liebst hienieden,
Und hoffst und bangst — und findest einst
Des Räthsels Lösung: Frieden.

Drum bange nicht, mein armes Herz,
Und frage nicht die Sterne,
Des Leidens Grenzstein ist auch dir,
Du armes Herz, nicht ferne.

Digitized by Google

Ein Dichter von Herzen.

Von

Margarethe Halm.

Wir leben in einer seltsamen Zeit, da Leben, Kunst und Poesie hineinanderfließen und doch wieder in den schroffsten Gegensätzen zueinander stehen. Humanität ist das ethische Losungswort aller Gebildeten geworden und dennoch handelt kaum ein „Gebildeter" so edel wie er spricht, und nur wenige Dichter vereinen die That der Poesie, deren innerster Kern göttliche Gerechtigkeit ist, mit dem geschriebenen Worte derselben.

Und doch, dünkt mir, ist ja die Poesie nur ein Surrogat für das, was wir eigentlich als Menschen sein sollten. Aesthetik und Ethik leben — ich meine, das wäre eine bessere Kunst als jene, um deren Verfall man heute so viel klagt.

Ein Dichter, der es so ziemlich hielt, wie ich es meine, war Karl Victor Ritter von Hansgirg, der treue Mitarbeiter der „Dioskuren"; viel zu früh durch schnellen Tod der Familie, seinem Amtsberufe und seiner schriftstellerischen Thätigkeit entrissen.

Wenn ich in erster Linie den Menschen von Hansgirg betone, so ist dies das schönste Lob, das ich dem Edlen zollen kann. Früh schon schwebte ihm der Gedanke vor, Alles, was als poetisches Gebilde sich dem Dichter offenbare, solle sein Herz den Menschen in Liebe zulenken — und er legte, was er schrieb, zu humanitären Zwecken auf den Altar der Nächstenliebe.

Karl Victor Ritter von Hansgirg, zu Gritschin in Böhmen 1823 geboren, gestorben am 23. Januar 1877, gehörte nicht zu jenen Dichtern, deren Schöpfungen, in Marmor gemeißelt, Anspruch auf Classicität machen können; aber er war ein echtes, reines Dichtergemüth, ein wahrer „Dichter von Herzen".

Durch persönliche Verhältnisse nicht gezwungen, aus seinem Talente erwerblichen Nutzen zu ziehen — Hansgirg war der Sohn eines Gubernialrathes, und fungirte selbst als Bezirkshauptmann der altehrwürdigen Stadt Joachimsthal im böhmischen Erzgebirge — lebte er nur in seinen amtsfreien Stunden der Production und schuf da lebens- und herzensfrische Liebesgaben für seine Landsleute. Ueberall hochangesehen durch seine politisch bedeutsame Stellung als Deutscher in Böhmen, allverehrt wegen seines Charakters und

Digitized by Google

vortrefflichen Gemüthes, waren seine poetischen Widmungen stets von großen pecuniären Erfolgen begleitet.

So half er durch sein Liederbüchlein „Glockenstimmen" dem Städtchen Böhmisch-Wiesenthal neue Kirchenglocken anschaffen; durch seine Sonette „Liebe und Leben" schuf er einen Fond zur Verschönerung des Joachimsthaler Friedhofes; durch sein letztes Werk: „Orient und Occident", epische Dichtungen, begründete er das dem Bergstädtchen Obertham so nothwendige Krankenhaus.

Die österreichische Kritik hat es vom dichterischen Standpunkte aus vielfach bemängelt, daß Hansgirg eine officiöse Poesie geschaffen habe. Er fühlte sich allerdings auch zu officiös-dichterischen Missionen berufen. So schrieb er zur Radetzkyfeier 1858 (Monumententhüllung) ein Festgedicht für die Pragerbühne, dann eine Serie Gedichte: „Lorbeer und Eichenblätter", ferner „Kaiserkronen und Schwertlilien", ein dynastisch-patriotischer Liederkranz, in blühender Dichtersprache prangend; aber niemals hat Hansgirg auch bei officiösen Ergüssen das Allgemeinmenschliche außer Acht gelassen, nie an der erhaben dichterischen Freiheit gesündigt. In seinem Berufe als politischer Beamter und Volksmann aufgehend, als echter Patriot im monarchischen Oesterreich dessen einziges Heil sehend, lenkte er seinen Blick bisweilen auf die Repräsentation der einigenden Staatsidee.

Zur Zeit des Freiheitsdranges im Jahre 1848 entwickelte Hansgirg, beinahe an allen deutschen Blättern betheiligt, eine große schriftstellerische Thätigkeit, und rührend ist sein Verschmelzen des Freiheitsdranges mit edler, klar dahinströmender Mäßigung. Volks- und Freiheitsliebe mit Fürstenliebe zu verbinden, war von jeher die politische Devise dieses Edlen.

Es ist nicht möglich, auf dem kleinen Felde einer biographischen Skizze all' der Dichtungen zu gedenken, welche der Feder dieses ungemein productiven Schriftstellers entflossen sind. Manche behaupten, daß der biographisch-kritische Essay die stärkste Seite des Dichters war; ich fand, er sei am vollkommensten im Liede gewesen. Jedes seiner Lieder spricht zum Herzen, es bewegt den Leser — und dieser Umstand, nebst dem, daß er das Feilen unbegreiflicher Weise bisweilen unterließ, mag es verschuldet haben, daß sich hie und da eine orthodox-kritische Kläfferstimme gegen ihn erhob. Daß er ein echter Dichter war, bezeugt Gottschall, der von dem „echt patriotischen Juvel" sprach, das bisweilen in Hansgirg's Lyrik „aufblitzt".

Ich aber sage: sein ganzes Wesen war ethische Poesie.

Ein Meister des Gelegenheitsgedichtes (man prüfe nur die Schilderung der Ueberschwemmung zu Sachau, die der Dichter, erschüttert vom Anblicke der Unglücksstätte, kunstprächtig hinwarf), durch dessen brillanten Verkauf er in Nothfällen augenblicks den pecuniären Jammer seiner Mitmenschen zu stillen wußte, schrieb Hansgirg auch auf Anregung des Landtagsabgeordneten Richard Dotzauer 1863 sein „Liederbuch für Deutsche in Böhmen", und zwar in zwei Monaten. Das Liederbuch (Prag, bei Calve) ist in mehr als 270 Compositionen von den bedeutendsten Liederdichtern in Musik gesetzt worden, und diese Melodien durchklangen seinerzeit das ganze Deutschböhmen.

Das „Liederbuch" schildert Land und Leute, Handel und Gewerbe in so bilderreicher Plastik, daß wir beim Lesen desselben das liebe Deutschböhmen ganz und gar vor Augen sehen.

Digitized by Google

Wie tief der Dichter das Elend seiner Mitmenschen fühlte, beweisen unter Anderem die Sonette: „Die Armen im Riesengebirge“ im Buche „Liebe und Leben“. Eine Probe davon:

Nie singt von edler Freiheit Sonnenhöhe
So lange noch die schweren Erdenschollen
Auf die von Not erdrückten Leiber rollen,
Nie spricht von Liebe bei so blut'gem Wehe.

Kann nicht die Menschheit an den gift'gen Wunden
Im Blut verdorben, und erkrankt im Mark,
Durch heilenden Messiaskuß gesunden:

Dann ist ein Trug was dieses Leben barg,
Dann ist der Liebe jede Hand gebunden,
Dann legt die Freiheit in den tiefsten Sarg!

Wie Hansgirg's reines Herz die Natur in ihrer Verklärung schaute, zeigt uns das schöne Gedicht: „Lauter Sang und still Gebet“ in der Sammlung: „Glockenstimmen“ wohl am beredtsten.

Ich kann außerdem nicht umhin, hier ein Gedicht zu citiren, das mir in seiner wunderbaren Einfachheit über alle Kunst erhaben scheint, und das, seltsamer Weise, ohne den Wohllaut der deutschen Sprache zu verletzen, stellenweise geradezu eine böhmische Satzformbildung trägt. Es muß ein böhmisches Menschenpaar gewesen sein, dessen Stück unverfälschter Natur der Dichter in's Reich der Poesie getragen hat:

Der taube Knabe.

Natur — sie schenkt ihm keinen Laut,
Sie ist ihm eine spröde Braut.

Auch nicht des Vaters trauten Ton
Erlauscht der arme taube Sohn.

Der Vater geht heut waldentlang
Mit ihm bei Nachtigallensang.

Weil er den Vater lächeln sieht,
Ahnt ihm ein Nachtigallenlied.

„Die Leute sagen, daß der Schall
So süß vom Lied der Nachtigall.
Ist, Vater, nicht ihr Ton so weich,
So rein wie blaues Himmelreich
Und glänzt nicht silbern wie der Quell,
Und blüht nicht wie die Blume hell?“

Des Vaters Aug', das freudig blickt,
Hat ihm ein Jawort zugenickt.

Sie gingen zur Halde, wo früh und spät
Ein Sturm durch Strauch und Gräser weht.

Digitized by Google

„Klingt, Vater, nicht der Sturm, als wär'
Im Schaukeln rings das wilde Meer?
Und klingt er nicht im Haidegras
Wie Geist der Hymnen, die ich las?
Und ist er nicht wie's Schlachtroß wild,
Nicht breit und hohl gleich wie ein Schild?"

Beim Kirchlein in der Abendglut
Da tönt das „Ave" fromm und gut.

Der Greis entblößt beim Glockenton
Sein Silberhaupt, da frägt der Sohn:
„Klingt eine Glocke nicht, als sei
Der Athem einer Brust dabei?
Und wie wenn schwanke Trauerweiden
Der Wind bewegt beim Sonnenscheiden?"

Der Vater gibt im tiefen Blick
Die ernste Rede ihm zurück.
Nacht war's -- die goldnen Sterne schwammen,
Am Himmelszelte rege Flammen.
„Sprich, Vater! klingen Sterne nicht
Und rieseln Töne aus im Licht? —
Sag', Vater! Sterne singen auch,
Wie wär' so hell, so mild ihr Hauch!"

Das Kind hebt lauschend jetzt sein Haupt,
Da es an's Lied der Sterne glaubt.

Der Vater spricht: „Ob Sterne klingen?
Nie hört' ich noch die Fernen singen.
Wohl Dir, daß Dir's im Herzen klingt,
Das Dich ein solcher Wahn beschwingt;
Denn stünde Dir als heller Ton
Nicht Gott im Herzen, armer Sohn! —
Wo lebte da noch Ton und Schall
Für Dich im weiten, weiten All?"

* * *

Das Glück, sich Eins zu fühlen mit dem großen Ganzen der Welt — Hansgirg genoß es mit der heiligen Unbewußtheit eines Kindes. Jener Idealismus, den wir Menschen der neuesten Zeit uns erst erringen müssen, nachdem wir die Dornenhecke des Pessimismus kämpfend durchbrochen, ihm wurde er als Naturgeschenk an der Wiege mitgegeben. Oft mußte ich lächeln, wenn Hansgirg sich gegen alles Verständniß für Philosophie, das ich ihm bisweilen zumuthete, verwahrte — besaß er doch die vollkommenste, die es gibt: das Wissen der höchsten Ideen des Menschen: Gott und Unsterblichkeit als Motoren des Alllebens und der Allheit. Das werthlose Kunststück der falschen Wissenschaft war's nur, dem seine gesunde einfache Natur aus dem Wege ging.

Jenes Gefühl der Pflicht für Alle, das auf Anderen oft wie ein Alp zu ruhen scheint, und ihnen eine schwere Arbeit dünkt, ihm war es das zu innerst eingeborne Wesen, und jede seiner Thaten war eine That der Liebe. Die Liebe, die ihm dafür das dankbare Publicum entgegenbrachte, manifestirte sich in dem Umstande, daß kein Auge bei seinem Leichenbegängnisse trocken blieb.

Digitized by Google

Der Verein deutscher Künstler und Schriftsteller in Böhmen hat auf den Sarg Hansgirg's einen Kranz gelegt, auf dessen Bändern die Worte verzeichnet sind: „Dem Dichter und Menschenfreunde Karl Victor Ritter v. Hansgirg, die Prager Concordia." Ritter von Dotzauer sandte einen Kranz, auf dessen Schleife die Inschrift stand: „Dem begeisterten Dichter und wackeren Volksfreunde."

„Hunderte folgten dem allgeliebten Manne zur Ruhestätte, die zu verschönen und zum Garten umzugestalten sein immerwährendes Bestreben gewesen. Aus nah und fern waren die Feuerwehrcorps vertreten; die Herren Bezirkshauptleute der Nachbarbezirke, die Vorstände der Gemeindevertretungen — Alles eilte herbei in dem gemeinsamen, überströmenden Gefühle eines herben Verlustes." So schreiben die „Franzensbader Blätter" vom 30. Jänner 1877.

Ich bin leider nicht befugt, den aus diesem Anlasse an mich gerichteten herzzerreißenden Brief der armen Witwe (der unter dem Namen Theodor Reinwald rühmlich bekannten Novellistin) abdrucken zu lassen, er würde in ergreifender Weise darthun, was der Verstorbene seiner Familie war.

Um Hansgirg fließen die wärmsten Thränen einer durch ihn vollbeglückten Familie, die Thränen seiner Freunde, denen er stets nur Liebes erwiesen, die Thränen der Armen, denen er so innig gerne half, die Thränen Aller, die ihn gekannt haben, wie er war.

Der Lorbeerkranz auf Hansgirg's Grab ist wahrlich nicht der edelste seiner Kränze. Schöner blühen darauf die Rosen der Liebe und die blaue Blume eines treuen Glaubens auf Wiedersehen!

* * *

Soeben, den Artikel über den geliebten Todten schließend, kömmt mir das erste Heft einer Sammlung von Gedichten zu, die unter dem Titel: „Dichterbuch zur Pflege der österreichischen Vaterlandsliebe, für Schule und Haus" von Eduard Wenisch (Prag bei Carl Bellmann 1877), pietätvoll „den Manen des patriotischen Dichters, Schul- und Lehrerfreundes Karl Victor Ritter v. Hansgirg" gewidmet sind, von dessen Geiste dieses edle Volksbuch beseelt erscheint.

Ich schließe, ihre Wahrheit tief empfindend, mit den letzten Zeilen des schönen Eingangsliedes an den Monarchen: „Viribus unitis:"

Lieb' ist die beste Waffe,
Die glorreich siegen muß! —
Sorg' Jeder, daß er schaffe
Nach Deinem edlen Gruß,
Dem wirkungsvollen Gruß:
„Unitis viribus!"

Verwehte Blätter.

Von

August Schilling.

Aphorismen.

Du hast auf vielen kleinen Blättern
  Eng ausgekritzelt mir geschrieben,
Daß du mich aufgibst, daß du nicht mehr
  Gesonnen wärest mich zu lieben.

Dieß läßt mich armen Tiefverkannten
  Auf die Versöhnung hoffen leise,
Wer nicht mehr liebt, der schreibt nicht ängstlich
  Motive, Schlüsse und Beweise.

Der Lenz verblüht, die Sonne scheidet,
  Und Nacht wird aus dem gold'nen Tage,
Die Schönheit selbst, den Reiz des Lebens
  Fleht nicht zurück des Alters Klage.

Verwegen schwörst du ew'ge Liebe,
  Willst Zeitenstrom und Weltlauf beugen; —
Siehst du dieß frische holde Veilchen?
  Ich will dir's seufzend morgen zeigen!

Die Wolken ziehen lange, lange,
  Die Luft wird schwül auf allen Wegen,
Bis ihre Wucht sich schwer entladet
  In einem wohlthätigen Regen.

Das Herz, es leidet lange, lange
  Im Schmerz, im Gram, im Ueberdrusse,
Bis endlich sich die Wucht der Leiden
  Entladet in dem Thränengusse.

Digitized by Google

Ich steckte eine weiße Rose
Dir bebend an das Atlasmieder,
Da du zum lauten Balle eiltest,
Du schlugst verschämt die Augen nieder!

Und als ich in der Fensternische
Dich kosend hatte dort gefunden,
Da ward dein Antlitz weiße Rose,
Die weiße Rose war verschwunden!

Nachwehen.

Der Jubel ist zerronnen, verschallt Musik und Tanz,
Und tiefgewicht'ge Folgen weist uns der Lustpopanz,
Wie luft'ge Nebelbilder zieht an dem ernsten Sinn
Ein magisch' Reich der Schatten und Phantasien hin.

Voll süßer zarter Sehnsucht steht hier in Schnee und Eis
Ein duftender Adonis, sein Herz pocht dennoch heiß;
Er schmachtet nach den Fenstern, wo jüngst noch Lust gerauscht,
Und nun ein holdes Mädchen des schmucken Tänzers lauscht.

Ein bleicher schöner Jüngling ruht dort im stillen Sarg,
Ihm hat das Herz gebrochen die Treue, die er barg,
Erschlossen hat der Taumel ihm ganz der Falschen Herz,
Da rafft er selbst gewaltsam dahin den wilden Schmerz.

Was strömt die laute Menge mit froher Lust herbei,
Was tönt der Orgel Feier mit rührender Schalmei?
Es zieht in stiller Wonne zur Kirche hin ein Paar,
Wo Gottes Wort sie einet am strahlenden Altar.

Und hier in stummer Trauer der schwarze Zug so bang,
Wen trägt er heim zur Ruhe mit frommem Chorgesang?
Es ist die zarte Jungfrau, von Elterngram beweint,
Das süße Gift des Tanzes hat sie dem Grab vereint.

Da überzählt der Kaufmann, — der übernächt'ge Wirth —
Den glitzernd blanken Segen, den Lust ihm zugeführt
Und sinnt, wie er — der selber von Unruh' sich genährt,
Nun in bequemer Ruhe zum stillen Hafen fährt.

Hier kreuzen sich zwei Degen, indeß die Aermste weint,
Soll wüster Kampf entscheiden, wem sie ihr Herz vermeint,
An dieser Klingen Spitze klebt dreifach Elternloos,
Es birgt des Schicksals Wendung den Gram in seinem Schooß.

Digitized by Google

Dort schluchzt in kahler Stube ein Weib die Augen roth,
Die Kinder betteln weinend ums karge Morgenbrot,
Der Gatte stürzt voll Jammer hinaus in Sturm und Nacht,
Er hat die kleine Habe im Spiele durchgebracht.

Verödet steh'n die Hallen, wo Lust und Pracht gehaust;
Es sind des Faschings Freuden versunken und verbraust,
Wie Trauerweiden fallen auf manch' ein stilles Grab:
So gleiten d'rauf die Thränen von Lust und — Schmerz hinab.

Gedenkblatt.

Wenn des Glückes üppig Füllhorn
Ausstreut seiner Blumen Fülle
Auf so manches Herz der Erde,
Das vordem noch arm und stille:

Schlürft es ein in durst'gen Zügen
All' die Lüste ohne Schranken,
Schwelgt im Taumel voll Erglühen
Und vergißt so gern zu danken.

Kaum jedoch, daß Donnerwolken
Trüben seines Himmels Reinheit,
Sieht man qualvoll ängstlich beten
Und verzweifeln die Gemeinheit.

Besser wär's im Druck der Leiden
Auf die eignen Kräfte bauen,
Statt sich thatenlos und wimmernd
Blind dem Himmel anvertrauen.

Strahlt das Morgenroth des Glückes
Aber sanft erröthend wieder,
Dann, ihr Staubgebornen, werft Euch
Dankend vor dem Höchsten nieder.

Haltet im Genuß der Freude
Euern Blick auf ihn gerichtet,
Dessen Segen unergründlich
Stets der Menschen Kummer schlichtet.

Vergebliche Flucht.

Mich trieb es hinaus in Wald und Flur,
Hinaus aus der Geldleute Schwätzen,
Denn nur in der duftigen grünen Natur
Kann das Herz am Lenze sich letzen.

Hinaus in der Tannen herrlichen Wald,
Wo man lautlos die Allmacht betrachtet,
Wo das holde Gezwitscher der Vögel erschallt,
Das die Prosa der Städte verachtet.

Da fand ich — es trieb sie zu gleicher Wahl —
Still lauschend der Lerche und Wachtel,
Zwei städtische Steyrer im Gletscher-Thal,
Sie sprachen von — Viertel und Achtel.

Digitized by Google

Ach, weiter, noch weiter setz ich den Fuß,
In die Schweiz, zu den Hochlands-Recken,
Dort winkt mir der Triften reiner Genuß,
Die schlummernde Freude zu wecken!

Den Aufgang der Sonne bewundern gleich mir
Am Rigi, das Antlitz voll Blässe,
Drei preußische Damen im Plauder-Geschwirr,
Sie plappern von — Stroußbergs Prozesse.

Fort, fort, nach dem finstern Tawina-Fall,
Zum Wildkataракten-Schooße,
Es sehnt sich mein Herz nach der Sturzwellen Prall,
Nach Wildniß und Donnergetose.

Da sitzen vier Fremde und schreien wie toll,
Des Sturzes Getös übertönend,
Von — neuen Anlehn, von Zinsen und Zoll,
Das herrliche Schauspiel verhöhnend!

In Otahaiti am Weltenmeer —
Soll's prachtvoll sein, wenn ich nicht irre,
Doch will ich den Consul fragen zuvor,
Ob dort eine Börse florire.

Digitized by Google

Aristophanes und sein Zeitalter.

Von

Johannes Erasmus Sojka.

Die Weltgeschichte ist die Darstellung des Geistes — ist der Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit; sie zeigt, wie der Geist allmälig zum Bewußtsein und Wollen der Wahrheit kommt. In dieser Weise stellt die Weltgeschichte den Stufengang der Entwickelung des Principes dar, dessen Gehalt das Bewußtsein der Freiheit ist, wie Hegel in seiner „Philosophie der Geschichte" wohl bemerkt. Die erste Stufe ist das Versunkensein des Geistes in die Natürlichkeit, die zweite das Heraustreten desselben in das Bewußtsein seiner Freiheit, die dritte die Erhebung aus dieser noch besonderen Freiheit in die reine Allgemeinheit — das Selbstbewußtsein und das Selbstgefühl des Wesens der Geistigkeit.

Die Orientalen wissen es noch nicht, daß der Geist oder der Mensch als solcher an sich frei ist; erst in den Griechen ist das Bewußtsein der Freiheit aufgegangen und darum sind sie frei gewesen. Doch sie wußten nur, daß Einige frei sind, nicht der Mensch als solcher; deßhalb war auch ihre Freiheit theils nur eine zufällige, vergängliche, beschränkte Blume, theils zugleich eine harte Knechtschaft des Menschlichen — Humanen, wie die der Römer.

Das, was der Volksgeist geschaffen, gehört der Weltgeschichte an. Dieser Volksgeist, der ein sittliches Werk — den Staat — hervorgebracht hat, ist der politische Gott.

Von diesem Gesichtspunkte will die Griechische Welt, das Resultat griechischen Lebens und Strebens, erfaßt und erkannt werden.

Diese Aufgabe, keine kleine und leichte, haben wir uns gestellt.

Den wahren Schauplatz für die Weltgeschichte bietet nur die gemäßigte Zone des Erdballs; der Naturtypus der Localität bestimmt Typus und Charakter eines Volkes.

Für die drei bekannten Welttheile der Alten: Asien, Afrika und Europa bildet das Mittelmeer das Bindeglied und den Mittelpunkt der Weltgeschichte des Alterthums. Das östliche Asien und das jenseitige Alpenland sind die Extreme der bewegten Mitte um das Mittelmeer — Anfang und Ende der Weltgeschichte, ihr Aufgang und Niedergang, und in dieser Mitte liegt Griechenland, der Lichtpunkt in der Geschichte.

Digitized by Google

Die Weltgeschichte geht von Osten nach Westen; sie ist die Zucht der Unbändigkeit des natürlichen Willens zum Allgemeinen und zur subjectiven Freiheit.

Mittelasien repräsentirt sich in der Geschichte wie im tollen Knabenalter; die griechische Welt im schönen Jünglingsalter. Hier bilden sich die Individualitäten durch die Sittlichkeit, welche nicht mehr bloß Princip, sondern das freie Wollen bedeutet. Das Reich der schönen Freiheit beginnt, das Sittliche vereinigt sich mit dem subjectiven Willen und so bildet dieses Reich die Harmonie zwischen der Idee und der plastischen Gestalt, die Welt der anmuthigsten, doch leider vergänglichen, schnell verfliegenden Blüthe.

Der Geist des griechischen Volkes ist frei und heiter, wie seine Natur, wie der Himmel Joniens.

Betrachten wir dessen Geschichte, so sind drei Abschnitte zu unterscheiden: der erste ist der des Werdens der realen Individualität, der zweite der der national-politischen Selbständigkeit und des Glückes, der dritte bildet die Periode des Sinkens und Verfalles.

In dem ersten Abschnitte ersehen wir das Aufblühen der Königshäuser, aber auch deren Verfall nach dem großen nationalen Unternehmen, dem trojanischen Kriege, den Homer so anmuthig besingt. Die Königshäuser erloschen zumeist in Folge individueller Gräuel; eine eigentliche sittliche Verbindung zwischen ihnen und den verschiedenen Völkerschaften Griechenlands bestand nicht. Letztere folgten ihren Oberen wohl nicht als Söldner in den Kampf, sondern als freie Begleiter, als Zeugen ihrer Thaten und ihres Ruhmes, auch als ihre natürlichen Vertheidiger.

In der griechischen Tragödie hat Volk und Königshaus die gleiche Stellung. Das Volk ist der Chor — passiv und thatlos; die Heroen verrichten die Thaten und tragen die Schuld. Es besteht nichts Gemeinsames zwischen Beiden; das Volk hat keine richtende Gewalt, es appellirt nur an die Götter. Die Königshäuser zerstören sich in sich und verkommen ohne Haß, ohne Kampf seitens der Völkerschaften und dies ist ein besonderes Charakteristikon für die nachfolgende Volksherrschaft in Griechenland.

Im VIII. Jahrhunderte vor Christi Geburt verschwindet das Königthum; der Glaube des heroischen Zeitalters bleibt intact. Letzterer ist auch die Grundlage der späteren griechischen Volksreligion, welche wie Sprache und gleiche Sitte dann das gemeinsame Band bildete, das die politisch zerstreuten Völkerschaften zum einheitlichen Ganzen verband. Der Glaube des heroischen Zeitalters entsprang aus verschiedenen Quellen. Die Griechen dieser Zeit dachten sich den Himmel oder den Olymp wie die Erde von Wesen belebt; sie stellten sich dieselben ihrem Aussehen und ihrer Natur nach wie menschliche Wesen vor — mit dem Unterschiede, daß ihnen Unsichtbarkeit, höhere Kraft und Freiheit von den hemmenden Schranken der Sterblichkeit und ein übermenschlicher Einfluß auf irdische Dinge zugeschrieben wurde. Das Leben der Götter war nach diesen Vorstellungen eben auch dem der Menschen, abgesehen von Nektar und Ambrosia, gleichgedacht.

So entstand der Anthropomorphismus und damit ist die Ehre des Menschlichen in die Ehre des Göttlichen verschlungen. Aus dieser Verschlungenheit tritt ein dreifaches Kunstwerk hervor, nämlich: das

Digitized by Google

subjective als die Bildung des Menschen selbst, das objective als die plastische Gestaltung der Götterwelt und das sittliche Kunstwerk als Art und Weise der Verfassung und der Individuen in ihr.

Das subjective Kunstwerk, der Anfang der griechischen Kunst, bestand in der harmonischen Gestaltung des äußeren und inneren Menschen durch Spiele und Künste, wie Musik, Gesang und Tanz; das objective zeigt sich in der Ausbildung der göttlichen Natur; die Vereinigung beider erblicken wir in dem politischen Kunstwerke — dem demokratischen Staate.

Das Hauptmoment der Demokratie ist sittliche Gesinnung, oder Tugend nach Montesquieu, nämlich das Bewußtsein der gesetzlichen, rechtlichen und sittlichen Grundlage, welche Lykurg in Sparta, Solon in Athen geschaffen haben.

Letzterer legte ein großes Gewicht auf Erziehung und Unterricht der Jugend, und machte dies den Eltern zur strengsten Pflicht. Geist und Körper sollten gleichmäßig entwickelt werden, wobei der Musik die Hauptrolle zugestanden war. Außer den für das Leben nothwendigen Kenntnissen sollten die Knaben die Gesetze ihres Staates, Preislieder auf die Götter und die hervorragendsten Dichterwerke lernen. Ehrfurcht gegen die Götter, die Orakel und Mysterien, Achtung vor dem Gesetze, Liebe zu den Eltern und dem Vaterlande, ein wohlwollendes, edlem Wirken im Staate und in der Familie zugewandtes Gemüth, Sinn für alles Schöne, Maß im Genusse irdischer Dinge: dafür sollte die Jugend herangebildet werden. Auf diese Weise wurde der Sinn für Kunstwerke aller Art öffentlich gepflegt und entwickelt und die Ausbildung des Körpers doch nicht vernachlässigt. In den Palästen und Gymnasien wurden die Jünglinge — abgesondert von den Mädchen — im Wettlaufen, Ringen, sowie im Gebrauche der Waffen geübt. Dadurch war jedes Geschlecht in den Stand gesetzt, seiner Pflicht, dem Vaterlande zu dienen und dieses gegen den Feind zu vertheidigen, nachzukommen. Ein körperlich kräftiges, geistig ausgebildetes Geschlecht sollte in Athen herangezogen werden, ohne daß die in Sparta geübte Härte angewendet werden mußte.

Durch eigene Gesetze sollte Ueppigkeit und überflüssige Pracht hintangehalten werden. Handlungen, welche gegen kein Gesetz verstießen, doch den Beweis eines verächtlichen Wesens lieferten, so auch Müssiggang, Lieblosigkeit gegen Eltern, konnten von den Sittenrichtern geahndet werden durch Ausschließung von allen öffentlichen Ehren und Würden, sowie von der Volksversammlung.

Einem so gebildeten Geschlechte begegnen wir nun in der zweiten Periode der griechischen Geschichte. Ließ die erste Periode den griechischen Geist zu hoher Kunst und Reife gelangen, so offenbart uns die zweite diesen Geist in seiner wahren Erscheinung — seinem vollen Glanze; wir sehen, wie er Werke für die Welt schafft, wie er sein Princip im Kampfe gegen die Barbaren rechtfertigt und die Angriffe derselben siegreich zurückschlägt.

In den Perserkriegen eroberten sich die Griechen ihre weltgeschichtliche Stellung. Europa hat Asien — der Geist die Massen überwältigt. Glück für Hellas, daß in diesem Kampfe die idealsten und reellsten Interessen sich verbunden haben. Sie kämpften für ihre Religion, ihre Freiheit, ihre

Digitized by Google

Cultur, wie für ihren Handel; die Folge dieses gemeinsamen Sieges war ein edler geistiger Aufschwung im griechischen Leben.

Eine andere Folge dieses Sieges war, daß Athen die Hegemonie zur See erlangte.

Athen zeigt nun in der Erweiterung seiner Macht eine seltene Energie und Beweglichkeit; aber auch in den Gebieten des Denkens und Empfindens zeigt es eine seltene Reife des Verstandes und Gefühles, einen bewunderungswerthen Adel der Gesinnung. Im inneren Leben Athens siegt die demokratische Richtung über die aristokratische durch Perikles, welcher nach Kimons Tode Athen durch dreißig Jahre beinahe unumschränkt leitete (459 bis 429 v. Chr.).

Unter Perikles hat Athen seine glänzendste Höhe erreicht, um in wenigen Jahren darauf (404) in schrecklichen Abgrund zu stürzen. In der That bezeichnet Perikles' Tod einen traurigen Wendepunkt im athenienſischen Leben.

Seine Staatsverwaltung war dem Worte nach Demokratie, in der That die Herrschaft des Ersten Mannes; sein Ziel war, Athen zum ersten und gebildetsten Staate Griechenlands zu machen.

Aus diesem Volke erwuchs ein Kreis von Männern, welche die classischen Naturen für alle Jahrhunderte geworden sind, wie Sokrates und Plato; vor diesem Volke sind die Dramen des Aeschylos, Sophokles, Euripides — die Komödien des Aristophanes vorgestellt worden.

In der That, wir sehen, daß die Weltherrschaft der Griechen keine äußere, sondern eine innere, geistige gewesen. Sie sind die Herren im Gebiete des Schönen, sie haben die Gesetze des Wahren gefunden und für alle Zeiten festgestellt; sie haben in Kunst und Wissenschaft mehr geleistet, als alle Völker der alten Welt zusammen; sie haben eine Menge merkwürdiger Verfassungen hervorgebracht und über die Gesetze des Staatslebens zuerst systematisch gedacht: und doch waren die Hellenen im Glanze der Kunst und in der Blüthe der Freiheit unglücklicher, als die meisten glauben. Sie trugen den Keim des Unterganges in sich selbst und der Baum mußte umgehauen werden, als er faul geworden.

Das Princip des Verderbens offenbarte sich zunächst in der äußeren politischen Entwickelung sowohl im Kriege der griechischen Staaten gegen einander, als im Kampfe der Factionen innerhalb der Städte.

Die griechische Sittlichkeit hatte Griechenland unfähig gemacht, einen gemeinsamen Staat zu bilden, denn die Absonderung kleiner Staaten gegen einander, die Concentration in Städten, wo das Interesse, die geistige Ausbildung im Ganzen dieselben sein konnten, war nothwendige Bedingung dieser Freiheit.

In dem Gedanken der griechischen Freiheit, weil sie Freiheit ist, liegt es auch, daß der Gedanke für sich frei werden muß. Wir sehen denselben zuerst im Kreise der sieben Weisen aufgehen. Parallel mit dem Fortgange der Ausbildung der religiösen Kunst und des politischen Zustandes geht die Erstarkung des Gedankens, ihres Feindes und Zerstörers, fort. Zur Zeit des peloponnesischen Krieges war die Wissenschaft schon ausgebildet und mit den Sophisten hat das Reflectiren über das Vorhandene, das Raisonniren seinen Anfang genommen: hat die Revolution begonnen.

Digitized by Google

Wer wollte dieser Strömung Halt gebieten und ihrer Meister werden? — Einer!

Dieser Eine war der athenienſiſche Komödiendichter Aristophanes, dessen Wirken und dessen Zeitalter zu kennzeichnen, wir nach dem zum Verständisse nothwendig Vorgesagten nun beginnen wollen.

Aristophanes lebte um das Jahr 452—389 vor Chr. Geb. Er gehört der Perikleischen Zeit an; seine Richtung ist conservativ-contrarevolutionär.

Von seinen 11 Lustspielen, die ein günstiges Geschick uns erhalten hat, sind bekannt: die Acharner, die Ritter, Wolken, Wespen, der Friede, die Vögel, Lysistrate, die Thesmophoriazusen, die Frösche, die Frauen-Volksſammlung (Ekklesiazusen) und der Plutos.

In diesen Komödien zeigt sich Aristophanes als Staats-Physiolog; in diesen Komödien liegt der Mikrokosmos Athens, und wir sehen dieselben Principien, welche der Staat, die Kunst, die Wissenschaft entwickelt manifestiren, in diesen Schöpfungen sich abspiegeln, ja die ganze Fülle des Inhaltes seiner Zeit von dem Dichter aufgenommen und wiedergegeben.

Unter diesen 11 Lustspielen fallen die neun ersten in die Zeit des peloponnesischen Krieges und wie richtigen Blickes Aristophanes das Verderbliche dieses den Untergang der griechischen Freiheit vorbereitenden Krieges anerkannte, beweist, daß ein Drittheil, wie die „Acharner", „der Friede", und „Lysistrate" auf das Eindringlichste zum Frieden rathen. Einen ähnlichen Grund haben die „Vögel", die in demselben Jahre aufgeführt wurden, als der von Alkibiades projectirte Feldzug gegen Sikelier, in seinen Zurüstungen und seinem Erfolge an Napoleons Zug gegen Rußland erinnernd, unternommen wurde. Das ganze Thun und Treiben der Athener und die Luftschlösser, welche die zu den ausschweifendsten Hoffnungen leicht Erregten sich aufbauten, werden hier auf das Ergötzlichste in „Wolkenkuckucksheim", einer in den Wolken von den Vögeln gegründeten, zur Herrschaft über Götter und Menschen bestimmten Stadt, persiflirt.

Die „Wolken" dagegen stellen die neuere Er- oder Verziehung der dadurch verweichlichten und in die Trugschlüsse der Sophistik eingeweihten Jugend im Gegensatze der alten strengen Zucht und einfachen Sitte in ihrem nachtheiligen und verderblichen Einflusse dar. Wir werden diesen Inhalt näher beleuchten.

Doch es mag vielleicht präjudizirlich erscheinen, wenn wir die Schöpfungen des Aristophanes in dieser Weise behandeln, ohne gleich a priori nach der Sitte früherer Philologen und Aesthetiker den universellen Genius des Aristophanes zu bestreiten und dem Ueberdrusse oder Ekel vor der Keckheit seiner leicht geschürzten Muse vollen Ausdruck zu geben? — Nur Geduld! . .

Den Aristophanes verdammen, heißt über die Blüthezeit des attischen Lebens den Stab brechen; ihn unsittlich und niedrig zu nennen, heißt das gesammte attische Volk gleicher Unsittlichkeit und Niedrigkeit zu zeihen. Uebrigens wer mag die Homerische Zeit und die Homerische Poesie unsittlich finden, weil die Götter Homers nur bevorzugte Menschen sind, voll menschlicher Leidenschaften und Begierden, voll der ganzen Sinnlichkeit eines südlichen, jonischen Himmels? Welch' ein Zeitraum liegt auch zwischen Homer

Digitized by Google

und den Perserkriegen und wie langsam geht die Fortentwickelung der griechischen Staaten im religiösen, wie im politischen Bewußtsein!

Mächtiger als in jener Periode des Selbstgefühles regt sich mit dem Anbruche der Perserkriege das politische Bewußtsein der Hellenen, und getragen von den Siegen der natürlichen Freiheit über unnatürliche Knechtschaft und Knechtsinn, wird es volksthümlich und allgemein. Die politische Reflexion gebiert die Tyrannis Athens über ebenbürtige Bundesgenossen, gebiert den Haß und das feindliche Zusammentreffen — den Todeskampf zweier Stämme, die sich friedlich neben einander entwickelt und in dieser Entwickelung innerhalb der engen Grenzen des Vaterlandes sich genügt hatten.

Dieselbe politische Reflexion erzeugt innerhalb der Grenzen der einzelnen Staaten alle Probleme möglicher und vernünftiger Staatsverfassungen und verwirklicht sie durch factische Annahme derselben seitens des nach vorwärts und nach Veränderung drängenden Volkes. Und dieselbe politische Reflexion erzeugt, um concrete Beispiele anzuführen, das zweideutige und treulose Verhalten von Theben und Argos, erzeugt alle großartigen und hervorragenden politischen Erscheinungen guter und böser Art: den Themistokles und den Perikles, aber auch einen Kleon, einen Hyperbolus und den ganzen von Aristophanes charakterisirten Schwarm und unter den letzteren als frühreife Frucht das echte Bild attischen Genies, attischer Erhabenheit, aber auch attischer Inconsequenz und Liederlichkeit — den Alkibiades.

Und während das politische Bewußtsein der verschiedenen Stämme und Staaten sich in seiner Verschiedenheit manifestirt und in den Conflict geräth, dessen Ende und Ergebniß nur Auflösung oder Ausgleichung sein konnten, ist das religiöse Bewußtsein noch fern von religiöser Reflexion und die Anfänge griechischer Philosophie oder Theosophie, welche den Perserkriegen und dem Peloponnesischen angehören, sind eben Anfänge einzelner reflectirender Individuen — nicht Umschwung des Volksbewußtseins. Erst da, wo auch hierin die Reflexion volksthümlich und allgemein geworden, stellt sich die allgemeine Negation des bis dahin Geglaubten ein, und da erst können wir von unsittlichen Erscheinungen sprechen.

Dies Zeitalter der Unterscheidung zwischen Sittlichem und Unsittlichem liegt jedoch nach der Blüthezeit des Aristophanes — liegt überhaupt außer dem Bereiche der griechischen Blüthe — kurz der Classicität.

Mit Aristophanes endet die classische Poesie. Die Prosa überdauert ihn; sie endet erst mit dem politischen Untergange der Hellenischen Staaten, wie es bei allen Staaten eine durchgehende Wahrnehmung ist, daß die Prosa später und länger blüht, eben auch weil sie sich später und langsamer entwickelte.

Doch übergehend zu anderen Gesichtspunkten, sei die Bemerkung gestattet, daß Aristophanes, was moralischen Gehalt betrifft, seinem ganzen Wesen nach den großen Genien und Tragödien-Dichtern Aeschylos und Sophokles durchaus nicht nachsteht, und gleich wie diese den Erzieher des Volkes vorstellt.

Das ganze frühere Leben der Hellenen war in dem Ringen nach einer freien politischen Gemeinde aufgegangen und indem so die Edelsten und Großherzigsten derselben ihr Selbst in das Streben für ein Allgemeines

Digitized by Google

versenkten und duldend und kämpfend für dasselbe sich opferten, galten sie bei dem Volke als seine Heroen — als Göttersöhne. Diese Anerkenntniß gibt dem Inhalte, sowie der Lehre der attischen Tragödie die Unterlage, welche darum auch ganz aristokratischen Wesens ist. Als aber im weiteren Verlaufe der Zeiten die Gemeinde eine für Alle mehr erkennbare und durchsichtige geworden war, da vergaß man des Werdens und mit dem Werden der Dankbarkeit; was man auch weniger bedachte, war die Wahrheit, deren Nichtbeachtung sich noch immer gerächt hat, daß das Erhalten des Errungenen nicht minder schwierig, ja selbst oft schwieriger noch als das Erringen sei, daß es dafür der gleichen Tugenden, daß es derselben, bei üppigem Vollgenusse nur um so mühevolleren Entsagung und Selbstüberwindung bedürfe.

Der gemeinen Menschennatur gefährlichster Hang und thörichstes Begehren ist von Alters her die Sucht nach unbeschränktem Genusse ohne Arbeit und Anstrengung, die vollste Willkür für sich bei der festesten Gebundenheit für die Anderen. Dieses stellte sich auch in Athen bald genug als die allgemeine Gesinnung der Plebs heraus, nachdem sie erst die Gewalt errungen, oder richtiger: ein solcher Drang der Mehrheit der athenienſischen Bürger war es gewesen, dem die Plebs durch die Herrschaft, welche sie erstrebte, Genüge zu verschaffen suchte. Dieser spätere Hergang hat aber im hellenisch-künstlerischen Geiste, der das Leben und seine Bedeutung sich zu objectiviren suchte, als das Gegenspiel der Tragödie die aristophanische Komödie mit innerer Nothwendigkeit hervorgerufen, welch' letztere das plebejische Wesen, ohne das sie nicht gedacht werden kann, zur Voraussetzung hat.

So vielfach die Erscheinungen einer in demselben begründeten gemeinen und verkehrten Gesinnung in Leben und in Schule sich hervorthun, so vielgestaltig und mannigfach vermag auch die zur Züchtigung derselben sich berufen fühlende politische Komödie aufzutreten.

Aber ganz wie die Tragödie aus der ihr möglichen Besonderung auch zu ihrem allgemeinsten Grunde zurückzukehren und begreifend und darstellend sich in demselben zu vertiefen vermochte, wie in den beiden Oedipen des Sophokles: gerade so konnte auch die Komödie sich die gleiche Aufgabe stellen. Aristophanes' „Vögel" bieten den Beweis. Gleich den beiden Oedipen haben diese das Allgemeine, und zwar wie jene das aristokratische, so diese das plebejische (komische) Heroenthum zu ihrem Inhalte.

Die Komödie ist die Umkehrung der Tragödie; darnach erscheint auch der Chor der Komödie nicht mit der offenen, strengen Miene, wie in der Tragödie, sondern verhüllt sich als Mittelpunkt der Komödie in die Ironie und verbirgt darin sein wahrhaftes Bewußtsein.

Das erste Aussprechen seines Innern zeigt der Chor nur in jenen Stücken des Aristophanes, wo derselbe in Wort und Gestalt die ganze Erbitterung gegen die politische Willkür ausläßt. Die Stufe der höchsten Ironie stellen uns die Aristophanischen Chöre der Thosmophoriazusen, der Ekklesiazusen und der Lysistrata dar, in welchen allen die Weiber den Chor bilden und auf die lustigste Weise durch Wort und That den, aller festen Bande entledigten und der Zufälligkeit preisgegebenen Staat ironisiren,

Digitized by Google

diese Ironie zugleich gegen sich selbst kehren -- mit dem vollkommenen Wissen des wahrhaften Heiles des Staates und Volkes von Athen.

Im Chore legt zwar der Dichter Aristophanes sein objectives Denken und seine Anschauung über die sittlichen Kreise des Staates, der Kunst u. s. f. nieder, aber er tritt hinter diesen Vorhang zurück und verbirgt dem Wesen des Chores gemäß seine Persönlichkeit und Individualität; anders in der Parabase — dem Uebertritte oder mise en scène. *

In ihr vertraut der Dichter auf die unbefangenste Weise Alles an, was er auf seinem Herzen hat, in ihr lobt er seine Einsicht, tadelt die Ungerechtigkeit, erbittet sich die Gunst und Gerechtigkeit des Publicums. Hier ist die Stelle auch, wo sich die große Gesinnung und edle Persönlichkeit des Dichters auf das glänzendste entfaltet und ihren ganzen Reichthum spielen lassen kann.

Im Kampfe gegen die freche Willkür sucht er seine Ehre und verlangt darum werth gehalten zu werden, sich bewußt, dem Staate als Dichter eine wahre Wohlthat zu erweisen.

Aus dem ergibt sich auch der Standpunkt der Aristophanischen Komödie. Sie wurzelt in den Interessen des Staates und hat es nur mit seinem Heile und Unheile zu thun.

Welches war das Princip, auf dem das Heil und der Glanz des atheniensischen Staates beruhte? — Es waren die Gesetze, welche die Gemüther beherrscht und das Band des Staates zusammengehalten haben. Darin stimmen auch Aeschylos und Sophokles überein. Durch Gehorsam gegen die Gesetze ward das Volk fähig, jener massenhaften Gewalt des Perserheeres zu widerstehen und durch die marathonische Schlacht sich für alle Zeiten ein unvergängliches Denkmal zu errichten. Zu den Kämpfen des marathonischen Sieges blicken die Redner wie zu Heroen, mit göttlicher Ehre begabt, empor, und weil dieser Sieg gleichsam die That des Gehorsams gegen das Staatsgesetz gepriesen wird, so versammeln sich auch alle die Strahlen echt hellenischen Geistes in dem Brennpunkte dieser Sonne, an der sie in einer Zeit eindringender Willkür sich stärken. Mit dem Bewußtsein jener Zeit und jener Großthat ist Aristophanes auf das engste verbunden. Alles Preiswürdige und Große versetzt er in dieselbe, in der That dieses Principes sind alle seine Wünsche und Hoffnungen begraben.

Mit dem Hervortreten der Subjectivität jedoch, welche, jene Scheu vor dem Gesetze aufgebend, zur Reflexion mit sich selber fortgeht und sich dem Wesen des Staates gegenüberstellt, war der allgemeine Wille in die Vielheit der Einzelwillen zerrissen und das Verderben mußte einbrechen.

Perikles unterwarf das Volk wohl seinem Willen, obgleich dasselbe durchaus selbständig zu sein glaubte, und wird deßhalb von Aristophanes in den „Wolken", „Acharnern," „Rittern" gepriesen. Da aber auf eines Einzigen Größe die Freiheit des Staates beruhte, so kehrte sich mit seinem Tode das Volk der Willkür zu, überließ sich anderen Volksanführern,

* Eine Anrede des Chors an die Zuschauer aus Vollmacht und im Namen des Dichters, welche mit dem Gegenstande des Stückes nichts gemein hat. Bald streicht er seine eigenen Verdienste heraus und verspottet seine Nebenbuhler, bald thut er, vermöge seines Rechtes als atheniensischer Bürger in jeder Volksversammlung über öffentliche Angelegenheiten zu reden, ernsthaft gemeinte oder drollige Vorschläge für das gemeine Wohl.

Digitized by Google

welche durch Eitelkeit angereizt, das Volk mit Schmeichelreden kirrten und sich das höchste Ansehen im Staate zu geben wußten.

Mit der Einen Stütze stürzte das ganze Haus zusammen.

Ganz richtig erklärte Plato die nach Perikles' Tode eingebrochene Willkür, die er „Demokratie" nennt, für die schlechteste Staatsform, die Tyrannis ausgenommen, und Aristoteles stimmt mit ihm überein; ja nach Plato ist mit dem ersten Auftreten des Einzelwillens die vollkommene Umkehrung aller Gegensätze vorhanden: Scham wird für Thorheit, Mäßigung für Furcht, Frechheit für Zucht, Zügellosigkeit für Freiheit gehalten.

Von dieser allgemeinen Verflüchtigung des Sittlichen und Rechten im Reiche des Staates, welche in dem Freiwerden der Einzelheit und in dem Gelten der Subjectivität ihre Quelle hat, zeigt Aristophanes überall die Grundzüge und hat vornehmlich in den „Rittern" das Bild dieser großen politischen Entartung entrollt.

In Hellas vereinigten sich alle Interessen in dem des Staates. Dem Subjecte standen keine anderen Rechte zu, als die der Bürger übte: der ganze Umfang des Subjectes ging in dem Staatsbürger auf.

Mit dem Aufheben des großen Ansehens des Bürgerrechtes ist der Staat selbst wankend geworden.

Wie aus dem einfachen Gehorsam gegen das Gesetz das Subject, als sich für sich bestimmend und entscheidend, hervortritt, dadurch jene alte gediegene Einheit auseinanderzerrt und Zufälligkeit und Leichtsinn in die schöne Gestalt des Staates hineinbringt: so hebt ebenfalls die freier werdende Individualität die Unterschiede mehr und mehr auf. Wenn die Alten, wie Aristophanes, in diesem immer größeren Fallenlassen der festen Unterschiede auch ein Wanken der Grundsäulen des Staates mit Recht erkannten; ja wenn Aristophanes bald scherzhaft, bald in bitterem Ernste die immer mehr sich losmachende Individualität in ihre Schranken zurückzudrängen sucht, so ist in allem Diesem auch das positive und berechtigte Moment anzuerkennen, welches als die von dem Boden der unmittelbaren Sittlichkeit sich abtrennende und zur Reflexion hinstrebende Subjectivität sich manifestirt, die, indem sie sich in ihrer eigenen Tiefe und Unendlichkeit zu erfassen strebte, auch die in die Rechte des Bürgers aufgehende Freiheit des Subjects in die Freiheit des Menschen als solchen verwandeln wollte und aus diesem tiefen Triebe an den Grundpfeilern jenes eng umgrenzten Begriffes der Freiheit rüttelte.

Hierin liegt der Quellpunkt aller anderen politischen Erscheinungen. Wie in diesem Gegensatze der Principien Aristophanes stets das wahrhafte Bewußtsein darüber zeigte, werden wir finden.

Die wesentliche Gesinnung des Bürgers und seine wahrhafte Einheit mit dem Staate trat nirgends mehr hervor, als in der Volksversammlung, welche namentlich in Athen als die Trägerin und Entscheiderin aller politischen Interessen angesehen werden kann. In ihr war der Staatsgeist lebendig, sie war das lebendige Wesen des gesammten Staates. So lange die Grundpfeiler des Bürgerthums intact blieben, so lange bewahrte die Volksversammlung ihre Würde und befestigte das Princip des Staates. Mit dem Verlassen der alten Sitte und mit der Auflösung der Scheidung von Bürger

Digitized by Google

und Nicht-Bürger war in die Volksversammlung größere Freiheit eingebrochen. Die dem alten Principe Ergebenen zogen sich zurück und überließen den „besoldeten“ Armen die Verwaltung des Staates. Dadurch ward die Volksversammlung in der Wurzel geschwächt und angegriffen und entartete in Willkür. Diese Entartung hat Aristophanes bestimmt erkannt und in einer seiner ausgelassensten Komödien, den „Ekklesiazusen“ vorgeführt. Er zeigt darin, daß Alles, was im Staate und in der Volksversammlung verhandelt wurde, zu einer solchen Willkür herabgesunken sei, daß die Sorge um das Wohl des Staates sogar zu den Weibern übergegangen ist; dann aber verspottet er in dieser den Weibern zugetheilten Zügellosigkeit die Weiber selbst, welche auf gleiche Weise wie die vom öffentlichen Leben ganz entfernten Sclaven der allgemeine Taumel ergriffen hat.

Um aber den ganzen Verfall sowohl des Staates, als speciell der Volksversammlung zu offenbaren und ihr treues Abbild darzustellen, wählte der Dichter seine Weiber aus der Hefe des Volkes. Die Aristophanischen Weiber üben daher nicht nur eine zügellose Willkür aus, in der sie alles Bestehende verspotten und ein treues Bild des gegenwärtigen Staates wiedergeben, sondern haben als Chor zugleich das Bewußtsein darüber, daß sie in ihrem Treiben nur die Wirklichkeit darstellen und ironisiren consequenter Weise ihre eigene Willkür.

Wie jedoch das Verderben die Volksversammlung ergriffen hatte, so zog es in die Gerichtssäle und den Senat.

Die Rechtspflege bildete in den alten Staaten einen Hauptmittelpunkt des öffentlichen Lebens; sie sollte die Gesetze, welche die Volksversammlung gegeben, schützen und jeden Eingriff in die Rechte des Staates ahnden. Nachdem mit dem Sinken der belebenden Gesinnung der Sold für die Volksversammlung aufgekommen ist, finden wir seit Perikles auch den Richtersold eingeführt. Dadurch traten in die Gerichtsstuben an Stelle alter Treue und Gewissenhaftigkeit Willkür und Habsucht. Das Richten der Processe ward eine gewinnbringende Quelle; die Anzahl der Rechtsfälle wuchs in's Unendliche, so daß Athen in einen Richterstaat verwandelt zu sein schien, in dem fast alle anderen Thätigkeiten untergeordnet und zurückgedrängt waren. Die Rechtswuth verschlingt Alles, sogar die Staatsmacht. Das Richten und Processiren zeigt uns Aristophanes in mannigfachen Scherzen, als das ganze Leben des Volkes umfassend, im „Frieden“, insbesondere in den „Wespen“, den „Vögeln“ und „Wolken“. Da die Rede das Organ war sowohl für die Verhandlungen bei dem Volke, als vor Gericht, so machte sich die Sophistik der Rede, das Product der Reflexion, im Rechte geltend, an der das einfache und kunstlose Wort scheiterte. Diesen Gegensatz der listigen und einfachen Rede im Rechte hat Aristophanes in den „Acharnern“, sowie auch „Wespen“ auf eine unübertreffliche Weise geschildert, worin sich sowohl seine ganze edle Natur, als auch die Entrüstung über die jetzt siegende Schlauheit des Wortes offenbart.

Wie jedoch kein Zweig der Staatsverwaltung von der Corruption frei blieb, so auch der Rath oder Senat. In den „Rittern“ zeichnet Aristophanes auch die Schwäche und Zerrüttung des Rathes. Schon die Versicherung, mit der der Gerber Kleon an den Rath sich zu wenden droht,

Digitized by Google

daß er dort die „Ritter“ der Verschwörungen und nächtlichen Zusammenkünfte anklagen werde, sowie der gleich darauf ausgesprochene Vorsatz des Wursthändlers, den Kleon dort überbieten zu wollen, zeigen genugsam die Gewißheit, daß der Rath bereits auf gleichem Boden mit ihnen stehe und der Anklage gegen die „Ritter“, die der alten Sitte Gehorchenden, willig Gehör geben würde. Diese Gewißheit wird in der später folgenden Schilderung des Wursthändlers, der siegend zurückkehrt, zur wirklichen Anschauung gebracht. Der gesammte Rath, indem er den donnernden Schmähungen des Kleon gegen die „Ritter“ aufmerksam zuhört und sich an den Lügen desselben sättigt, zeigt, wie es in Wahrheit mit seiner Einsicht sich verhält. Doch der Wursthändler, dies hörend, sprengt, nachdem er seine Götter für sich angerufen, das den geweihten Raum im Senate einschließende Gehege und kennzeichnet damit seine Ehrfurcht vor dieser Versammlung. Dieses Bild der Nichtigkeit vollendet sich noch darin, indem der Rath durch die einander überbietenden Versprechungen des Kleon und des Wursthändlers den größeren Anerbietungen des letzteren weicht.

Aber auch in den das höchste politische Interesse betreffenden Angelegenheiten hat Aristophanes, um das Gemälde bis zum letzten Striche zu vollenden, uns den Rath gezeigt. In dem Augenblicke, als Kleon von den Trabanten weggeschleppt werden soll, nahen Gesandte mit Friedensvorschlägen aus Lakedämon; die Räthe aber, in dem Taumel befangen und von aller Sorge um das Gemeinwohl entfernt, verweigern, alle aufschreiend, den Frieden und springen darauf in wilder Unordnung über die Schranken — ein treues A b b i l d d e s a n a r c h i s c h e n T h u n s u n d T r e i b e n s.

Diese alle Kreise des Staates ergreifende Willkür erfaßte auch die G e s a m m t m a s s e d e s V o l k e s; es fröhnte der Lust und Willkür mit der ganzen Begierde einer frei gewordenen und in dieser Freiheit sich zügellos geberdenden Masse. In der Rohheit und Unmittelbarkeit, in der die Form der Subjectivität und des Einzelwillens erscheint, war Derjenige der Willkommste, welcher der Begierde am meisten fröhnte. Die Demagogen, welche der Staat in seiner gediegenen Einheit fernzuhalten wußte, schmeichelten dem Volke, und dieses, vom Taumel der Freiheit ergriffen, fürchtete nichts mehr denn die T y r a n n e i, welche factisch bereits eingebrochen war. Diese Furcht erzeugte das häßliche S y k o p h a n t e n t h u m, das Aristophanes auf der Bühne ebenso geißelt, wie die Demagogen, welche sich desselben zu ihren verruchten Zwecken bedienten.

An der Spitze dieser D e m a g o g e n steht K l e o n. Er ist das dem alten Geiste entfremdete Gattungssubject, das nicht mehr in der echt hellenischen Erziehung und in der musischen Bildung wurzelnd erscheint, sondern sich als durchaus unmusenhaft und roh vorstellt. In dieses Individuum, eine Geißel des attischen Staates, concentrirt Aristophanes die ganze Zügellosigkeit der sinnlichen Begierde, die Schamlosigkeit und Selbstsucht, sowie den unendlichen Drang nach irdischem Gewinne auf Kosten des Gemeingutes in voller Ausdehnung und Weite. Kleon, der k o m i s c h - p l e b e j i s c h e H e r o s, erscheint in den „Rittern“, „Fröschen“, im „Frieden“ als der Schreier in der Volksversammlung, als der Hort der habsüchtigen und proceßreichen Richter, als der Zuchtmeister des Rathes, als das Subject,

Digitized by Google

das den gesammten Staat unterwühlt und dem sicheren Untergange entgegenführt.

Dieses Bild der absoluten Willkür vollendet sich in der Darstellung des Aristophanes, indem das ganze Volk um dieses Panier sich sammelt und dadurch in seiner ganzen Marklosigkeit, wie das einzelne Subject in seiner vollen Einsamkeit sich offenbart.

Wie aber die Zügellosigkeit innerhalb des Staates eine nur abstracte Freiheit war, in der That jedoch Knechtschaft, der nur der Schein der Freiheit beiwohnte: so war auch die harte Bedrückung der Bundesgenossen eine nur abstracte Herrschaft, da die Gesinnung, das eigentlich Bindende, sich mehr und mehr von Athen lossagte und man nur auf einen entscheidenden Streich wartete, auch diesen Schein der Ergebenheit und Treue abzuwerfen.

Die absolute Macht des Individuums, sowie seine unendliche Selbstsucht vollendet sich aber darin, daß der Demagoge Kleon selbst das kostbare Gut des Friedens, welches als die rechte Verwirklichung des Staatszweckes in dem Dichter Aristophanes erscheint, gegen die Befriedigung des Gewinnes und der Eitelkeit aufgibt. Aristophanes sieht überhaupt diese hartnäckige Fortsetzung des verderblichen Krieges gegen einen ehrenvollen Frieden als das Thun der schnöden Selbstsucht an, welche in dieser allgemeinen Verwirrung ihre Begierde am ungestörtesten stillen konnte. Wie aber Kleon als das absolut unberechtigte Subject durchaus eine Figur der alten Komödie ist: so ist auch sein Untergang die volle Umkehrung der Tragödie. Sein Untergang ist das Bewußtsein, daß in dem vorgestellten Subjecte die absolute Umkehrung des Staates vollbracht ist.

Schreiten wir von diesem Bilde weiter.

Vornehmlich sind es zwei Künste, auf welchen die Erziehung und Bildung der Griechen begründet war: Gymnastik und Musik, deren Einheit das Subject zu einem Kunstwerke machte. Wie nun in der Gymnastik der Gegensatz darin bestand, daß der absolute Zweck derselben, den Körper zu einem Kunstwerke zu machen, gegen die Sinnlichkeit der Begierde und die einbrechende Lust verschwand: so bestand die Umkehrung der Musik darin, daß die von den Vätern überlieferten und damit gleichsam geheiligten Weisen in den einfachen, gemüthserhebenden Tonarten verlassen wurden, und das Subject in der Sucht nach Neuerung sich und seine Einfälle geltend machte. Das Bild dieses sich aufthuenden Gegensatzes und hiemit die Wurzel der alten Erziehung und ihrer Entartung hat Aristophanes mit tiefem Sinne aufgefaßt und mit scharfen Zügen in den „Wolken“ dargestellt, wohl wissend, daß in der Umkehrung der Erziehung und ihrer Entfremdung von der alten Sitte wesentlich die Umkehrung des ganzen Geschlechtes ruht, welches, aus seinen Fugen dadurch gehoben, der haltungslosen Willkür zum Raube preisgegeben ward.

Auf die Weise ward das von uns gepriesene dreifache Kunstwerk Athens zur Fratze.

Gehen wir über von der erziehenden Kunst zur freien Kunst, so tritt uns derselbe Gegensatz entgegen. Die Lyrik, im innigen Nexus mit der Musik stehend, verwandelte sich in ein Zerrbild der Musterstücke des Dichters

Digitized by Google

Simonides, welcher das Wesen des griechischen Staates und seiner Sittlichkeit so tief verkündete. Ihm, dem Staatsdichter von Hellas, gehört auch die Großthat griechischen Geistes, den Sieg über die Perser verherrlicht zu haben. Die edle sittlich-strenge Einfachheit und Erhabenheit artete in die Maßlosigkeit — den Dithyrambus aus; die das Maß fordernde Schönheit artet in Wildheit und in ein Chaos aus, das jegliche Spur eines Gesetzlichen und Festen verwischt. Der alte Rhythmus wird durch den ganz freien Affect zerstört, und da diese neue, die wahrhafte Lyrik zerstörende Gattung ihren Sitz vornehmlich in Athen hatte, so entsprach sie auch vollkommen der im Gebiete des Staates erkannten Willkür der einzelnen Subjectivität, welche sich zum Herrn und Meister über alles Objective aufgeworfen hatte. Diesen Grundsatz der Willkür hervorhebend, hat auch Aristophanes überall die Dichter dieser Gattung dem Gelächter preisgegeben und in allem Spotte mit freiem Sinne dieses gesetzlose und luftige Umherschweifen immer festgehalten, wie in den „Vögeln“ und „Wolken“.

Kann es bei dieser Entartung Wunder nehmen, wenn wir auch in der Sphäre der dramatischen Kunst jenen Gegensätzen begegnen, die Aristophanes auf die Bühne zur Darstellung und Verspottung bringt? Aeschylos und Sophokles haben die Idee der wahrhaften Tragödie in ihren Schöpfungen verwirklicht; Euripides ist das in den Gegensatz umschlagende Princip. Dem Sophokles, welcher die schöne Mitte hält und den Begriff der Tragödie in vollendeter Gestalt verwirklicht hat, drückt Aristophanes die Verehrung und Anerkennung desselben auf eine ebenso geistreiche, als erschöpfende Weise aus. Er hat die Tragödie zur idealen Schönheit ausgebildet; daher hat ihn Aristophanes in der dem untragischen Kampfe geweihten Komödie in die streitenden Parteien gar nicht miteingeflochten, sondern ihn über jeglichen Kampf erhaben bezeichnet und ihn als glücklich und zufrieden in der Ober- wie Unterwelt gepriesen. Aus dieser Verehrung treten wir aber in den Gegensatz, der sich im Kampfe des Aeschylos mit dem Euripides darstellt.

Aeschylos war der Mitkämpfer in der marathonischen Schlacht. Aufgenährt in der einfachen Sitte jener großen Zeit, bewahrte er diese Größe der Gesinnung in seinen Schöpfungen. Seine Gestalten kräftigen und stärken den Sinn, entfernen jede durch Weichlichkeit des Wortes oder der Gesinnung herbeigeführte Erschlaffung. Daher die Bewunderung des Aristophanes, sein Zurückblicken auf die geschwundene Zeit der alten Sittlichkeit; daher der tiefe Ernst, mit dem er dem Euripides in den „Fröschen“ vorhält, wie Aeschylos ihm die tragische Kunst überliefert, die rein „von allem schlechten und frevelhaften Gesindel“, allein mit hochsittlichen Gestalten herrlich ausgerüstet gewesen. Wie aber Aristophanes in der politischen Welt Viele als unnütze Bürger, Sykophanten, Schlemmer, Feiglinge, Prahler, Lüstlinge, Betrüger u. s. f. mitnahm, alle diese an den einzelnen Subjecten verspotteten Seiten in die rein concrete Gestalt des Kleon als in einen Centralpunkt vereinigte: so hat er in dieser Sphäre in Euripides den Gegensatz der echten Tragödie auf das inhaltsvollste dargestellt und ihn zu dem Träger aller Auswüchse und Abirrungen von dem wahrhaften Standpunkte der Tragik gemacht. In Euripides erkennt mit Recht Aristophanes den Untergang der Sittlichkeit in

Digitized by Google

der Tragödie, wirft ihm Schwatzhaftigkeit und Corruption des Volkes vor. In den „Fröschen“ läßt Aristophanes den Aeschylos ganz direct aussprechen, daß Euripides das Glänzende und Erhabene in das Niedrige verkehrt habe, und wie Aristophanes in der politischen Sphäre in der Gestalt des Kleon alle Entartung zusammengedrängt hat, so ist in Euripides auf dem Gebiete der Tragödie das Bild der die Idee der wahrhaft griechischen Tragödie bereits verlassenden Richtung gegeben worden.

Doch so wie im Staate in der Untergrabung der Grundpfeiler desselben die positive Seite der sich befreienden Persönlichkeit zum Bewußtsein gebracht wurde: so ist in dem Verschwinden der Andacht und des religiösen Bewußtseins in dem Anschauen der Kunst das Moment festzuhalten, daß die Kunst, namentlich die Poesie, ihre Macht, als absolute Darstellung des Göttlichen zu gelten, verloren hatte und den Individuen auch nicht mehr das Verhalten zu ihr als das Höchste gelten konnte. Dieser Gegensatz beruht auf dem philosophischen Gedanken, in dem das bisher von uns erkannte positive Element auch ins Bewußtsein gehoben wurde.

Schon mit dem Auftreten des Anaxagoras, durch den Athen zum Mittelpunkte der Philosophie wird, beginnt der Gegensatz gegen die objective Welt des Staates und gegen das alte Bewußtsein überhaupt. Er, der die concreten Göttergestalten Homers ihrer Individualität entkleidete und zu Abstractionen des Verstandes machte, der die als göttlich verehrten Naturmächte der verständigen Betrachtung unterwarf und ihrer Selbständigkeit, ihres göttlichen Ansehens beraubte — hatte Perikles und Thucydides zu Schülern, Euripides und Sokrates zu Vertrauten seiner Lehre, und aus diesem Verhältnisse, diesem Gegensatze des Alten und Modernen ist die Verspottung des Sokrates in den „Wolken“ zu deduciren.

Die erste Gestalt der Philosophie, in der das Erfassen der Subjectivität und das Festhalten der Einzelheit hervortrat, waren die Sophisten; sie sprachen es aus, daß der Mensch das Maß der Dinge sei und bezeichneten hiemit den absoluten Inhalt ihres Standpunktes.

Das Maß der Dinge war aber der einzelne empirische Mensch.

Dieses Princip entsprach den Erscheinungen im Staate, doch war die Nothwendigkeit vorhanden, das Princip der zufälligen Subjectivität und des Raisonnements aus Gründen in die Allgemeinheit zu erheben.

Dies war die unsterbliche Arbeit des Sokrates.

Indem aber Sokrates an die Stelle des zufälligen Menschen den Denkenden setzte, den abstracten Einzelwillen zur Selbstbestimmung aus dem Bewußtsein der Allgemeinheit reinigte, ja indem er das Princip der Subjectivität überhaupt hervorgehoben und festgehalten hatte: ist er damit zugleich gegen die einfache Sittlichkeit, welche die aus dem Denken und der Reflexion genommene Entscheidung ausschließt, aufgetreten und hat sich dem Staate und dem Bewußtsein der gesammten griechischen Welt feindlich gegenübergestellt. Er hat die innere freie Entscheidung des Geistes auf den Thron der Welt gesetzt, nach welcher nur Dasjenige absolute Verbindlichkeit für das Subject hat, was dasselbe innerlich als wahr und verpflichtend anerkennt. Dadurch also, daß Sokrates die Macht und das Recht des Gewissens als den Quellpunkt aller Moralität der Welt zum Bewußtsein gebracht und den

Digitized by Google

Völkern aufgeschlossen hat, erscheint er in der Geschichte der Philosophie als der Gründer der Moralphilosophie und Ethik. Diesem, durch Sokrates in's Bewußtsein erhobenen Gedanken der unendlichen Selbstbestimmung in sich und der freien Innerlichkeit des Subjects steht jedoch der echt hellenische Geist gegenüber, der an dieser Freiwerdung der Subjectivität sich verblutete.

Das Resultat des Sokratischen Gegensatzes zu der Anschauung der Alten erscheint in den „Wolken" des Aristophanes dargestellt. Man hat letzterem deshalb den Vorwurf der Bosheit und der niedrigen Gesinnung gemacht und ihn sogar als Mitschuldigen an dem Tode des Sokrates bezeichnet. Mit Unrecht! Aristophanes zeigt sich nie als kahler, schlechter Spötter, sondern war ein Mann von geistreicher Bildung, der vortrefflichste Bürger, dem es Ernst blieb mit dem Wohle Athens und der sich durchwegs als wahrer Patriot erwiesen.

Indem aber Aristophanes — constatirt Hegel — den absoluten Widerspruch des wahren Wesens der Götter, des politischen und sittlichen Daseins und der Subjectivität der Bürger und Individuen, welche diesen Gehalt verwirklichen sollen, vorführt, liegt selber in diesem Siege der Subjectivität aller Einsicht zum Trotz eines der größten Symptome von dem Verderben Griechenlands und so sind diese Gebilde eines unbefangenen Grundwohlseins in der That die letzten großen Resultate, welche aus der Poesie des geistreichen, bildungsvollen, witzigen griechischen Volkes hervorgehen . . .

Zum Schlusse noch Einiges über die Person des Dichters selbst und seine Werke.

Derselbe war athenienfischer Bürger, Zeitgenosse des Sokrates, Plato, Euripides. Aus dem bereits Gesagten ist leicht sein politisches Glaubensbekenntniß zu entwerfen und seine öffentliche Stellung als Staatsmann und Bürger Athens zu begreifen. Er ist ein erklärter Feind der frechen Volksherrschaft, der zügellosen Demokratie, die zu seiner Zeit ihren Höhepunkt erreicht hatte. Wie die alte Zeit sein Paradies, so ist ihm die alte, durch eine an Intelligenz und Besitz reiche Aristokratie gemäßigte Volksherrschaft, wie sie Perikles in seiner berühmten Leichenrede schilderte, das Ideal einer Staatsverfassung.

Nach Außen will er den Frieden und als das einzige Mittel zur Heilung geschlagener Wunden preist er die Rückkehr zum religiösen Glauben und zur einfachen Sitte. Sein Vaterland liebte er über Alles und wollte es groß, mächtig und glücklich.

Er ist die Markscheide zwischen genialer Ursprünglichkeit und attischer Gelehrsamkeit, zugleich aber die Verbindung beider; — ein echter Zögling jener großen, bewegten Zeit, gleich dem gewöhnlichen attischen Bürger in angeerbter Erkenntniß genährt und auferzogen, und doch an Genialität und Bildung hervorragend und über allen seinen Mitbürgern stehend — er selbst der kundigste, gebildetste Zuschauer seiner Schöpfungen.

In Athen war er der populärste Mann. Durch seine satyrische Freimüthigkeit wirkte er sehr heilsam zur Abstellung mancher Mißbräuche und Vorurtheile im Staate und erwies sich dadurch als der Wohlthäter seiner Nation, was er sein wollte.

Digitized by Google

Er fand schon in den Urtheilen seiner Zeitgenossen wahre Anerkennung und Würdigung.

Drei Dinge sind, die dies bestätigen. Zuerst jenes Epigramm, worin die Schönheit der Rede und die Anmuth der Darstellung unseres Dichters gepriesen werden, und das umso gewichtiger ist, als Plato hierin die verkannteste seiner Eigenschaften so schön gewürdigt hat; ein zweites Zeugniß, noch gewichtiger als dieses, ist die vertraute Verbindung, in der Plato ihn im „Gastmale“ mit demselben Manne zusammenführt, den er dem öffentlichen Spotte preisgegeben. Nur die unumwundene Achtung und das Bewußtsein über die wahren Interessen der Komödie konnte Plato vermögen, ihn dem Sokrates beizugesellen. Als drittes Zeugniß gilt, daß Plato dem Tyrannen Dyonysius, welcher gewünscht hatte, den atheniensischen Staat kennen zu lernen, die Komödien des Aristophanes übersendet habe, insbesondere die „Wolken“ — mit der Aeußerung: „Wenn er diese Komödien hinlänglich verstanden, so würde er auch den Staat der Athener kennen.“

Plutarch's Zeugniß ist nicht mehr maßgebend, denn er lebte in einer ihm bereits entfremdeten Zeit, in der der Glanz des Alterthums bereits erloschen war.

Man erzählt, Plato habe die Werke des Aristophanes so sehr geschätzt, daß man dieselben nach seinem Tode im Bette fand. Aehnliches verlautet von Johannes Chrysostomus. War derselbe auch ein solcher christlicher Theologe, der mehr die Ascetik als die Humaniora trieb, so las er doch die 32 Komödien des Aristophanes, in deren Besitz er gewesen sein soll, zu wiederholten Malen und gebrauchte sie, um sie gleich zur Hand zu haben, als sein Kopfkissen.

„Meine Beredtsamkeit — sagte er — verdanke ich dem Aristophanes.“

Wien, April 1877.


Digitized by Google

Wana Isa's Fackel.

Nach einer esthnischen Sage

von

Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almásy.

Hoch an Esthlands Felsenküste,
Dran in stürmischem Gelüste
Aus der Ostsee grauer Flut
Schlägt der Wogen blinde Wut,
Wo ein rauher Sturm die Wälder
Faßt, drin Bär und Elen schweift,
Wo die goldne Frucht der Felder
Nur ein kurzer Sommer reift,
Dort, wo an des Himmels Weiten
Glüht des Nordlichts roter Brand,
Lebt' ein Mann, vor alten Zeiten,
Wana Isa zubenannt.
Weise war er, wohl erfahren,
Kundig jeder Wissensspur,
Seinem Geist erschlossen waren
Alle Räthsel der Natur.
Ihm ergrünet frisch die Erde
Und gedeiht die fette Heerde
Wo des Nachbars mag're Schaar
Darben muß, des Futters bar;
Rote Kirschen an den Zweigen
Prangen, daß sie schwer sich neigen,
Ihm im Garten, wenn umher
Alle Bäume früchteleer;
Ueppig, wie auf seinem Grunde
Bietet keine Saat im Runde
Ihre gold'nen Aehren dar,
Seines Flachses Silberhaar,
Lind wie keines schmückt's den Rocken,
Keiner Wolle weiche Flocken
Sind so rein, als die des Klugen
Weiße Lämmerheerden trugen.
Seines Hauses fester Bau
Trotzt dem Sturme, noch so rauh,
In den Stuben und im Keller
Häuften sich die goldnen Heller.

Doch von seinen Gütern allen
Mocht' ihm kein's so wohl gefallen,
Als das eine, das die Besten
Uebertraf der Schätze sein,
Hatt' er doch im Land der Esthen
Auch das schönste Töchterlein.
Wie des Flachses Blüten prangen
Ihre blauen Augen hold,
Lang herab und blank wie Gold
Ihre weichen Flechten hangen.
Wie die Kirschen, rot erglühend,
Sanft, wie Heideröslein blühend,
Leuchten Lippen ihr und Wangen
Und der Nacken, schneeig lind,
Blinket an dem holden Kind,
Hell wie an der Brust die Schnalle,
Die aus schimmerndem Metalle
Muß des Hemdes weiße Falten
Mit dem Silberringe halten.
An die liebliche Gestalt
Schmiegt sich sanft das schwarze Mieder,
Von den schlanken Hüften nieder
Reich das bunte Röckchen wallt.

Digitized by Google

Unterm Mützchen, das sie trug,
Sah das Auge sanft und klug;
Wie des Mondes Silberblick,
Wenn ihn Nebel leicht umfloren,
Also blickte Aemarick.
Als das Mägdlein ward geboren,
Zog, die ihr das Leben gab,
Durch die dunkle Felsenpforte
In das kalte Reich hinab,
Wo am freudenlosen Orte,
Ueber Schatten, still und bleich,
Sarwick herrscht im Todtenreich.
Schmerzerfüllt in seiner Kammer
Schloß sich Wana Isa ein,
Tag und Nacht mit seinem Jammer
Blieb er sinnend und allein,
Dachte nicht an Haus und Feld.
Von den Knechten nur bestellt
Ward, was sonst so wol geborgen
Ruhte in des Meisters Hand,
Selbst der Gattin Liebespfand,
Selbst das Kindlein blieb den Sorgen
Nur der Mägde anvertraut,
Bis allmälig wich sein stummer
Schmerz der Wehmut, sanftem Kummer
Und zu warmen Thränen thaut';
Dann in seinem Vaterarm
Wiegt' er sanft das kleine Wesen:
Nicht zu voller Nacht erlesen,
Nicht allein zu Schmerz und Harm
Sprach er, kann ich fürder sein,
Da solch süße Blüte mein!
Und im Herzen schloß er ein
Sie in Liebe ohne Grenzen.

Nun ein Kind von sechzehn Lenzen
Wurde Aemarick allein
All sein Stolz, sein Glück, sein Streben
Und der Inhalt seinem Leben,
Wie ein sanfter Dämmerschein
Geht's von ihrem Wesen aus
Mild verklärend Hof und Haus
Und des Vaters düstres Sein.
Wie die Lilie aus den Fluten
Wuchs sie, aller Mädchen Zier
Und des Hauses Sorgen ruhten
In den treuen Händen ihr.
Ihr erschlossen war die Stätte
Wo aus ihrem dunklen Bette
In der Erde still und tief,
Wana seine Geister rief,
Jene Kammer, heimlich düster
Wo aus manchem seltnen Kraute
Er die Zaubertränke braute,
Wo in heimlichem Geflüster
Er mit der Gespenster Heer
Und den Göttern hielt Verkehr
Mit Gott Sarwicks bleichen Boten:
Aus dem kalten Reich der Todten,
Mit des Feuergotts Dämonen,
Die bei Ilmarinen wohnen,
In den heißen Flammenschlünden, —
Mit der Wassergeister Schaaren
Aus der Fluten feuchten Gründen
Und mit ihr, die, blond von Haaren,
Jeder Landmann ehrt und kennt
Und die Wetterjungfrau nennt.
Ja, betreten durfte Keiner
Außer Aemarick der Kammer
Heil'ge Stätte, als nur Einer,
Koit, der aus der Knechte Schaar
Wana Isa's Liebling war.
Ihm auch wich die ehrne Klammer
An der Pforte blank und schwer;
Mit dem Mädchen theilte er
Treu die Sorge um den Alten,
Ein Gebot war ihm ihr Wink
Und belohnt' ein Blick sein Walten,
Ging die Arbeit doppelt flink.
O wie schön, ihn so zu pflegen!
Wie gedieh das Mahl zum Segen,
Das so treue Fürsicht bot!
Reichte Koit ihm Speis' und Brot,
Schenkte Aemarick den Meth,
Fegte er das Kämmerlein,
Hielt mit flinken Händen rein
Sie das blinkende Geräth.
In der Kammer jeden Morgen
Steckt er eine Fackel an
Und es war des Mädchens Sorgen,
Wenn die dunkle Nacht begann,
Pünktlich zu verlöschen immer
Jener Fackel goldnen Schimmer.

Digitized by Google

Also, eine lange Zeit
Uebten treu sie ihre Pflicht
Und es stralt des Glückes Licht
Aus dem Aug' der süßen Maid
Und des Jünglings Angesicht.
Doch indeß sein Auge leuchtet,
Tageshell und sonnenklar,
Sieht des Mädchens Augenpaar
Hold verträumt und thaubefeuchtet.
Inniger und fester schlossen
Aneinander sich die Herzen
Und die schönen Tage flossen
Unter Pflichten, unter Scherzen,
Still beglückend, rasch dahin, —
Jede Stunde ein Gewinn!
Keine Liebesschwüre tauschend,
Nur wie Kinder sich berauschend
An des Augenblickes Segen,
Gings der Zukunft blind entgegen.
Doch der Vater, weis' und klug,
Hatte schon errathen lange,
Wem das Herz des Mägdleins schlug,
Wem erglühte ihre Wange
Und in Unmut wallt sein Blut,
Denkt er, daß sein höchstes Gut,
Daß sein einzig Töchterlein
Sollt' die Braut des Knechtes sein,
Bringend all die stolze Habe
Einem Knecht zur Morgengabe.

Winter war's und weithin lag
Schnee gebreitet auf den Heiden,
Schüchtern kam der späte Tag,
Um nach kurzer Frist zu scheiden
Und die Nordscheingeister bliesen
Ihre roten Fackeln an,
Daß die weißen Winterwiesen
Und der schneebedeckte Tann
Und die Wogen, die mit Macht
Bei der Stürme kaltem Brausen
Brandend an die Küste sausen,
Rötlich schimmern durch die Nacht.

An dem Fenster stand der Alte
Eines Morgens, da erschallte
Schellenklirren silberhell
Und ein Schlitten kam geflogen
Von dem Elen hergezogen,
Drauf gehüllt in's warme Fell
Weißer Schafe, fährt heran
Koit und ruft hinein in's Haus:
„Aemarick, komm' doch heraus!
Auf der glatten, weißen Bahn
Gleich dem Pfeile fliegt der Schlitten!
Will im Pelz dich wohl verwahren,
Laß uns durch die Heide fahren!“ —
Und mit raschen, muntern Schritten
Eilt das Mädchen nach der Schwelle,
Doch der Vater harrt zur Stelle:
„Aemarick, wohin so schnelle?
Wenn so rauh die Stürme pfeifen,
Willst du durch die Heide schweifen?
Sieh', der Vogel in der Luft
Fällt erstarrt zur Erde nieder,
Ja mich dünkt, in seiner Schluft
Müßte die erstarrten Glieder
Selbst der Fuchs heut' gern erwärmen,
D'rum der Schellen lautes Lärmen
Laß verstummen, Koit, und führe
Rasch dein Elen nach dem Stall.“ —
Ohne eines Wortes Schall
Steht das Mägdlein an der Thüre,
Stumm gehorcht der Knecht und leitet
Nach dem Stalle sein Gefährt. —
Nach dem Schlitten hingekehrt,
Der dahin im Fluge fährt,
Blickt das Mädchen trüb und stumm.
Wana Isa an den Händen
Faßt sie leis und spricht: „Warum
Will dein Blick sich von mir wenden?
Ei wie kindisch! sieh nur, Thränen?
Sag' weßhalb! — nicht kann ich's wähnen,
Was erpreßte diese Zähren?“
Doch sie schwieg und weinte still. —
„Alle Wünsche dir gewähren,
O du weißt, wie gern ich's will,
Doch die Jugend, im Begehren
Unklug greift sie zu und blind,
Darum sei, mein süßes Kind,
Der gewährt, für Beide klug!
In der Brust den bösen Keim,
Der da wächst dir selbst geheim,
Laß mich, eh' er Wurzel schlug,

Digitized by Google

Tilgen mit erfahrner Hand." —
Da, von holder Glut entbrannt,
Färben sich des Mädchens Wangen:
„„Vater, keiner Schuld bewußt
Bin ich mir und meine Brust
Fühlt kein sündiges Verlangen!"“
Und der Tochter blondes Haupt
Küßt der Vater, voll der Rührung —
„Kind, wie hätt' ich das geglaubt?
Doch der Liebe milder Führung
Mußt du gläubig dich vertrauen,
Soll ich in die Zukunft schauen
Ohne Sorge um mein Kind.
Sieh! schon sechzehn Jahre zählst du
Und wie in der Kindheit wählst du
Dir noch aus dem Hausgesind
Den Genossen und Gespielen.
Meinst du nicht, es wird von Vielen
Herb bemäkelt und getadelt,
Daß zum Tändeln nicht zu schlecht
Dir des eignen Hauses Knecht?
Würde, die nicht selbst sich adelt,
Hat auf Achtung auch kein Recht,
Laß des Scherzes leicht Getriebe,
Das nur Kindern zukommt, sein!
Tändelnd kehrt die ernste Liebe
Heimlich unter Spielen ein,
Unbedacht mit leichten Scherzen
Weckst in seinem jungen Herzen
Du vielleicht ein ernstes Hoffen,
Das dir selber fern und fremd!"

Und das Mägdlein steht betroffen,
Sprechen will sie, doch es hemmt
Ihr ein Thränenstrom die Worte.
Eilend in ihr Kämmerlein,
Schließt sie hinter sich die Pforte
Und ihr ganzes junges Sein
Steht vor ihr in neuem Licht.
Hatte sie doch selber nicht
Sich noch je gethan die Frage,
Was die schönen Lebenstage
Ihr so wonniglich verklär'
Und warum das Herz ihr schlage
Heute leicht und morgen schwer?
Aber nun, nun wird ihr's klar!
Vor die Seele wunderbar,
Schön, wie er ihr nie erschien,
Sieht des Liebsten Bild sie ziehn
Und ein lichter Schein umgiebt ihn,
Der das Herz ihr süß erhellt:
Ja, das war es, ja, sie liebt ihn,
Wie sonst Keinen auf der Welt!

Mag auch lang die Liebe wallen
Blind im Schlafe durch die Nacht,
Laß nur ihren Namen schallen,
flüstre leis ihn — sie erwacht!
Ja erwacht zu frischem Leben
Und in voller Glut erglüht
War mit schmerzlich süßem Beben
Sie in Aemarick's Gemüt.
Ihre ganze junge Seele
Lag nun in des Zaubers Bann,
Nicht ein Lied aus ihrer Kehle,
Nicht ein Faden, den sie spann,
Nicht ein Blick zum Himmel oben,
Aus der Brust kein Athemzug,
Drin die Liebe nicht verwoben,
Nicht der Puls der Liebe schlug.
Ja der Liebe dunkles Wesen
Ist zu eignem Loos erlesen,
Eine Pflanze seltner Art
Ist sie, die in Sturmes Mitten
Kühn erschließt die Knospen zart,
Die am schönsten sich bewahrt,
Wo am meisten sie gelitten:
Willst du scheuchen sie und wehrst sie
Von dir ab, du ziehst sie an,
Laß sie darben, du ernährst sie,
Mach' sie arm und sie gewann!
Süßes Trachten, dunkles Sehnen
Fühlt das Herz der jungen Maid,
Bald in Freude, bald in Thränen,
Bald in Wonne, bald in Leid
Folgen Tage sich und Nächte,
Ohne daß ihr Hilf' und Rath
Eine gute Stunde brächte.
Was sie schaffte, was sie that,
Keine Arbeitslust bewegte
Ihre Hand, die sonst sich regte
Rasch und emsig, treu der Pflicht.
Sinnend wallet und verträumt
Sie durch Haus und Hof und säumt,

Digitized by Google

Wenn herein der Abend bricht
Zu verlöschen in des Alten
Kammer, in gewohntem Walten
Pünktlich jener Fackel Schein,
Die erhellt das Kämmerlein.
Jeden Abend übt sie später,
Ungenauer stets ihr Amt,
Blickt verloren auf zum Aether
Und die Fackel loht und flammt,
Während rings die stille Welt
In des Schlummers Arme fällt.

Doch der Liebste theilte nicht
Ihres Herzens bange Sorgen,
Früher steckt er jeden Morgen
Emsig an der Fackel Licht,
Seine Wangen sieht man färben
Treuen Eifers stete Glut
Und er rastet nicht und ruht,
Froh', als gält' es zu erwerben
Sich durch Arbeit und Geduld
Erst des Herren Gunst und Huld
Und dann sie, die er durchschaut,
Die ihm längst gehört, die Braut.
Schmerzlich Sehnen füllt das Herz ihr,
Frisches Hoffen seine Brust;
War es ihm doch nicht bewußt,
Was so fest, als wär's in Erz ihr
In's Gedächtniß war geschrieben,
Daß des Vaters streng Verbot
Ihrer Treue, ihrem Lieben
Keinen Stral der Hoffnung bot.
Ach! kein Wort des Trostes bannte
Die Gedanken, die sie quälen,
Doch ein Fünkchen Hoffnung brannte,
Denn es kam die Zeit der Seelen,
Wo die Todten aus den Tiefen
Ihres Reichs zur Erde steigen,
Sich die Abgeschied'nen zeigen
Ihren Lieben, die sie riefen.
Dann will sie die Mutter sich
Im Gebet heraufbeschwören,
Flehen will sie inniglich
Und die Theure wird sie hören.

Als genaht der heil'ge Tag,
Harrte sie, daß rings im Haus
Alles tief im Schlummer lag,
Blies dann Wana's Fackel aus;
D'rauf mit Meth und Brot und Speise,
Bei des Lämpchens mattem Stral
Deckte sie das Tischlein leise
Nach dem Brauch, zum Todtenmahl.
Betend sinkt sie dann auf's Knie
Und mit aufgehob'nen Armen
Ruft sie: Mutter, hab' Erbarmen!
Sieh! wie and're Mädchen nie
Durft' ich ruhen dir am Herzen,
Durft' dir klagen meine Schmerzen,
Und in meiner Qual dich fragen,
Mutter, sag', wie soll' ich's tragen?!
Lieber will ich bei dem matten
Schein der Ampel mit den Schatten
In dem Felsgewölbe drinnen
Ewig goldne Fäden spinnen,
Lieber schon in jungen Jahren
Von der schönen Erde geh'n,
Bei dem Sang der bleichen Schaaren
Selber bleich mein Rädchen dreh'n,
Als des Lebens helle Zeit
So in Sehnen und in Leid
Tag um Tag verrinnen seh'n!
Mutter, Mutter! hör' mein Fleh'n!
Sieh', gedeckt ist schon das Mahl
Lieblich brennt des Lämpchens Schein,
Mutter, komm', ich harre dein!

Da erhellt das kleine Zimmer
Eines weißen Lichtes Schimmer,
Eines Nebels bleich Geflimmer,
Und dem lichten Flor entwallt
Eine luftige Gestalt,
Blaß von Antlitz, blond von Haar,
Aus dem blauen Augenpaar
Leuchtet noch der Stral der Liebe,
Die die Lebende durchdrang,
Aber ferne dem Getriebe
Sich den Frieden längst errang.
Weiß in Falten fällt hernieder,
Hüllend ihre schlanken Glieder,
Bis zur Erde das Gewand;
Nähernd sich des Tisches Rand,
Setzt den Becher an die Lippen,
An die Lippen, kalt und todt,

Digitized by Google

Sie, um von dem Trank zu nippen,
Kostet schweigend Speis' und Brot,
Dann in Tönen weich und lind,
Ruft beim Namen sie ihr Kind.

Halb in Furcht und halb in Lust
Ringet aus des Mädchens Brust
Sich ein Schrei — zu Füßen sinkt
Sie dem Frauenbild dem blassen,
Will die Kniee ihm umfassen,
Aber sieh'! die Mutter winkt:
„Wenn mich deine Hand berührte,
Kind, so muß ich von dir eilen
Und so gerne will ich weilen
Hier, wohin dein Schmerz mich führte."
„„Mutter, Dank! o bleib' bei mir!
Fest gefaltet meine Hände,
Stille knieend will ich hier
Alles künden dir, nur wende
Milde deinen Trost mir zu,
Sehnsucht quält mein junges Leben,
Liebe stahl mir meine Ruh',
Und der Vater will mich geben
Ihm zum Weib nicht, der vor Allen
Meinem Herzen wohlgefallen,
Den ich liebe, der mich liebt!
Ach mein Lieben traf nur Hohn,
Denn der stolze Vater giebt
Nur des Reichen reichem Sohn
Seine Tochter, und zu schlecht
Ist zum Eidam ihm der Knecht,
Ob an Wert ihm auch und Schöne
Keiner aller Fürstensöhne,
Ob im ganzen Esthenreich
Ihm kein Jüngling komme gleich.
Beuge du die stolze Seele,
Laß des Vaters Herz erwärmen,
Sanftes Mitleid meinem Härmen,
Daß nicht schmerzlich Sehnen quäle
Und des Kummens bitt're Not
Diese Brust bis an den Tod.""
Und sie schweigt. — „Mein armes Kind"
Klingt es sanft, als ob der Wind
Ueber Harfensaiten streiche
Und die Wange glänzt, die bleiche,
An dem luftigen Gebild,
Wie von einer Thräne Thau,
Die dem starren Aug' entquillt.
Und es neigt die blasse Frau
Zu der Tochter Stirn sich leis,
Und das Mägdlein, kalt wie Eis,
Fühlt den Kuß von ihrem Mund;
Nacht umwölket ihren Sinn
Und wie leblos sinkt sie hin
Schaudernd auf der Kammer Grund.

Als dann Aemarick erwachte
Aus der Ohnmacht langem Bann,
Durch des Fensters Stübchen lachte
Sie der junge Tag schon an.
Zwischen Kissen weich gebettet
Lag sie und zur Seite stand
Wana Isa ihr und glättet
Sanft ihr Haar mit milder Hand:
„Böses Mädchen, welchen Schrecken" —
Sprach er — „hast du mir gebracht?
Nimmer hofft' ich dich zu wecken
Aus des tiefen Schlafes Nacht!
Dank den Göttern, daß ich wieder
Deine Lippen lächeln seh',
Regen sich die jungen Glieder,
Und die Wangen, erst wie Schnee,
Sich mit neuen Rosen färben.
Nein, sie darf mir nicht ersterben,
Dieser Wangen holde Glut!
Stralen soll sie durch den Mut
Schöner Hoffnung neu genährt:
Sieh', im Schlafe lag ich tief,
Als mich eine Stimme rief,
Süß bekannt und lang entbehrt,
Wie ein Echo ferner Zeiten.
Grüne, blumenreiche Weiten
Seh' ich, glänzend frisch von Thau,
Sich im Lenzesschmucke breiten
Unterm Himmel rein und blau,
Und mich selber in dem klaren
Spiegel einer Quelle rein,
Seh' mein Haupt mit blonden Haaren,
Seh' mein Antlitz, wie vor Jahren,
In der Jugend vollem Schein,
Jugend durch die Adern quellen
Fühl' ich und das Herz mir schwellen
Und wie ich von Neuem blicke
In den Born und mich erquicke

Digitized by Google

An dem eig'nen Bild, da wallt
In dem Spiegel, schön und traut,
Mir zur Seite die Gestalt
Meiner jugendlichen Braut.
Lieblich lächeln aus dem Bronnen
Deiner Mutter holde Züge,
Wie zu jener Zeit der Wonnen
Da ihr Herz ich mir gewonnen! —
Ist's nicht Täuschung? — ist's nicht
Lüge?

Und vom Wasser schüchtern wende
Ich den Blick zum Uferrand,
Sehnend streck' ich aus die Hände
Und ich küsse ihr Gewand,
Ziehe das geliebte Weib
An die Brust die liebewarme,
Um den schönen, jungen Leib
Schlingen zitternd sich die Arme
Aber wie ich auf die Wangen
In der Seele Glutverlangen
Kuß um Kuß ihr drücken will,
Seh' ich stumm sie mir entweichen,
Aus der Ferne mit der bleichen
Hand mir winken streng und still:
„„Wana Isa! hast vergessen,
Wie der Liebe Sehnen thut!
Kannst du nun den Schmerz ermessen,
Der in ungestümer Glut
Eine junge Brust durchwühlt?
O dann laß, was du gefühlt,
Rasch zum Mitleid dich bekehren
Und das Auge, rot von Zähren,
Werde sanft durch dich gekühlt!““
Und als so mit sanftem Laut
Ihrem Mund das Wort entquillt,
Wandelt sich das holde Bild,
An der Mutter Stelle schaut
Staunend mein verwirrter Blick
Dich, mein Kind und: „Aemarick!“
Wollt' ich rufen — da gebrach
Mir die Stimme; — aus dem Schooß
Tiefen Schlafes rangen los
Sich die Sinne nach und nach;
Durch das Fenster sah ich's tagen
Und es treibt mich hin zu dir!
Was im Traume dir zu sagen,
Mir verwehrt war, brannte mir
Auf den Lippen. — Sieh', mein Kind!
Mag dein holder Mund auch schweigen,
Deine bleichen Wangen zeigen,
Daß nicht los' im Frühlingswind
Dir im jungen Herzen neigen
Sich die Wünsche, leichtgesinnt.
Aber an des Lebens Schwelle
Stehst du erst und was noch heut'
Deinem Blick als hold und helle,
Alles Sehnens wert sich beut,
Morgen kann sich's dir enthüllen
Als ein Traum, der ausgeträumt
Und du dankst mir, der gesäumt
Deinen Wunsch dir zu erfüllen.
Darum, deiner Liebe Kraft
Laß mich prüfen, laß mich seh'n,
Ob die Zeit der Leidenschaft
Rasche Flammen wird verwehn,
Oder ob dein Herz der Treue
Stilles Feuer langsam nährt,
Das kein Opfer von sich wehrt
Und das niemals in der Reue
Aschenreste sich verkehrt.
Hoffnung will ich gern dir spenden,
Wenn dein Lieben echt und wahr,
Aber zweimal muß das Jahr
Seinen weiten Kreis vollenden,
Ehe Koit aus meinen Händen
Dich empfangen mag als Braut.
Bis dahin mit keinem Laut,
Nicht mit Blicken noch Geberden
Darfst du, was dir im Gemüt
Und im warmen Herzen glüht,
Ihm verrathen; — Kunde werden
Dieser Worte darf ihm nicht,
Die mein Mund nun zu dir spricht.“

Ihre Arme unter Thränen
Stürmisch um den Vater schlingend,
Ruft die Maid: „„Mein heißes Sehnen
Durch der Liebe Macht bezwingend,
Will ich harren, will ich schweigen.
Dank, o dank für deine Huld!
In Gehorsam und Geduld
Soll sich meine Treue zeigen.““
Sie gelobt's. In süßem Hoffen

Trug der Sehnsucht stille Qual
Leichter sich; — nur daß der Stral
Sie allein des Trosts getroffen,
Daß, wie sie, der Liebste nicht
Sah die Zukunft schön und licht,
Nagte quälend ihr am Herzen.
Ach! wie sollte unter Scherzen
Ihr der frohe Tag vergeh'n,
Mußte sie die Blicke seh'n,
Die so traurig an ihr hingen?
O, wie ist es doch so schwer,
Sie in's Herz zurückzuzwingen,
Diese Thränen, die da dringen
Aus dem Aug' und die Begehr
Ihres Herzens stumm verrathen.
Ja, was nicht die Lippen thaten,
Das verbrachen diese Tröpfchen,
Das verrieth mit seiner Trauer
Jenes stillgeneigte Köpfchen
Gleich der Blüt' im Herbstesschauer.
Das verrieth der Fackelschein,
Der bis in die Nacht hinein
Brannte, von der Maid vergessen,
In des Vaters Kämmerlein.
Nach dem sommerlichen Hain
Blickte einst durch's Fensterlein
Aemarick in Sehnsuchtsträumen.
Ferne tönt der Wogen Schäumen;
Wollustvoll im lauen Winde
Weht der süße Duft der Linde
Und mit ihm die Lieder wallen,
Die vom Wald die Nachtigallen
Flötend in die Ferne hauchen.
An dem Horizonte tauchen
Blasse Sterne scheu empor,
Zitternd, wie ihr eig'ner Schatten,
Und auf blumenreichen Matten
Schwebt der Dämm'rung leichter Flor.
Aemarick in Lust und Leid,
Konnt' die Blicke nicht, die feuchten,
Die im Glanz der Liebe leuchten,
Wenden von der Herrlichkeit
Die sich prangend vor ihr dehnte.
Schien ihr's doch, daß Blüt' und Baum,
Stern und Welle rings im Raum
Ihr gleich hegte einen Traum
Und sich nach Erfüllung sehnte.
Und so saß sie stundenlang,
Als an's Ohr ihr plötzlich drang
Schüchtern ihres Namens Klang;
Und sie wandte sich und sah
Mit der Fackel in den Händen
Den geliebten Jüngling nah':
„Willst du nicht dein Amt vollenden?
Bald schon ist die Stunde da,
Wo ich neu der Fackel Schimmer
Soll entzünden und noch immer
Flackert ihr ermattend Licht!"
Doch sie nimmt die Fackel nicht,
Sieht ihm stumm in's Angesicht,
Ihrer Seufzer Hauch entfacht
Leis die Glut zu neuer Pracht
Und es muß die dunkle Nacht,
Die vergebens harrt der Stunde
Ob dem lichten Erdenrunde,
Ihre Flügel auszuspreiten,
Räumen heut' des Himmels Weiten,
Denn vom Licht der Fackel loht
Hoch der Liebe Rosenrot!
Und im Glanz den sie verleiht
Vor dem Jüngling steht die Maid,
Von der Sehnsucht Allgewalt
Bebt die liebliche Gestalt,
Will die Glut, die er entfacht,
In der Brust ihm noch verhehlen,
Aber er umschlingt sie sacht,
Flüstert ihr in's Ohr: Sei mein!
Ach, wie könnte, was die Seelen
So beseligt, Sünde sein?!
Herz am Herzen zittert selig,
Mund an Mund im Liebeskuß
Und die Sonne hebt schon mälig
Sich zum ersten Morgengruß,
Mit des Thaues Perlen schmücken
Sich im Hain die Blumen all
Und in jauchzendem Entzücken
Schwirrt der Lerchenlieder Schall:
Schweig' o schweige, lauter Klang!
Doch zu spät, dein Schmettern drang
Schon an Wana Isa's Ohr
Und zum Kämmerlein hervor
Tritt er, aus der Liebe Wonnen,
Die Vergess'nen aufzuschrecken
Und zum Leid sie zu erwecken,

Digitized by Google

Dem im Traume sie entronnen.
„Aemarick! —“ so tönt des Alten
Stimme ihr, die zürnend droht.
„Also treu hast du gehalten
Dein Versprechen, mein Gebot?
Selbst zerstört hast du dein Leben!
Koit, du büßest nun mit ihr,
Dir zum Weib wollt' ich sie geben,
Hielt sie ihr Versprechen mir,
Ihre Liebe zu bezwingen,
Bis der Jahre zwei vergingen.
So gelobt' ich es zu halten —
Und die Geister stimmten ein —
Ewig, — würd' ich anders walten,
Müßt' ich fliehen ihre Reih'n
Und erwarten ihre Rache.
Drum geschehe dir dein Recht;
Nimmer unter meinem Dache
Weilst du, pflichtvergess'ner Knecht!“

Aemarick zu seinen Füßen
Sinket ohne Klagelaut:
„„Meine Schuld, ich will sie büßen!
Ewig Bräutigam und Braut
Laß uns bleiben. Reue-Thränen
Sei'n mein Loos und ew'ges Sehnen;
Eines nur sei uns gewährt:
Wenn der heut'ge Tag sich jährt,
Wenn in liebewarmem Glühen
Rund umher die Fluren blühen,
Wenn die Lüfte lind und lau
Durch die Sommernächte wehen,
Kosend bis zum Morgenthau,
Laß mich den Geliebten sehen!
Gönne, daß im langen Laufe
Ich des Jahres büßend kaufe
Mir den Kuß von seinem Munde,
Und für Monde voll Entbehren,
Schmerzlich Sehnen nur und Zähren
Gönn' uns eine süße Stunde!“

Und so kam's: In heil'ger Treue
Einte sie der Sehnsucht Macht,
Stumme Zeugin ihrer Reue,
Ist die stilldurchweinte Nacht.
Und alljährlich einmal nur,
Wenn die üppige Natur
Duftet in des Sommers Prangen,
Darf die treue, holde Maid —
An des Liebsten Lippen hangen
In des Kusses Seligkeit.
Doch das Herz der Götter rührte
Solcher Treue stilles Leiden,
Und zu Lieblingen erkürte
Ihre Gnade sich die Beiden,
Macht' in luftigen Gestalten
Den Unsterblichen sie gleich,
Hob in räthselhaftem Walten
Sie in's lichte Himmelreich.
Und in schönen Sommertagen,
Wenn die Sterblichen sich sagen,
Daß des Morgens rotem Scheine
Sich des Abends Schimmer eine,
Dann, zur Zeit der Sonnenwende,
Küssen, Liebesglut im Blick,
Still sich Koit und Aemarick
Treu bis zu der Welten Ende.

Digitized by Google

Die schöne Ilona.

Eine Geschichte

von

Hugo Klein.

Jankota ist ein kleiner, wüster Flecken im Arader Comitat. Es sah einst schönere Tage und präsentirte sich nicht immer in so zerlumptem Kleide, wie heute; liegt ja noch auf diesem ein' Schimmer des alten Glanzes, der längst verblichen im Sturme der Zeit. Es liegt in der Ebene, vergessen und verkümmert. Ein Theil seiner Häuser ist bereits zusammengestürzt und der Schutt liegt auf den Straßen. Es waren starke Häuser mit dicken Mauern und breiten Pfeilern. Doch der Zahn der Zeit hat auch diese unterwühlt; der Sturmwind hat die Dächer abgetragen und die starken Pfeiler umgestürzt und langsam bröckelte das Mauerwerk ab. Der Schutt liegt in den Gassen, der Schutt der Häuser, die Niemand wieder aufgebaut hat. So liegen ganze Gassen da, öde und ausgestorben. Nebenan haben Menschenhände andere Häuser gebaut — jämmerliche Bretterbuden, mit Stroh oder Rohr gedeckt; wenn man durch ihre Reihen wandelt, fürchtet man beinahe, der nächste Windstoß werde alle die Kartenhäuser zusammenwerfen, in welchen ein apathisches Geschlecht seine Tage verlebt. Und kaum käme in dem Fremden ein Bedauern darüber auf, blickt er auf ihr schmutziges Exterieur, auf die grauen, oft ungehobelten Wände, auf die blinden Scheiben, auf das zerzauste Dachwerk. Nur die grünen Bäume, welche die Straßenzüge in langen, regelmäßigen Reihen einsäumen, werden jährlich immer wieder frisch herausgeputzt, von der ewig schaffenden, ewig sorgsamen Mutter, der Natur, die an keines ihrer Kinder vergißt. Und schreitet man durch die öden Gassen, auf den schmutzigen Seitenpfaden, neben den unrathgefüllten Gräben dahin, so ist's, als liege trotz all' des Jammers menschlichen Verfalls, der Einem auf Schritt und Tritt entgegengrinst, noch ein Schimmer der Jugend auf dem Orte mit den greisenhaften Alluren. Das machen eben die grünen Laubkronen der alten Akazien, die sich über unserm Haupte küssen, das machen die weißen Blüthen, die sie auf unsern Weg hinstreuen. Sie streuen Jugendglanz und Jugendduft auf all' das überlebte Gemäuer hin, auf die alten Menschen, die dazwischen wandeln, und auf ihr altes Elend.

Digitized by Google

Geht man die verfahrene Straße entlang, die ostwärts aus dem Flecken führt, so gelangt man bald über sanft aufsteigende, mit sonnverbranntem Graswerke bedeckte Hügel in einen weiten, hundertjährigen Wald. Mächtige Bäume ragen da gen Himmel empor und ihre Wipfel verschlingen und verflechten sich, daß auch kein Strahl des Sonnenlichts auf den Grund dringen kann, wo zwischen den dichten Gräsern immer neue Bäumchen emporstreben aus dem fetten, schwarzen Boden. Von diesem ist in dieser Wildniß eigentlich kein Fleckchen zu entdecken. Eine wahre Urwaldspracht in dieser imposanten Vegetation, welche indessen kaum mehr als einige hundert Jahre alt sein kann. Denn es ist nicht immer ein Wald hier gewesen. Auf allen Seiten finden wir da Marksteine menschlicher Cultur, die nun schon längst in's Grab gesunken ist; auf allen Seiten finden wir da ihre Ruinen, die mit beredtem Mund von ihr erzählen.

Ruinen, altersgraue Ruinen, geschwärzt vom Sturm der Zeiten. Ununterbrochen bröckelt das Mauerwerk von ihnen ab und in hundert Jahren wird vielleicht auch von diesen letzten Ueberresten vergangenen, erstorbenen Lebens keine Spur mehr zu entdecken sein. Unkraut wuchert darüber hin, überall, überall. Selbst mächtige Bäume schlugen bereits ihre Wurzeln auf den Gründen, wo einst Menschen gewohnt und gebaut haben, streben an der Stätte empor, wo sich einst menschliche Burgen erhoben. Sie maskiren die zusammengestürzten Prunkgemächer durch ihr grünes Laubwerk, welches das zerfallende Gemäuer ganz und gar umspinnt und verhüllt. Und im Walde hausen der Wolf und der Bär und anderes wildes Gethier, und will der Wanderer ein Stündchen in dem Walde verträumen, so darf er es nur mit der Schußwaffe in der Hand, jeden Moment zum Anschlagen bereit. Wolf und Bär schleichen auf den öden Waldwegen dahin, die einst glatte Straßen für den geschäftigen Menschenfuß gebildet, und richten sich ihre Höhle zwischen den Trümmerhaufen ein, wo einst im behaglichen Heim die Wiege des Kindes gestanden, das froh zur Sonne emporgelacht, welche das lachende Leben mit ihrem Strahlenscheine vergoldet, wie den Untergang und die Verwesung.

Ruinen, altersgraue Ruinen! Ruinen menschlicher Wohnungen, wo einst frohes Leben pulsirte; wo sein lauter Ton die Luft erfüllte, zischt heute die Schlange und heult der Schakal. Untergang und Verwesung folgten all' dem Schaffen und Treiben, all' den Mühen und Sorgen, all' der Freude und all' dem Leid, das seine Hütte auch aufgeschlagen, wo eine menschliche Wohnung steht. Ein weites Grab ist dieser Wald und die Natur besorgte eine prächtige Grabdecke all' dem hinfälligen Leben und Streben, das hier einen Augenblick verweilt; mit gleicher Pracht überwölbte sie die versunkene Hütte des Armen, wie die hohen Kirchen und Klöster, die einst stolz in die Lüfte geragt und die nimmer die Gemeinde zu frommem Dienste mahnen mit hellem Glockentone. Da liegt es nun öde und still, das große Grab, das Grab einer blühenden Stadt.

Wer kann es sagen? Keine Chronik kündet ihre Geschichte und die Enkel wissen nicht den Namen, den sie trug. Er ist vergessen worden im Laufe der Zeiten, wie das Leben vergessen wurde, das da gebraust, wie das Menschenthum, das da gehaust.

Wer kann es sagen?

Digitized by Google

Es ist Herbst und die gelben Blätter fallen von den Bäumen. Der Wind spielt mit ihnen und wirbelt sie im Kreise. Ein kühler, unfreundlicher, ganz und gar herbstlicher Wind; und er reißt die verdorrenden Zweige vom Stamme und bricht die Blumen, die aus diesem großen Grabe sprießen. Er besorgt den Dünger für den Boden, der immer neue Pflanzen treibt. Das ist der große Kreislauf, dem kein Ding entfliehen kann, der Alles umspannt, der den Geist bezwingt, und strebe er zu den Sternen empor. Der Himmel ist lichtgrau, neblich und der Strahl der Sonne kalt.

Die gelben Blätter fallen unaufhörlich von den Bäumen; bald da, bald dort, überall. Sie könnten manches Interessante erzählen, wenn sie wollten; von dem Boden, dem sie entsprossen; von den Geschichten, die ihnen ihre Mutter, der hohe Stamm, erzählt, der die Kindheit dieses Waldes mitgemacht und vielleicht noch Manches aus der Jugendzeit behalten hat — der einmal vielleicht in einem Gärtchen stand, das die Hand eines Menschen angelegt, dessen Gebeine nun drüben modern, am Waldessaume, wo man den Friedhof der vergessenen Stadt entdeckte, das Feld der Leichen. Das ist eine weite, öde Ebene, ohne Denkstein, ohne Hügelwelle. Keine Inschrift wurde da gefunden, welche mit einer Silbe das Geheimniß dieser Stätte verrathen hätte. Und die Leute, die dort ruhen, sind stumme Leute; sie bewahren das ewige Schweigen, das ihnen der Tod auferlegt hat.

Aber drüben im rumänischen Wirthshause von Pankota lebt ein Mann, der Manches zu erzählen weiß von der ausgestorbenen Stadt und den Menschen, die darinnen gewohnt. Es ist Herr Mita Vargity, der Wirth, dessen Zunge sofort gelöst wird, wenn andere Leute seinen Wein trinken, was ihm allerdings aus nicht näher zu erörternden Gründen nicht allzu oft passirt. Dann weiß er von den stummen Gräbern zu erzählen. Er kann zwar nicht sagen, wie es kam, daß sie zu Gräbern wurden. Man glaubt, daß die Türken, als sie aus Ungarn gejagt wurden, die Stadt auf dem Rückzuge mit all' ihren Kirchen und Kapellen dem Erdboden gleichgemacht haben. Doch weiß Mita Vargity manches Andere von dort zu erzählen. Es hat keinen historischen und keinen ethnographischen Werth. Es sind bunte Geschichten, halb Wahrheit, halb Sage, wie sie das Gedächtniß des Volkes bewahrt, umsponnen von den Fäden seiner Phantasie.

Und er sprach und sprach, der gute Mita Vargity, bis in die sinkende Nacht, und ich trank seinen Wein, bis alle Lichter am Himmel angezündet waren. Dann zündete auch Herr Vargity eine jämmerliche Talgkerze an, jagte seine kleinen, schwarzen Schweinchen zu Ehren des Gastes aus der Stube, setzte sich auf sein ächzendes Bett, da ich den einzigen Stuhl seines Hotels occupirt hatte, und erzählte noch eine letzte Geschichte, die Geschichte von der schönen Ilona . . .

Es ist eine Geschichte, die zu denken gibt.

Vor langer Zeit — wie lange mag es wohl schon sein? — lebte ein Mann drüben in der Stadt ohne Namen, der hieß Gligor Munteanu. Er war der reichste Mann in der Stadt, denn er hatte Säcke voll Gold und Edelsteinen. Er war ein alter Mann geworden und hatte noch nicht gefreit, bis er die schöne Ilona sah, die er heimführte.

Digitized by Google

Er hatte sie in weiter Ferne erblickt auf einem Mädchenmarkte, und sie für sein gutes Geld gekauft wie eine Waare, wie ein kostbares Juwel, wie ein schönes Möbelstück für das Haus, das man sich schon ein Sümmchen kosten lassen konnte. Und wie es die Sitte verlangt, brachte er sie in einem sechsspännigen Ochsenwagen nach der Heimatsstadt. Die Hörner der Thiere waren mit grünem Laubwerke geschmückt und vorn saßen drei Musikanten; der Eine schlug das Cymbal, die Anderen spielten die Flöte. Und im Wagen drin saß die schöne Ilona mit ihrem weißen Gesichte und ihren dunklen, entsetzenerfüllten Augen und sprach kein Wort. Das war recht, daß es so war, denn es schickte sich, daß eine Braut schüchtern und angsterfüllt sei, und erschreckt thue. Und noch an demselben Abend nahm der Priester ein breites, rosenfarbiges Seidenband, mit dem fesselte er den Arm der schönen Ilona an den des Herrn Gligor Munteanu und segnete ihren Bund. Die schöne Ilona schwieg noch immer. Dann nahm der Priester zwei Stück Brod zur Hand, bestrich sie mit Honig und reichte sie dem Paare. Als sie es gegessen hatten, löste er das breite, rosenfarbige Seidenband und die Musikanten spielten wieder ihre lustigen Weisen; der eine schlug das Cymbal, die Anderen spielten die Flöte.

Und die Hochzeitsgäste jubelten und zechten bis in die Nacht hinein. Dann führte Gligor Munteanu sein junges Weib in sein stolzes Haus, wo sein Gold und seine Edelsteine in Säcken aufgespeichert lagen, und man sagte, er sei ein glücklicher Mann.

Das ging so bis zum Herbste. Und die Leute sagten, sein kostbarster Edelstein sei die schöne Ilona, denn sie sei nicht nur schön, sondern auch lieb und gut, und Gligor Munteanu lächelte und meinte wohl selbst, er sei ein glücklicher Mann.

Aber an einem stürmischen Herbstabend, als der Sturmwind über die Heide pfiff, die Bäume entwurzelte und an den Häusern rüttelte, geschah etwas Entsetzliches im Hause Munteanu's. Die Nachbarn erinnerten sich später ganz genau, einen rothen, feurigen Frosch gesehen zu haben, der an der Hofmauer Munteanu's hinkroch und kein Anderer gewesen sein konnte, als der Böse. Der Böse mußte die schöne Ilona verführt haben, denn sie erdrosselte in dieser Nacht Herrn Gligor Munteanu, als er schlief und von seinen Schätzen träumte, deren kostbarster ein Frauenjuwel — erdrosselte ihn mit den kleinen weißen Händen, die er so oft geküßt, die er mit funkelnden Ringlein geschmückt hatte.

Das machte viel Aufsehen in der Stadt, denn sie war fromm und gottergeben, und der Böse hatte sie bis dahin gemieden.

Die schöne Ilona war verschwunden. Alle Schätze Munteanu's fand man im Hause — bis auf diesen. Die frommen Herren im Kloster verlangten das Gold und die Edelsteine, um Messen dafür zu lesen und damit die große Missethat zu sühnen, die da geschehen war. Und die Patres brauchten den Trost, denn auch aus dem Kloster — war eine Menschenseele verschwunden.

Eine Nachbarin erzählte, daß sie die schöne Ilona oft nach dem Gebirge gehen sah, und daß dieselbe dort ihre Zusammenkünfte mit Junker Satanas gehabt haben mochte. Drauf hielten die Mönche im Kloster eine

Digitized by Google

lange Berathung ab und als die Nacht einbrach, citirten sie den Feldhüter zu sich.

Es war ein alter, gebrechlicher Mann, den immer sein einziges, kleines Töchterchen führte, da er nimmer allein gehen konnte. In der Umgegend der frommen Stadt stahl man nichts und sein Amt war eine Sinecure, die man ihm aus Mitleid gab. Von diesem Manne hatten die Mönche Manches zu fragen. Sie drohten ihm mit allen irdischen und himmlischen Strafen, wenn er nicht antworten sollte, er aber antwortete sogleich auf Alles, was man ihn fragte.

Er erzählte, wie er zur Sommerszeit die schöne Ilona im Walde gesehen habe, wie sie an der Seite eines Mönches aus dem Kloster dahinschritt. Er kannte denselben nicht, doch sein Töchterchen sagte, es sei der Pater Sergius. Am Abend desselben Tages war die schöne Ilona zu ihm in seine Hütte am Rande des Kukurutzfeldes gekommen, als er eben einen Bogen schnitzte. Sie bat ihn, mit ihr in's Kukurutzfeld zu kommen, denn man dürfe sie da nicht sehen, er aber verweigerte es, nachdem es zwischen den hohen Stauden Wölfe gab und es nicht gerathen war, sich des Nachts von der Hütte wegzuwagen. Sie setzte sich dann neben ihn, weinte lange und bat ihn, Niemandem zu sagen, daß sie mit dem jungen Pater allein im Walde gewesen war. Er seinerseits erklärte, nichts Schlechtes davon zu denken und auch schweigen zu wollen, wenn sie es wollte. Darauf ging sie fort.

Einige Wochen später, erzählte er weiter, sei er im Gebirge vom Sturme überrascht worden und flüchtete sich unter einen Bergabhang, wo er Schutz vor dem Unwetter fand. Dort befindet sich auch eine Höhle, aus welcher er Menschenstimmen hörte. Er trat näher und vernahm die Stimme der schönen Ilona. Es waren liebestolle Laute, nur unterbrochen von wollüstigen Küssen und heißen Liebesschwüren aus dem Munde des jungen Geistlichen. „Es war ein trunkenes Liebesfest und ich dachte an das Lied, das da schließt:

„. . . . Es wären in all' dem süßen Glück,
Bald ihre Herzen gebrochen . . . ."

Dann ging ich fort und ich sagte Niemandem, was ich gesehen hatte." So schloß der Feldhüter.

Die Mönche entließen den alten Mann, nachdem er mit heiligen Eiden versprochen, keiner lebenden Seele von der Geschichte zu sagen. Der alte Schwätzer konnte aber nicht schweigen und erzählte später Jedem, der es hören wollte, im Vertrauen, was er als Geheimniß bewahren sollte.

Die Mönche beriethen, als sie den Feldhüter entlassen hatten, noch lange miteinander, was zu thun war, um den Flüchtigen wieder einzufangen. Sie sandten am nächsten Tage ihre Spione aus und ein Jahr später wurde das verbrecherische Paar eingebracht.

Man hatte die Beiden auf dem Jahrmarkte zu Kaschau entdeckt. Er beschlug dort die Pferde und sie verkaufte bunte Satteldecken an die Söldlinge des Königs. Es gab großen Lärm in der Stadt, als die Diener des Gerichtes die wankenden Gestalten durch die Gassen trieben. Die schöne Ilona war noch immer schön, schöner als je, wenn sie auch nur ein grobes Hemd trug und ihr Haar ganz kurz geschnitten war. Die Hände hatte man ihr auf den Rücken gebunden und die Stricke schnitten ihr so tief in's Fleisch, daß Blutstropfen den Weg bezeichneten, den sie dahinschritt.

Digitized by Google

Man schleppte die Beiden auf den Marktplatz und stellte sie auf die Hexenwage. Und siehe da, sie wogen zusammen nur fünf Quentchen, was deutlich bewies, daß der Böse in ihnen stack. Wie wäre es ihr auch sonst gelungen, einen Mann Gottes, einen geweihten Priester zu verführen, und wie wäre es denn anders gekommen, daß er seine Seligkeit in die Schanze schlug, um einer Hexe zu folgen?! . . . .

Man fragte sie, ob sie bereuten, was sie gethan. Sie sagten: „Nein!" Es war klar, der Teufel hatte ihre Sinne ganz und gar bestrickt. . . . . Sie ließen sich lautlos vom Volke beschimpfen und sprachen kein Wort; nur als man sie trennte, schrie die schöne Ilona auf und schrie um Gnade. Gnade gab es aber für sie auf Erden nicht mehr.

Man brachte sie zur Hörös, um in einer Hexentaufe an ihr zu erproben, ob sie denn wirklich eine Teufelsbraut wäre. Die zweite Probe bestätigte das, wie die erste. Das Wasser warf sie immer empor, und wäre sie rein und ohne Fehl gewesen, hätte sie doch untersinken und ertrinken müssen!

Zur Strafe ihrer Sünden wurde sie auf dem Marktplatze enthauptet Das Schwert des Henkers trennte das schöne Haupt vom Rumpfe, das schöne Haupt mit dem weißen Gesichte und den dunklen Augen, die so traurig blickten.

Den kuttenflüchtigen Sergius reclamirten die Mönche. Was mit ihm geschah, erfuhr kein Mensch in der Stadt. Man hat ihn aber nie wiedergesehen. Im Wirthshause versuchte man es wohl, dem Kirchendiener, der von der Geschichte doch wissen mußte, darüber ein Wörtlein und mehr zu entlocken, und sparte nicht den Wein, der zum Gelingen des Versuches unerläßlich schien. Wenn aber die Sprache auf den Pater Sergius kam, wurde der Mann immer nüchtern und verweigerte die Rede, was auch zu dem in der Stadt immer positiver auftretenden Gerüchte Anlaß gab, die rothe Nase des Kirchendieners sei kein eitler Schein, der Mann sei ein Trinkkünstler und habe es im Wege langjähriger Uebung im Klosterkeller dahin gebracht, gar nicht trunken werden zu können. Man kam aber dem Pfifficus hinter seine Schliche und wenn er künftighin den Betrunkenen spielen wollte, mußte er sich den Stoff dazu selber bezahlen. . . .

Im Volke aber ging die Sage, man hätte den Pater Sergius im Grabgewölbe der Kirche lebendig vermauert. Und im Volke geht noch die Sage, daß man bei den Ruinen des alten Gotteshauses manchmal noch verzweifelte Hilferufe höre, Hilferufe einer Seele, die nach Befreiung schreit. . . .

. . . Es ist Herbst und die gelben Blätter fallen von den Bäumen; durch das dürre Laub raschelt der Wind, ein kalter, unfreundlicher Wind. Die halb welken Epheuranken peitschen das zerbröckelnde Gemäuer und ihre blauen Blumenblätter fallen zitternd vom Kelche ab.

. . . . Ich habe nichts gehört von den Hilferufen einer armen Seele, die nach Befreiung schreit zwischen den zerfallenden Ruinen der Kirche, die einst mit Kreuz und Kuppel stolz in die Lüfte geragt. Und ich habe ihn doch gehört, den Ruf, der durch Jahrhunderte zu mir drang, ein Hilferuf gegen Wahn und Finsterniß, der ungehört verhallt war in der Nacht seiner Zeit . . . . ein grauser Hilferuf, eine schreckliche Note, mit der ein süßer Roman abgeschlossen, der Roman von der schönen Ilona.



Das Dach von Stroh.

Von

Wilhelm Jensen.

Du, dem der Stab gebrochen
Im Bann der lauten Stadt,
Deß Urtheil ausgesprochen
Der Menschen Klugheit hat,
Wie blickst in stummer Klage,
Ob bäurisch, plump und roh
Dich heißen unsre Tage,
Du letztes Dach von Stroh!

Noch liegt auf Deinem Moose
Der Abendsonne Glanz,
Es rankt zu dir die Rose
Hinauf den leichten Kranz;
Die Wetterfahne zittert,
Der Täuber bläht den Kropf,
Vom Giebel lugt verwittert
Der graue Pferdekopf.

So standst in alten Tagen
Du hier im Landgefild,
Es floß ein sanft Behagen
Aus deinem stillen Bild;
Noch lag von deinen Schollen
Fernab der Stadt Getos',
Fernab von deinem Wollen
Der Städter Sucht und Loos.

Da hattest du Geschwister,
Ehrwürdig, so wie du,
Es rauschte euch die Rüster
Gemeinsam Frieden zu;
Durch ihre Wipfel schwebte
Ein Hauch verschollener Zeit,
Der eurem Sein verwebte
Der Väter Glück und Leid.

Ihr war't der langen Kette
Sich gleich verbliebenes Glied,
Das auf der theuren Stätte
Zur Welt kam, von ihr schied.
Es kehrte treu zum Neste
Der Storch in jedem Jahr
Und brachte muntre Gäste
Zum Gastgeschenk euch dar.

Und andre Gäste kamen
Nach Tages Müh' und Last
Vom Staub der Stadt und nahmen
In deinem Schatten Rast.
Wie würzten Sommerdüfte
Das ländlich schlichte Mahl,
Und sterndurchwirkte Lüfte
Umschloß dein Speisesaal.

Hoch stand ihr Lichtgefunkel
Dort über'm Wiesenrand,
Ein Lachen ging durch's Dunkel,
Ein schimmernd Lenzgewand.
Nun hastig flog von drunten
Zurück es, wunderbar
Ein Lichtgeschmeid' von bunten
Glühwürmchen ob dem Haar.

Des Mondes Silberfülle
Schwamm ruhevoll empor,
Ein Klang durchbrach die Stille
Und lockte Fuß und Ohr;
Zu frohem Rundtanz zogen
Die leichten Melodie'n,
Und blonde Locken flogen
An junger Brust dahin. —

Digitized by Google

Dahin! — Wie rufſt zurücke
Du die Erinnerung,
Du graues Dach, vom Glücke,
Da ſelbſt ich mit noch jung.
Das Dach von ſchwarzem Laie
Liebt vornehm man noch nicht,
Es ſtand in eurer Reihe
Ein fremd und kalt Geſicht.

Doch ach, wie allerhalben
Verſcheucht das Einſt entfloh,
So bau'n nicht mehr die Schwalben
Ihr Neſt dort unter'm Stroh.
Wo blieben die Genoſſen
Aus jenen Tagen? Ach,
Wohl mit den deinen floſſen
Sie hin, du graues Dach!

Es riß die erſte Lücke
Des Himmels Blitz hinein,
Sturmwind und Waſſertücke
Geſellten wild ſich drein;
Müd' in ſich ſelbſt gebrochen,
Schwand dieſes herbſtlich fort;
Von Goldes Glanz beſtochen,
Verkauft, fiel jenes dort.

Und näher, lauter drängte
Die Stadt ſich immerdar,
Und immer mehr verengte
Sie eure flüchtige Schaar.
Wie man ein Wild zu Falle
Hetzt durch ein ſtät' Halloh!
So ſtürzten um dich alle,
Du letztes Dach von Stroh!

Und nun liegt auch gebrochen
Ob dir der Todesſtab,
Dein Urtheil iſt geſprochen,
Die Schaufel ſcharrt dein Grab.
Den alten Stamm zu fällen,
Blitzt ſchon das Beil bereit,
Und über dir wie Wellen
Zuſammen ſchlägt die Zeit.

Am Boden liegt zerriſſen
Der Kette letztes Stück,
Wer wird von ihr noch wiſſen,
Wer nennt ihr Leid und Glück?
Nichts ließ ſie zum Vermächtniß —
Der Nachwelt nur zur Schau
Auslöſcht ihr ſtill Gedächtniß
Ein kalter Quaderbau.

Mir aber iſt's, als ſchwände
Mehr denn ein Strohgefach
Dort in geſchäftiger Hände
Gelärm, du graues Dach;
Mir iſt es, als begrüben
Mit Schaufel, Karſt und Beil
Im Werktagskleid ſie drüben
Des Lebens Sonntagstheil.

Als ob die Zeit entſchieden
Mit kaltem Herrſcherwort,
Daß Unſchuld ſie und Frieden
Geächtet hab' hinfort;
Als treib' ſie in die Ferne
Ihr beſtes Kind vom Haus
Und löſche ihm die Sterne
Des Heimatshimmels aus.

Mir iſt, als möcht' ich ſcheiden
Aus einer Zeit ſchon mit,
Mein Dach, mit der wir beiden
Nicht fürder halten Schritt.
Ade! Noch kurze Tage —
Dann, wollt' ich, tönte ſo
Auch mir nach eine Klage,
Du letztes Dach von Stroh!

Pereat!

Novelle

von

Florus Retland (J. Tandler).

> Kein Pereat! der meuchlerische Spruch
> vergiftet dich, wird dir allein zum Fluch.
> Kein Leben soll dein Labetrunk bedroh'n,
> o gieß' ihn aus als fromme Libation!

1.

Die Nacht war in ihre unbestreitbaren Rechte eingetreten. Die meisten Bewohner der Stadt L. schickten sich an, die Mühen des Tages zu verträumen. Selbst in den hervorragenderen Gebäuden, die in terrassenförmigen Straßen von dem rechten Ufer der Elbe ansteigend, der Stadt einen Ausdruck von Größe verleihen, gab es nur noch hier und dort ein erhelltes Fenster. Es war um die Stunde, in welcher zwar noch nicht die Geister umzugehen pflegen, wo jedoch längst alle Hämmer ruhen, das Wagengerassel verstummt, die Thorriegel vorgeschoben werden und die Nachtwächter mit weithin schallenden Tritten ihren Rundgang beginnen.

Der Landungsplatz war menschenleer. Nach der Leeseite des vor Anker liegenden Dampfbootes rauschten in kurzen Zwischenräumen lang gedehnte Wellen, die das rothe Licht der Schiffslampe in zersplitterter Widerspiegelung eine weite Strecke forttrugen. Zwischen den ersten Jochen der nicht fernen Brücke rang sich aus dem tiefschwarzen Hintergrunde eine kleine Zille hervor, die im Schatten der Gebüsche, zwischen der steilen Abdachung des Ufers und den Untiefen einer mit Weiden bepflanzten Sandbank, kaum hörbar, wie ein Schmugglerschiff dem Landungsplatze entgegenglitt. Das Fahrzeug hielt in der Nähe des Dampfers und legte ein schmales Laufbrett aus, über welches einige Personen dem Lande zuschwankten: ein Mann mit Handgepäck sattsam beladen, eine Frau mit einem Kinde auf den Armen und zwei den Kinderjahren kaum entwachsene Mädchen. Ihnen folgten Schiffsleute, die an Kisten und Ballen nicht allzuschwer und nicht weit zu tragen hatten, denn sie brachten die ärmliche Habe in ein, dem Ufer nahegelegenes Haus, dessen niedrige Pforte die Familienglieder bereits aufgenommen hatte.

In der Akropolis von L. hielten Wein, Spiel und Gespräch die Würdenträger der Stadt und des Kreises wach. Diese achtunggebietende

Gesellschaft beschränkte sich auf die Geistlichkeit, einige Edelleute, die Präsidenten der Regierungs- und Gerichtsbehörden nebst dem, vom Staate bestellten Bürgermeister mit den Stadtverordneten und auf den Commandanten der Compagnie, die für öffentliche Gebäude und Cassen die Wachen zu besorgen hatte. Zu jener Zeit fand man in Kreisen dieses Ranges Industrielle eben so selten wie Männer der Kunst und Wissenschaft, vollends aber erkannte jeder, der durch keinen Eid an den Staat gebunden und in keine Diätenclasse eingereihet war, sich instinktmäßig für nicht ebenbürtig und hielt es für eine Vermessenheit, auf die Einführung in diese Gesellschaft einen Anspruch zu stellen. Selbst die, der Bürgerschaft entnommenen, sogenannten ungeprüften Räthe erfreuten sich nur selten des kleinen Zutrittes zu den Festgelagen der Amtsgrößen und sie verdankten solche halbe Himmelfahrten weniger dem, damals noch sparsam verliehenen Rathstitel, als vielmehr den tadellosen Stammbäumen der Weine ihrer Familienkeller. Viele Jahrzehnte sind seitdem verflossen und das nachgeborne, autonome Geschlecht verhält sich der Schilderung jener Zeit gegenüber nahezu ungläubig. Daß die dargestellten Verhältnisse es dennoch zuließen, in dieser Gesellschaft einem Manne von ausgesprochener Selbständigkeit, von gemessener Haltung und einer abwehrenden Zurückgezogenheit zu begegnen, muß befremden. Dieser Mann war überdies bürgerlicher Abkunft, kein Eingeborner und hatte sich keinen einzigen Schritt vorzuwerfen, den er den Auserkornen entgegengegangen wäre.

Die äußere Erscheinung Hubert's hätte glauben machen können, man habe es mit einem bejahrteren Manne zu thun, obgleich er erst sechsunddreißig Lebensjahre zählte. Wenn auch kräftig und hochgewachsen, ging er gleichwohl etwas vorgebeugt und Gram wob einige weiße Fäden in das reiche braune Haar, das sich gegen seine breite, durchfurchte Stirn drängte. Der fast kindliche Blick seiner lichtblauen Augen schlug oft plötzlich, wenn Hubert sich unbeachtet wähnte, in den Ausdruck eines unheilbrütenden Trübsinnes um. Mit Ruhe und Anstand begegnete er Jedermann selbst im lebhaftesten Verkehr und nur selten ließ er bei schärferer Gegenrede eine mit fester Hand gezügelte Leidenschaftlichkeit wahrnehmen. Wo er sich im Rechte erkannte, stand er fast herausfordernd dem Widersacher gegenüber, doch meist verlor sich bald der Ausdruck selbstbewußter Würde und das kaum gehobene Haupt senkte sich, als hätte der Blick irgend einen widerlichen Punkt berührt oder als wäre der vergangenheitscheuen Erinnerung unwillkürlich ein düsteres, quälendes Bild vorgeführt worden.

Dem Vater Hubert's, einem gesuchten Advocaten der Hauptstadt, war es verwehrt, seinen Sohn für den Stand, der ihm selber ein behagliches Dasein sicherte, zu erziehen. Des Vaters Bruder, ein Hagestolz, der ein blühendes Kaufmannsgeschäft in L. betrieb, übernahm es, den Neffen, welcher sich vertrauungsvoll an ihn anschloß, zu seinem Nachfolger heranzubilden. Eilf Jahre lang arbeiteten sie gemeinschaftlich. Nach des Oheims Tode war Werner Hubert Chef des Hauses. Den reichen Besitz und alle Vortheile einer Firma von anerkannter Geltung erbte er von seinem Vorgänger, das allgemeine Vertrauen, die geachtete Stellung unter seinen Mitbürgern verdankte er sich allein.

Digitized by Google

Waren auch seine Verkaufsräume und Schreibstuben den Tag über besucht, seine Wohnung, in die er sich gerne zurückzuziehen pflegte, wurde fremden Besuchen nicht geöffnet, nur sein einziger Freund, der Commandant der kleinen Garnison, fand freien Zutritt.

Hauptmann Bruno Fest ließ es sich beikommen, in einem günstigen Zeitpunkte, wo ein Mann für den Posten eines ungeprüften Rathes lange genug vergebens gesucht wurde, die Aufmerksamkeit der maßgebenden Personen auf den Bürger Hubert zu lenken. An Vorbildung für das Amt, an Einsicht und sonstigen Zutrauen weckenden Eigenschaften fehlte es dem künftigen Rathsmanne nicht; es hätte auch keines Freundes bedurft, der ihn vor den Blicken der Wähler zu entschleiern übernahm; allein man trug sich ihm gegenüber, vielleicht nicht ohne Grund, noch mit dem Bedenken, ob Hubert bei allen seinen Vorzügen auch das Talent besitze, zu jenem Grade von Selbstverleugnung und Unterordnung sich herabzustimmen, der von jeher als ein unbedingtes Erforderniß für den Antritt eines Amtes angesehen worden ist. Ein rascher Wechsel jener Männer, welche auf die Leitung der völlig unselbständigen Gemeinde L. Einfluß übten, führte aus allen Theilen des Reiches Personen zusammen, denen die Eigenthümlichkeiten und Bedürfnisse dieser Gemeinde nicht genau bekannt sein konnten. Der Hauptmann galt für eine Vertrauensperson; gleichwohl wollte man mit eigenen Augen sehen und hatte eine große Meinung von der Menschenkenntniß, deren man sich rühmte und verließ sich auf den ausforschenden Blick im geselligen Umgange. Hubert wurde in die Gesellschaft gezogen und stellte die Amtsgewaltigen zufrieden. Seine Berufung in das Rathscollegium der Stadt war so gut wie beschlossen. Niemand ahnte es, daß, während in der Akropolis etwas dafür gethan wurde, um Hubert's bescheidene Wünsche erfüllen zu helfen, beinahe senkrecht unter seinen Füßen, ein gefährlicher Mineur seinen Posten bezog.

Arm in Arm schritten die Freunde heiteren Sinnes durch die mondlose Nacht ihren Wohnungen zu. Der Hauptmann fühlte so etwas wie Siegesfreudigkeit, Hubert nur eine Befriedigung über den Ausgleich seiner Ansprüche mit entgegenkommenden Zugeständnissen, eine Genugthuung für jahrelange Zurücksetzung und die Möglichkeit, in einem erweiterten Wirkungskreise seine Kraft zu entfalten. Auch eine Hoffnung dämmerte vor ihm auf, süßere Gefühle weckend, der er aber erst, nach dem wärmsten Abschiede von seinem Freunde, in der tiefen Stille des einsamen Schlafgemaches eine Stimme einzuräumen gesonnen war.

Als Gast eines der wenigen Edelleute, die den Verlust der Reichthümer und des Glanzes nunmehr in einer Stadt dritten Ranges zu verschmerzen trachteten, lebte in L. seit kurzer Zeit die Witwe eines ritterlichen Obersten mit ihrer Tochter, einem der vielen Mädchen, an die man die Frage zu richten versucht wird, wie sie es bei Anmuth und Wohlgestalt, bei so vielem inneren Werthe und der scheinbaren Gunst der Verhältnisse zu Jahren bringen konnte, ohne einen würdigen Platz an der Seite eines Mannes gefunden zu haben. Weit öfter, als Dünkel und Leichtfertigkeit hagestolzer Männer es zugeben wollen, sind geläuterte Begriffe von Liebe, nachwirkende Täuschungen, ein gerechtfertigter Frauenstolz, die Fähigkeit, selbständig ernste

Digitized by Google

Ziele zu verfolgen, oder eine bewunderungswürdige Aufopferung für Pflegebedürftige die Ursachen dieser jungfräulichen Pilgerfahrt durch das Leben.

Eines Tages fand sich Gabriele d'Ecusson, gleich anderen Waarensuchenden, in den Geschäftsräumen Hubert's ein. Der, wenn auch nur auf das Verlangen und Empfangen beschränkte Verkehr, unterstützt von dem Liebreize der Erscheinung, genügte, um den ungewöhnlichen Mann für die schöne Fremde zu gewinnen, die, soweit er die Frauen zu kennen glaubte, alle Dagewesenen weit hinter sich zurückließ. Sie verletzte ihn nicht mit einer Kürze und Trockenheit der Anrede, noch weniger fiel sie ihm mit einer achtlosen Frageseligkeit zur Last, die für eine Herablassung gehalten zu werden wünscht. Ihr maßvolles Wesen wirkte überwältigend auf den Bedachtsamen. Er fühlte, daß dieses Zusammentreffen ein Wendepunkt seines Lebens werden könne. Plötzlich und gewaltig drohte die Liebe seine ganze Seele zu erfassen. Wo aber konnte er dem Mädchen wieder begegnen? Wo sollte sie ihn näher kennen lernen? Denn er selbst glaubte von ihr Alles zu wissen. Ihr Wesen schien ihm sonnenklar, so daß er den Gedanken, prüfenden Blicks sie beobachten zu sollen, als einen frevelhaften zurückgewiesen haben würde. Hörte er ja doch allenthalben von ihr sprechen und wunderbar genug, nur Günstiges. Man rühmte ihre Leutseligkeit, den Hang für Häuslichkeit, ihre Aufopferungsfähigkeit, die sie an dem Krankenlager ihres Vaters erprobt hatte und dabei fehlte es ihr nicht an regem Sinn für Alles, was das Leben schmückt und verklärt, welches sie nicht anders als würdig aufzufassen verstand.

Das anzuhoffende Titelchen und die kleine Machtsphäre, die davon ausging, konnten den wackern Hubert keineswegs plötzlich aus dem Erdgeschoße seiner bescheidenen Krämerexistenz in die Bel-Etage der winzigen Hoheiten von L. versetzen; doch angebahnt war mindestens diese Erhebung, und was der volksthümliche, mit Bewußtsein selbständige Mann früher belächelt haben würde, das ließ der von Liebe befangene über sich ergehen, ja er wünschte es recht sehnsüchtig im Innersten seines Herzens, um dem einzigen Wesen näher gebracht zu werden, dessen Besitz ihm zur Bedingung seines Lebensglückes geworden war.

Das Bestallungsschreiben für Hubert kam jedoch nicht so bald, als es erwartet werden konnte. Bruno wirkte unausgesetzt für den Freund. Wo es zulässig erschien und Erfolg verhieß, wußte er Hubert's zu erwähnen und ließ sich Einzelnheiten, die seinem Schützlinge nicht zum Nachtheile gereichten, gern abfragen. Auch bei Frau d'Ecusson bemühte er sich, der Johannes seines Freundes zu sein und erstaunte nicht wenig, hier vorbereiteten und gleichgestimmten Gemüthern zu begegnen.

„Uns ist Herr Hubert nicht fremd“, sprach Gabriele mit edler Offenheit, „und wir können Ihnen zu einem solchen Freunde nur Glück wünschen. Sein Vater war der Rechtsfreund unseres Hauses. In einem Zeitpunkte von entscheidender Wichtigkeit für die Erhaltung des größten Theiles der Habe meiner Mutter, half Doctor Hubert uns glücklich über die Gefahr hinaus, was jedoch, wie wir später erfahren haben, nur dadurch möglich geworden ist, daß sein Sohn Werner in der uneigennützigsten Weise die Bürgschaft für uns, eine ihm gänzlich unbekannte Familie, übernommen

Digitized by Google

hat. Wir sind ihm zu großem Danke verpflichtet und mein gutes Mütterchen und ich wünschen, ihm das einmal sagen zu können."

Dem biederen, wohlwollenden, selbstlosen Bruno konnte nichts willkommener sein, als die beiden Frauen in der Dankesschuld Werner's zu wissen. Er brannte, das eben Gehörte alsbald an den rechten Mann zu bringen. Für den Rest dieses Tages gab er alle ferneren Besuche auf und eilte in Hubert's Comptoir, wo er für gewöhnlich nicht einzutreten pflegte. Dieser lauschte jedem Worte Bruno's mit steigender Spannung und wurde durch die Mittheilung der Geständnisse Gabrielen's in die freudigste Stimmung versetzt. Der von Trübsinn so oft Angekränkelte war ein lebensfroher Mann geworden und schloß Bruno verständnißinnig an die Brust, als dieser scherzweise bemerkte, Werner werde durch seine rothwangige Heiterkeit nunmehr den Damen weniger beachtenswerth erscheinen, die bisher seine blasse Schwermuth so anziehend gefunden haben.

Wochen verflossen; nichts änderte sich an den Verhältnissen Werner's, der sich abmühte, seiner wachsenden Unruhe Herr zu werden.

Eines Abends zog er sich in seinen, dem alten Wallgraben abgerungenen Hausgarten zurück, wo der ruinenhafte Quaderbau einer der Bastionen vorlängst in ein Gartenhaus umgestaltet worden war, das als Karthause und Schmollwinkel dem mißlaunigen Eigenthümer einen oft aufgesuchten Versteck gewährte. In der Abgeschiedenheit dieser Zelle wollte er sein Vesperbrot verzehren und Gedanken nachhängen, welche zwischen dem Schatten der Vergangenheit und dem Dämmerlichte der Zukunft hin und her liefen. Da rasselte der Säbel des Hauptmannes über die Steinstufen. Die Züge des Eintretenden verriethen eine heftige Erregung, die zu verbergen er sich keine Mühe gab.

„Der Lebküchler aus der Domgasse ist Rathsherr geworden" — schrie er dem aus seinen Träumereien aufgeschreckten Freunde zu.

Werner erblaßte, unterbrach jedoch nicht mit einem Worte den Redefluß Bruno's.

„Dem Bürgermeister soll ein erbauliches Stückchen Biographie aus Deiner Studienzeit erzählt worden sein, das in Dir einen staatsgefährlichen Mann erkennen läßt. Ich würde die Sache sehr lächerlich gefunden haben, wenn das Zurückziehen des Antrages, Dich zum Rathsmanne zu ernennen, nicht die Schlußpointe dieses schlechten Witzes gewesen wäre. Bei allen Donnern der Karthaunen, die jemals dieses halbgeborstene Bollwerk des Pfahlbürgerthums unserer Stadt erschüttert haben, was ist Wahres an diesem Gewäsche?"

Werner richtete sich auf und legte seine Rechte, die leise zitterte, auf Bruno's Achsel. „Die Sache ist nur zu wahr", sprach er mit gedrückter Stimme. „Ich bin mit Bann belegt, bin politisch excommunicirt! Seit Jahren suchte ich die quälende Rückerinnerung und jedes einschüchternde Bedenken einzulullen, weil ich mich hart genug gestraft erachtete, weil ich wähnte, daß sechzehn Jahre eines tadellosen Lebens selbst ein ungesühntes Verbrechen verjähren machen würden und weil ich mich dem Glauben hingab, daß die Menschen ganz andere Dinge im Gedächtnisse zu halten haben, als die Schwärmereien eines relegirten Studiosen von Anno dazumal. Ich habe

Digitized by Google

mich getäuscht. Die Menschen vergessen weit leichter ihr Seelenheil als das kleinste Capitelchen aus der Chronique-scandaleuse ihrer lieben Nächsten. Daß sie einmal das blanke Hemde oder den nackten Ellenbogen durch Deinen klaffenden Rockärmel zu sehen bekommen haben, zerrissen auf den dornen vollen Lebenswegen, das werden sie noch ihren Kindeskindern erzählen, wärest du auch seitdem nur im makellosesten Festgewande vor ihnen erschienen und hättest Du ihre eigene Nacktheit bekleidet. Doch zur Sache!"

„Von der Leipziger Siegesfeier auf der Wartburg im October 1817 wirst Du gehört haben. Sie erfuhr die engherzigste Deutung. Damals war jede Theilnahme am öffentlichen Leben ein Verbrechen. Wie konnte es anders kommen, als daß die am 12. Juni 1818 gegründete allgemeine deutsche Burschenschaft für eine Verbrüderung zu revolutionären Zwecken angesehen, verdächtigt und verfolgt wurde. Daß einige Jahre früher die deutsche Jugend mit einer, alle Schichten der Bevölkerung entflammenden Begeisterung ihr Leben für den großen Befreiungszweck eingesetzt hat, wollte man kaum mehr gelten lassen. Die glühendste Vaterlandsliebe wurde verkannt und ihre reinen Flammen, die unbedacht zerstört und vom Altar herabgeschleudert worden sind, verloderten im Staube oder drohten zu Brandfackeln zu werden. Von einer regelrechten Betheiligung an der Oeffentlichkeit ausgeschlossen, flüchteten die schwärmerischen Jünglinge zur Geheimbündelei, die leider auch eine verbrecherische That des krankhaft entarteten Fanatismus, die Ermordung Kotzebue's verschuldete. Dadurch wurde der Argwohn, mit welchem die Burschenschaften von ihrem Entstehen an betrachtet worden sind, gerechtfertigt. Die Karlsbader Beschlüsse vom 20. September 1819 verboten in ganz Deutschland diese Verbindungen.

„Kurz zuvor waren Emissäre aus Halle und Jena bei uns erschienen; sie fanden offene Arme und warme Herzen. Es waren Jünglinge von kräftiger Gestalt, mit blühenden Gesichtern, blauen, treuherzigen Augen und langen blonden Haaren. Die schwarzen Sammtwämse, die zurückgeschlagenen Hemdekrägen, die schirmlosen Kappen mit den silbernen Kreuzchen kleideten sie vortrefflich. Von ihren Ziegenhainer Knitteln, die keulenartig bei dem schlankeren Ende erfaßt worden sind, trennten sie sich eben so selten als von ihren Meißner Tabakspfeifen mit dem obligaten Todtenkopfe. Die Knittel hatten einen monumentalen Charakter; die Namen der Verbündeten und Freunde waren mit lapidaren Buchstaben tief in das Holz eingeschnitten. Als Sänger und Guitarrenspieler bethörten sie nebenbei auch unsere Mädchen. Wir hatten nichts Eiligeres zu thun, als uns nach Thunlichkeit in ihre Ebenbilder zu verwandeln. Wir tranken und sangen mit ihnen um die Wette und horchten staunend ihren wohlklingenden, freiheitkündenden Worten. Darin bestand auch bei den Meisten von uns die Theilnahme an diesen so arg beleumundeten Verbrüderungen. Gleichwohl brach ein furchtbares Gericht über uns herein. Alle Jene, bei denen man annahm, daß sie die ernstere Seite der Sache kannten und nicht bloß der Mode wegen die Abzeichen der Burschenschaft trugen, mußten die Universität verlassen und war ihnen fortan jede Hochschule verschlossen. Der Eintritt in den öffentlichen Dienst jeder Art wurde ihnen verwehrt. Später erfuhr diese harte Maßregel einige Milderung, doch für die meisten Condemnirten zu spät; ihren Lebensplan hatten

sie nunmehr geändert und sich eine Stellung gesichert, die, ohne Rang und Würde zu verheißen, den Mann zu nähren und seine Thätigkeit fruchtbringend zu machen versprach. Auch mich hielt man für eingeweiht in die Mysterien der Umsturzpartei, für unverbesserlich, für staatsgefährlich, der ich doch nur von der Romantik, die in der äußeren Erscheinung der Burschengenossenschaft lag, arg befangen gewesen bin. Meine mit Vorliebe von mir betriebenen Studien hatten nun ein Ende, mein Name war gebrandmarkt, meine Freunde mieden mich, mein Vater zürnte mir. Konnte ich noch etwas Anderes wollen, als die Hauptstadt für immer zu verlassen? Der Bruder meines Vaters kam meinem Wunsche mit dem Anschlage entgegen, mich in sein Geschäft aufzunehmen. Es bleibt noch immer ein Curiosum, wie in die Gesetzgebung jener Zeit sich die handelsfreiheitliche Zugestehung einschleichen konnte, der jeder Gewürzkrämer die Möglichkeit verdankte, den Handel auch im Großen betreiben zu können. Mein Oheim erweiterte auf diesem Wege sein schwunghaft betriebenes Geschäft. Bei Arbeit und Mühsal alt geworden, verstand er es doch, mich leicht und rasch für den Stand, dem wir nun Beide angehörten, heranzubilden. Er war liebevoll und schonend genug, mir keine Aufgabe zuzumuthen, welche den Abstand gegen meine frühere Lebensweise hätte grell erscheinen lassen. Auch ließ er mich ruhig gewähren, wenn Unmuth mich beschlich, und niemals fehlte es mir an Anerkennung, wenn es mir gelang, ihn zufriedenzustellen. In meinem Innern aber tobte noch immer die Empörung gegen mein Verhängniß. Ich hielt das Einstehen für alles Menschenwürdige für die einzige Aufgabe eines Mannes und einen Beruf für verfehlt, der sich mit der Vermittlung dessen befaßt, was das leidige Leben erhält und behaglich macht. Später erst wich diese Auffassung der Ueberzeugung, daß mein Stand, so tief man ihn auch zu stellen pflegt, für die Grundbedingungen der Existenz, sonach für die Möglichkeit, das Menschenwürdige anzustreben, Sorge trägt. Auch an mir hat es sich erprobt, daß ein männliches Walten und Mühen beruhigt und ermuthigt, vollends bei gedeihlichen Erfolgen. Die jahrelange Gährung in meinem Innern hatte sich zwar geklärt, doch nicht ohne einen giftigen Bodensatz abgelagert zu haben. Jede Wahrnehmung einer Unausgeglichenheit meiner Bildung, jede erlittene Zurücksetzung, jedes Verzichtleisten auf einen bevorzugten Platz in der Gesellschaft und was sonst noch dazu zu zählen ist, führte ich auf mein Mißgeschick zurück und der Haß gegen den Urheber desselben wuchs riesengroß. Nur dann, wenn aus dem fremden Boden, in welchem ich jetzt wurzle, ein mäßiges Lebensglück emporsprießt, wenn ich bekenne, daß ich ohne diese Wendung meines Geschickes niemals in einer bestimmten Weise zufrieden geworden wäre, dann erst könnte ich dem Verräther verzeihen. — Er war ein armer, scheinbar leicht einzuschüchternder Junge von kriechender Höflichkeit. Sein Wuchs war gedrungen und seine Gestalt zeigte eine Widerstandsfähigkeit, die mit der Weise, in der er sich gab, nicht im Einklange stand. Harte, gelockte Haare ließen den eckigen Schädel noch breiter erscheinen; lichtgraue Augen liefen unter den halbgesenkten Lidern spähend in die Runde und ein süßlich zusammengekniffener Mund wurde von einer gekrümmten bläulichen Nase beschattet. Er war begabt und von guten Sitten. Wir ließen ihn unsere Hefte schreiben und manches Stück Geld aus unseren

Digitized by Google

Taschen floß ihm zu. Als die Ziegenhainer in leibhaftige Freundschafts-stammbäume umgestaltet werden sollten, trug er sich an, die Namen in die Stöcke einzuschneiden, was ihm auch trefflich gelang. Er selbst schloß sich der Burschenschaft nicht an, angeblich weil es ihm an Zeit und Mitteln fehlte, verkehrte aber mit uns so unbefangen wie früher. Wir haben Beweise zu sammeln gewußt, daß er die uns schädigenden Angaben an die Behörden gelangen ließ, daß er der Verräther war."

„Bevor wir nach allen Richtungen der Windrose in unser Exil wanderten, konnten wir es uns, trotz aller Fährlichkeit, nicht versagen, noch einmal unter der Schweigrose eines Klosterkellers uns zusammen-zufinden. Es war ein männlich ernster Abschied, wie am Morgen vor einer Schlacht. Schweigend drückten wir uns die Hände; Niemand entweihte diese feierliche Stunde durch herkömmliche Redensarten oder müßige Klagen. Nur Eines haben wir nicht vergessen, um der pressenden Empfindung los zu werden, die uns zu ersticken drohte — Eines mußte herausgerufen werden, das „Pereat", das wir dem Schurken brachten, dessen Namen von nun an nicht mehr über unsere Lippen kommen sollte, ein „Pereat", das donnernd an den Wölbungen der unterirdischen Räume hin-rollte und unaufhörlich in mir nachtönt!"

„Und das den Widerhall auch in meiner Seele wachgerufen hat," schrie der Hauptmann, nach dem vollen Glase greifend, das vor ihm auf dem Tische stand.

Werner neigte sich vor und hielt die erhobene Hand seines Freundes fest. „Nicht so, Bruno! Keine Fluch soll Deine Seele belasten, um Deines Freundes Willen, der unter der zerstörenden Wirkung eines solchen leiden-schaftlichen Ausbruches zusammenbricht. Es spricht sich Vieles sehr leicht aus, das schwer auf uns zurückfällt. Hast Du jemals einen Menschen so recht aus der vollsten Seele gesegnet? Alles Wohlgefühl der Beseeligung, die Du über das fremde Haupt herabriefst, überkömmt Dich selbst; der Wider-schein des Glückes, das Du dem Scheidenden vorausgesandt hast, um seine fernsten Lebenswege zu erhellen, leuchtet wie ein Alpenglühen herüber in Deine Abende. Doch hast Du aus den finstersten Abgründen Deiner Brust ihm einen Fluch nachgeschleudert, dann ist's, als hättest Du alle Dämonen in Dir entfesselt, sie hinausgetrieben in die schöne, lichte, blühende Gottes-welt, alle Elemente ihnen dienstbar gemacht, damit sie Gifthauch mischen in die Athemzüge Deines Opfers, die ebensten Pfade vor seinen Füßen zu Gräbern zerklüften und jede Stelle ihm zum Untergange höhlen. Du selbst aber fühlst Dich um keine Last erleichtert; denn hast Du Dich daran gewöhnt zu wünschen, daß Dir Jemand aus dem Wege gehe, so knirschen Dir die „Pereat" wie Sand zwischen den Zähnen und neue Opfer fordert stünd-lich die . . ."

„Halt' ein!" rief Bruno, dem die krankhafte Stimmung seines Freundes unbehaglich zu werden begann. „Zur Hölle mit dem Pereat und allen Deinen Grillen! Wenn der Teufel alle Schufte und Dümmlinge geholt hätte, die ich ihm im Laufe der Jahre schon auf den Hals geflucht habe, so wäre der Uebervölkerung unseres Vaterlandes längst abgeholfen. Du bist wieder einmal zwischen Deinen Büchern und Ballen schwarzgallig geworden und nichts

Digitized by Google

thut Dir mehr noth, als täglich eine Stunde mit mir um die Stadt zu traben. Morgen mit dem Frühesten hole ich Dich ab. Und nun tröste Dich, so gut Du kannst, über den Verlust des Consulats; blieb Dir doch dabei Deine Selbständigkeit unverloren. Wer kann es auch den Vätern der Stadt verübeln, daß sie den honigsüßen Lebküchler dem verbitterten Droguenhändler vorgezogen haben. Komm, begleite mich, Du siehst sonst Gespenster in diesem alten Gemäuer."

Werner machte eine abwehrende Bewegung, drückte stumm Bruno's Hand, und die Freunde trennten sich.

2.

Der verspätete Frühling brach plötzlich mit einigen Tagen voll Sonnengluth in das Land. Die letzten Schneeflocken in den schattigsten Schluchten der Gebirge schmolzen und unzählige Wasserfäden schlängelten sich den Bächen und Strömen zu. Von den Bergen senkten sich regenschwere Wolken in das Thal und zogen bleigraue Nebelhüllen über die lichte Himmelsdecke. Lange, trübe Tage über und schwüle, tieffinstere Nächte hindurch ergossen sich die Wässer des Himmels über die Erde; es überflossen alle Brünnlein, jedem Bache wurde sein Rinnsal, jedem Flusse sein Bett zu enge und die großen, breiten Ströme drohten über ihre Ufer hinaus in die Thäler zu dringen. Die in den Niederungen an der Elbe Wohnenden hegten Befürchtungen. Es that ihnen wohl, als sie eines Morgens die Frühlingssonne weckte; es plätscherte und rieselte nicht mehr und ein lauer Windhauch trocknete Wege und Stege.

Dort, wo die hellgetünchten Mauern und die blankgescheuerten Fenster der Stadt L. sich noch nicht in den Fluthen des Elbestromes spiegeln, umwogt dieser ein langgestrecktes Stück Inselland, dessen hochhalmige Wiesen und feuchte Sandwege von mächtigen Linden und einem Dickicht von Erlen und Weiden umschattet werden. Die Stille dieses schönen Eilandes stören nur einigemale im Jahre die Waffenübungen der Schützen, die der Dryade dieses Haines geradezu ins Herz zielen. Hochwässer gefährdeten schon oft die liebliche grüne Fläche, in deren Mitte der Schützensaal erbaut ist.

Hubert, betraut mit der wirthschaftlichen Leitung des Eigenthumes der Gilde, war schon am frühen Morgen an den hochbespülten Ufern der Insel gelandet, um nachzusehen, ob alle Anordnungen zur Sicherung des Schützenhauses in Ausführung gebracht worden seien. Er hatte sich die nöthige Beruhigung geholt und wandelte nun durch die dämmerigen Baumreihen der Spitze der Insel zu. Die dichten Ufergebüsche wehrten ihm die Aussicht nach der Fähre; er hätte aber auch nicht darauf geachtet, ob außer ihm noch sonst Jemand die Insel betreten habe, was um diese Stunde nur von Wenigen zu geschehen pflegte, die von den Bädern in einem Nebengebäude des Schützenhauses Gebrauch machen wollten.

Nahe dem Ende der Insel, wo diese zu einer Sandbank sich zuspitzt, durchirrt der einsame Besucher enggeschlossene Doppelreihen junger Erlenbäume, die nach der Wasserseite überhängen und um deren unterwaschene Wurzeln die anprallenden Wellen gurgelnd und gluckseud sich in kleinen Wirbeln drehen, in die von den abwärts gebogenen Zweigen schwere Tropfen des Gischtes wie Thränen herabfallen. Dieser Theil der Insel ist

Digitized by Google

arg verrufen. In den umheimlichen Lauten will man das Todesröcheln der Selbstmörder hören, die mit Vorliebe diese Plätze wählen, um unbemerkt in das Fluthengrab zu tauchen. Unfern davon wiegt sich ein Rettungskahn, ein leckes Fahrzeug mit morschen Ruderstangen, die nur selten eine rettende Hand ergreift.

Bevor noch Hubert zu der Stelle gelangt war, wo die Kieswege der beiden Ufer sich vereinigen, fand er eine Steinbank. Ohne es früher beabsichtigt zu haben, verweilte er dort in tiefes Sinnen versunken. Was der entgegenwirkende Strom der Geschäfte für kurze Zeit zum Stauen gebracht hatte, brach durch die Schwerkraft der Ruhe sich die Bahn in den Gedankenzug Hubert's. Er sah nun wieder seine Hoffnungssaat niedergehagelt und war viel zu verbittert, um noch etwas anstreben zu wollen. Für jetzt vermochte er seinen Arm weniger zur That als zur Rache zu erheben. Immer wieder drängten sich ihm quälende Fragen auf. Wer hat die längst verdämmerte Schreckgestalt heraufbeschworen und zwischen ihn und sein Glück gestellt? Das über ihn lautgewordene Gerücht mußte ihn in den sogenannten loyalen Kreisen gänzlich unmöglich machen. Wie konnte er noch hoffen, sich Gabrielen zu nähern? Auch nur der Erinnerung an sie wollte er von nun an jede Macht über sich versagen. Fort wollte er, fort; wenigstens für die nächste Zeit L. verlassen. Er sprang auf und schleuderte die Cigarre, die schon längst nicht mehr brannte, weit von sich weg. Da schlug ein Knurren und kurzes Bellen, bald darauf ein unterdrückter Hilferuf an sein Ohr. Die Laute brachen aus seiner nächsten Nähe hinter den Gebüschen hervor, welche die Scheidewand zwischen den beiden Sandwegen bilden.

„Rufen Sie die Bestie zurück oder ich durchbohre sie!“ rief eine männliche Stimme.

„Verhalten Sie sich nur still, mein Herr, und der Hund wird von selbst ablassen“ — beschwichtigte eine Frauenstimme. „Ihr leises Auftreten und plötzliches Erscheinen vor mir hat das Thier mißtrauisch gemacht und Ihr Ringen macht die Sache nicht besser. Guide! Hieher, Zurück!“ . . .

Werner, der schon bei den ersten Worten, die er vernommen hatte, der Stelle, woher sie kamen, entgegengeschritten war, verdoppelte seine Eile, als er die Frauenstimme erkannte, die er aus dem tausendstimmigen Chore eines Monstre-Concerts herausgehört haben würde. Er bog um das Randgebüsch und stand vor zwei Wesen, deren eines er überall suchen, für das er die weite Erde durchwandeln wollte, um es zu finden, deren anderes er durch Welttheile, ja durch das Grab getrennt, noch nicht weit genug von sich entfernt gehalten haben würde. Die beiden Träger seines Verhängnisses: sein Schutzgeist und sein böser Dämon standen vor ihm, als gelte es einen Kampf. Kämpfen sie um ihn?

„O wie willkommen ist mir Ihr Begegnen in diesem Augenblicke!“ rief Gabriele. „Helfen Sie mir diesen Herrn aus den Klauen meines sonst so gutmüthigen Thieres befreien!“

Zu glücklich, sich im Anschauen des geliebten Mädchens versenken zu können, hatte Hubert kaum mehr als einen Viertelblick für den Mann, der unter der Last des gewaltigen Bernhardiner Hundes in die Kniee gesunken und sein Gesicht abzuwenden bemüht war. Hatten auch sechzehn Jahre aus

Digitized by Google

dem Jünglinge Michael K. einen gereiften Mann gemacht, dessen wettergebräunte Züge die Spuren des Kampfes um das Dasein an sich trugen, so stimmten sie doch noch immer mit dem Steckbriefe überein, der in Hubert's Gedächtnisse eingebrannt war. Nun wußte er genau, daß auch seinen jüngsten Freudenbaum dieser Scherge umgehauen hatte. Für eine Secunde stockte das Leben seiner Pulse; eine unnennbare Empfindung von Ekel bemächtigte sich seiner. Doch es mußte etwas geschehen. Er selbst konnte hier nichts mehr wollen; hier war nur der Wunsch Gabrielens zu erfüllen.

„Verlassen wir diesen Ort mit raschen Schritten", sprach Werner und reichte der jungen Dame den Arm. „Sobald der Hund wahrnimmt, daß seine Herrin entführt wird, eilt er uns gewiß nach." Und so geschah es auch. In einigen Sätzen hatte sie der Hund eingeholt. Er blieb vor Hubert stehen, sah ihn mit Befremden an, machte aber keine Miene, ihn anzufallen.

„Wie trefflich Sie zu rathen wissen", sagte Gabriele, „und wie das Thier, eben erst so beängstigend wild wie niemals, nun so ruhig vor Ihnen steht."

„Das ist die unerklärte Macht des Instinktes, des angebornen Verständnisses."

„Er weiß, daß Sie es gut mit mir meinen. Doch der Verzeihung des so arg mißhandelten Mannes muß ich vor Allem gewiß sein. Wo ist er hin? Er ist aufgetaucht und verschwunden wie ein Phantom."

„O, wäre er nur ein solches!" sprach Hubert leise vor sich hin. Und schon hörten sie Ruderschläge hinter dem Gebüsche, die sich immer weiter entfernten. Das Phantom hatte es vorgezogen, sich lieber dem lecken Rettungsboote anzuvertrauen, als seinem unfreiwilligen Retter noch einmal zu begegnen.

Hubert durfte das von so entgegenwirkenden Eindrücken befangene Mädchen bis zu den Bädern geleiten, wo Gabrielens Mutter sich befand. So wenig er sprach, so klang dennoch aus seinen Worten der von den Frauen so rasch erkannte Wohllaut eines bewegten Herzens, der in der Brust des Mädchens nachzitterte. Auch die im feuchten Lichtglanze aufleuchtenden Blicke wurden zu Verräthern. Spät, aber in seinem reichsten Blüthenprangen, hat der Lenz der Liebe zwei Herzen mit einem Glücke überrascht, dessen sie längst werth gewesen wären.

Mutter und Tochter nahmen die Gelegenheit wahr, dem großmüthigen Freunde den Dank auszusprechen, den sie ihm schuldeten. Der Verkehr zwischen den beiden Häusern Hubert und d'Ecusson war nun angebahnt; es bedurfte dazu keines Umweges durch fremde Vorsäle, keines Titelchens. Was kümmerten Werner jetzt alle Rathsstuben der Welt; hatte ihm doch Gabriele das Zeugniß ertheilt, daß er trefflich zu rathen verstehe.

Ein Arbeiter unterbrach das Gespräch, indem er meldete, das Wasser steige zusehends und den Frauen sei zu empfehlen, die Insel zu verlassen. Werner widmete sich nun gänzlich seinen Schützlingen und verließ sie erst an der Pforte ihres Hauses.

Ein Gang durch die engen Gassen des dicht am Ufer gelegenen Stadttheiles belehrte Jedermann über die Größe der Gefahr, wenn der Strom nur handbreit steigen sollte. Hubert sprach theilnehmender und willfähriger,

Digitized by Google

als er es ohnedieß zu sein pflegte, mit einem und dem anderen der Bewohner, die ihre Meinungen und Erfahrungen für den Fall des hereinbrechenden Unglücks austauschten. Da ertönte ein Hornruf, der die Schützen zu ihrem Sammelplatze beschied. Dort hatte sich auch eine Magistratsperson eingefunden, die es an freundlichen Worten nicht fehlen ließ, um die Schützen zur Uebernahme des Sicherheitsdienstes zu bestimmen. Niemand dachte an einen Widerspruch. Standort und Wirkungskreis wurden jedem einzelnen Mitgliede angewiesen; bei dem ersten Schusse der Lärmkanone hatte jeder Schütz auf seinem Posten zu sein.

Unterwegs nach seiner Wohnung prüfte Hubert besorgten Blickes die aufsteigenden Wolkenmassen des westlichen Himmels. Sie überflogen mit ungewöhnlicher Eile das Land und schüttelten schwere Tropfen von ihren dunklen Schwingen.

Schon in früher Abendstunde wurde es nächtlich finster. Die Oellämpchen an den Straßenecken wirkten kaum auf den nächsten Umkreis und drohten bei jedem Windstoße zu verlöschen. An den Ufern loderten unter einer Wolke schwarzen Dampfes die Pechpfannen und Fackeln und ihre von Regen und Sturm niedergehaltene Lohe glühte die Umstehenden mit unsicherem Lichte an. Es hatte in dieser Stunde das Feuer die Herrschaft des Wassers als des mächtigeren Elementes erkannt. An der Brücke hielt eine Anzahl von Amtspersonen, deren Blicke scharf nach dem Wasserhöhemesser gerichtet waren. Alsbald löste sich diese Gruppe in unruhiger Bewegung auf; eine Rakete fuhr zischend in die Höhe, und am jenseitigen Ufer antwortete man mit dem ersten Kanonenschusse, der donnernd über den weitgespannten Wasserspiegel dahin rollte.

Schon stand Hubert auf seinem Posten. Die Räumung der Häuser in der Nähe des Landungsplatzes zu bewirken, war seine Aufgabe. Selbst auf Rettung ihrer Habe bedacht, bedurfte es bei den meisten der gefährdeten Familien keiner Mahnung, die tiefgelegenen Häuschen zu verlassen. Unter dem Drucke einer gemeinschaftlichen Gefahr traten sie ohne Tumult, fast schweigend den Rückzug vor dem gewaltigen feindlichen Elemente an. Bei der wechselseitigen Hilfeleistung traten die edelsten Züge der Nächstenliebe hervor. Die Bewohner der Gassen, durch welche die Flüchtlinge ihren Asylen zueilten, stellten Kerzen und Lampen in die Nähe der Fenster und boten einzelnen Obdachlosen eine Unterkunft an. Gefühlsregungen der zartesten Art, wie solche im Alltagsverkehre der Bevölkerung einer Stadt sich für gewöhnlich nicht merkbar zu machen pflegen, gaben sich in der überraschendsten Weise kund. Die verschiedenartigsten Schichten der Gesellschaft wurden einander näher gebracht und Frauen der höheren Stände konnte man sehen, die sich mit Geräthe und Werkzeug beluden, deren Gebrauch ihnen wohl ihr lebelang unbekannt geblieben ist, oder die Käfige und Spielzeug den voraneilenden Kindern nachtrugen. Manches Lockenhaupt eines Säuglings und mancher müde Arm eines Kranken lehnte an dem schmucken Rocke eines wackeren Soldaten, dem es der Hauptmann Bruno Fest gerne gestattete, seine Nächstenliebe zu bethätigen. Er selbst war überall dabei, fand aber immerhin Zeit, seinen Freund Werner, wie er sagte, mit Munition zu versehen, indem er ihm eine Handvoll Cigarren zusteckte und ihn dabei

Digitized by Google

versicherte, daß er entschieden das Talent eines Feldherrn, der einen Rückzug commandirt, besitze.

Schritt für Schritt mußten Bruno und Werner der steigenden Fluth weichen. Schon ergoß sie sich in die Kellerräume und rückte durch Thür und Thor, von Stufe zu Stufe, den Wohnstuben näher. Das Erdgeschoß eines freistehenden, einstöckigen Hauses, dessen Stirnseite dem Strome zugekehrt war, stand unter Wasser; der dazu gehörige kleine Hofraum, von einer niedrigen Mauer umfriedet, nahm einen Theil der aufsteigenden Stelle ein, von welcher jetzt die Freunde die erschreckende Ausdehnung der Wasserfläche überblickten.

Soweit das Auge die Finsterniß zu durchdringen vermochte, war das weite Elbethal in einen unermeßlichen See verwandelt. Nahe seinen Ufern, am Fuße der verdämmernden Hügelreihen hoben sich aus der fast regungslosen Fläche Inseln mit Klippen, die Thürmen und Dachfirsten glichen. Von dort her brachte der kalte Nachtwind ein Rauschen und Brausen und trieb in langgestreckten Furchen halbgehobene Wellen gegen die unterwaschenen Mauern der verlassenen Hütten und Häuser.

Wo die Wachtfeuer eine mäßige Strecke des trägen und trüben Stromes beleuchteten, gelangten erschreckende Dinge in den Gesichtskreis der Zuschauer. Die kleineren räthselhaften Gegenstände, welche auftauchten, um sogleich wieder zu verschwinden, gaben zu allerlei Muthmaßungen Anlaß. Die Wiege mit dem Kinde, die man allerorten bei jeder Ueberschwemmung gesehen haben will, soll auch dort auf den Wellen sich geschaukelt haben. Entwurzelte Bäume, von Vögeln umflogen, die ihrer verschmachtenden Brut nahe bleiben wollten, Strohdächer, Brückenjoche und kleinere umgestürzte Kähne glitten vorüber; hinter ihnen huschte ein riesiges Segelschiff ohne Bemannung vorbei, gleich dem gespenstigen Phantome des fliegenden Holländers.

Ueber den wechselnden Bildern, die an ihren Blicken vorüberzogen, hätte die Gruppe der Zuschauer bald ihre Aufgabe außer Acht gelassen. Der Hauptmann, dem schon früher der Bauzustand des einsamen Hauses bedenklich erschien, störte die Aufmerksamkeit der sprachlos nach dem Strome hinstarrenden Menge durch die Mittheilung, daß in nächster Nähe sich ein mißliches Ereigniß vorbereite; an dem Hause nebenan sei ein Riß merkbar, der von der Hofthüre gegen das Mittelfenster des ersten Stockwerkes und weiter bis unter das Dachgesimse sich erstreckend, den kleinen Bau in zwei Hälften auseinander zu legen drohe. Kaum waren diese Worte gesprochen, als hinter der Hofmauer ein Aufschrei des Schreckens erfolgte. Eine Frau mit unverkennbaren Spuren des Kummers in ihren Zügen, einen Säugling an der Brust, begleitet von zwei halberwachsenen Mädchen, verließ ihr Versteck unter dem Wetterdache eines Geräthhauses und rief in der höchsten Aufregung nach dem Vater. Werner und Bruno hießen sie Rede stehen, wie es komme, daß sie noch in der Nähe eines so gefahrdrohenden Hauses sich aufhalte. Da erzählte die Frau unter Thränen, daß in der Voraussetzung, der höher gelegene Theil des Hofes könne vom Wasser nicht erreicht werden, sie der Vater unter das Wetterdach gebracht habe, wohin sie sich auch alle mit ihren Habseligkeiten geflüchtet haben; der Vater aber befinde sich innerhalb der geborstenen Mauern, um noch zu retten und zu bergen, was eben möglich.

Digitized by Google

Hubert, nicht wenig darüber betroffen, daß ihm der Nichtvollzug der Räumung dieses Hauses entgangen sei, versicherte, er selbst habe das Gebäude durchsucht, und da sein Rufen und Fragen Niemand beantwortet habe, mußte er umsomehr annehmen, das Haus sei geräumt, als er in den meisten Stuben nur kahle Wände fand. Er war offenbar getäuscht worden; der Hausherr, der seine Familie in Sicherheit gebracht wußte, hatte es für gut befunden, sich in irgend eine finstere Ecke zu verbergen und jeden Anruf unbeachtet zu lassen.

Hubert schwang sich über die niedrige Mauer in den Hof, suchte die bedrängte Familie zu bewegen, diesem Orte zu entfliehen und bezeichnete, wenn sonst kein Asyl zu ihrer Unterkunft offen stünde, sein eigenes Haus als nächste Zufluchtsstätte; doch Mutter und Kinder weigerten sich, ohne den Vater ihr Heim zu verlassen. Da betrat ohne Bedenken Hubert kühn die Schwelle des geborstenen Hauses; Segens- und Warnungsrufe begleiteten ihn. Bruno wollte ihm nacheilen; doch Hubert war im Innern des Baues verschwunden. Und schon vernahmen die Zurückgebliebenen ein unheimliches Krachen und Kollern, Staub wirbelte auf und dröhnend verschwand die Vorderseite des Hauses in der hochaufschäumenden Fluth.

In den Jammerschrei der Familie, in die verworrenen Stimmen der Zeugen dieser Schreckensscene mischten sich die Glockenschläge, die als Nothsignale aus den fernen Dörfern herüberwimmerten, die Hornrufe der Schützen, die Salven der Lärmkanonen — gleich einer tiefernsten Leichenfeier über einem noch offenen Grabe. Und dabei heulten immer wieder die Kinder ihr „Vater! Vater!“ in die durch die Staubwolke noch mehr verfinsterte Nacht hinaus. Da antwortete endlich nach peinlichen Minuten eine gepreßte Stimme: „Ich lebe!“, und zwei graue Gestalten rangen sich aus dem nachrollenden Schutte empor, nur durch die Umrisse kenntlich und unterscheidbar. Der schwächere dieser beiden Männer wankte am Arme des Begleiters der Menschengruppe zu, die immer näher herandrängte. Es war von erschütterndem Eindrucke, als den ihnen wiedergeschenkten Gatten und Vater die aller Fassung beraubte Gattin und die freudig erregten Kinder erkannten und liebkosten. Das Volk brach in Jubel aus. Fackelträger kamen herbei und beleuchteten die ergreifende Scene. In diesem Augenblicke hatte die Menge den Uebergang von der Theilnahme für den Geretteten zu der Anerkennung des Retters noch nicht gefunden; nur Bruno war zu Hubert getreten, um ihn in seine Arme zu schließen. Da hob der dem Tode entgangene Vater das Haupt und seine älteste Tochter wischte ihm den Kalkstaub von Stirn und Wange. Hubert wollte sich nun auch diesen Mann näher besehen, mit dem ihn der Zufall in eine ungewöhnliche Verbindung gebracht hat. Er starrte ihn an; es schüttelte ihn wie ein Fieberfrost. Unmuthig warf er sein Haupt nach der entgegengesetzten Seite und an Bruno's Arm sich klammernd, verließ er hastigen Schrittes den Hof. Das Volk hatte inzwischen aus Balken und Brettern einen bequemeren Zugang zu dieser Stelle hergerichtet, was dem enteilenden Hubert sehr gelegen kam, denn sein einknickendes Auftreten mit dem rechten Fuße verrieth, daß er eine Verletzung davon getragen habe.

Digitized by Google

Die Freunde hatten die größere Menge des Volkes schon durchbrochen und schritten nur noch an einzeln stehenden Personen vorüber, als sie von zwei Frauen auf das lebhafteste bewillkommt wurden. Die Damen d'Ecusson, die gleichfalls die Gassen dem Ufer entlang abgeschritten hatten, um Obdachlosen eine Unterkunft für die Tage der Gefahr anzubieten, trafen hier an, um Zeugen der Menschenliebe und der Todesverachtung Hubert's sein zu können; sie waren nun die Ersten, die ihm Beifall zollten, denn auch Bruno kam erst jetzt dazu, dem Freunde zu sagen, er sei nicht nur ein guter Rückzugsgeneral, sondern auch ein tollkühner Stürmer.

Die innigen, ja entzückten Blicke Gabrielen's leuchteten zur guten Stunde in die vorübergehend getrübte Seele Werner's, der sich nun wieder seines Glückes bewußt wurde, mit Bruno die Frauen nach ihrer Wohnung begleitete, und nicht ohne Beschwerde, vom Freunde unterstützt, den Weg nach Hause fortsetzte.

„Lieber Bruno, Du entschuldigst wohl noch heute den Marodeur bei Deinem Kameraden, dem Schützenhauptmanne. Auch wünschte ich," setzte Werner zögernd hinzu — „bei Gelegenheit etwas Näheres über die Leute zu erfahren, die in dem eingestürzten Hause wohnten."

Bruno sagte zu. Er empfahl ihm, die Verletzung am Fuße von einem Arzte untersuchen zu lassen, schloß Werner nochmals an sein Herz und sprach: „Alle Achtung vor dem Schützenhauptmanne! Bevor ich ihn jedoch als Kamerad erkenne, muß er ein Pröbchen bestehen, wie Du heute eines bestanden hast, Du toller Sonderling! Von nun an Freund und Kamerad! — Und nun ruhe sanft auf Deinen Lorbeern, auf die eine schöne aristokratische Hand auch einige Rosen gestreut hat. Nur keine Ablehnung — ich verstehe mich auf Raketensignale schöner Augen. Prosit Kamerad!"

3.

Früher, als nach einer ungewöhnlich kurzen Nachtruhe zu erwarten gewesen wäre, trat Bruno in Werner's Zimmer. Dieser ruhte angekleidet auf einem Divan und schob die Geschäftsbriefe und Rechnungen beiseite, um dem Freunde die Hand zu reichen

„Bruno! Ich hatte eine vortreffliche Nacht! Was mir an Träumen und Gedanken zugeflogen kam, brachte mir nichts von den erschütternden Eindrücken des gestrigen Tages. Wie erging es Dir, mein Orest?"

„Nach meiner Art ganz gut, wenn auch mein tiefer Schlaf weder Gedanken, noch Träume zuläßt. Doch mit dem Frühesten war ich auf den Sohlen, um Deiner Aufträge los zu werden. Die Meldung habe ich an den mir aufgedrungenen Herrn Kameraden bestellt. Dein Commandant bedauert Deinen Unfall, einigt sich aber dabei mit dem ganzen Corps in dem Antrage, Dich zum Ehren-Hauptmanne auszurufen. — Nur nicht zu bescheiden! So etwas kann jeder anständige Mann vertragen. Der Ehren-Hauptmann ist doch mindestens so viel werth als der unbeeidete Rathsmann. Sodann habe ich hier und dort nachgefragt, wer die Leute in der zerfallenen Bude sind, die früher dem Kürschner Wedler gehört hat, weßhalb auch bis gestern ein von Wind und Wetter arg mitgenommener Fuchsschwanz über der Hausthüre baumelte. Dieser Bürger, ein kinderloser Witwer, starb vor einem Jahre

Digitized by Google

und bestimmte diese Barake seiner Schwester, der Gattin des Verschütteten, den Du ihr gestern wiedergeschenkt hast. Er war Sollicitator eines Advocaten in der Hauptstadt, zog es jedoch vor, das ererbte Häuschen in Besitz zu nehmen und sich hier um eine Anstellung umzusehen. Sein Name ist Michael K. —"

„Bruno! Ueber meine Lippen ist dieser Name nicht gekommen. Er vervollständigt jetzt meine jüngsten Bekenntnisse über meine Verweisung von der Universität. Den Namen des Verräthers von damals und des Angebers von jetzt hast Du soeben ausgesprochen."

Von dieser Mittheilung zu sehr überrascht, fand Bruno nicht sogleich eine passende Erwiderung. Der Fall war zu ernst, um mit einem Scherze abgethan zu werden; auch empfahl Werner's Zustand und Stimmung das Vermeiden jeglicher Aufregung, weßhalb Bruno die ihm geläufigen Kraftausdrücke dießmal nicht los ließ. Er murmelte nur so etwas wie: „wunderbar" — „bei Gott!" und sah Werner forschend an.

„Wußtest Du, wen Du rettest?"

„Nicht im entferntesten" — entgegnete Werner.

„Würdest Du dem Schurken zu Hilfe gekommen sein, wenn man Dir gesagt hätte, daß er es sei?"

„Wie kannst Du daran zweifeln?"

„Ich hätte auch niemals anders von Dir gedacht; allein Du hast mir jüngst von dem „Pereat" und Deinem tödtlichen Hasse so viel vorgefaselt, daß ich dessen sicher sein wollte, ob Deine Vampyrstimmung von ehedem echt und wahr gewesen sei und ob ich Dich denn doch besser kenne als Du Dich selbst."

„Die gestrige Schreckensnacht hat den Bann gebrochen, der mich zu vernichten drohte. Nicht der Stoß allein, mit dem der Feind mich meuchlerisch anfiel, auch der, den ich feig und ruchlos gegen ihn geführt zu haben wähnte, erschien mir schimpflich. Wohl mir! Mein Arm durfte ein Leben dem Tode entreißen, das mein Mund dem Untergange geweiht hatte. Wir sind quitt und ich athme wieder frei!"

„Vortrefflich, mein Herzensjunge! Mögen sich alle „Pereat" in so annehmbarer Weise lösen! Aber Arm in Arm könnt Ihr doch nicht den Wahlplatz verlassen wie zwei versöhnte Gegner nach einem Duell. Ihm zu begegnen, dürfte Dir immerhin unangenehm sein. Wie wäre es, wenn Du irgend Jemand bevollmächtigtest, die Ruine für Dich zu kaufen; der Biedermann sieht mir nicht darnach aus, als verschmähte er aus bloßer Romantik ein gutes Stück Geld, auch dann nicht, wenn selbst die Bedingung daran geknüpft wäre, das Weichbild dieser Stadt nicht wieder zu betreten. Selbst die Hochgebietenden dürften für diesen Ausgleich zu gewinnen sein, denn der eingewanderte Auflauerer könnte früher oder später auch anderen Herren unbequem werden."

„Du entwickelst ein seltenes diplomatisches Talent. Die Sache hat überdieß eine praktische Seite für mich, der ich längst mit dem Gedanken umging, in der Nähe des Landungsplatzes mir ein Magazin zu erbauen."

Ein Diener trat ein und meldete, eine Frau wünsche vorgelassen zu werden. Bruno übernahm es, den Besuch zu empfangen und trat in den

Digitized by Google

Speisesaal, wo die Fremde der Antwort harrte. Er erkannte sogleich die Gattin Michael's. Sie kam, dem Lebensretter ihres Mannes zu danken. Nur schlichte Worte standen ihr zu Gebote, doch waren sie von einer Innigkeit durchdrungen, die keinen Zweifel an der Echtheit der mächtigen Gefühlsregung der Sprechenden zuließ. Auch die Bitte ihrer Kinder trug sie vor, dem größten ihrer Wohlthäter danken zu dürfen. Ihr kranker Gatte habe versucht, seinen Gefühlen in einem Briefe, den sie überreichte, Worte zu leihen, doch diese Zeilen habe er nur mühsam, mit Unterbrechung niedergeschrieben und eine schwere Ohnmacht habe ihn kurz darauf befallen, die der herbeigerufene Arzt für eine Folge der Noth und Sorgen, mit welcher ihr Mann seit Jahren zu ringen hatte, vollends aber der Todesangst erklärte.

Bruno entschuldigte seinen Freund, der gleichfalls unwohl sei und keinen Besuch empfangen könne. Er versprach Alles treulich zu berichten und verabschiedete sich von der Frau in der freundlichsten Weise.

Die gewundenen Phrasen in dem Briefe Michael's standen mit den unverfälschten Herzensklängen seiner Gattin im grellsten Gegensatze. Er behandelte darin Hubert als einen ihm gänzlich fremden Mann, und da dieses Schreiben ohne Adresse übergeben worden war, so konnte sich Jedermann dazu bekennen. Seinen Unwillen hierüber brachte Bruno mit starker Betonung zum Ausdrucke; Werner aber wünschte diesen Gesprächsstoff fallen zu lassen. Er schloß mit den Worten: „Er ist eben keine Pinie geworden, duftathmend, lichtanstrebend, sondern eine kriechende Zwergföhre, vor deren Zweigen wir unsere Wangen zu bewahren haben und deren Wurzeln uns zu Fallschlingen gewunden sind. Er kann nicht anders."

Es trat eine Pause ein, während welcher Bruno seine Schritte zählte, die er in der Stube auf und ab machte. Werner fühlte sich von einem krankhaften Unbehagen beschlichen; auch schmerzte ihn die Wunde am Fuße.

„Ich werde doch deinen Rath befolgen und nach dem Arzte schicken."

„Das hätte schon längst geschehen sollen" — murmelte Bruno. „Um beruhigt zu sein, daß es gethan ist, will ich es selbst besorgen" — und damit eilte er von dannen.

Mittlerweile durchzog die Kunde von dem Hauseinsturze und von Hubert's männlicher That alle Theile der Stadt. Seine Freunde wollten den Helden des Tages begrüßen, wurden aber nicht vorgelassen. Auch der amtsgewaltige Bürgermeister, den Michael's Zuflüsterungen so sehr eingeschüchtert hatten, daß er darüber alle Vorzüge Hubert's vergessen konnte, fühlte ein menschliches Regen und ließ im Hause des Volksmannes eine Karte abgeben; vollends aber, als er sich erinnerte, daß der Pfefferküchler sich nicht nur dem Dienste an den Ufern, sondern auch der dringenden Abendsitzung entzogen habe, weil für eine bevorstehende Pilgerfahrt Lebkuchen in ausreichender Menge zu backen waren, gelobte er sich im Stillen, dem wackeren Manne, dessen Jugendstreiche mit dem Bubenstreiche Michael's nicht in Vergleich gezogen werden konnten, bei nächster Gelegenheit gerecht zu werden.

Mit dem Eintritte des Arztes in das Haus Hubert's änderte sich die Scene ganz unerwartet. Aus dem heimlichen Wohnzimmer, wo Alles von

Digitized by Google

Lebensbegehr, Arbeit und Kraftbethätigung zeigte, wurde eine stille, ruheheischende Krankenstube. Der sonst nicht ängstliche Mann fand die Verletzung an der Zehe sehr beachtenswerth und empfahl einen regelmäßigen Pflegedienst. Er hatte kurz zuvor das Krankenlager Michael's verlassen und glaubte, der Gefahr erwähnen zu müssen, in welcher dieser Leidende schwebe, wenn es nicht bald gelinge, seine erschütterten Nerven zu beruhigen. Auf Werner übte diese Mittheilung einen heftigen Eindruck. Er fragte, ob dem Kranken die Mittel zu Gebote stehen, die seine hilflose Lage fordere, ersuchte den Arzt, das Fehlende auf Rechnung des Hauses Hubert herbeizuschaffen und ihn von dem Stande der Krankheit in ununterbrochener Kenntniß zu erhalten. „Sie wissen es ja am besten, lieber Doctor, daß man den nicht wieder sogleich zugrunde gehen lassen will, den man eben erst dem Tode entrissen hat.“

Die Theilnahme an Allem, was Hubert betraf, wuchs stündlich. Viele, die früher kaum mehr von dem Manne wußten, als daß er einer ihrer Bürger sei, fühlten sich zu ihm hingezogen und nahmen an seinem Wohl und Weh' Antheil. Bruno und der Arzt mußten allerorten Rede stehen und bis zum Ueberdruße wurden sie unterwegs unzähligemale aufgehalten, um den Tagesbericht immer wieder herzusagen.

Mit jeder Botschaft, welche über Werner an Gabrielen gelangte, fühlte sich diese immer bewußter an den Mann hingegeben, zu dem sie mit einer zur Verehrung gesteigerten Verwunderung hinanblickte. Die Wiege der Ahnen ihres Vaters stand in einem Lande, dessen Volk die Begeisterung für Ritterlichkeit und Großmuth zu seinen angestammten Tugenden zählt, und ihre sanfte Mutter, ein Urbild deutscher Weiblichkeit, übertrug auf ihr einziges Kind den vollen Reichthum eines liebevollen Herzens. Gut behütet und weise geleitet, horchten die beiden Frauen bei Allem, was sich ihnen als Wille und Wunsch aufdrängte, auf die unverfälschte Stimme ihrer Gefühle, nicht minder auf die Satzungen, in deren Schutz und Zwang die Gesellschaft zu gedeihen strebt. Blieben diese beiden Stimmen im Einklange, dann ergaben sich Entschluß und That von selbst, und weil sie selber sich nicht beargwohnten und auch auf ungewöhnlichen Wegen mit Sicherheit und Anmuth einherschritten, so fand auch die Menge an ihnen nichts zu tadeln. Der Ausspruch des Arztes bestimmte sie, die Wartung des Kranken zu übernehmen. Auf ihren ersten Besuch sollte Bruno den Freund vorbereiten.

Der Gedanke, durch eine längere, noch unbestimmbare Zeit auf dem Schmerzenslager niedergehalten zu werden, hatte eben eine verstimmende Wirkung auf Werner geübt, als ihm die Nachricht von der liebevollen Absicht der Frauen überbracht wurde. Sie erfüllte ihn mit belebender Freudigkeit; sie rechtfertigte die Annahmen und Erwartungen, die Hubert, bei aller Einschränkung seiner Ansprüche, doch gerne mit sich herum trug. Gleichwohl hielt er einen so weit gehenden Liebesdienst für zu groß und wollte dankend ablehnen. Bevor aber noch der vermittelnde Freund mit allen Beweisgründen für die Zulässigkeit der Annahme zu Ende war, ließen schon die Frauen ihre Anwesenheit melden. Sie kamen dießmal nur als Besuchende, entfernten sich auch nach kurzem Aufenthalte, um desto eher wieder mit einem Heilmittel oder einem Gegenstande zurückzukehren, der die

Digitized by Google

Bequemlichkeit des Kranken erhöhte. Dem Berufe, der sie eingeführt hatte, gab die Liebe die Weihe.

Die Besuchsdauer wurde unmerklich ausgedehnt und Werner gewöhnte sich schon in den ersten Tagen an die liebe Pflegerin, sich selbst gestehend, daß er ihre Nähe nicht leicht mehr werde missen können. Er schwelgte in dem Gedanken, daß er ein ganzes, langes Leben hindurch mit Gabrielen so innig, ja noch inniger vereint bleiben könne. Er sehnte seine Genesung herbei, um dem Glücke in die Arme zu stürzen, das er jetzt schon mehr als vorahnen durfte. Leicht vergaß er darüber seinen leidenden Zustand und übersah, da der Arzt jetzt mehr als früher zu Scherzen aufgelegt schien, daß die Frauen die gewohnte Heiterkeit ihrer Züge gegen den Einfluß eines stillen Kummers festzuhalten sich abmühten. Wenn er noch zuweilen seinem Gebreste einige Aufmerksamkeit zuwandte, so wurden alle ungewöhnlichen Erscheinungen für Wendepunkte der Krankheit und für Wandlungen des Heilungsprocesses erklärt. Er sprach destomehr von Michael, der noch immer in Gefahr schwebte. „Wenn ich das Fieber los werden soll, das Ihnen nicht gefallen will," sagte er einst zu dem Arzte, — „so müssen Sie vor Allem mir die Nachricht von der Herstellung des Verschütteten bringen". Er vermied es beharrlich den Namen Michael's auszusprechen. Von Bruno forderte er das Ehrenwort, daß dieser von der Wahrheit der Aussage des Arztes sich überzeuge.

Schon den nächsten Tag erhielt Werner die verbürgte Kunde, daß Michael über das Stadium der Gefahr glücklich hinaus gelangt sei. Es war der letzte frohe Augenblick, den ihm der Arzt bereiten konnte, der zugleich einen Zeitpunkt der Abwesenheit der Damen wahrnahm, um endlich mit dem Bekenntnisse hervorzutreten, Werner's Zustand sei gefahrdrohend und fordere eine Behandlung, die für einige Zeit die Pflege durch Frauen ausschließe. Er rechne dabei auf den bewährten Mannesmuth des Kranken.

Diesen berufsmäßigen Ausspruch des Arztes würde Werner vor Wochen mit sokratischer Ruhe hingenommen haben, diesmal durchschauerten ihn diese Worte, wie ein nie geahntes Todesurtheil den Schuldlosen.

Kann die gewagte Verfahrungsweise nicht auch mißlingen und ihn dem Ende näher bringen? Dann wäre es das schmerzlichste Losreißen von Allem, was das Leben begehrenswerth macht, was es adelt, verherrlicht und verklärt, von einem Leben, das in seiner vollen Schöne ihm jetzt erst aufgegangen war, das ihn fest umklammert hielt. Kein Uebergang wäre es mehr, dessen er oft leichthin erwähnte; das wäre der Tod, der ihm beim Festmale des Lebens den schäumenden Becher von den Lippen reißt, der Tod, der gefürchtete, mit allen seinen Kämpfen, Qualen und Entsetzen! — Werner schwieg noch immer. Er ließ die verstörten Blicke ziellos umherkreisen. Er athmete schwer und rang sichtlich nach Fassung.

„Es ist innerhalb einer Woche Dein zweiter Gang auf Leben und Tod. Man gewöhnt sich nach und nach daran" — sprach Bruno mit unsicherer Stimme, der man es anmerken konnte, daß der Redende selbst die Wirkung seiner Worte bezweifle.

Der Arzt fand diese Wendung ganz nach seinem Sinne und bestand darauf, die Operation sogleich vorzunehmen.

Digitized by Google

Da raffte sich der Kranke zur Gegenrede auf und bewog den Arzt, erst nach einer Stunde das Unvermeidliche zu vollziehen.

Werner blieb mit Bruno allein.

„Ich muß es wissen," sprach Werner fast tonlos, doch hastig zu Bruno. „In der nächsten Viertelstunde muß ich Gewißheit erlangen, daß Gabriele meine Gattin wird, wenn ich jemals dieses Lager verlasse. Bruno, Du treue Seele, Du übernimmst meine Werbung und nur Du sollst mir die Antwort bringen, so vernichtend sie auch sein möge. Ich darf, ich kann die Herrliche jetzt nicht mehr sehen, wenn sie auch mit dem Jaworte auf den Lippen hereinträte; der erschütternde Abschied würde mich um alle Fassung bringen."

Viel früher als der Arzt kehrte Bruno zurück. Er brachte eine handvoll Rosen und ein Papierblatt, worauf die wenigen, inhaltsschweren Worte standen: „Gabriele, Deine Braut, so Gott will, Dein Weib, betet für Dich!"

Die beseligendsten Empfindungen durchströmten Werners Herz; er drückte das Blatt an die Lippen, dann reichte er Bruno die Hand und sprach zu dem Arzte: „Nun gehöre ich Ihnen, Sie sollen mit mir zufrieden sein!"

Eine Stunde später durchliefen die widersprechendsten Nachrichten die Stadt. Bruno und der Arzt wurden bestürmt über Werner's Zustand zu berichten; sie schwiegen beharrlich. Das Gerücht, ein Starrkrampf halte die letzte Lebenskraft des Kranken im Banne, blieb das herrschende und bereitete auf die letzte Kunde vor, die der Klageton der Sterbeglocke bringen sollte.

So verflossen in Bangniß drei trübe, lange Tage. Da durchleuchtete ein milder, klarer Morgen das Thal und alle Pforten und Fenster thaten sich auf, um ihn einzulassen. Die Tiefen der Erde und die Wolken des Himmels hatten die wilden Wässer schon längst in sich aufgenommen; melodisch rauschte der Strom in seinem alten Bette zwischen grünenden Ufern. Unter dem Goldschleier des Sonnenlichtes verjüngte sich Feld und Flur, Saat und Rebe und Alles, was sonst noch von Druck und Wehe befangen gewesen ist. Festklänge durchzitterten die Frühlingslüfte. Zwischen den unbewohnten Häuserreihen der Uferstadt bewegten sich geschäftige Menschen, ihren Rückzug in die alten, wohlbekannten Räume haltend, die, wiederholter Noth und Gefahr zum Trotze, sie anheimelten.

Auch die Gardinen von Werner's Krankenzimmer flatterten zurück und gaben ein süßes Geheimniß kund, dem die theilnehmenden Nachbarn staunend lauschten. Erlöst von der schwebenden Pein zwischen den Verheißungen einer freudebietenden Zukunft und den Bangnissen vor den Schatten des Grabes, saß Hubert aufrecht am offenen Fenster, seinen Arm um Gabrielen's Nacken gelegt; das sanfte, edle Antlitz ihrer Mutter und das lächelnde Gesicht des Heilkünstlers mit dem Ausdrucke der gerechtfertigten Selbstzufriedenheit ergänzten das anmuthige Bild. Da trat auch Bruno hinzu und übergab dem Freunde mit den Worten: „Pour prendre congé" eine Schrift.

„Guter, lieber Bruno," sprach Hubert, — „ein so vortrefflicher Sachwalter, als Du einer bist, würde ich doch nimmermehr geworden sein, wären mir auch alle Universitäten offen gestanden. Verwahre dieses Autograph in Deinen Archiven. Michael möge frei durch die Welt wandern, möge täglich mir begegnen. Ich grolle ihm nicht mehr, denn ich bin glücklich!"

Digitized by Google

Uebertragungen aus dem Ungarischen.

Fischerlied (Volksweise).

Von

Johann Arany.

(Aus dem Ungarischen von Fr. Gernerth.)

Mädchen mit den blauen Augen,
Geh nicht in den Wald hinaus!
Finstre Wolken stehn am Himmel;
Komm, ich bitte dich, nach Haus!
Sieh doch, wenn vom jähen Regen
Naß dein leichtes Tüchlein wird,
Schauert's deinen weißen Nacken,
Und die zarte Schulter friert.

Bin ein Fischerjung' im Tiefland,
Kurz ist meiner Arbeit Preis,
Wohn' in einer kleinen Hütte
Hart am Ufer dort der Theiß.
Kehr', du blondes kleines Mädchen,
Ohne Zagen bei mir ein,
Treu und herzlich für dich sorgen
Wird mein altes Mütterlein.

Weder blankes Gold noch Silber
Findest du in meinem Schrein,
All mein Reichthum, den ich habe,
Ist die Hütte dort allein.
Doch mit feurigem Gefühle
Schlägt das Herz im Busen mir,
Wenn es Gegenliebe findet,
Bleibt es treu auf ewig dir.

Drauf entgegnet ihm das Mädchen,
Und die Wang' erglüht ihr hold:
„Will mich nicht mit Silber schmücken,
Will auch prunken nicht in Gold;
Mir genügt die kleine Hütte,
Wenn dein Herz sie mit mir theilt,
Und wenn unter seinem Dache
Deine treue Liebe weilt."

Schon zertheilen sich die Wolken,
Heiter wird des Himmels Blick;
„Wenn ich auch von hinnen gehe,
Bleibt mein Herz bei dir zurück.
Lebe glücklich, und es segne
Reich der gute Himmel dich,
Wenn ich fern bin, denke manchmal,
Denke manchmal auch an mich!"

Digitized by Google

Traue dem Burschen nicht!

Von

Gregor Czuczor.

(Aus dem Ungarischen von Fr. Gerenrth.)

Geht ein Mädchen über blum'ges Wiesenland,
Flatternd hälts ein weißes Tüchlein in der Hand;
Brauner Bursche, folg nicht seiner Tritte Spur,
Denn auf diesem Weg erblüht dir Reue nur.

Ei, das weiße Tuch ist ja der Liebe Fahn',
Nicht der eitlen Welt; drum, Mädchen, hör' mich an,
Kühl ist das Gebüsch, im Grunde rauscht der Bach,
Folge mir dahin; da ist kein Lauscher wach.

Leinen ist mein Hemd, den Aermel schließt ein Band;
Sieh, es hat gelöst sich; deine liebe Hand
Soll den Knoten wieder sauber schürzen mir,
Will mit einem Kusse lohnen dich dafür.

Brauner Bursch, ich folg dir nicht zum Busche dicht,
Schürz' auch deines Aermels Band zum Knoten nicht,
Einmal that ichs, doch unselig war die Stund',
Als ich bei dir stand und traute deinem Mund!

Nachts im Dorfe.

Von

Alex. Petöfy.

(Aus dem Ungarischen von Fr. Gerenrth.)

Längst verklang der Abendglocke
Sanfter Ton;
Sag', wer schleicht im Dunkel dort sich
Noch davon?
Ich allein nur wandl' im Dorfe
Hin und her,
Such' den Schlummer, doch ich find' ihn
Nimmermehr.

Aufgegangen ist der Mond, die
Sterne ziehn;
Wie sie all' gleich schöner Mädchen
Augen glühn!
Dunkle Schatten werfen Bäum' und
Häuser nun,
Wie gelangweilt, wollen sie nichts
Andres thun.

Digitized by Google

Sieh das Haus, zwei Störche sitzen
Auf dem Dach,
Unten an der Schwell' ist auch ein
Paar noch wach.
Blond der Bursche, und das Mädchen
Schwarz von Haar,
Hüllt der Bursch das Mädchen in den
Mantel gar.

Ging vorüber, doch die Beiden
Merktens kaum,
Ach, wie selig mußte sein ihr
Liebestraum!
Nicht beneid' ich sie, doch lieber
Wärs mir, traun!
Schließ' ich selbst in meinen Arm das
Mädchen braun.

Abendlied

von

Alex Kölcsey.

(Aus dem Ungarischen von Anna Ruellens.)

Es sinkt auf den Garten
Der Abend so lind,
Es stöhnt bei den Blumen
Der sehnende Wind;
Die Seufzer des Windes
Die Blumen durchziehn,
Es fällt mir vom Auge
Der Thau darauf hin.

Die Nachtigall zwitschert,
Die Woge klagt fern.
Es schwebet am Himmel
Der Liebenden Stern.
Was blickst Du so heiter,
Was strahlest Du dort?
Oh, lächle die Wolken
Vom Herzen mir fort!

Und zieht's nicht, oh Mädchen,
Zur Kühle dich nun?
Komm', laß meine Blumen
Am Busen Dir ruhn!
Und perlet der Thau dann,
Den ich ihnen gab,
So rinnt er Dir leise
Auf's Herze herab.

Ich wahr' mein Geheimniß
So ruhig, so treu —
Was woget und blutet
Das Herz mir dabei?
Wohl wiegt es die Ruhe
Im Schatten so kühl,
Doch zieht's in die Ferne
Sein glühend Gefühl

Wie lodernde Flammen
Die Brust mir's durchfließt —
Oh goldene Liebe!
Sei ewig gegrüßt.
Beglückt, wer Dein Meer zu
Durchschiffen gewußt,
Dein Traumland erreichet,
Die Treu in der Brust!

Digitized by Google

Lieder

von

Alex. Petöfy.

(Aus dem Ungarischen von Anna Ruellens.)

1.

Fällt der Schnee, es fliegt der Schlitten,
Trägt mein Lieb zum Traualtar,
Trägt zur Trauung hin die Arme,
Ob's auch nie ihr Wille war.

Ach! wenn jetzt der Schnee ich wäre,
Unterm Schlitten bräch ich ein,
Stürzt' ihn um, und könnt' noch einmal
Fest umklammern Liebchen mein.

Sie umklammern und ihr küssen
Einmal noch die Lippen roth —
Sänk', an ihrem treuen, warmen
Herzen schmelzend, in den Tod!

2.

Am Kreuzweg blieb' ich stehen,
Auf welchem soll ich ziehn?
Der wendet sich nach Morgen,
Und der nach Abend hin.

Auf welchem Weg ich wandre,
Mir ist es Alles gleich;
Mein Leben ist an Trauer
Ja allerorten reich.

Oh, säh' ich nur auf einem
Den Tod mein wartend stehn,
Daß ich geradesweges
Ihm könnt' entgegengehn!

3.

An Etelke.

Hast die Donau Du gesehen,
Und die Insel mitten drein?
Also schließ' in meine Seele
Liebchen, ich Dein Bildniß ein.

Und das grüne Laub der Insel
Neigt sich tief in's Wasser hin —
Ach, wenn Du in meine Seele
Tauchtest so der Hoffnung Grün!

Digitized by Google

Auf der Margarethen-Insel.

Von

Paul Gyulai.

(Aus dem Ungarischen von Ladislaus Neugebauer.)

Des Baumes Laub im Abendrothe bebet,
Neigt freundlich in mein Fenster sich, umschwebet
Beschattend mich, und rauscht mir flüsternd zu:
Wie geht es Dir, Du armer Kranker Du?
Bin wohler schon, der Schmerz wich allgemach,
Nick' manchmal ein, und träum', obschon ich wach'.
Wie schön mag wohl die Welt jetzt draußen sein:
Blauhimmel, Gras und tausend Blümelein,
Des Springbrunn's Strahl, das schatt'ge Waldrevier, —
Kalypso's Hain ist diese Insel hier!
Ich kann's nicht seh'n, doch an mein Fenster schlägt
Das Leben her, das draußen sich bewegt.
Die Stimmen hör' ich der so heit'ren Menge,
Die kommt und geht in wechselndem Gedränge.
So Mann wie Weib, das lacht und scherzt voll Lust —
Ihr Frohsinn hat nicht Raum in meiner Brust.
Wer weiß, ob er mich jemals noch beschleicht,
Noch heute krank, und morgen — todt vielleicht ....
Es tönt zu mir der Nachtigallen Lied,
Durch's Herze mir ein süß Gedanken zieht!
Sehnsucht erwacht, und längstverlor'ne Lieb',
Ein Duftrest, der auf welkem Blatt verblieb ....
Ich hör' die Kinder auf den Rasenplätzen,
Die lärmend sich am frohen Spiel ergötzen.
O Kinder mein, als Eu're Mutter lebte,
Ihr klein noch war't, sie sorglich Euch umschwebte,
Und Ihr noch so gespielt! ... Die Sonne sinkt,
Es dunkelt rings, im Aug' die Thräne blinkt,
Doch Windeshauch, und Rauschen in den Bäumen,
Des Dampfers Pfauchen, und der Wogen Schäumen,
Dazwischen eines fernen Liedes Schallen,
Des Zymbalton's gebrochenes Verhallen —
Sie wiegen wachen Träumer mich gelind
Wie Ammensang das thränenreiche Kind.

Digitized by Google

Studienköpfe.

Von

Dr. Märzroth.

Dickens.

„Hätt' ich einen guten Stoff nur!"
Ruft so mancher Dichter wild.
Seinem Auge ward ein — Schatten
Schon zum reichsten Künstlerbild!

Auerbach.

Du hast entschleiert den — städtischen Puppen
Kräftiges Leben auf ländlichen Stätten.
Kommen nun Andre und lassen in Dörfern
Spielen — geschnitzelte Marionetten!

Grillparzer.

Als er im Jugendflug einst war begriffen,
Da haben sie ihm seine Flügel gelähmt;
Als er dann trug weder Sense noch Stürmer,
Da haben die Andern ihn höhnisch verfehmt;
Als er, ein Greis schon, am Rande des Grabes,
Da haben sie sich ihn zu — feiern bequemt.
Gut, daß sie's thaten in äußerster Stunde,
Ich denke, sie hätten sich — heute geschämt!

Digitized by Google

Ferdinand Raimund.

Das Volk im heitern Spiel der Kunst
Zu edlerem Gefühl erheben,
Den Witz befrei'n von Pöbelschmutz,
Das war des wackern Dichters Streben. --
Hohn, und frivoler Spaß, sie sind
Im Volksstück jetzt das Lieblingsmärchen!
Die Zeit, wo Raimund Märchen schrieb,
Sie scheint uns heute selbst ein — Märchen!

Mozart.

Sprudelnder Bergquell, erquickend die Thäler,
Mitten durch Dürre sich brechend die Bahn,
Schwellend zum Strome, auf dem sich die Muse
Schaukelt in lieblich-natürlichem Kahn!
Keine, durch Röhren gezwängelte Leitung,
Springbrunnenartig, kaum feuchtend das Land,
Um, nach Geplätscher und Wassergesäuse,
Jäh zu — verrieseln in knirschendem Sand!

Franz Schubert.

In den Wäldern,
Auf den Feldern,
Da sang es,
Und klang es.
Der Mensch, er lauscht,
Und ward berauscht
Vom Frühlingstrank.
Da träumt er schwer,
Als wäre er
Im Herzen krank!
Als wären all' die Sänger
Des Waldes hergezogen,
Als wären sie, den Kranken
Zu heilen, hergeflogen.
Da schrieben sie Rezepte
Auf tausend von Papieren,
Damit sie, wie sie sagten,
Das kranke Herz kuriren.
Und als der Mensch erwachte,
Da streckte er die Glieder,
Und sah vor sich in — Noten
Des Schubert süße Lieder!

Digitized by Google

Die bürgerliche, die sociale und die nationale Gleichberechtigung.

Eine Studie

von

Dr. Carl R. von Weil.

> „Aber um Gottes Willen, um unserer Väter und der Nachwelt, um unserer Freiheit und Eidgenossenschaft Willen, so sei man doch einmal offen und wahr, nicht einseitig, nicht verstellt. Freimüthigkeit mit unserem Volke, Freimüthigkeit mit allen Mächten und unverholener Meinungsausdruck, Wahrheit und Hingebung für das Allgemeine: Das sei unsere Politik."
>
> Johannes von Müller,
> Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft.

Nahezu ein Jahrtausend war die gesammte europäische Staatengesellschaft auf einem Systeme begründet, dessen Grundgedanke die Ungleichheit der Stände, die Ungleichheit in der persönlichen Berechtigung, die Verschiedenartigkeit der Strafgesetze, der politischen Rechte, der individuellen Rubricirung je nach der Geburt, dem Stande, dem Berufe, selbst nach der Erdscholle war, auf welcher ein Mensch zuerst das Licht der Welt erblickte. Von Carl dem Großen bis zur ersten französischen Revolution war der Begriff der Gleichheit aller Landesangehörigen vor dem Gesetze den europäischen Codices und Gesetzgebungen völlig fremd; höchstens lehrte die Kirche die Gleichheit aller Menschen vor Gottes Richterstuhl — nach dem Tode. Daß diese — unserer heutigen Erkenntniß widerstrebenden — Zustände für jene große Periode der Weltgeschichte eine gewisse Berechtigung in den vorherrschenden Begriffen des bis in das 18. Jahrhundert nachwirkenden Mittelalters fanden, beweist schon ihre Dauer. — Möchte es unserem Jahrhunderte gelingen, aus dem edlen, humanitären Gedanken der Gleichberechtigung Institutionen herauszubilden, welche ebenfalls ein Jahrtausend überdauern, die alle daraus entspringenden Wohlthaten für das Menschengeschlecht verwirklichen, zugleich aber den culturvernichtenden Abirrungen vorbeugen, welche aus dem Mißverstande der Gleichheitsidee in erschreckender Weise sich ergeben.

Digitized by Google

Weit entfernt, einen Panegyrikus jener Zustände zu schreiben, welche im Verlaufe der Zeiten mit Naturnothwendigkeit ihrer Auflösung zugingen, lediglich um für unsere rechtsphilosophischen Anschauungen über die Entwicklung des Gleichberechtigungsgedankens, der unser Jahrhundert beherrscht, gewisse Anhaltspunkte zu gewinnen, sei uns gestattet, die socialen Gesammtresultate des mittelalterlichen (oder Feudal-) Staates einen Augenblick in's Aug' zu fassen, ehe wir zur Untersuchung unserer heutigen Aufgabe übergehen.

Es ist unleugbar, daß bei einer unparteiischen, gerechten Abwägung der Durchschnittssumme von Wohlfahrt, Comfort und menschenwürdigem Dasein unter der Gesammtheit der Bewohner eines Landes in jener Periode mit dem Durchschnitte an berechtigtem Lebensgenusse in unserer Zeit im Allgemeinen ein unendlich überwiegendes Facit zu Gunsten der heutigen socialen Zustände sich herausstellt. Einer der tiefsten Denker unseres Jahrhunderts, Jeremias Bentham, hat den utilitarischen Gedanken in die Moralvorschrift gefaßt: Thue das größtmöglich Gute der größtmöglichen Menge. — Unbeschränkte Freiheit der bürgerlichen Thätigkeit, also volle Freiheit des Handels und des Gewerbfleißes, Theilbarkeit des Grund und Bodens, möglichste Substituirung der Maschine für die Manuarbeit des Menschen, Beseitigung der politischen, wie kirchlichen Schranken für die physische oder geistige Thätigkeit der Bürger u. s. w., lassen entschieden eine weit größere Masse von Staatsangehörigen zum Genusse des Daseins, selbst des Wohlstandes zu, als die von den Staatskünstlern des Erziehungs- und Vielregierungssystems, den superklugen Bureaukraten erdachten und fein ausgesponnenen Abstufungsscalen. Einen der schlagendsten Beweise für die Ueberlegenheit des modernen Staates liefert die Thatsache, daß — nach übereinstimmenden statistischen Zusammenstellungen in allen europäischen Culturländern — der Durchschnitt des menschlichen Lebensalters in den letzten 60 Jahren um 5 bis zu 20 Procent gestiegen ist.

Daß wir auf diesem Wege fortschreiten müssen, daß jeder — wie immer geartete — Versuch auf die alten Zustände zurückzugreifen, verderblich auf das Gesammtwohl wirken, überdieß unmöglich von Erfolg sein würde, bedarf somit keines weiteren Beweises. Niemand hängt sich ungestraft in die Speichen des rollenden Rades. Die Entwicklung des Menschengeschlechtes in seinen socialen Phasen ist der eigentliche Inhalt der Weltgeschichte; die Daten, welche wir in der Schule lernen, Kriege, Umwälzungen, geistige und politische Einflüsse hervorragender Männer, selbst die Bildung und Auflösung der Staaten, sind nur Marksteine, Meilenzeiger, Hermen zur Bezeichnung des Weges. Diese Erkenntniß schließt jedoch nicht aus, daß wir auch den überwundenen Standpunkten einen geschichts- und rechtsphilosophischen Rückblick zuwenden müssen, um uns klar zu machen, in welchen Punkten die zerschlagene Form Vortheile bot, deren wir entbehren, damit — in der socialen Uebergangsperiode, in welcher wir leben — die Geistesrichtung nicht einseitig von der unheilvollen Phrase sich hinreißen lasse, sondern dahin strebe, das neue Gebäude, in seinem eigenen Style, so fest zu zimmern, wie das alte, verfallene seiner Zeit es war.

Beruhte das (in manchen Ueberresten bis in unsere Zustände hineinragende) System des mittelalterlichen Feudalstaates auf dem Unterschiede der

Digitized by Google

Geburt, des Standes, des Berufes, des religiösen Glaubens, der freien oder unfreien Scholle, somit systematisch auf dem Begriffe der Rechtsungleichheit, so hatte dagegen innerhalb seines Standes und Berufes Jeder seine feste Stelle, seine den Anderen unüberschreitbare Rechtssphäre. Freilich, der „misera contribuens plebs“, der „gens taillable et corvéables à gré et à merci“ ward dabei nicht gedacht. Selbst bessere Geister betrachteten das als ein Stück providentieller Fügung, das nicht zu ändern sei, und drängte sich einmal besonders begabten Männern, wie z. B. dem Verfasser des „Sachsenspiegel“, mitten in der Aufstellung der Rechtsnormen ihrer Zeit, fast unwillkürlich der Ausruf auf, Gott habe ursprünglich die Menschen mit gleichen Rechten geschaffen und Leibeigenschaft sei nur durch Zwang und Gewalt entstanden, so übte dieser Stoßseufzer doch keinerlei Wirkung noch Kritik in der eisigen Formulirung der positiv rechtlichen Formulirung der legalen Kluft zwischen Herren und Knechten, Freien oder Unfreien. Wohl hatte die Reformation des 16. Jahrhunderts jeden Christen zur persönlichen, eigenen Prüfung der Kirchenlehren mit den Texten des neuen Testaments aufgefordert; als aber die fränkischen, schwäbischen, rheinländischen Bauern bei Beginn ihres Widerstandes Forderungen stellten, welche in unserer Zeit als ein Minimum gerechter Ansprüche auf Berücksichtigung des menschlichen Gleichheitsgedankens erscheinen, da donnerte selbst Martin Luther gegen „die Aufrührer“, und wenn er früher, freilich vergeblich, den Edelleuten Abstellung unleidlicher Tyrannei predigte, so forderte er dann — als die Bauern einsahen, daß alle Vorstellungen vergeblich, im organisirten Aufstande ausbrachen — man solle sie „wie tolle Hunde“ todtschlagen. — Wie geisteskräftig und hervorragend ein Mann auch sei, er bleibt immer mehr oder weniger ein Kind seiner Zeit.

An der Linie aber, wo der Unfreie von dem Freien sich schied, trat jener Zustand ein, den wir oben bezeichneten, und den unser großer Dichter mit den Worten charakterisirte: „Meister rührt sich und Geselle in der Freiheit heil'gem Schutz, Jeder freut sich seiner Stelle, bietet dem Verächter Trutz.“ Dem Genossenschaftswesen in Zünften, Corporationen, Städten, wie Ritterschaftsverbänden lag allüberall die persönliche Befähigung als Bedingung zur vollen Berechtigung innerhalb des speciellen Verbandes zu Grunde. Wohl sollte Jeder, der in eine städtische Corporation aufgenommen wurde, ein Freigeborner, meistens sogar ein Angehöriger des Ortes, wohl mußte der Edelknecht adeligen Ursprungs sein. Aber wie Jener nicht Meister werden konnte, ohne Gesellen- und Meisterprüfung bestanden zu haben, so erlangte auch dieser den Ritterschlag nicht, ohne Proben seiner Tapferkeit, ohne Nachweis der persönlichen ritterlichen Befähigung. Nur ein langer, mühseliger, im Voraus streng vorgezeichneter Weg führte zu den socialen Höhen der Wissenschaften. Jeder in seinem Stande und Berufe kannte beim ersten Eintritte in's bürgerliche Leben die Staffelleiter, die er zu erklimmen habe. Gelang es ihm aber, diese zu ersteigen, war seine persönliche, wie berufliche Befähigung auf der letzten Stufe anerkannt worden, dann fand er auch innerhalb des bestimmten und begrenzten Spielraumes seiner bürgerlichen Thätigkeit fast zuverlässig entsprechenden Lebensunterhalt, Berechtigung in seiner Sphäre und konnte darin (manchmal durch sie auch)

Digitized by Google

außerhalb) Ehre und Ansehen erwerben. Dürftige und Arme hat es zu jeder Zeit gegeben: ein bürgerliches, literarisches oder auch adeliges Proletariat dagegen war dem „bon vieux temps“ unbekannt, eben weil er, mindestens principiell, keine persönliche Berechtigung ohne persönliche Befähigung anerkannte.

Im Gesammten des Staatsorganismus trifft der politische Theil der Frage nicht so eng mit dem socialen zusammen, wie in der von der Gleichberechtigung. Es gilt das der nationalen, wie der persönlichen Gleichberechtigung: für Beide ist noch die strenge Definition zu finden, ist Ausdehnung wie Begrenzung des Begriffes festzusetzen. Als Vergleichungspunkt war hiefür die Skizze nöthig, welche die Einleitung mit wenigen, unvollkommenen Federstrichen bietet. Nehmen wir den Gedanken, den Grundbegriff der Gleichberechtigung als unabweisliches Dictat der Neuzeit principiell an, so liegt uns um so mehr ob, die praktische Anwendung, wie die nothwendige Begrenzung des Gedankens im staatlichen Leben ergründen zu helfen.

Blicken wir zunächst auf die welthistorischen Manifestationen, die als legislatorische Bahnbrecher der Gleichberechtigungsidee heute noch die Welt durchzucken.

Die vorbereitende Geistesarbeit hatte in Frankreich die Schule der Encyklopädisten, in Deutschland die Schriftsteller der Siebziger- und Achtziger-Jahre vollbracht. Hier als Humanität, dort als Philosophie. In das sociale Leben aber, als Grundsatz des positiven öffentlichen Rechtes, wurde die Gleichberechtigung erstmals durch die französische Nationalversammlung des Jahres 1789 eingeführt. Wir müssen deßhalb den hierauf bezüglichen Aussprüchen der Repräsentativversammlungen der ersten französischen Revolution alle Aufmerksamkeit zuwenden.

Noch hatte die vom Könige einberufene Notabelnversammlung sich kaum provisorisch und (einige Tage lang) nach den drei Ständen constituirt, als schon (5. December 1788) das Parlament von Paris gleichförmige Vertheilung der Auflagen auf alle Stände, neben Preßfreiheit und Aufhebung der Cabinetsjustiz (lettres de cachet) forderte. Gleich in der nächsten Woche (14. December) beschließt die Adelscurie einen Verzicht auf alle bisherigen Standesrechte und Privilegien der Pairs und des Adels, und erbietet sich, ihre Besitzthümer allen Auflagen zu unterwerfen. Als aber (Juni 1789) der Tiers-état sich als Nationalversammlung erklärt, die Mehrheit der geistlichen Curie und eine Zahl von Mitgliedern des hohen und niederen Adels sich mit den Vertretern des dritten Standes vereinigte, da wird in der denkwürdigen Nacht vom 4. August 1789 der Beschluß der Nationalversammlung gefaßt, daß „alle Vorrechte des Adels in Rücksicht auf Bezahlung der Abgaben, alle Feudalrechte, Frohndienste, Zehenten, sowie alle Vorrechte des geistlichen Standes aufgehoben“ seien. Am 20. desselben Monats beschloß sodann die Nationalversammlung die Abfassung und Promulgirung einer „Declaration der Menschenrechte“, mit welcher sie, unter der Sanction der Krone, im Verlaufe des September zu Ende kam, so daß diese 17 Artikel die Einleitung der (späteren) Constitution vom 3. September 1791 bilden. Wenn auch in doctrinärer Gestalt, so ist doch

Digitized by Google

diese „declaration des droits de l'homme et du citoyen" nicht nur die erste legislatorische Aufstellung des Princips der Gleichberechtigung von weltgeschichtlicher Bedeutung, sondern zugleich der Ausgangspunkt aller aus dieser ersten positiv rechtlichen Formulirung später hervorgegangenen Ansprüche so der Individuen, wie — neuestens erst — der verschiedenen Nationalitäten.

Wir heben deßhalb die wesentlichsten, auf unser Thema direct sich beziehenden Punkte der Declaration von 1789 hervor:

Art. 1. „Die Menschen werden frei und an Rechten gleich geboren und bleiben es. Die gesellschaftlichen Unterschiede können nur im allgemeinen Nutzen begründet sein."

Art. 6. „Das Gesetz ist der Ausdruck des allgemeinen Willens. Alle Bürger sind befugt, persönlich oder durch ihre Vertreter zur Abfassung desselben mitzuwirken. Es muß für Alle dasselbe sein, ob es schütze oder strafe. Da alle Bürger vor seinen Augen gleich sind, so können gleichmäßig Alle zu jeder Würde, Stelle oder öffentlichen Aemtern zugelassen werden je nach ihren Fähigkeiten und ohne allen weiteren Unterschied, als den ihrer Tugenden und Begabung."

Art. 11. „Die freie Mittheilung der Gedanken und Meinungen ist eines der wichtigsten Rechte des Menschen. Jeder kann mithin frei sprechen, schreiben, drucken mit Vorbehalt der Verantwortlichkeit für den Mißbrauch dieser Freiheit, in den durch das Gesetz bestimmten Fällen."

Art. 17. „Da das Eigenthum ein geheiligtes und unverletzliches Recht ist, so kann Niemand desselben beraubt werden, es sei denn, daß die gesetzmäßig dargethane öffentliche Nothwendigkeit es augenscheinlich fordert, und auch dann nur unter der Bedingung einer gerechten und vorläufigen Schadloshaltung."

Ein Zwischensatz machte sodann die Einleitung zur eigentlichen Constitutionsurkunde von 1791, durch Aufhebung der Adelstitel, der Feudalität, der Privilegien aller Art, der Ritterorden, der adeligen, wie bürgerlichen und geistlichen Corporationen u. s. w.

Wenn hiemit alle seit einem Jahrtausende bestandenen Rechtsungleichheiten wie mit der Pflugschar weggeräumt, so zeigte alsbald der neue Zustand der Dinge den Gesetzgebern eine durch diese gewaltige Umgestaltung herbeigeführte ungeheure Lücke, die man eiligst, so gut als möglich, auszufüllen suchte. Bis dahin war der Einzelne in seinem bestimmten, begrenzten Rechtsverhältnisse fast ausschließlich an den engen Verband gewiesen, dem er angehörte, an die Zunft, an die Commune, der Hintersasse an die Grundherrschaft. In Unglücksfällen, bei Verarmung, selbst für Kirche und Schule, hatten diese einzutreten, wobei überdieß die reich dotirten Kirchen und Klöster stiftungsmäßig mithelfen mußten. Nun, da alle diese Verbände aufgelöst waren, trat jeder Einzelne mit den Bedürfnissen, denen zu entsprechen seine Kraft unmöglich ausreichte, direct vor den Staat. Hiebei konnte der Rechtsanspruch des Individuums natürlich nicht auf die Befähigung, sondern mußte auf das Factum begründet werden, und weil dieses Verhältniß nothwendig eine ganze Reihe von neuen Staatspflichten im

Digitized by Google

Gefolge führte, so brachte das erste Anstürmen der Hilflosgewordenen die auf das Aeußerste gedrängte Theorie in kurzer Zeit (Constitution vom 3. September 1791) dahin, alsbald nach Einziehung „aller zur Bestreitung gottesdienstlicher Ausgaben und zu aller Art von öffentlichem Nutzen bestimmten Güter als Eigenthum der Nation" die Verpflichtung auf den Staat zu übernehmen: „Es soll eine allgemeine Anstalt öffentlicher Unterstützung errichtet und organisirt werden zur Erziehung verlassener Kinder, zum Beistande armer Kranken und zur Beschäftigung von Armen, die bei Kräften, aber ohne Arbeit sind."

Mit dem weiteren blutigen Fortgange der Revolution schreitet die französische Legislative auch ungemessen vor in der Definition der Gleichberechtigung aller Bürger und in den Consequenzen aus diesen Lehrsätzen. Es ist von hohem Interesse, an genauen Daten das Ueberschreiten der politischen Revolution zur socialen zu markiren.

Die republicanische jakobinische Constitution vom 24. Juli 1793 verkehrt in ihrer Declaration der Menschenrechte den humanitären Ausspruch der 1789er Versammlung (siehe oben) in den schroffen, wider Natur und Augenschein streitenden Satz: „Alle Menschen sind sich gleich durch die Natur und vor dem Gesetze." Während die Nationalversammlung nur den Rechtssatz aufstellte, die Menschen werden frei und gleichberechtigt geboren und bleiben es, dabei aber ausdrücklich gesellschaftliche Unterschiede, auf dem allgemeinen Nutzen begründet, anerkannte, wird der von dem Convente beschlossenen Staatsverfassung eine staatsrechtliche Prämisse, eine petitio principii vorangestellt, die zu den unheilvollsten Consequenzen, zur Verkehrung der civilisirten Gesellschaft in einen Zustand der Barbarei führen mußte. Das Gesetz soll in thesi allerdings keinen Unterschied in den Rechten der Staatsbürger anerkennen, weil es möglichst die Grundsätze ewiger Gerechtigkeit in's Leben zu führen bestimmt ist, vor welcher es keinen Unterschied des Standes, der Geburt, des Glaubens gibt. Das in der ganzen Natur, im Menschengeschlechte insbesondere, aus jeder Vergleichung unabweislich hervorgehende Factum aber, daß — so weit die Sonne unseren Erdball erleuchtet — nicht zwei Bäume, nicht zwei Sträuche, nicht einmal zwei Blätter vollkommen gleich sind, noch weniger aber sämmtliche seelenbegabte Geschöpfe; daß der Eine schwach, der Andere stark, der Eine beschränkt, der Andere geistvoll ist, in tausendfachen Abstufungen des Menschengeschlechtes, daß ebenso das eine Kind die Ergebnisse des Fleißes, der Arbeit und Strebsamkeit seiner Eltern und Voreltern, welche in dem Vermögen, dem Wohlstande oder Reichthume derselben ausgedrückt sind, genießt, während ein anderes dieser wesentlichen Behelfe zur Erlangung des Wissens und Könnens wie der Annehmlichkeit des Daseins entbehrt; dieses tief in der Natur selbst wie in der Wesenheit der menschlichen Gesellschaft unabweislich begründete Factum der Ungleichheit kann weder ein Convent wegdecretiren, noch ein mit der Guillotine durch das Land herumfahrender Wohlfahrtsausschuß mit den Köpfen seine Opfer abschlagen.

Sehen wir, wie die Conventsverfassung ihren Satz von der „naturgemäßen" (nicht bloß rechtsprincipiellen) Gleichberechtigung aller Menschen weiter ausführt:

Digitized by Google

Die assemblée nationale hatte die öffentlichen Aemter und Würden für alle Franzosen zugänglich erklärt, „je nach ihren Fähigkeiten". Hierfür also blieb der Nachweis der persönlichen Befähigung als Vorbedingung stehen. Das erschien der 1793er Constitution zu „aristokratisch." Freilich, wer voraussetzt, die Natur habe alle Menschen gleich gemacht, der begibt sich des Rechtes, von dem Bewerber um ein öffentliches Amt u. s. w. den speciellen Nachweis seiner Befähigung dafür zu verlangen. Deßhalb läßt die Erklärung der Menschenrechte des Convents den Nachweis der Befähigung für die öffentlichen Aemter aller Art hinweg und tröstet sich mit dem Zusatze oder der Versicherung: Freie Völker werden bei ihren Wahlen durch keine anderen Gründe (des Vorzuges) geleitet, als die der Tugenden und der Talente." Nun, die Anerkennung des Talentes ist immer noch ein Zugeständniß der Ungleichheit; jedenfalls aber bei Wahlen leichter zu supponiren, als das Wissen bei Prüfungen nachzuweisen.

Daß der (1789er) Vorbehalt gegen den Mißbrauch der unbeschränkten Rede- und Preßfreiheit wegblieb, ist selbstverstanden. In der Praxis freilich kostete jede gegen die Schreckensherrschaft der Jakobiner gerichtete Aeußerung unerbittlich den Kopf.

Das Eigenthum, welches die Nationalversammlung „ein geheiligtes und unverletzliches Recht nennt", wird von der 1793er Verfassung zwar nicht mit gleichem Pathos vertreten, allein sie sanctionirt (Art. 16 der Declaration) immerhin „das Eigenthumsrecht", nach welchem „jeder Bürger seine Güter und seine Einkünfte, die Früchte seiner Arbeit und seines Gewerbefleißes, genießen und nach eigenem Gutdünken darüber verfügen kann". Dagegen erkennt ihr Gesetz „keinen Dienerstand an; nur über Dienstleistungen und Entschädigungen dafür kann eine gegenseitige Verbindung stattfinden zwischen dem Arbeitenden und dem, der ihn dafür gebraucht". — Die Constitution von 1791 hatte noch einen „Stand der Hausgenossenschaft, d. h. Dienstboten für Lohn" anerkannt und den Dienenden auch die Ausübung des „activen Bürgerrechtes" abgesprochen (3. Abschnitt, 1. Cap., 2. Abth., Z. 2), was — als Consequenz des vorangestellten Satzes, der den Dienerstand als solchen wegdecretirt — in der 1793er Constitution natürlich wegfiel. — Die 1789er Constitution führte einen, wenn auch minimalen Census (eine Steuerleistung mindestens im Werthe „dreier Tage Arbeit!") für die Zulassung zu den politischen Rechten ein; die Conventsverfassung ließ auch hier „unbedingte Gleichberechtigung" zu.

Mit der Schreckensherrschaft fiel die jakobinische Constitution. Die „Erklärung der Menschenrechte" in der dritten Verfassung (vom 23. September 1795) verläßt alsbald den abnormen Boden in der Erläuterung des Gleichheitsbegriffes, welchen die Constitution von 1793 mit Beihilfe der Guillotine nivellirt hatte, um sich der Definition der ersten gesetzgebenden Versammlung wieder zu nähern, nur mit Aufstellung eines republicanischen Princips an Stelle des zweiten Absatzes der Erklärung der „Constituante". — „Die Gleichheit besteht darin, daß das Gesetz für Alle das nämliche ist, ob es beschütze oder ob es strafe. Die Gleichheit läßt keinen Unterschied der Geburt, keine Erblichkeit der Gewalten zu." Die „gesellschaftlichen Unterschiede im allgemeinen Interesse" der ersten Erklärung der Menschen-

Digitized by Google

rechte übergeht die 1795er Constitution mit Stillschweigen; die Nichtanerkennung eines Dienerstandes ist dagegen einfach aus der 1793er Declaration herausgestrichen! Ob mindestens für gewisse öffentliche Aemter eine persönliche Qualification nöthig sei, läßt die dritte Verfassung zwar unerörtert, aber sie streicht doch jene Declaration ihrer Vorgängerin, welche die Befähigung bei jedem Wahlresultate (auch zu Richterstellen u. s. w.) im voraus gesetzlich supponirt. Vorne, in der Erklärung des Eigenthumsrechtes, bleibt sie ziemlich bei der Textirung der vorherigen Verfassung, allein sie stellt der Declaration „der Rechte des Menschen und Bürgers" ganz förmlich eine solche „der Pflichten" gegenüber, in welcher es heißt (8.): auf der Erhaltung des Eigenthums beruhen der Ackerbau, alle Erzeugnisse, alle Quellen der Arbeit, die ganze gesellschaftliche Ordnung." — Zur Ausübung der öffentlichen politischen Rechte wird wiederum ein Census verlangt, die Leistung irgend einer „Grund- oder Personalsteuer" und ebenso werden auf's Neue die Bürgerrechte suspendirt (13, 3) „durch Lohndienerstand im Dienste einer Person oder Haushaltes", der also nach den zwei Schreckensjahren wieder gesetzlich anerkannt ist. Ja, dieses Werk des Abgeordneten Boissy d'Anglos geht in der Befugniß, die Zulassung der Bürger zu den politischen Rechten gesetzlich zu beschränken und eine verfassungsmäßige Ungleichheit aufzurichten, so weit, daß es einen Termin (von 9 Jahren) bestimmt, nach dessen Ablauf kein junger Mann mehr in das Bürgerverzeichniß eingeschrieben werden solle, welcher nicht beweise, „daß er lesen und schreiben und ein mechanisches Handwerk (darunter auch der Ackerbau begriffen ist) treiben kann". — Das wurde, mit Zustimmung der Urversammlungen, als Landesgrundgesetz erklärt. Die „Reaction" gegen den unbedingten Gleichheitsgedanken hatte also bereits begonnen, das Corollat der Gleichberechtigung in der Bedingung der persönlichen Befähigung war — in thesi wenigstens, wenn auch in seltsamer Form — wieder zu Ehren gekommen.

Hatte die (erste) Nationalversammlung, wie wir gesehen, nach Aufhebung aller Specialverbände und Corporationen, die Nothwendigkeit, nunmehr von Staatswegen für die Armen und Unglücklichen durch „eine allgemeine Anstalt" einzutreten, erkannt und zugleich durch ihren Humanitätseifer sich hinreißen lassen, in der (ersten) Constitution auszusprechen, es habe dieselbe auch für Beschäftigung arbeitsloser Armen Fürsorge zu tragen, und war die Conventsverfassung darin so weit gegangen, in ihrer Erklärung der Menschenrechte den Satz aufzunehmen (21.): „die Gesellschaft übernimmt als eine heilige Schuld den Unterhalt der in Unfall gerathenen Bürger, sei es, indem sie ihnen Arbeit gibt, oder denen, welche arbeitsunfähig sind, die Mittel ihrer Existenz versichert," — so macht sich die Directorialconstitution von 1795 von dieser unmöglichen Last ganz und gar frei, indem sie für Armuth, also auch für Arbeitslosigkeit lediglich gar keine Fürsorge trifft. Der Mißbrauch, den der Auswurf der Gesellschaft, die blut- und mordgierigen Banden des Jakobinerklubs, zwei Jahre lang getrieben, muß wohl diese klaffende Lücke in dem Nivelirungsstaate veranlaßt haben, obwohl die 1795er Verfassung nicht weniger als 377 Paragraphe zählt. Das Eine Extreme hatte das Andere zur

Digitized by Google

unmittelbaren Folge. — Ein Census für die Berechtigung zum activen Bürgerrechte im Allgemeinen war in der Verfassung von 1975 nicht verlangt; dafür wurden nun die Wahlen indirect gemacht und für die aus den Urversammlungen hervorgehenden Wahlmänner ein relativ bedeutender Grundbesitz (100 bis 150 Taglohn Ertrag) oder Pachtertrag (200 Taglohn Erträge) erforderlich; also immerhin eine persönliche Qualification, welche die unbedingte Gleichberechtigung Aller negirte.

Wir können uns in Betreff der nachfolgenden Verfassungen Frankreichs kürzer fassen, da sie meist von principiellen Declarationen Abstand nehmen, während der Begriff der Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetze in thesi von da ab als selbstverstanden die gesammte Gesetzgebung durchdringt. Die Consularverfassung von 1799 anerkennt zwar allen französischen Bürgern (mit Ausnahme der Privatdiener) die Wahlbefugniß, beharrt aber bei indirecten Wahlen und läßt aus der Zahl der gewählten Wahlmänner (= $^1/_{10}$ der Gesammtheit der Bürger) die Mitglieder des gesetzgebenden Körpers, das Tribunal, die Consuln, Cassationsrichter u. s. w. von dem Senate aus wählen, der zunächst von vier durch Napoleon namentlich bezeichneten Männern auf Lebenszeit (und mit großen Dotationen) ernannt wurde! — 1802 wird bereits bestimmt, daß die Municipalräthe aus der Zahl der Hundert Höchstbesteuerten gewählt werden müssen. Die Mitglieder der departementalen Wahlcollegien (1 auf 1000 ansässige Bürger) sind lebenslänglich und werden aus den Höchstbesteuerten ausgewählt. Endlich hebt die Imperialverfassung (Senatus Consultum vom 18. Mai 1804) selbstverständlich die republicanische Gleichberechtigungsidee der Constitution seit 1793 auf.

Die Charte Ludwig XVIII. (vom 4. Juni 1814) nahm wieder den Gleichheitsgedanken in seiner politischen Bedeutung, formulirt als Verfassungsvorschrift auf, und zwar — offenbar um die hohe Bedeutung zu accentuiren — in den ersten Artikeln. „Die Franzosen sind gleich vor dem Gesetze, welches auch sonst ihr Titel oder ihr Rang sei. — Sie tragen, ohne Unterschied, nach Verhältniß ihres Vermögens, zu den Lasten des Staates bei. — Sie sind alle, ohne Unterschied, zu den Civil- und Militärämtern zulässig. — Ihre persönliche Freiheit ist gleicher Weise verbürgt ꝛc. — Jeder übt seine Religion mit gleicher Freiheit und erhält für seinen Cultus den nämlichen Schutz u. s. w." — Eine zum Theile erbliche Pairie; Census für die Berechtigung zum activen Wahlrechte (300 fl. directe Steuer), wie zum passiven (1000 fl.) in die Deputirtenkammer u. s. w. begründete die Ausübung der politischen Staatsbürgerrechte; Anerkennung des neuen (Napoleonischen) Adels und Wiederherstellung des alten (vor der Revolution bestandenen), jedoch „ohne irgend eine Befreiung von den Lasten und Pflichten der Gesellschaft" auf der einen, Unabsetzbarkeit der Richter und Verbürgung des Forums seiner „natürlichen Richter" für Jedermann, nebst Beibehaltung der Geschwornengerichte in der Criminaljustiz auf der anderen Seite gaben der Gesetzgebung ihre positiv rechtlichen Ausgangspunkte.

Die Charte von 1830 nahm die ersten Sätze (über die Gleichberechtigung) unverändert aus dem Werke Ludwig XVIII. auf. Die Erblichkeit der

Digitized by Google

Pairie wurde zwar (1831) aufgehoben und der Census für das Wahlrecht herabgesetzt, in den diesfallsigen Principien aber nichts geändert.

Die Revolution im Februar 1848, ursprünglich veranlaßt durch eine Reformbewegung für Herabsetzung des Wahlcensus — also nur für eine mindere Begrenzung der politischen Rechte, ohne den Anspruch auf unbedingte staatsbürgerliche Gleichberechtigung —, die Pariser Februarrevolution führte erst dem gesammten Europa die Consequenz des politischen Axioms von der Gleichberechtigung mit gleichzeitiger Voraussetzung der Gleichbefähigung aller Staatsbürger auf die sociale Construirung der bürgerlichen Gesellschaft recht deutlich vor Augen. — „Das liberale Bürgerthum“ war überholt, „der vierte Stand“ versuchte seine Gleichberechtigungsbegriffe in das positive Staatsrecht einzuführen. „Das Recht auf Arbeit“ wurde laut proclamirt; die „nationalen Werkstätten“ auf Staatskosten errichtet; in diesen der Faule wie der Fleißige, der Geschickte wie der Tölpelhafte mit dem gleichen Tagelohne bedacht, während im Luxemburg-Palaste von den Führern der Partei diese Ausbeutung der Gleichberechtigungstheorie förmlich in Princip gebracht werden wollte. Die den aufgeregten Ouvriers angebotenen öffentlichen Arbeiten in den Departements mißfiel denselben, und nur die in den Tagen vom 22., 23. und 24. Juni (1848) in den Straßen von Paris geschlagene Schlacht, welche mit der Niederlage der Aufrührer endete, hatte zur Folge, daß die für kurze Zeit wieder erstandene Republik die neuen socialen Theorien von der Gleichberechtigung Aller mehr in Form von Moralvorschriften, als mit dem kategorischen Imperativ des Gesetzes formulirte.

So wurde gleich Eingangs der Verfassungsurkunde als Zweck und Zielpunkt der republicanischen Form — fast im Tone der Entschuldigung — dargestellt: . . . „alle Bürger, ohne abermalige gewaltsame Erschütterung, durch die allmälige und beharrliche Einwirkung der Institutionen und der Gesetze zu einem stets höheren Grade der Sittlichkeit, der Kenntnisse und der Wohlfahrt gelangen zu lassen.“

Dieser (eher philantropisch als staatsrechtlich klingende) erste Satz wurde sodann durch eine höchst moralische und staatspädagogische Verfassungsbestimmung (Art. 7) ergänzt, welche den Bürgern zur Pflicht macht, „das Vaterland zu lieben“ u. s. w., sich „durch Arbeit Existenzmittel, durch Fürsorge Hilfsquellen für die Zukunft zu sichern“, zum Gemeinwohle „durch gegenseitige brüderliche Hilfe beizutragen, zur öffentlichen Ordnung durch Beachtung der Moral- und der bürgerlichen Gesetze, welche die Gesellschaft, die Familie und den Einzelnen beherrschen“.

Mehr in's Praktische greift der nachfolgende Artikel (8). „Die Republik muß den Bürger in seiner Person, seiner Familie, seinem Eigenthume, seiner Arbeit schützen, für Jeden den für alle Menschen unentbehrlichen Unterricht zugänglich machen; sie muß durch einen brüderlichen Beistand den Unterhalt der bedürftigen Bürger sichern, sei es indem sie ihnen — innerhalb der Grenzen ihrer Hilfsmittel — Arbeit verschafft, sei es durch Unterstützung von Arbeitsunfähigen, welche eine solche nicht von ihrer Familie erhalten können“.

Die „Gleichheit“ war neben der Freiheit und der Bruderschaft (fraternity) als Symbolum der Verfassung an die Stirn geschrieben worden.

Digitized by Google

Der Unterricht soll frei sein, allein die Ertheilung desselben von gesetzlicher Befähigung abhängen und unter Staatsaufsicht stehen. Die öffentlichen Stellen sind Allen zugänglich, je nach Verdienst und den „gesetzlichen Bedingungen.“ Die Adelstitel sind abgeschafft. Der Orden der Ehrenlegion aber wurde beibehalten, nachdem ein Deputirter, welcher auf der Rednerbühne die Ordensdecorationen „hochets de la vanité“ genannt und für die Aufhebung der Ehrenlegion gesprochen hatte, von dem Pariser Volke gröblich insultirt und bedroht worden war. Folgt der bedeutungsvolle Artikel 13: „Die Verfassung verbürgt den Bürgern die Freiheit der Arbeit und des Gewerbefleißes. — Die Gesellschaft begünstigt und verbürgt die Entwicklung der Arbeit durch den unentgeltlichen Elementarunterricht, durch die gewerbliche Erziehung (l'education professionelle), durch die Gleichheit in den Verhältnissen zwischen Arbeitgeber (patron) und Arbeiter, durch Fürsorge- und Credit-Einrichtungen, durch Ackerbau-Anstalten, durch freiwillige Associationen und die Veranstaltung — durch den Staat, die Departements und die Gemeinden — solcher öffentlicher Arbeiten, welche geeignet sind zur Verwendung unbeschäftigter Hände; sie gewährt Beistand den verlassenen Kindern, den Siechen (infirmes) und denjenigen mittellosen Greisen, denen ihre Familien keine Hilfe zu leisten vermögen“.

Die politischen (Wahl-) Rechte, sowohl die activen als die passiven, wurden allen Franzosen zuerkannt, dasselbe suffrage universel et direct, welches — nach zwei Jahren — dazu diente, den Umsturz der Republik zu legalisiren und das erneute Napoleon'sche Kaiserthum mit der Weihe der Volksabstimmung zu versehen. Diese Interpretation des Satzes von der eo ipso politischen Gleichberechtigung aller Staatsbürger, durch den Convent erstmals aufgestellt, von allen den späteren Staatsverfassungen wieder beseitigt, ist seit der Revolution von 1848 bis zur Stunde französisches Staatsrecht geblieben. Dafür entzog sie allen aus öffentlichen Mitteln bezahlten Beamten (und selbst denen, welche es gewesen!) die Befähigung zur passiven Wahl in dem betreffenden Departement oder Bezirk.

Es folgte (2. December 1851) „der Staatsstreich“ des zum Präsidenten der Republik erwählten Prinzen Louis Napoleon und das „Plebiscit“ vom 20. und 21. December, durch welches demselben die oberste Staatsgewalt auf zehn Jahre mit der Befugniß einer Umgestaltung der Constitution, mit Beibehaltung und Ausdehnung des allgemeinen Stimmrechtes für die Repräsentantenwahlen neben einer zweiten Versammlung aus „allen Illustrationen des Landes, als mäßigender Gewalt (pouvoir pondérateur) und Hüterin des Grundvertrages und der öffentlichen Freiheiten“ übertragen wurde. Daß diese „Mittelgewalt“ aus lebenslänglichen und unabsetzbaren „Senatoren“ — vom Präsidenten der Republik ernannt — mit großen fixen Bezügen bestehen soll, wurde nicht als Verletzung der Gleichheit, „die großen Principien, die im Jahre 1789 verkündet wurden, und welche die Grundlage des öffentlichen Rechtes der Franzosen bilden“, angesehen. — Am 7. November 1852 erklärte ein „Sénatus-consulte“ Ludwig Napoleon Bonaparte zum Kaiser der Franzosen mit Erblichkeit der Kaiserwürde in der Napoleon'schen Familie und dem ihm persönlichen Rechte der eventuellen

Digitized by Google

Adoption. Mit dem vielgepriesenen suffrage universel, das Louis Napoleon der Nationalversammlung als dictatorischen Trumpf entgegenwarf, war die bürgerliche und politische Gleichberechtigung aller Franzosen zur Uebung ihres Einflusses auf die Führung der Staatsgesellschaft — ohne jegliche Beachtung ihrer Befähigung, ohne Rücksicht auf die Bürgschaft, welche ihre Stellung im bürgerlichen Leben, ihre Nahrungsverhältnisse, ihre vorhandene oder auch völlig mangelnde geistige Ausbildung bieten — staatsgrundgesetzlich sanctionirt. Gleich wie in dem alten Rom die Aufhebung der Wahlberechtigung nach Comitien (unter deren Herrschaft die Republik, bei erhabenen Beispielen von Bürgertugend, zur Macht und Größe emporstieg) durch die Einräumung aller activen Staatsbürgerrechte an sämmtliche römische Bürger aller Kategorien, ohne irgend einer Schranke oder Unterscheidung, das souveräne Volk zur Anforderung von „Brod und öffentlicher Unterhaltung" (panem et circenses) an die Staatsgewalt, als sein natürliches Recht und unabweisbaren Anspruch, mit kaum zu bestreitender logischer und praktischer Schlußfolgerung führte, so mußte auch das Napoleon'sche Grundprincip zur Folge haben, factisch „das Recht auf Arbeitsanweisung", natürlich gegen reichliche Entlohnung, aller Arbeitsuchenden anzuerkennen, indem man in Paris und allen anderen großen Städten unaufhörlich riesenhafte Luxusbauten auf Staats- und Communalkosten ausführte, überdies durch Gewaltsmaßregeln und unnatürliche Combinationen die Preise der wichtigsten Lebensmittel auf einem obrigkeitlich bestimmten Maximum zu erhalten strebte, ohne Rücksicht auf die nach Anbot und Nachfrage, Vorrath und Bedürfniß sich regulirenden Marktpreise. Daß für diese — den mathematischen Gesetzen der Verkehrsverhältnisse zuwiderlaufende — politisch-socialen Aushilfsmittel die Staatsschuld im Verlaufe weniger Jahre verdoppelt, die Schulden der größeren und kleineren Städte verdreifacht und vervierfacht, eben dadurch die Bedürfnisse der öffentlichen Cassen und die zu ihrer Deckung nöthigen Umlagen in fast gleichem Maßstabe gesteigert, daß in Einem Worte im letzten Resultate der Lebensunterhalt für alle Stände unendlich vertheuert wurde, das konnte den fehlerhaften Cirkel nicht mehr beseitigen lassen. Kommt in der natürlichen Entwicklung der geistigen, physischen und gewerblichen Thätigkeit in der bürgerlichen Gesellschaft, durch ideale wie exacte Wissenschaft, durch Kunst, Industrie, Handel und rationell fortschreitenden Ackerbau, eine größere Menge von Lebensbedürfnissen und Annehmlichkeiten ganz nothwendig auch einer größeren Menge von Menschen zu Gute, so straft sich, mit derselben mathematischen Unfehlbarkeit, um so bitterer, und zumeist an derselben größeren Menschenmenge, der naturwidrige Versuch, mit Experimenten, welche diesen unwandelbaren Gesetzen widerstreiten, Forderungen Genüge zu leisten, welche eine gesunde Volks- und Staatswirthschaft in ihren obersten Grundsätzen untergraben.

Gleichberechtigt an Sonnenschein und Luft, an Regen und Thau sind Ysop und Cederpalme; wie aber Jener in bescheidenem Raume vegetirt, diese ihre Krone weit umher entfaltet, so geht diese Ungleichheit stufenweise durch die ganze Natur, selbst durch die Pflanzenindividuen derselben Specie. Bei den Menschen ist sie, wenn auch nicht ausschließlich, doch vorzugsweise durch die physischen, weit mehr noch durch die geistigen und moralischen

Eigenschaften begründet. Der Schwache, der Geistesbeschränkte, der Faule, der Unwissende, leider auch der Kränkliche und Krüppelhafte bleiben im Erwerbe der Güter, wie in ihrer Nützlichkeit für die Gesammtheit, nothwendig hinter dem Starken, dem Intelligenten, dem Fleißigen, dem Unterrichteten zurück. Nehmt den Letzteren die Sicherheit, die Früchte ihrer Anstrengungen ihren Kindern oder Angehörigen voll zuzuwenden, oder beschränkt sie darin, so ist der stärkste Hebel ihrer Thatkraft vernichtet. Die Verarmung des Gemeinwesens muß die nothwendige Folge sein, allmälig dann gleichheitliches Elend und Verdummung. Die Gesetze werden aber immer, mehr oder weniger, das Gepräge ihres Ursprungs tragen, in dem Geiste derer verfaßt sein, von welchen sie mittelbar oder unmittelbar ausgehen. Herrscht die Aristokratie, so wird sie Amt, Ehre und die Verfügung über die Erträgnisse, wie über die Organismen des Gemeinwesens, möglichst den bevorzugten Familien zu wahren suchen. Die Geburt entscheidet vorzugsweise, nicht aber Talent, nicht Kenntniß, nicht Bürgertugend. Die unter ihr stehenden Kategorien sind zu gleicher politischer Ungleichheit verdammt. Das entgegengesetzte Extrem, welches lediglich keine Unterscheidung zuläßt, und das seinen Ausdruck im allgemeinen Stimmrechte findet, das Alle als einsichtsvoll, Alle als patriotisch voraussetzt, führt (wie neuere und ältere Erfahrungen übereinstimmend beweisen) direct entweder zur Pöbelherrschaft der Städte, zu einer Pariser oder Karthagenaer Commune, oder zur Pfaffenherrschaft, wenn die ignorante Landbevölkerung prädominirt, oder schließlich zur schnödesten, corrumpirendsten Despotie mit demokratisirendem Mummenschanze. Die nichtsbesitzende und nichtswissende Masse, im Besitze der letztentscheidenden Elemente für die oberste Gesetzgebungsgewalt, muß entweder corrumpirt werden, was unschwer zu erzielen ist, oder corrumpirt sie alle gesunden staatlichen Grundlagen und gesellschaftlichen Organismen; meistens laufen beide Wirkungen parallel.

Der große Staatsrechtsforscher Montesquieu sagt mit Recht: „Man hat allzuhäufig die Macht des Volkes mit der Freiheit des Volkes verwechselt. Demokratie und Aristokratie bilden durch ihre Wesenheit noch keine freien Staaten. Wahre politische Freiheit findet sich nur in Staaten gemäßigter Verfassungsform.“ (Geist der Gesetze. XI. Buch.)

Freisinn, Liberalismus — die edlen Blüthen unserer Zeit, leider allzu oft überrankt von absolutistischen Traditionen und demagogischen Vorspiegelungen — öffnen weite Schranken dem Einflusse der Staatsbürger auf die Führung der öffentlichen Angelegenheiten und die Richtung der Gesetzgebung. Sie gewähren Allen die Möglichkeit, zu activen politischen Rechten zu gelangen, durch Fleiß, durch Kenntnisse, durch rechtschaffenes Streben; sie fördern sie durch weitverbreiteten Unterricht, durch gemeinnützige Institutionen aller Art. Um des Staates, der Gesellschaft, der Cultur und Humanität willen müssen sie aber dabei selbst die Voraussetzungen formuliren, unter welchen das Gemeinwesen die Bürger zur politischen Action befähigt anerkennt. Gleichheit vor dem Gesetze ist himmelweit verschieden von der widernatürlichen Präsumtion gleicher Befähigung aller Staatsangehörigen zur mittelbaren oder unmittelbaren Einflußnahme auf die Gesetzgebung und — durch die legislative Versammlung — auf die Führung der Staats-

Digitized by Google

geschäfte und der Staatsregierung. Mag sein, daß in kleineren Gemeinschaften mit annähernd gleichem Bildungsgrade der Genossen „auch eine solche grundgesetzliche Gleichstellung ohne allzu große Nachtheile bestehe; größere Staatsgesellschaften muß eine solche Verwechselung der Begriffe um so gewisser zum Untergange führen, je verschiedener die moralische und intellectuelle Ausbildung ihrer Stämme und Volksclassen ist. Die staatliche Berechtigung zur Theilnahme an der politischen Action, das heißt mit anderen Worten zur politischen Macht, ohne Nachweis irgend einer bürgerlichen Befähigung (sei es durch einen Besitz oder ein selbständiges Gewerbe, sei es durch ein, wenn auch mäßiges Maß von Kenntnissen oder durch gesetzliche Leistung zu den öffentlichen Lasten u. s. w.), führt früher oder später zu der selbstgefälligen, aber naheliegenden Consequenz einer eben so bedingungslosen Berechtigung zum Genusse der „guten Dinge des Lebens", zur Idee des schrankenlosen Socialismus und Communismus. Der gesunde Gedanke der Selbsthilfe im bürgerlichen Leben wird damit in dem gesellschaftsmörderischen der Staatsfürsorgeverpflichtung gegen alle Einzelne verderbt.

Wir glauben nunmehr genüglich nachgewiesen zu haben, wie der im Volksbegriffe und auch in den Bestimmungen neuerer Gesetzgebungen unklare Gedanke von der natürlichen Rechtsgleichheit (wie vernunftrechtlich begründet er auch in seiner primitiven Bedeutung ist) zu einem großen Theile zur Verkennung der durch die Natur der Dinge gegebenen unabänderlichen Verhältnisse, sowie zur Mißachtung der unerläßlichen Bedingungen der Wohlfahrt, ja der Existenz der staatlichen Gesellschaft geführt hat. Dadurch ist dem Principe des echten Freisinnes, welches die Rechtsgleichheit in ihrer reinen Bedeutung als eine der werthvollsten Errungenschaft der Neuzeit in sich faßt, ein Bastardkind unterschoben werden, das den ehrenfesten Namen des angeblichen Vaters mit Schmach bedecken, die staatliche Gesellschaft in ihren Grundlagen erschüttern kann, wenn nicht rechtzeitig und mit Mannesmuth es desavouirt und durch umsichtige Vorkehr und Energie das Gemeinwesen vor den Folgen seiner Extravaganzen und Begriffsverkehrungen bewahrt wird.

Ganz dasselbe Verhältniß hat sich aus dem Gedanken der nationalen Gleichberechtigung herausgebildet, nur daß die Verkennung der socialen Tragweite sich mehr auf das politische Feld hinüberzieht. Wie die allgemeinen Menschenrechte in allen Individuen gleichmäßig geehrt, Recht und Gesetz gleich für Alle sein und geübt werden müssen, so darf nach dem Rechtsgefühle einer vorgeschrittenen Zeit auch kein Volksstamm — keine Nationalität, wie man es jetzt nennt — im öffentlichen Rechte gegen Andere benachtheiligt oder bevorzugt werden. Diese vernunftrechtliche Gleichstellung der in einem und demselben Staatsverbande lebenden Volksstämme schließt (genau wie in Betreff der einzelnen Staatsbürger) die Verpflichtung ein, daß jeder der Volksstämme, nach Maßgabe seiner Mittel, zu den Erfordernissen, der Erhaltung und den obersten Zwecken der Gesammtheit beitrage und mitwirke, dem entsprechend auch die Berechtigung, nach Verhältniß seiner Leistungen zum Wohle und dem Erblühen des Reiches, gesetzlichen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten üben zu dürfen. Dieses in der Gerechtigkeit begründete, durch die Natur der Dinge unweigerlich gebotene Verhältniß antasten und bekämpfen, ist im Wesentlichen nichts Anderes als politischer

Digitized by Google

Communismus, dessen Obsiegen nicht minder als das seines socialen Geistesvetters, nothwendig zur Uncultur, zur Verarmung, zuletzt zum Untergange des Staates führt. Belegen wir das mit naheliegenden Zuständen sine ira et studio. Seit mehr als einem Jahrtausende, von Ulphilas und Eigenhart bis Humbold und Goethe und bis auf die wissenschaftlichen und geistigen Heroen unserer Zeit, arbeiten alle deutschen Volksstämme in friedlichem Wetteifer mit den anderen hervorragenden Culturnationen Europas; sie haben der Nation eine Masse von Bildung, Wissenschaft, Kunst, industrieller, finanzieller, volkswirthschaftlicher und vor Allem geistiger Kraft geschaffen und in ihr admassirt, von dem der deutsch-österreichische Volksstamm seinen redlichen Theil dem österreichischen Gesammtvaterlande als Einbring- und Errungenschaftscapital zu gemeinsamem Nutzen verwendet. Mit diesem Grundstocke ist Oesterreich zur Großmacht erwachsen und zu einer der großen staatlichen Sammelstätten der europäischen Civilisation; durch diesen Grundstock seiner Kraft erhob es sich vor unseren Augen zu der noch erhabeneren Stellung eines freiheitlichen Verfassungsstaates, unter dem Schutz und Schirm der angestammten, alten Dynastie. Seine Grundgesetze, seine Institutionen bieten allen Staatsangehörigen, ohne Unterschied der Abstammung, der Nationalität, selbst ohne Unterschied des Bildungsgrades, gleichen Rechtsschutz, gleiche Freiheit, gleiche Zulässigkeit zu bürgerlichem Betriebe und bürgerlichen Ehren, zu politischer Thätigkeit in Gemeinde, Kronland und Gesammtvertretung der Staatsbürger. Die Schätze, welche die Deutschen angesammelt haben in allen Speculationen und in allen exacten Wissenschaften, in volkswirthschaftlichen und technischen Fortschritten, in Humaniora und in Humanität, sie stehen allen anderen Stämmen Oesterreichs zur brüderlichen Mitbenutzung und zur praktischen Ausbeutung offen; und in der That, das Meiste, was sie davon besitzen, haben sie aus dieser Fundgrube geschöpft; ihre besten Männer, einen Rokitanski, einen Skoda, einen Karayan, hat es hingezogen zu diesem reichströmenden Born, an dem sie geehrt und hochgehalten wurden von der gesammten Bevölkerung deutscher Zunge. — Ein solches Verhältniß, sollte man denken, entspricht vollständig dem lauteren, edlen Gedanken der nationalen Gleichberechtigung. Da warf sich — wie in dem von der individuellen und politischen — der socialistische und communistische Auswuchs der an und für sich dem reinen Vernunftsrechte entsprechenden Idee in die staatsrechtliche Bestimmung, die Gleichberechtigung entäußernd der moralischen Voraussetzung gleicher Leistung, sie vergiftend mit dem trotzigen Anspruche auf gleichen Genuß der Lebens- und Culturgüter, ohne Unterscheidung nach Besitz und Befähigung. Denn ein Anderes ist es wohl kaum, wenn für Sprachen ohne Literatur, für Idiome, in denen die philosophischen, die juridischen, die technischen Begriffe oder Dinge noch nicht einmal einen festen, allgemein verständlichen Ausdruck gefunden haben, Gleichberechtigung mit der deutschen in Gericht, Amt, Mittel- und Hochschule verlangt werden, als wenn der Ouvrier vom Staate die Anweisung gut gezahlter Arbeit als Rechtsanspruch heischt, selbst ohne Beleg für seine Kunstfähigkeit. Zur selben Ideenverwirrung gehört es, wenn die Internationale den Handarbeitern predigt, sie müßten die Spitze des Staatsgebäudes nach Unten kehren, und wenn das Nationalitätsgefühl angespornt wird, die

Digitized by Google

staatliche Einheit zu zerreißen. Die Extreme sind eben, ihrer innersten Natur nach, exclusiv bis zum Terrorismus, der echte Freisinn aber bietet Raum zum friedlichen Zusammenleben Aller, so sie nur dem Ausdrucke des Gesammtwillens, den Vorschriften des heilig zu haltenden Gesetzes sich beugen. Die freie Schweiz, die ehrwürdige und doch stets jugendfrische helvetische Eidgenossenschaft ist die glänzendste Widerlegung der Behauptung, jede Nationalität müsse ihre Sonderstellung im Staate haben neben den Anderen, oder gar den specifischen Inhalt des Gemeinwesens bilden. Gleichberechtigt, im unverfälschten Sinne des Wortes, leben in der Schweiz deutsche, französische und italienische Volksstämme, sogar auch Romanen, durch Freiheit, Cultur und Liebe zum gemeinsamen Vaterlande geeint, als Bundesbrüder mit einander, und weder die Altkantone, noch die „nation génévoise“ denken daran, ihre einstige historische Sonderexistenz aus staubbedeckten Documenten gegen die immer enger sich aneinanderschließenden Institutionen ihres gemeinsamen gesetzgebenden Körpers in's Feld zu führen.

Wie aus der Eigenschaft der Sparsamkeit das Laster des Geizes, aus dem Naturtriebe der Selbsterhaltung der Egoismus, aus der Lebensfreudigkeit Verschwendung, aus religiösem Sinne Zelotismus, aus politischer Ueberzeugung Parteienwuth entspringen, wenn nicht ernste Selbstprüfung und ethisches Gefühl den an und für sich löblichen und berechtigten Eigenschaften Maß und Schranke setzen, so führt auch die dem Sittengesetze der Menschheit entsprungene Idee der Gleichberechtigung in ihrem Uebermaße, in ihrer Ausbeutung bis zum Extreme, so in bürgerlicher, socialer, wie nationaler Beziehung, zur Pervertirung der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung, verwandelt das Recht in Unrecht durch Ueberschreitung der politischen und moralischen Rechtssphäre. — Andeutungen und Belege dafür zu geben, wie diese Auswüchse in dem socialen und eben so in dem nationalen Gleichberechtigungsgedanken aus denselben Irrschlüssen entspringen, in ihren rücksichtslosen, leidenschaftlichen Consequenzen, von zwei verschiedenen und doch aus dem gleichen Mittelpunkte ausgehenden Angriffen die gesellschaftliche und staatliche Existenz, zumeist aus Mißverstand des Grundprincips, bedrohen, ist Zweck gegenwärtiger Studie. Wie den bezeichneten Mißdeutungen, durch Klärung des ursprünglich reinen und humanitären Princips, entgegen zu arbeiten, däucht uns würdige Aufgabe denkender, die Zukunft der Staaten und der bürgerlichen Gesellschaft in's Auge fassender Staatsmänner.

Digitized by Google

Eigenes und Fremdes.

Gedichte von

F. G r o ß.

Stilles Glück.

Dieweil auf sturmgepeitschten Oceanen
Ihr rastlos ringt um neue Lorbeerkronen,
Nach Purpur strebet und nach Dichterthronen,
Vergönnet A n d r e n ihre s t i l l e n Bahnen!

Und sorgt ihr für den späten Ruhm der Manen,
So gibt's auch in den ruhmesarmen Zonen
Ein echtes Glück, das Menschenherz zu lohnen,
Ein friedenvolles Glück auf e n g e n Bahnen!

So Mancher, der umsonst gekämpft, gestritten,
Schafft endlich seine neue Welt im Kleinen;
Was er an Täuschung und an Schmerz erlitten,

Vergißt er lächelnd in dem Schooß der Seinen.
Kein Lorbeer blüht ihm aus des Hauses Mitten,
Doch wird ein trauernd Weib ihn einst beweinen.

Lied des Armen.

O Sorge, du rüttelst vergeben an mir,
Nicht beugst du mich unter dein Joch;
Bedrückst du mich peinigend schier,
Ich trotze, du Harte, dir doch!

Ich fühle die Wunde nicht, die du mir schlägst,
Weil stärker die Seele wie du,
Und ob du mir tausende Fallen auch legst,
Ich wahre mir Frieden und Ruh.

Verspritze dein Gift, ergötze dich dran,
Du Schlange, mit züngelnder Lust!
Du kannst nicht entreißen dem tapferen Mann
Den Gott aus der menschlichen Brust.

Digitized by Google

Ein Traum im Traume.

(Nach dem Englischen des Edgar Allan Poë.)

Ich will bekennen dir zum Schluß,
Bevor ich von dir scheiden muß
Mit diesem, meinem letzten Kuß:
Du hast in meiner Seele recht gelesen,
Mein ganzes Leben ist ein Traum gewesen.
Die Hoffnung bleibt nicht, sie entschwebt,
Ob träumend oder wach gelebt
Der Sterbliche, den sie durchbebt.
Denn Alles, was wir sind und was wir sehen,
Ist nur ein Traum im Traum, ist ein Verwehen.

Goldkörner hielt ich in der Hand,
Als ich am Meeresufer stand;
Sie rollten fluthenwärts vom Land,
Entglitten mir und sanken in die Tiefen,
All' meine Thränen nicht zurück sie riefen.
Ist so gering denn meine Kraft,
Daß sie kein einzig Korn umrafft,
Nicht Eines neu zur Stelle schafft?
Ist alles, was wir sind und sehen,
Ein Traum im Traum, nur ein Verwehen? . .

Das Glück.

(Nach dem Englischen des Edgar Allan Poë.)

Mit hellem Sang,
Die Tage lang,
Zog durch die schattenreichen Auen,
Durch Haideland,
In Sonnenbrand,
Ein Ritter, um das Glück zu schauen.

Betrübt und matt,
Des Wanderns satt,
(Sein Haar begann schon zu ergrauen)
Hatt' er nicht Weg,
Hatt' er nicht Steg
Gefunden, um das Glück zu schauen.

Als er erschlafft,
Gebeugt an Kraft,
Huscht' ihm ein Schatten vor die Brauen.
„O Schatten sprich,
Wohin muß ich
Denn wandern, um das Glück zu schauen?"

Digitized by Google

„„Im Monde bleich,
Das Felsenreich,
Das Thal, wo Schatten nur und Grauen,
Durchziehe dann,
O Rittersmann —
So wirst am Ende du das Glück erschauen““ ...

Grabschriften.

(Nach dem Spanischen des Martinez de la Rosa.)

Dies Grab ward einem großen Arzt bereitet;
Der Todesengel steht an seiner Gruft,
Der ihn im Leben allezeit begleitet.

*

Hier ruhet eine Frau, so brav und frumm,
Daß niemals sie ein lästernd Wort gesprochen.
Sie war von ihrem ersten Tag' an stumm.

*

Verwandte sind hier einig und im Frieden;
Wer zweifelt dran, daß wirklich sie verschieden?

*

Den Todten zwingt Gesetz nicht, zwingt kein Richter,
Drum wurde dieser kostenfrei beerdigt.
Man fand bei ihm kein Geld — er war ein Dichter.

*

Blas freut im Grabe sich, weil er allein
Und ohne Schwiegermutter todt darf sein.

*

Er war Cassier an seines Lebens Stätte,
Und irrte rechnend niemals so, daß er
Zu seinen Gunsten nicht geirrt sich hätte.

*

In diesem Grabe liegt ein Alchymist,
Der Gold aus Kupfer machen wollte
Und drum den Hungertod gestorben ist.

*

Man streitet um die Grube in der That,
Bevor der Todte noch begraben ist?
Nun ja, der Todte war ein Advocat.

*

O woll' dem Armen ein Almosen geben,
Doch klingle mit dem Gelde nicht zu stark,
Du weckst den Wuchrer sonst zu neuem Leben.

*

Digitized by Google

Verleumdung war im Leben seine Stärke.
Doch still! . . damit der Todte nichts bemerke.

*

Es ruhet eine Jungfrau hier:
So lang sie lebte, schön an Leib,
An Gütern reich, und taub und stumm —
O warum ward sie nicht mein Weib!

*

Die Schwiegermutter und der Schwiegersohn,
Sie ruh'n in Einem Grab, die Zwei;
Es fehlt der Belzebub nur in Person,
Auf daß die Hölle fertig sei.

*

Zwei Lebemänner liegen hier entkräftigt,
Nicht minder als bei Lebzeit jetzt beschäftigt.

*

„Das Wasser höhlt den härtsten Stein,
Und durch die Erde bricht es, unermattet“ . . .
Ist das die Grabschrift eines Wasserträgers?
„Nein, Herr, es liegt ein Weinschenk hier bestattet.“

Schloß Moranville.

Von

Curt v. Zelau.

In eines Seees Wellen,
Da spiegelt sich so still,
Vom Silbermond beschienen
Das Schloß von Moranville.

Es ragt von hohen Felsen
Gar stattlich in die Fluth;
Vor Zeiten hauste d'rinnen
Manch' Ritter wohlgemuth.

Nun steht es längst verlassen
Das sagenreiche Schloß;
Die Mauern und die Zinnen
Deckt altes, graues Moos.

Der Wand'rer flieht die Stätte,
Biegt um den See herum,
Denn in den hohen Räumen,
So sagt man, geht es um.

Doch heut' an Ufers Rande
Ein schmucker Jüngling blond,
Blickt bald nach jenem Schlosse,
Bald nach dem blassen Mond.

Ein Weib, das jüngst im Traume
Entzückend ihm erschien,
Zog zu der Burgruine
Ihn zaubermächtig hin.

Die Landschaft war dieselbe,
Die er im Traum geschaut;
Kein Pfad, kein Busch, kein Hügel,
Der ihm nicht längst vertraut.

Noch späht er nach dem Schlosse,
Da wird es drinnen licht,
Und auf dem hohen Söller
Erscheint sein Traumgesicht.

Wie frischer Schnee erglänzte
Ihr luftiges Gewand,
Ihr dunkles Haar hielt lose
Ein leichtes, gold'nes Band.

Aus ihren blauen Augen
Sprach Lust und Schmerz zugleich;
Das Weib, es war an Zauber
So wie kein Zweites reich. —

Nach einem Liebeszeichen
Der Jüngling schmachtend blickt,
Die Rose wär' ihm theuer
Die ihren Busen schmückt.

„O sprich," ruft er, „Du Holde,
„Die Du im Traume sprachst,
„Als Du von Liebe plaudernd
„Mir weich im Arme lagst;

„Doch wären süße Worte
„Zur Stund' verwehret Dir,
„So gieb die weiße Rose,
„Ich nehme sie dafür!"

Sie winkt ihm zu — ein Lächeln
Auf ihrem Antlitz ruht —
Nimmt von der Brust die Rose,
Und wirft sie — in die Fluth.

Der Jüngling stürzt behende
Sich in den See hinein;
Nicht fern däucht ihm die Rose
Beglänzt vom Mondenschein.

Mit jugendstarken Armen
Theilt er der Wellen Meer,
Doch ach, die weiße Rose,
Weit vor ihm treibt sie her.

Da rastlos schwimmt er weiter
Der theu'ren Blume zu;
Ob auch die Kräfte schwinden,
Er gönnt sich keine Ruh.

Schon kann er nach ihr haschen,
Und sieh, der Griff gelingt;
Da — mit der Wunderblume
Der Jüngling untersinkt.

Der See erglänzt im Monde,
Die Nacht ist ernst und still;
Verschwunden ist das Fräulein
Vom Schlosse Moranville.

Digitized by Google

Ein Achtundvierziger.

Von

Hieronymus Lorm.

1.

Ich saß an meinem Schreibtische und dachte an nichts Arges — wenn es nicht zu unbescheiden ist, meine Beschäftigung mit literarischen Arbeiten als nichts Arges zu bezeichnen — da erhielt ich von der Post unter Kreuzband eine Todesanzeige, in welcher „die trauernden Hinterbliebenen Nachricht gaben von dem sie tief betrübenden Hinscheiden ihres innigst geliebten Vaters, respective Schwieger- und Großvaters Thomas Ledermann, auf seinem Gute Jaroschnigg im 78. Lebensjahre sanft und selig entschlafen."

Gar viele Menschen haben kein anderes Mittel mehr, sich unserem Gedächtnisse zu erneuern, als ihren Tod. So lange sie leben, ist Alles, was sie thun und denken, sprechen und treiben, so grenzenlos nichtig, flach und leer, daß wir selbst die verlorenste Secunde unseres Daseins noch für zu werth erachten, um sie mit der Erinnerung an Menschen auszufüllen, welche absolut nur zu dem Zwecke vorhanden waren, um Beiträge zu den Nullen zu liefern, die es der geographischen Statistik ermöglichen, eine Millionenzahl von Einwohnern auf das Papier zu zeichnen.

So urtheilt freilich nur, wer nach dem Nutzen, nach den bleibenden Resultaten fragt, von obscuren Menschenleben der Welt zurückgelassen. Man meint eben, der Allgemeinheit zu dienen, wäre die Aufgabe jedes existirenden Geschöpfes, und ihr wäre durch die Fortpflanzung der Gattung allein nicht schon genugsam gedient. Die Allgemeinheit ist jedoch ein bloßer Begriff und nichts ist grausamer und egoistischer als der scheinbar jedem Eigennutze entsagende, scheinbar jeder Selbstsucht enthobene Begriff und zumal der des Allgemeinen. Wer sich zum Anhänger und Sclaven desselben macht, der opfert fühllos tausend und aber tausend Einzelne zum Vortheile seines Begriffes, zu Gunsten einer fictiven Gesammtheit, auf die er allein alle Liebe und Humanität überträgt, deren sein Gemüth fähig ist. Für den vorgeschützten Zweck der Gesammtheit soll jeder Einzelne leben, obgleich er ihr — als Beweis des Imaginären jenes Zweckes — gar nicht fehlt, wenn er stirbt, was derselbe fanatische Begriffsanbeter, der die Forderung stellt, durch den Gemeinplatz ausdrückt: Niemand ist unersetzlich!

Digitized by Google

Ja wohl! Zu Allem, was für diese Welt gethan werden kann, finden sich immer wieder geeignete Kräfte, weil eben aus der Absicht und der Macht des Einzelnen heraus nicht viel für sie gethan werden kann. Wo nicht seine eigene Natur, sein eigenes Schicksal den Einzelnen zu einer bestimmten Thätigkeit drängen, da bleibt jene angeblich sittliche Forderung für ein Ganzes zu wirken, dessen Zweck und Sinn doch kein Mensch zu definiren vermag, völlig machtlos. Niemand ist unersetzlich, bedeutet wohl, daß ein Gesammtzweck nicht viel auf sich haben kann, wenn um Keinen, der dafür gearbeitet hat, ewig schade ist. Dennoch verfällt Derjenige der Verachtung, dem man auf seinem Grabe eine solche Arbeit nicht nachsagen kann, dessen Leben, insoweit die Allgemeinheit davon hätte Nutzen ziehen sollen, ganz leer und inhaltslos erscheint. Die übliche gute Nachrede der pflichtschuldigen Nekrologe hilft sich dann mit sehr unmotivirten Phrasen von dem Werthe des Verstorbenen für seine näheren Freunde.

Es bedürfte jedoch einer viel tieferen Beobachtung, als in einer solchen Phrase Raum hat, um zu ermessen, welche Bedeutung einem Leben, von dem sich keine Thaten für das Allgemeine berichten lassen, bloß dadurch innewohnte, daß es existirte.

Jeder vergängliche Mensch bewirkt Unvergängliches. Er bewirkt es sogar, ohne es zu wollen, ohne es zu wissen, bloß indem er seine innerste Eigenthümlichkeit auf irgend eine Weise, durch Handlungen oder Worte, durch geistige Thätigkeit oder in den Formen eines sich nicht weiter aussprechenden Gemüthslebens zur Erscheinung bringt. Dadurch ist der Welt etwas gegeben, was noch nicht da war und nie wieder vorhanden sein wird, so daß man, um jene der Allgemeinheit dienende Phrase richtig zu stellen, sie eigentlich umkehren und sagen müßte: Jedermann ist unersetzlich!

Das Unvergängliche der Fortwirkung einer Persönlichkeit aber versteht sich von selbst, weil eben Alles in der Welt ewige Wirkungen hat. Ein Mensch von entschiedenem Charakter prägt sich dem Gedächtnisse seiner Umgebung ein, wird eine Richtschnur für ihre Handlungen, oder eine Erheiterung, die sie gerne wieder Anderen mittheilt, so daß sich der durch die bestimmte Persönlichkeit gegebene Anstoß in unendlichen Formen unendlich fortsetzt.

Wie ich mir bei der Nachricht vom Tode des simplen, harmlosen, für die Allgemeinheit unfruchtbar gebliebenen Thomas Ledermann seine Persönlichkeit zurückrief, stand auch eine von den Formen fertig in meinem Geiste, in denen sich sein Dasein fortsetzt. Seine Nachkommen, seine Erben, Kinder und Enkel, werden diese Fortsetzung in anderen Formen finden, in dem Hause, das er ihnen zurückließ, in manchen Freuden, die er ihnen vielleicht bereitete und die sie sich immer wieder vergegenwärtigen. Für mich ist die Form seines Weiterlebens die Erinnerung an eine Geschichte, deren Zeuge ich war, als sie sich in Wahrheit begab. Ich muß jedoch, um mich bei der Wiedergabe jener Erinnerung nicht zu sehr in eigene Erlebnisse zu verlieren, um nicht zu subjectiv zu werden, meine Person ganz aus dem Spiele lassen und die Geschichte erzählen, als ob sie eine erfundene Novelle wäre; der Leser mag dann selbst entscheiden, ob dergleichen erfunden werden konnte, ob es nicht erlebt werden mußte.

Digitized by Google

Hinsichtlich meiner Wenigkeit will ich nur zwei Bemerkungen machen, zunächst, daß ich die politischen Frühlingsstürme des Jahres 1848 mit Enthusiasmus begrüßt und nach Kräften mitten in ihnen gewirkt hatte, sodann aber, daß ich schon wenige Monate nach dem März die Einsamkeit einer Provinzstadt aufgesucht hatte, angeeckelt von den wahnsinnigen Bewegungen sämmtlicher Partеien, jedoch ohne, wie es schon damals üblich war und bis heute verblieben ist, Verurtheilungen und Verwünschungen der so sinnlos sich Geberdenden in meine Zurückgezogenheit mitzubringen. Denn man darf nicht verkennen, daß die verdammenden Aussprüche von Solchen ausgingen, denen die ästhetische Ruhe, das schönselige Behagen des eigenen Daseins weit mehr am Herzen lag als die gesunde Erneuerung des Volkslebens. Dieses mußte zunächst die Schlacken auswerfen, deren Vorhandensein nicht von ihm selbst, sondern von seinen Lenkern seit Jahrhunderten verschuldet wurde. Viele aber waren in den Irrthum verfallen, den Sturm selbst für die Ursache all' der Abscheulichkeiten zu halten, die er hinwegzufegen bestimmt war.

2.

Da gab es eine kleine Provinzialhauptstadt in Oesterreich, sehr wohlhabend und sehr friedlich, mitten in überaus fruchtbaren Gehegen liegend und gewohnt, die Moden, die in der Welt herrschend geworden, erst ein halbes Jahr, nachdem sie sich wieder verlieren sollten, zu tragen und in nicht viel kürzerer Zeit erst die Ereignisse zu erfahren, welche die Welt bewegt hatten. Darum war es dort im Spätsommer 1848 noch verhältnißmäßig still; wenigstens war nichts von den altherkömmlichen Einrichtungen und Verhältnissen umgestoßen worden, wenn auch der Sturm der Zeit schon wegen der Wahlen zu den verschiedenen Parlamenten die Idee der Freiheit und Gleichberechtigung der Menschen der kleinen Stadt zugeweht hatte.

Sie besaß neben anderen vortrefflichen Lehrinstituten eine bewährte, in bestem Rufe stehende landwirthschaftliche Schule mit eigenen Feldern und Wäldern, Weiden und Heiden, die den praktischen Versuchen der Zöglinge unter Anleitung ihrer Professoren dienstbar gemacht wurden. Die Zöglinge waren zum großen Theile schon Männer zwischen dem zwanzigsten und dreißigsten Lebensjahre und hatten früher Universitäten oder technische Hochschulen besucht. Zwei dieser jungen Männer, Ralph Bodenwerth und Fritz Schönholz, beide stets heiterer Laune und blühend in Gesundheit und Lebensluft, hatten innige Freundschaft miteinander geschlossen und bewohnten, auch durch gleiche Armuth verbunden, gemeinschaftlich zwei Dachkammern in einem der wenigen himmelhohen Häuser, welche die sonst aus viel bescheideneren Bauten bestehende kleine Stadt aufzuweisen hatte.

Der Eigenthümer war ein reicher Gewürzkrämer und die jungen Leute, die ihm mit der größten Pünktlichkeit am ersten jeden Monats die Miethe schuldig blieben, machten sich aus diesem Umstande um so weniger ein Gewissen, als sie überzeugt waren, daß sich ihnen zuletzt doch die nöthigen Hilfsquellen erschließen werden. Deichselmaier, der Eigenthümer des Hauses, theilte nicht diese Ueberzeugung und nachdem er auf seine Versuche und Mahnungen verschiedene Possen zur Antwort erhalten hatte, deren Humor

Digitized by Google

er nicht einsah, sann er auf ernstliche Maßregeln, um der paar Gulden habhaft zu werden, die ihn mitten unter seinen Reichthümern nicht schlafen ließen.

Eines Abends fanden die jungen Leute auf ihrem Tische ein großes Schreiben, dessen Schrift sie sogleich beim ersten Aufflammen des Zündhölzchens als die ihres gestrengen Haustyrannen erkannten.

„Welche Charakterlosigkeit!" äußerte Ralph, „diese Sparsamkeit, die sich nur das schlechteste Papier gönnt, dabei solche Verschwendung an Siegellack!"

Fritz Schönholz wendete den Brief nach allen Seiten und roch daran.

„Nicht neben dem Häringsfasse geschrieben!" sagte er, „das ist ein böses Zeichen. Denn im Laden ist Anselmus Deichselmaier ein Hofmann süß wie ein Syrup, in der Schreibstube aber ist er grimmig. Viel Siegellack bedeutet, daß er uns selbst gerne verbrennen möchte und den Ton des Schreibens kündigt er durch sein grobes Papier an. Ich bin dafür, daß wir ihm den Brief durch den Laufburschen, der's für zwei Cigarren thut, heimlich wieder auf den Schreibtisch legen lassen. Er glaubt dann steif und fest, daß er den Brief zu schicken vergessen hat."

„Nützt nicht für lange, Fritz," erwiderte Ralph Bodenwerth; „er erkennt's gleich für einen Witz und es kömmt dann ärger nach, auch muß ich gestehen, daß ich unsere Situation philosophisch auffasse, ich will mir nichts von dem entgehen lassen, was drum und dran hängt und bin neugierig auf die schriftlichen Grobheiten Deichselmaier's."

Demnach wurde der Brief gelesen. Er enthielt weder Beschimpfungen, noch Drohungen, auch von der ausstehenden Bezahlung war nicht die Rede. Es wurde nur verlangt, daß die Herren am nächsten Tage zu einem Gespräche mit dem Briefsteller um 7 Uhr Morgens zu Hause anzutreffen seien. Die Thüre solle offen sein, damit er nicht wieder eine Stunde zu klingeln habe und ihm endlich das Skelet des Herrn Schönholz, den weißen Cylinder in der Hand und künstlich in Bewegung gesetzt, die Thür öffne, was doch jeden rechtschaffenen Christenmenschen in die Flucht jagen müsse. Kurz, er würde sich nur bei bösen Streichen genöthigt sehen, öffentlichen Scandal zu machen und pfänden zu lassen, hingegen werde er sich, wenn man ernsthaft seine Vorschläge anhöre, gefügig zeigen.

Noch war es nicht sieben Uhr Morgens, als die beiden jungen Leute schon des unerwünschten Besuches harrten. Sie hatten dazu ihre besten Gesellschaftskleider und lichte Handschuhe angezogen; sie wollten durch außerordentliche diplomatische Höflichkeit Herrn Deichselmaier beweisen, wie ernsthaft ihnen zu Muthe sei.

Als sie die Außenthür des schmalen Corridors sich öffnen hörten, setzte sich Jeder an ein Tischchen, den Rücken zur Thüre gewendet und schien regungslos in ein dickes Buch vertieft zu sein.

Man war eingetreten, aber seltsam! nicht der schwere knarrende Tritt, den der Stiefel Deichselmaier's von sich zu geben pflegte, war hörbar geworden. Auch vernahm man nicht sein die eigene Kehle und das fremde Ohr zerschneidendes Räuspern, auch war es nicht seine heisere alte Stimme, die da rief: „Hier also, mein gutes, theures, armes Mütterchen!"

Digitized by Google

Die beiden jungen Leute sprangen im höchsten Erstaunen von ihren Sitzen auf.

Vor ihnen stand ein holdes junges Mädchen in reizender Morgentoilette.

Die Dame schien die Anwesenden gar nicht zu sehen. Sie schritt wie eine Nachtwandlerin vorwärts, blickte einen Moment durch das kleine Fenster auf die Straße hinaus, sah andächtig nach der Decke empor, berührte die kahlen Wände und gab Zeichen einer Ergriffenheit, die in den jungen Männern eine ehrfurchtsvolle Scheu erweckte, so daß sie selbst Sorge trugen, der Umherschreitenden auszuweichen. Sie öffnete auch die Thüre der zweiten Kammer und blickte hinein, dann kehrte sie zurück und sprach laut, aber offenbar ohne Bewußtsein, daß Andere sie vernehmen konnten:

„Wie viel mag sich hier geändert haben! An diesem Fenster aber saß sie, vielleicht an diesem Tische, das liebe Haupt beständig über die Arbeit gebeugt. Unter diesem niederen Dach schlug ihr edles liebes Herz!"

Lange noch hätte das seltsame Gebaren des Mädchens fortdauern können, ohne daß die jungen Männer es durch einen Laut gestört hätten. Plötzlich aber scholl von draußen eine Stimme: „Trudchen! Trudchen!" eine Stimme, die aus einer athemlosen Brust zu kommen schien. Gleich darauf trat erhitzt und erregt ein kleiner Mann in die Stube. Das Mädchen ließ ihm nicht Zeit, ein Wort zu sprechen, denn mit stürmischer Bewegung umschlang es ihn, lehnte dann den Kopf an seine Schultern und weinte.

Einige Minuten schwieg auch der Mann von Rührung ergriffen.

Dann aber brach er mit Ungestüm los, indem er sich von den ihn umschlingenden Armen befreite:

„Das ist doch wahrhaftig zu toll! Revolution überall! Ich liebe die Freiheit, aber das Regiment eines Vaters muß noch etwas gelten. Was hätte nicht entstehen können in einem wildfremden Hause . . ."

„Meine Herren!" wendete er sich zu den beiden jungen Leuten, „verzeihen Sie die Thorheit dieses Kindes. Meine Gertrude war niemals in dieser Stadt, denn ich habe meine Fabrik in Gersthofenburg, zehn Meilen von hier. Vor zwei Jahren starb leider ihre Mutter, mein gutes, braves Weib, ursprünglich eine Nähmamsell, ich schäme mich nicht es zu sagen. Denn ich bin ein Mann aus dem Volke; verstehen Sie, meine Herren, aus dem Volke. Das Volk ist jetzt souverän geworden. Der saure Schweiß des Arbeiters — Sie wissen ja, steht in allen Zeitungen und jeder Wahlredner wischt sich ihn von der Stirne und zeigt ihn den geehrten Anwesenden bei der Versammlung der Wähler."

Er griff in die Tasche, um nach dem Tagesblatte zu suchen, das er jedoch in der Eile nicht zu sich gesteckt hatte. Hierauf fuhr er fort:

„Nun sehen Sie, ich bin aus diesem Volke. Durch den Schweiß der eigenen Arbeit hab' ich mich hinaufgebracht zu dem, was ich heute bin. Auf einem einzigen Paar Stiefel bin ich in diese Stadt gekommen, ich versichere Ihnen, auf einem einzigen Paar. Da lernte ich die Nähmamsell kennen, die in dieser Dachkammer von ihrer Hände Arbeit lebte, arm wie ich. Wir haben uns gemüht und haben gespart, ich habe sie endlich geheiratet und habe sie zur reichen Frau gemacht. Ihrem Töchterchen erzählte sie von der Noth, die sie in dieser Kammer ausgestanden, und Gertrude lag mir

Digitized by Google

beständig in den Ohren mit dem Verlangen, die Geburtsstadt, die armselige Wohnung ihrer Mutter einmal sehen zu können. Ich gab zuletzt nach. Gestern in der Nacht kamen wir hier an. Ich stieg im Hôtel gegenüber ab, obgleich es nicht das feinste ist, bloß wegen der Nähe des alten Hauses. Mit Mühe hielt ich Gertrud ab, noch in der Nacht herüber zu laufen. Heute Morgens, als ich noch schlief, konnte sie ihre Ungeduld nicht mehr bezähmen; ich erwachte, rief nach ihr, fand sie nicht und konnte mir denken, was sie angestellt hat Also, entschuldigen Sie, meine Herren! Komm, Trudchen! Es ist doch wohl genug."

Er reichte seiner Tochter den Arm und die beiden jungen Männer, die nicht Gelegenheit gefunden hatten, ein einziges Wort zu sprechen, machten respectvolle Abschiedsverbeugungen, als der Vater des Mädchens plötzlich Ralph genau in's Auge faßte und, an der Thüre wieder umkehrend, sagte:

„Meiner Treu', junger Herr! Ich habe Sie schon irgendwo gesehen, kann mich aber nicht besinnen. Vielleicht kennen Sie mich, ich bin Thomas Ledermann, Fabriksherr und —"

Er dachte nach, welchen Titel er sich geben sollte, aber Ralph ergänzte rasch:

„Und Gläubiger des verstorbenen Baron Wardegg, meines einstigen Pflegevaters. Ich hatte zwar bisher nicht das Vergnügen, Sie von Person zu kennen, aber Ihr Name ist mir als der eines gar strengen und mächtigen Gläubigers oft genug genannt worden."

„So sind Sie also der Ziehsohn des Freiherrn von Wardegg und ich habe Sie vor Jahren in seinem Hause gesehen. Ja, ich vergesse eine Physiognomie nicht mehr, wenn ich einmal Ursache hatte, sie mir recht anzusehen. Diese Eigenheit stammt noch aus den Zeiten, da ich im Laden die Kunden —" Er unterbrach sich:

„Sie sind aber, wie ich glaube, bürgerlich geblieben, trotz der vornehmen Pflegeeltern, nicht wahr?"

„Mein Name ist Ralph Bodenwerth, nichts weiter," sagte der junge Mann, „und da ich mich schon genannt habe, erlauben Sie mir auch, Ihnen meinen Freund und Collegen Herrn Friedrich Schönholz vorzustellen."

Diesem machte Ledermann nur eine kurze Verbeugung, sagte aber zu Ralph:

„Bürgerlich also! Freut mich! Gereicht mir zur Ehre! Mit den vornehmen Titeln, mit den Adelsprädicaten werden wir, das souveräne Volk, wahrscheinlich bald ein Ende machen. Man darf sich in dieser Zeit schon rühmen, es weit gebracht zu haben, wenn es Einem nur gelungen ist, ohne Orden und Titel geboren zu werden. Und wie befindet sich Ihre Pflegemutter, ich will eigentlich fragen, wo befindet sie sich?

Ralph erwiderte mit einem Lächeln, das er jedoch schleunigst zu unterdrücken bemüht war:

„Die Baronin — wenn Sie mir erlauben, ihr aus alter Gewohnheit heute noch diese Bezeichnung zu geben — die Baronin hält sich bisher auf ihrem Gute auf. Es sollte mich jedoch nicht wundern, wenn sie in diesem Augenblicke auf der Reise hieher oder auch schon hier eingetroffen wäre Denn sie schrieb mir vor einigen Tagen, daß sie mit mir zu conferiren hätte und

Digitized by Google

ohne Aufschub, und da ich ihr antwortete, daß ich mich in meinen Arbeiten gerade jetzt nicht gerne unterbräche, so vermuthe ich, sie werde sich zu mir verfügen."

„Das träfe sich sehr gut," sagte Ledermann, „ich habe der Frau von Wardegg einen Geschäftsbesuch auf ihrem Gute zugedacht, der mir nun erspart bliebe, wenn ich sie hier fände. Wollten Sie so gefällig sein, Herr Bodenwerth, mich von der Anwesenheit Ihrer Pflegemutter sogleich zu verständigen? Ich wohne da drüben, wie ich Ihnen sagte und bleibe in Angelegenheiten meines Hauses noch einige Tage hier. Und da fällt mir ein, meine Herren! Wollten Sie uns nicht Nachmittag zu einer Spazierfahrt und dann zu einem Abendessen Ihre Gesellschaft schenken? Ich weiß kein anderes Mittel, unser Einbrechen hier genügend zu entschuldigen, als wenn Sie Revanche nehmen und jetzt bei uns vorsprechen."

Die beiden jungen Männer sahen auf Gertrud, warfen sich dann einen Blick zu und nahmen die Einladung an. Ledermann, seine Tochter am Arme, empfahl sich, öffnete aber die Thüre einem Neueintretenden, dem Hauseigenthümer Deichselmaier, der, als er zu seinem Erstaunen Fremde in der Dachstube fand, in sichtbare Verlegenheit gerieth.

Fritz Schönholz machte dem Eingetretenen eine tiefe Verbeugung und sagte:

„Es ist schön, Herr Deichselmaier, daß Sie unserer Aufforderung, bei uns zu erscheinen, so pünktlich nachkommen. Ein Schuldner pflegt sich sonst nicht so bereitwillig bei seinen Gläubigern einzufinden. Zufällig jedoch haben wir werthen Besuch und ich will Sie nicht in Gegenwart dieses angesehenen Herrn und des schönen Fräuleins dadurch beschämen, daß ich von dem spräche, was Sie uns bisher schuldig blieben."

Ledermann, um nicht Zeuge einer Privatangelegenheit zu werden, zögerte keinen Augenblick mehr mit seiner Entfernung. Die beiden jungen Männer begleiteten die Scheidenden bis zur Treppe. Als sie zurückkehrten, trat ihnen Deichselmaier wahrhaft wüthend entgegen:

„Wie können Sie sich erdreisten, fremde Leute glauben zu machen, ich, ich wäre Ihnen, Ihnen etwas schuldig?"

„Das ist auch der Fall," sagte Fritz ruhig, „wir haben Ihnen schon seit ziemlich langer Zeit am Ersten des Monates nichts bezahlt. Ich erkläre Ihnen, daß wir uns auf keine Verhandlung mehr mit Ihnen einlassen, so lange Sie uns nicht die Quittungen bringen, welche zu lauten haben: Ich Endesgefertigter bestätige hiermit, daß die am 1. dieses Monats fällige Zahlung richtig wieder nicht geleistet wurde."

Deichselmaier wendete sich ergrimmt um und verließ, finsterer Entschlüsse voll, schweigend die Stube.

3.

Angelica von Wardegg war eine von den Frauen, die nur auf der Welt zu sein scheinen, um dieser ein Beispiel des weiblichen Heroismus im Leiden und Entsagen zu geben. Sie war eine geborne Grafentochter und hatte ihrem Manne, dem Baron Wardegg, den sie geheiratet, als er noch Oberst war, ein nicht unbedeutendes Vermögen zugebracht. Daß sie kinderlos

Digitized by Google

geblieben, störte die eheliche Eintracht nicht, insoferne dieselbe gegenseitig auf ziemlicher Gleichgiltigkeit beruhte. Nur fand sich der Baron dadurch veranlaßt, seine Neigung zu verschwenderischen Ausgaben nicht zu beschränken. Er war einst durch die Verbindungen seiner Frau mit mehreren courfähigen Adelsfamilien eine bei Hofe nicht unbeliebte Persönlichkeit gewesen. Im Friedensstande nach dem Rechte der Anciennetät zum General avancirt, fühlte er sich doch, als er ein gewünschtes Commando nicht erhalten konnte, zurückgesetzt und gekränkt. Er ließ sich pensioniren, zog sich auf das letzte Gut zurück, das ihm seine Verschwendnng übrig gelassen hatte und verbot seiner Frau jeden ferneren Verkehr mit dem Hofe, sowie mit den Personen, die demselben attachirt waren.

Das Leben mit einem verbitterten, verdrießlichen, zu vorzeitiger Unthätigkeit gezwungenen Soldaten auf einem einsamen Landsitze und dazu nicht ohne große Sorgen für eine standesgemäße Führung der Existenz war für Angelica eine harte Geduldprobe und eine Quelle nicht geringer Bekümmernisse. Sie alterte vor der Zeit. Der einzige Lichtpunkt im Leben der vereinsamten und betrübten Frau war die Freude an ihrem Pflegesohne Ralph.

Er war das Kind des Gutsverwalters und früh elternlos geworden. Als der General und seine Frau sich überzeugt hatten, daß sie auf den Kindersegen für immer verzichten müssen, nahmen sie den verwaisten Knaben in ihr Haus auf, als „Ziehsohn,“ wie man in Oesterreich sagt. Seine Ausbildung verursachte bei der Begabung des Jungen keine großen Kosten. Angelica ließ sich von ihm erst mit kindischem Vergnügen „Mama“ und später mit beistimmend entgegenkommendem Gefühle „Mutter“ nennen. Ralph sollte seiner Neigung entsprechend Rechtsgelehrter werden und hatte zu diesem Zwecke bereits zwei Jahrgänge auf der Universität absolvirt, als General Wardegg starb.

Ziemlich zerrüttete Verhältnisse kamen nun an den Tag. Der Hauptbesitz war das Gut Jaroschnigg und es hätte bei seiner Ausdehnung und nicht genügend ausgebeuteter Ergiebigkeit nur der gehörigen Bewirthschaftung und namentlich der Verwendung des bisherigen Ertrages auf neue Einrichtungen bedurft, um es zu einer sehr bedeutenden Quelle des Reichthums umzuschaffen. Allein die Schulden, die darauf lasteten und die Interessen, die vom Ertrage zu entrichten waren, lähmten jede Thätigkeit. Der hauptsächlichste Gläubiger war Thomas Ledermann. Er hatte offenbar die Absicht, das Gut um billigen Preis an sich zu bringen, und als bald nach dem Tode des Generals die Revolution ausbrach und den Werth der liegenden Güter herabdrückte, ermangelte Ledermann nicht, die Witwe zur Veräußerung des Gutes zu drängen, was er kraft seines darauf haftenden Capitales leicht hätte erzwingen können.

Ralph hatte erst nach dem Hinscheiden seines Pflegevaters von diesen Verhältnissen Einsicht nehmen können. Rasch war er entschossen, Alles aufzubieten, um der unglücklichen Baronin das Besitzthum zu retten, an dem sie mit aller Gewalt der Anhänglichkeit für eine langjährige Wohnstätte hing, mindestens sie davor zu bewahren, daß die momentane Ungunst der Verhältnisse dazu benützt werde, ihr eine Veräußerung unter dem wahren

Digitized by Google

Werthe abzutrotzen. Ralph gab sein Studium auf und bezog die landwirthschaftliche Schule, um sich zunächst einige theoretische und praktische Kenntnisse zur Bewirthschaftung des Gutes zu erwerben.

Die unerwartete Begegnung mit dem Hauptgläubiger seiner Pflegemutter konnte vielleicht für Ralph's Absichten von wohlthätigen Folgen sein. Er dankte im Stillen dem schönen jungen Mädchen, das diese Begegnung zufällig herbeigeführt hatte und fand sich mit seinem Freunde Schönholz pünktlich zu einer Spazierfahrt ein.

Fritz Schönholz kannte alle Verhältnisse Ralph's und liebte ihn mit dem ganzen Ernste, der einer heiteren, leichtgesinnten Natur möglich ist. Noch bevor sie sich bei Ledermann einfanden, hatte Fritz bemerkt, daß Gertrude dem Gemüthe seines Freundes keinen gewöhnlichen Eindruck zurückgelassen hatte. Schönholz übernahm deßhalb während des Nachmittags und des Abends die Unterhaltung des Vaters, indem er die der Tochter seinem Freunde überließ. Durch schmeichelnde Phrasen der Bewunderung für die Weisheit und die Kraft, womit sich „der Mann aus dem Volke" zu einer so bedeutenden Persönlichkeit emporgearbeitet hätte, gewann Schönholz rasch das Interesse Ledermann's. Dieser sah sich sogar veranlaßt, Moral zu predigen und daher lange Reden zu halten, was er bei diesen Zeitläuften für eine gute Uebung hielt. Denn Schönholz hatte von sich behauptet, er wäre von unaufhörlicher Traurigkeit belastet und empfinde Neigung zum Selbstmorde. Kaum, daß ihn reichlicher Genuß besonders guten Weines abzuhalten vermöge.

Solche Geständnisse und die Erörterungen darüber konnten nicht in Gegenwart so harmloser junger Leute wie Ralph und Gertrude stattfinden. Dies sah Ledermann vollkommen ein und ließ sich deßhalb, als sie das Ziel des Ausfluges erreicht hatten, gerne von Schönholz abseits zu einsamen Wegen führen. Die zurückbleibenden jungen Leute schienen dies nicht als Beleidigung zu empfinden, ja eigentlich gar nicht zu bemerken. Denn sie plauderten so eifrig, daß man ihnen nach kurzer Zeit hätte ansehen können, sie würden auch für längere Dauer allein gelassen, weder den Vater, noch den Freund, noch die übrige ganze Welt sonderlich vermissen. Ja, es kam sogar dahin, daß man ihnen diese Entbehrung selbst dann nicht anmerkte, als sie nicht mehr plauderten, sondern lange, lange schwiegen — wahrscheinlich in der irrthümlichen Meinung, sich gerade auf diese Weise Vieles zu sagen.

Etwas Wichtiges mußten sie in dieser Form in der That einander anvertraut haben. Denn Ralph blieb nicht nur, als er wieder mit seinem Freunde die Dachkammer betrat, ungewöhnlich ernst und verschlossen, auf Fragen des Freundes zuweilen gar nicht, zuweilen statt mit Worten, mit Liedern ohne Text antwortend; sondern auch noch am folgenden Tage, als die Baronin Wardegg in die Stadt gekommen war, gab Ralph im Gespräche mit ihr ein seit der Spazierfahrt verändertes Wesen zu erkennen.

Die Baronin war bei einer alten Freundin, der Gräfin Birkenau, abgestiegen. Diese an das Hofleben gewöhnte alte Dame besaß in der Stadt, von der hier die Rede ist, einen prächtigen, mit allem erdenklichen Glanz und Comfort eingerichteten Palast, den sie jedoch in gewöhnlichen

Digitized by Google

Zeiten immer erst im Herbste bezog, um bis gegen Weihnachten zu bleiben und dann nach der Residenz zurückzukehren. Das Sturmjahr hatte wie so Vieles auch diese Gewohnheit umgestürzt; die Gräfin mußte schon im Sommer ihr Haus in der Provinz aufsuchen als eine rettende Zuflucht vor dem schrecklichen Unbehagen am Hofe und in der Gesellschaft.

Die Baronin hatte gleich nach der Ankunft bei der Freundin, die voll Entzücken darüber war, eine vertraute Frau, von der sicher anzunehmen, daß sie nicht von Politik sprechen werde, um sich zu haben, nach Ralph geschickt. Er las in dem sanften Antlitze seiner Pflegemutter eine lebhaftere Erregung, als ihre wehmuthvollen Züge sonst kundgaben; sie aber vermißte im Gesichte des Adoptivsohnes den Ausdruck sorgloser Fröhlichkeit, woraus ihr so oft schon Trost ins Herz gekommen war.

„Ich will Dir nur gleich sagen, Ralph", begann sie nach den ersten Begrüßungen und Erkundigungen, „weßhalb ich Dich sprechen wollte. Du glaubst, den Verkauf von Jaroschnigg aufhalten zu können, während ich vom Hauptgläubiger, dem reichen Fabrikanten wahre Drohbriefe erhalte. Er kündigt mir sogar seinen Besuch auf dem Gute an. Ich könnte sagen, ich bin gekommen, um vor ihm zu flüchten. Es ist aber nicht der einzige Grund."

„Nun, Mutter", fiel Ralph ein, „wenn Sie vor ihm flüchteten, dann sind Sie dem Drachen gerade in die Höhle gelaufen. Er ist hier und verlangt Ihre Ankunft zu erfahren. Er will eine Unterredung haben."

Die Baronin schlug erschreckt die Hände zusammen.

„Aber fürchten Sie sich nicht so sehr," fuhr Ralph fort, „bedenken Sie, was ich Ihnen schon gesagt habe. Aus dem Umstande, daß er keine Schritte bei Gericht machte, wie er es längst schon hätte thun können, um das Gut zur Veräußerung zu bringen, ist zu schließen, daß er dies selbst gar nicht will. Seine Absicht ist vielmehr, das Gut selbst an sich zu bringen und zwar durch gütliches Uebereinkommen zu mäßigem Preise, während bei einer öffentlichen Feilbietung trotz der schlechten Zeiten der Preis viel höher getrieben werden könnte, als ihm lieb ist. Man kann ihn durch Verhandlungen hinhalten, man hat Zeit gewonnen und das ist schon viel."

„Diese Verhandlungen aber reiben mich auf," rief die Baronin, „schon den Besitz des Gutes, meines liebsten Eigenthums, in Schwebe zu wissen, ist mir schrecklich. Ich kann Dir sagen, daß mir kein Mittel zu heroisch, zu gewaltsam scheint, um uns das Gut zu bewahren; ich kann Dir's sagen, weil es ja zuletzt Dein eigener Besitz ist, Du bist mein einziger Erbe. Darum schäme ich mich auch nicht, Dir zu gestehen, was mich zu Dir trieb, es ist freilich bitter, daß mich die Verhältnisse zu einem solchen Vorschlage zwingen, es paßt nicht zu meiner ganzen Lebensanschauung."

Sie erzählte nun, daß ein obgleich bürgerlicher doch hochgestellter Beamter, ein Hofrath, durch zweite und dritte Hand leise bei ihr hätte „anklopfen" lassen, ob ihr Pflegesohn nicht zu veranlassen wäre, seine Augen auf des Hofraths Tochter zu werfen. Sie sei freilich nicht mit Reizen geschmückt oder in erster Jugendblüthe, sonst würde eine solche, wenn auch vorsichtige und leise Anfrage schwerlich ergangen sein, aber sie sei wohlerzogen und ihre Mitgift mehr als ausreichend, um Jaroschnigg zu entlasten und Ralph zum unabhängigen Gutsbesitzer zu machen.

Digitized by Google

„Den Namen des Beamten werde ich Dir natürlich nicht sagen," schloß die Baronin, „weil ich nicht glaube, daß Du auf einen solchen Handel einzugehen geneigt wärst; aber du bist mündig, bist Mann, es ist Deine Angelegenheit, ich mußte sie Dir zur Entscheidung vorlegen. Sprich offen."

Ralph senkte sehr traurig das Haupt.

„Die Sache ist zwar nicht hübsch," sagte er nach einer Weile, „aber, wer weiß! Ich möchte Sie so gerne, ich möchte Sie durch jedes Mittel der Sorgen und Kümmernisse entheben, Ihnen ein friedliches Dahinleben gestalten, still und unbehelligt, wie es Ihr heißester Wunsch ist. Vor einigen Tagen wäre mir vielleicht das Opfer nicht zu groß gewesen, ein ungeliebtes Weib zu nehmen. Jetzt aber —"

Er stockte und blickte träumerisch in die Ferne.

„Jetzt aber liebst Du!" sagte sie errathenden Blickes.

Ihm that es wohl, der Mutter von dem Sonnenaufgange in seinem Gemüthe sprechen zu können. Bald kannte sie genau seine Gefühle und wußte auch, welchem Gegenstande sie galten. Plötzlich sagte sie: „Wir müssen von der Sache abbrechen, die hoffnungslos ist. Du kannst das Mädchen nicht gegen den Willen des Vaters nehmen, weil Du zu arm bist, um eine Frau zu ernähren, die an Wohlstand gewohnt ist. Er wird aber niemals mit Willen seine Tochter einem armen Manne geben, am wenigsten Dir, den er als Schuldner verachten muß, den er feindlich verfolgt. Wenden wir uns lieber Dingen zu, aus denen sich noch etwas machen läßt. Wie ich sehe, hilft mir in meiner Angelegenheit mit dem Gute Zittern und Zagen durchaus nicht; ich muß die Sache resolut angreifen. Sage also Ledermann, daß ich hier bin und daß er mir seinen beabsichtigten Besuch in diesem Hause machen kann."

Im Grunde hatte die edle Frau damit nur die Absicht, Ralph zu Hilfe zu kommen, wollte aber vermeiden, ihm eine Hoffnung zu machen, die schmerzliche Enttäuschung nach sich ziehen könnte. Sie verrieth darum mit keinem Worte ihr Vorhaben, Ledermann nach und nach selbst auf den Gedanken zu bringen, daß sich mit der Verheiratung der beiden jungen Leute alle Conflicte lösen könnten.

Freilich ließ sie dabei außer Acht, daß ihr des Mannes Charakter unbekannt war und dieser schon durch den Empfang in diesem Palaste ungünstig gestimmt werden mußte. Zuerst drückte sein Gesicht höchstes Erstaunen aus über die Zahl und die Pracht der Gemächer, durch die er geführt wurde, um zur Baronin zu gelangen. Selbst als er schon vor ihr saß, machte sich dies Erstaunen durch Fragen nach dem Gebrauche ihm nie vorgekommener Geräthschaften Luft. Als er endlich nicht umhin konnte, zur Geschäftssache überzugehen, wirkte das räthselhaft Unangenehme in seiner Ueberraschung noch im Tone seiner Rede nach.

„Sie sind wohl nicht durch politische Interessen zur Reise hieher veranlaßt worden?" hatte die Baronin gefragt, nur um ihn davon abzulenken, sie fortgesetzt zum Auskunftsbureau für seine erstaunten Erkundigungen zu machen.

„Ja wohl, Frau Baronin" sagte er mit strengem Stirnrunzeln, „diese Zeit fordert von Jedermann politisches Interesse. Was ich aber hier um

Digitized by Google

mich sehe, dieser Luxus, dieser stolze Firlefanz, ist nicht diese Zeit, ist feudal, ist Mittelalter. Ich bin Demokrat, ein Mann aus dem Volke. Und das ist natürlich, ich habe mich so von unten hinauf gearbeitet. Schweiß — das Wort paßt freilich nicht zu dieser den armen, arbeitenden Unterthanen gestohlenen Herrlichkeit — Schweiß habe ich stets auf breitester Grundlage vergoßen und ich bin nicht gesonnen, mich durch aristokratisches Gebaren um die Früchte davon bringen zu lassen."

Er zog nun einen mächtigen Stoß von Rechnungen aus der Tasche, fuhr mit den Fingern erklärend und sichtend über den Wust von Ziffern, der Zeitdauer, Percentsätze, Zinsen und Zinseszinsen bezeichnete, begleitete die Zahlen immer lauter und heftiger mit Klagen und Vorwürfen und gab seinen Forderungen endlich eine Wendung, welche Ralph's Vermuthung bestätigten, daß es dem Gläubiger um eine billige Erwerbung des Gutes zu thun war.

Die Baronin hatte ihn vergebens durch die Bemerkung zu unterbrechen gesucht, daß sie als eine Frau, geschäftsunkundig, für alle diese Auseinandersetzungen kein Verständniß hatte. Als er nun doch seine Reden schloß, verwies sie ihn sanft, aber kurz, auf ihren Geschäftsführer.

„Wer ist das?" fragte Ledermann.

„Niemand Anderer," erwiderte sie, „als mein Pflegesohn Ralph, Ralph Bodenwerth. Er ist beinahe fertiger Jurist und seit dem Tode meines Mannes hat er die Verwaltung meines ganzen Habes und Gutes übernommen."

Ledermann stand von seinem Stuhle auf und sagte ernst und gemessen:

„Diesen Geschäftsführer nehme ich nicht an, suchen Sie einen anderen. Herr Ralph Bodenwerth ist einer von den jungen Männern, denen nichts heilig ist, nicht einmal eine reiche Erbin, zu der er in seinen Verhältnissen — er wohnt in einer Dachkammer und kann selbst dafür die Miethe nicht bezahlen — die Augen gar nicht aufschlagen sollte. Zum Glücke ist meine Gertrud' voll Vertrauen zu ihrem Vater. Sie hat mir heute Geständnisse gemacht, kurz, ich will sie der Gefahr nicht aussetzen, mit Herrn Ralph Bodenwerth wieder zusammen zu treffen."

Die Baronin konnte nicht umhin, die Vorzüge des jungen Mannes hervorzuheben und deutlich genug merken zu lassen, daß es für ein bürgerliches Mädchen nichts weniger als ein Unglück sei, sich mit einem Manne zu verbinden, der, wenn auch augenblicklich in Armuth lebend, doch ohne Zweifel eine große Zukunft vor sich habe.

„Niemals!" sagte Ledermann mit Grandezza; „soll meine Tochter etwa täglich diesen eitlen vornehmen Prunk betrachten müssen, der ihr doch nicht gehört? Ich stehe auf demokratischer Grundlage, auf breitester. Ich werde meine Tochter nur einem Manne geben, der fest auf dem Boden des Volkes wurzelt und keine noblen Vergnügungen hat, die ihn und seine Frau zwingen könnten, sich demüthig vor dem adeligen Mittelalter zu beugen."

Und Ledermann machte nach diesen Worten der Baronin eine herablassende Verbeugung und schritt, umgürtet von dem ganzen Stolze des souveränen Volkes, zur Thüre hinaus.

Digitized by Google

4.

Gertrude hatte in der That am Morgen nach der Spazierfahrt zu auffallende Symptome einer nie gefühlten Seligkeit kundgegeben, als daß ihr zärtlicher Vater nicht in sie hätte dringen müssen, ihm zu gestehen, was mit ihr vorgegangen war. Die junge Dame besaß von Natur aus viel Geist und hatte sich in Folge dessen gewissermassen selbst erzogen, sich so viel Bildung angeeignet, als ihren natürlichen Anlagen Bedürfniß war. Dies mußte in Verbindung mit der Holdseligkeit ihrer Erscheinung auf Ralph einen schnellen und für das Leben bestimmenden Eindruck hervorbringen. Allein in Sachen des Herzens war Gertrude von der simpelsten und unbedachtesten Naivetät, weil sie eben das erste Mal mit solchen Sachen zu thun hatte. Darum platzte sie auch mit dem Bekenntnisse ihrer Seelenbewegung heraus, obgleich sie dunkel fühlte, daß das Wesen ihres Vaters nicht das erwünschte Organ der Empfänglichkeit für den Sturm ihrer Empfindungen besitzen werde.

Und in der That, Ledermann erschrak sehr und zürnte dann in rauhen Worten. Sie glaubte ihn durch dasjenige gewinnen und beschwichtigen zu können, was ihr selbst an dem Ereignisse schier das Reizendste war, daß sie nämlich den Mann, den sie lieben sollte, in derselben Stube zum ersten Male gesehen, in der ihre theure Mutter so lange gelebt und sich verlobt hatte. Allein gerade dieser Umstand machte auf Thomas Ledermann einen dem erwünschten ganz entgegengesetzten Eindruck. Er hatte in diesem Augenblicke keine Pietät mehr für die Erinnerung an seine Jugend, sondern sah nur die Armseligkeit der elenden Dachkammer vor sich, aus der einen Schwiegersohn sich zu holen, ihm zugemuthet wurde.

„Nimmermehr!" sagte er barsch, indem er sich den Hut aufsetzte und fortging. Er begab sich in den Laden des Herrn Deichselmaier, um unter dem Vorwand, seine Dose füllen zu lassen, die Verhältnisse der jungen Leute oben auszuforschen. Der Hausbesitzer bediente ihn selbst und war froh, sich vor dem fremden Herrn im richtigen Lichte zeigen zu können. Der Fabrikant erfuhr das für ihn denkbar Schlimmste über die Umstände und Lebensweise der beiden jungen Leute.

Diese hatten inzwischen seinen Eintritt in den Laden bemerkt und Ralph benützte diesen Augenblick, um im Hôtel gegenüber dem abwesenden Ledermann und seiner anwesenden Tochter einen Besuch abzustatten, während Fritz Schönholz in den Laden trat, um die wohl vorauszusetzenden Mittheilungen Deichselmaiers zu paralysiren und zugleich den zärtlichen Vater möglichst lang von der Tochter fern zu halten. Keine geringe Erfindungsgabe mußte Fritz zu diesem schönen Zwecke aufbieten.

„Wissen Sie, Herr Ledermann," sagte er, „daß Ihre Anwesenheit in der Stadt großes Aufsehen erregt? Der Statthalter soll bereits nach Wien berichtet und angefragt haben, ob es nicht rathsam wäre, Ihnen von Seite der Regierung eine Candidatur für den Reichstag anzubieten, bevor die Radicalen sich Ihres Talentes bemächtigen."

Und damit nahm er den Ueberraschten unter den Arm und führte ihn ins Freie, um auf langer Wanderung um die Stadt herum den Gegenstand zu erörtern. Sie kamen endlich überein, daß Fritz Schönholz weitere

Digitized by Google

Erkundigungen einziehen und den Bericht darüber am nächsten Tage in das Hôtel bringen werde.

Nach Stunden heimkehrend, fand Ledermann seine Tochter im Besuchszimmer und Ralph Bodenwerth im eifrigen Gespräche mit ihr. Der Fabrikant runzelte bedeutsam die Stirne, Ralph hatte jedoch eine gute Entschuldigung für seine Anwesenheit: Baronin Warbegg war angekommen, er war bereits bei ihr gewesen und hatte den Auftrag erhalten, Herrn Ledermann zu bitten, noch an demselben Tage bei der Baronin erscheinen zu wollen.

Dies war denn auch geschehen, wie berichtet worden, und während hierauf Ledermann den Abend sehr schweigsam und gedankenvoll mit seiner Tochter in einer Loge des Theaters zubrachte, zuweilen ein Wort der Entrüstung, des Zornes von sich gebend, so daß man hätte glauben können, er wäre mit der aufgeführten Oper höchst unzufrieden; saß Ralph bei seiner Pflegemutter und entlockte ihr nach und nach den ganzen Bericht über ihre Unterredung mit Ledermann. Traurig schlich der junge Mann spät des Nachts in seine Dachkammer hinauf, wo er dem ihn erwartenden Fritz dadurch große Freude bereitete, daß er Geld mitbrachte. Die Zinsen des kleinen Erbtheils, das ihm der General hinterlassen, wurden von der Baronin behoben, und nachdem sie die Aeußerung vernommen, daß er die Miethe schulde, hatte sie ihm einen Vorschuß aufgedrungen. Fritz machte Punsch, damit man bis tief in die Nacht hinein wachbleiben könne. Denn lange nach Mitternacht wollte Fritz bei Deichselmaier stürmisch die Glocke ziehen, um den aus tiefem Schlafe geweckten, ungeduldigen Gläubiger eiligst zu befriedigen.

Die Bowle war noch nicht zur Hälfte geleert, und schon hatte Ralph alle Stadien seiner jugendlichen Leidenschaft, begleitet von unerschöpflicher Malerei der äußeren und inneren Reize des Mädchens, sowie alle Vorgänge des Tages, besonders genau aber die Unterredungen, die er selbst und die Thomas Ledermann mit der Baronin gepflogen, vertrauend dem Freunde mitgetheilt. Fritz blies fürchterlichen Rauchdampf in den Dampf des Punsches hinein und als Ralph eben zum dritten Male beginnen wollte, seinen Morgenbesuch bei Gertrude zu erzählen, schlug es auf dem Kirchthurme die zweite Stunde nach Mitternacht. Fritz sagte, wie mit einer plötzlichen Eingebung: „Ich weiß genug."

Dann stellte er die lange Pfeife weg, forschte nach dem letzten Tropfen in der Bowle, trank ihn aus und setzte sich seinen weißen Cylinder auf. Dann riß er das weiße Laken aus dem Bette, drappirte sich darin phantastisch, zündete einen Handleuchter an und sprach pathetisch:

„Thomas Ledermann ist in meiner Hand. Doch auch der tapferste Ritter kann nicht mit zwei Drachen zugleich kämpfen. Darum muß erst Deichselmaier zur Ruhe gebracht sein. Gieb das Geld her."

Als Fritz am nächsten Tage bei Ledermann erschien, empfing ihn dieser sehr freundlich.

„Wahrhaftig", hatte er schon früher zu seiner Tochter gesagt, „wenn Du Dich in diesen gesetzten, etwas melancholischen Jüngling verliebt hättest, der ernsthaft Politik und Philosophie treibt, ich würde es eher begreifen,

Digitized by Google

als daß Dein Auge auf den leichtsinnigen Sausewind Bodenwerth fiel, der noch dazu unnützen aristokratischen Flitter nachschleppt, lauter Prahlerei, nicht fünf Kreuzer werth."

Fritz bat, nachdem er eingetreten war und eine möglichst kummervolle Verbeugung gemacht hatte, um eine geheime Unterredung.

„Ich muß Ihnen gestehen, Herr Ledermann," hob er an, als sie allein waren, „Sie haben in Bezug auf Ihre Candidatur einen faux pas gethan. Die demokratische Partei wenigstens, der Sie sich ja zur Verfügung stellen wollen, dürfte es übel vermerken, daß Sie eine Ihnen auf zarte Weise nahegelegte Verbindung mit der Baronin Wardegg zurückzuweisen scheinen."

Ledermann glaubte nicht richtig gehört zu haben, er ließ sich die Behauptung wiederholen und wendete dann erstaunt ein:

„Kann es etwas Demokratischeres geben als Feindschaft mit dieser Sippe adeliger Bettler? Ich sollte diesem hochmüthigen, mit seinen Adelstiteln prunkenden Gesindel mein Kind zuschleudern? Weiß denn die demokratische Partei nicht, daß nicht ich allein der Vater meiner Tochter bin, daß sie nicht mein Kind allein ist?"

„In der That?" fragte Fritz etwas verdutzt.

„Sie ist auch das Kind des Volkes" ergänzte Ledermann mit einer großartigen Geberde.

„Das ist es eben," rief nun Fritz, „weil sie das Volk zum Vater hat, ein ganzes, großes Volk, darum darf sie die Verbindung mit einer Frau nicht zurückstoßen, die dem Hofe selbst feindlich gegenübersteht."

„Was Sie sagen!" stammelte Ledermann, der jetzt noch weniger begriff als früher.

Fritz Schönholz gab nun eine Auseinandersetzung der Verhältnisse. Mit lebhaften Farben malte er die Conflicte, in welche der verstorbene General Wardegg mit den höchsten Kreisen gerathen wäre, aus denen er sich endlich voll Groll und Bitterkeit für immer zurückgezogen hatte, und schloß mit den Worten:

„Viel würden die einflußreichsten Personen am Hofe dafür geben, wenn sich ihnen die Baronin Wardegg wieder nähern wollte. Alles könnte sie haben, was sie nur wünscht. Sie ist aber von so entschieden demokratischer Gesinnung, man weiß dies in der Stadt, im Lande, daß selbst die Freundschaft mit der Palastdame Gräfin Birkenau, bei der die Baronin hier wohnt, sie nicht mehr zu einer Annäherung an den Hof zu überreden vermag. Und die Verbindung mit einer solchen Frau wollen Sie von sich stoßen?"

Auf den Fabrikanten blieben diese Eröffnungen sichtlich nicht ohne Eindruck. Von dieser Seite hatte er die Verhältnisse nicht gekannt. Er versprach, die Angelegenheit genau zu bedenken und Fritz Schönholz schied mit den besten Hoffnungen für seinen Freund Ralph, den er nun rasch verständigen wollte, die Pflegemutter zu einer möglichst demokratischen Ausdrucksweise Ledermann gegenüber zu bereden.

In der That bewarb sich dieser noch an demselben Tage um eine neue Conferenz mit der Baronin. Sie empfing ihn nur ungern und nur auf das Drängen Ralph's, der ihr verhieß, daß diesmal nicht von dem unseligen Handel mit dem Gute, sondern von Herzenssachen die Rede sein werde.

Digitized by Google

Ledermann hatte sich zu dem Besuche, der ihm endlich bewilligt worden, ganz anders als das erste Mal gekleidet, man hätte sagen können, wie ein zu einer königlichen Audienz berufener Diplomat. Er trug weiße Cravatte und weiße Handschuhe, in seinen Mienen aber einen ganz veränderten Ausdruck.

„Frau Baronin," begann er, „Sie haben mich gewiß als Ihren Freund kennen gelernt, nicht wahr?" Die Dame sah ihn verwundert an.

„Sind wir doch Beide," erklärte er, „derselben eingefleischten, demokratischen Gesinnung. Aber ich bin älter, wie ich schon nach Ihrem blühenden Aussehen schließen darf, und glauben Sie der Erfahrung Ihres ergebensten Dieners, es ist nicht wohlgethan, die politische Denkungsweise auf die Spitze zu treiben."

„Wie meinen Sie dies, Herr Ledermann?" fragte die Baronin, noch immer erstaunt.

„Es ist mir zu Ohren gekommen," fuhr er fort, „daß Sie, hochverehrte Frau Baronin, Beziehungen zum Hofe haben, oder vielmehr gehabt haben ... warum ... warum sollten Sie dieselben nicht wieder anknüpfen?"

„Es ist wahr," erwiderte sie, „daß, als ich noch jung war, noch in der Residenz lebte — aber wozu diese Erinnerungen auffrischen? Seit mein Gemahl Ursache gefunden zu haben glaubte, über eine unverdiente Zurücksetzung, über Undank zu klagen, habe ich mich dem Hofleben ganz entfremdet."

„Und Sie haben damit Unrecht gethan, erlauben Sie mir Ihnen dies zu sagen!" sprach Thomas Ledermann mit starker Stimme.

„Weßhalb Unrecht?" fragte sie, „ich blieb nur passiv."

„Das ist es eben," fuhr er fort, „ich behaupte, und dies ist sogar im demokratischen Sinne das Richtige, Sie dürfen das Verbrechen der Camarilla, an Seiner Excellenz dem General Wardegg einst begangen, nicht so schweigend hinnehmen. Sie hätten noch heute — und unter heutigen Umständen mehr als jemals, eine Genugthuung, eine Entschädigung dafür zu suchen."

„Und worin könnte eine solche bestehen?" fragte Angelica, die es nur aus Neugier, wohin er zielen wolle, zuließ, daß er, der fremde und ihr antipathische Mann, überhaupt diesen Gegenstand besprach.

„Wie?" sagte er, den Erstaunten spielend, „habe ich mich getäuscht, wenn ich vermuthete, daß Sie für Ihren Schützling, für Ihren Pflegesohn, für Ralph Bodenwerth, die Empfindungen einer wirklichen Mutter hegen? Doch ich habe kein Recht, Ihre Gefühle zu erörtern. Außer aller Frage aber steht, aus Erfahrung weiß ich, daß mein verstorbener Freund, der General, den jungen Mann wirklich geliebt hat. Was an dem Schwergekränkten verschuldet wurde, wäre nur an seinem Pflegesohne wieder gut zu machen. Was jenem versagt wurde, müßte auf diesen übertragen werden."

„Ralph ist kein Militär," erwiderte die Baronin lächelnd, „was die Mächtigen zu gewähren haben, läge weder in seinem Berufe, noch hätte es einen Reiz für den durch und durch bürgerlich gesinnten jungen Mann."

„Da höre ich den radicalen Umsturz sprechen," rief Ledermann eifrig; „Sie suchen einen Vorwand, Frau Baronin, um sich dem Hofe nicht wieder nähern zu müssen. Ich aber sage Ihnen, ich sage es Ihnen mit den Worten meiner Candidatenrede, wenn ich für die conservative Partei auftrete: Die Chimären der Volkssouveränität, die Grundsätze der Revolution, die

verderblichen, die — die — kurz, bedenken Sie, Frau Baronin, welches Unheil uns von allen Seiten umgibt und erschweren Sie nicht durch Ihre demokratische Hartnäckigkeit, durch Ihre Weigerung, sich den höchsten Kreisen wieder anzuschließen, den wenigen Gutgesinnten, die Bahn zu betreten, auf welcher wir Alle noch zu retten wären. Das Eigenthum steht auf dem Spiele, die Familie; wollen Sie warten bis zur Errichtung von Haus- und Zimmer-Guillotinen?"

„Ja, was glauben Sie denn, daß ich bei Hofe bewirken könnte?" fragte die Baronin, neugierig, worauf der Mann eigentlich hinaus wollte.

„Das ist doch sehr einfach", erwiderte er lebhaft; „Ralph Bodenwerth war der Adoptivsohn Ihres verstorbenen Gatten. Den General, ich bin davon überzeugt, hat noch in seiner letzten Stunde nichts tiefer geschmerzt, als daß er den armen, verlassenen Jüngling ohne Namen und Titel zurücklassen muß. Geben Sie dem Drängen der Gräfin Birkenau nach, gehen Sie wieder an den Hof und man wird glücklich sein, Sie für diesen Schritt der Versöhnung belohnen zu können, indem man Ihren Namen und Titel auf Ihren geliebten Pflegesohn überträgt."

Die Baronin versank in Gedanken. Etwas Wahres lag doch in dieser Combination, an die sie niemals gedacht hatte, weil weder für sie, noch für Ralph ein Bedürfniß dazu vorhanden gewesen. Nach einer längeren Pause des Nachdenkens sagte sie:

„Die Sache wäre zu überlegen. Allein erklären Sie mir vor Allem, Herr Ledermann — Sie schienen meinem Pflegesohne bisher nicht besonders zugethan; was hat Sie veranlaßt, sich so plötzlich für seine Zukunft, für seine Stellung zu interessiren?"

Thomas Ledermann erhob sich und sprach mit majestätischer Geberde:

„An Herrn Ralph Bodenwerth habe ich allerdings keinen Antheil genommen, dem Freiherrn Ralph von Bodenwerth-Wardegg jedoch würde ich meine Tochter zur Frau geben."

5.

Am Abend des nächsten Tages umgab sich die Baronin mit einer kleinen Rathsversammlung. Sie war von Ledermann mit dem Versprechen geschieden, seine Vorschläge in genaue Erwägung ziehen zu wollen, hatte sich jedoch ausbedungen, daß er seine geniale Combination vorläufig streng geheim halte und ihr vor Allem seine Tochter zuführe, damit die Pflegemutter Ralph's doch erst das Wesen kennen lerne, von dem er sein Glück abhängig mache und das sie in so nahe Beziehungen zu ihrem Hause bringen solle.

Gertrude hatte in den Augen der Baronin Wohlgefallen gefunden. Was dem anmuthigen und geistreichen Mädchen etwa noch an aristokratischer Tournüre fehlte, wäre ihr leicht beizubringen gewesen. Noch wußte sie jedoch nichts von dem bezüglichen Plane und ebensowenig hatte Ralph eine Ahnung, wohin die Absichten des Fabrikanten zielten, der sich stets so demokratisch geberdet hatte.

Als ihn die Baronin aufgefordert, mit ihr und Gertrude die Schritte zu berathen, die zur Gründung seines Liebes- und Lebensglückes nothwendig

Digitized by Google

seien, hatte er sich ausgebeten, seinen Freund Fritz Schönholz zur Berathung beiziehen zu dürfen, schon weil derselbe Gertruden's Vater, seinen Charakter und die Motive, die auf ihn zu wirken vermochten, genau kennen gelernt hatte.

Es war keine geringe Ueberraschung für Gertrude und die beiden jungen Männer, als ihnen die Baronin die Mittheilung machte, daß die Erhebung Ralph's in den Freiherrnstand die Bedingung sei, unter welcher Ledermann seine Zustimmung zur Heirat geben wollte, und hinzufügte, daß sich dafür auch mit Geschicklichkeit und Geduld in der That Einiges thun ließe.

Die Baronin blickte nach diesen Worten gespannt auf Ralph und ebenso die Anderen, da doch von ihm allein die nächste Entscheidung abhing. Er aber war blaß geworden und sagte einfach doch bestimmt:

„Das ist unmöglich."

Noch glaubte die Baronin diese Behauptung der Schwierigkeit der Ausführung beimessen zu dürfen, allein er enttäuschte sie bald. Ohne zu irgend welchem Pathos Zuflucht zu nehmen, sagte er:

„Ich bin von bürgerlicher Abkunft und Gesinnung. Das ist heutzutage zugleich ein Glück und eine Mission. Haben die Adeligen bisher als eine besondere Gunst des Schicksals betrachten können, daß sie schon durch die Geburt auf einen hervorragenden Posten gestellt sind, so hat die Revolution dieses Jahres bei allen Thorheiten und Schlechtigkeiten, die sie mit sich führt, doch das Gute, endlich den Bürger auf einen hohen Posten gestellt zu haben. Noch ist seine Aufgabe der Welt nicht völlig klar geworden. Der Bürger hat nicht nur nach oben sein Recht, sondern nach unten seine Macht zu behaupten. Ihm gehört die Zukunft. Die Revolution ist ein giftspeiender Drache, der aber auch Honig im Maule trägt. Die Hand, die ihm diesen Honig zum Genusse für Alle abnimmt, und der Fuß, der hierauf dem Drachen den Kopf zertritt, gehören einzig und allein dem Bürger. Ich werde niemals dieses Amt aufgeben, dem ich mich mit meinem ganzen Herzen und mit allen meinen Ideen zugeschworen habe."

Er stand auf und ging einige Male auf und nieder, dann blieb er vor Gertrude stehen und betrachtete sie mit schwimmenden Augen. Sie verstand ihn und reichte ihm die Hand; ohne die Gegenwart der Anderen wäre sie ihm um den Hals gefallen.

„Wir müssen warten," sagte sie leise.

„Es ist also kein Verrath an meiner Liebe", sprach er laut, „wenn ich handle, wie ich denke, selbst dem Schmerze zum Trotz! Es ist ein himmlisches Glück, das wir zurückstoßen."

„Wir wären nie glücklich geworden," sagte sie muthiger, „wenn wir uns dem Lebenskreise entrissen hätten, bei dem unsere wahre Herzensmeinung ist."

So schied man still und traurig von einander. Getrude wurde im Wagen in ihr Hôtel gebracht, Ralph ging gesenkten Hauptes durch die Straßen nach Hause und Fritz, der niemals Lust hatte, der Compagnon müssigen Trübsinns zu sein, verabschiedete sich von Ralph unter dem Vorwande, daß gerade Schluß des Theaters sei und er versuchen müsse, eine kleine Schauspielerin, die erst in der letzten Szene auftritt, herauszurufen.

Digitized by Google

In Wahrheit aber wußte er, daß sein neuer Freund Ledermann in diesem Augenblicke hartnäckig bei der Flasche saß, in einer richtigen Weinstube, die Fritz selbst für ihn herausgefunden hatte, in einem kühlen Kellergewölbe, wo es manchen einsamen Winkel gab, um sich bei einem guten Tropfen ungenirt der Maske würdevoller Hoheit entäußern zu können.

Mit beflügelten Schritten suchte Fritz Schönholz diese trauliche Stätte auf. Denn er hatte zwar allen Grund zu glauben, daß der ausgezeichnete Mann schon etwas über den Durst vertrüge, fürchtete aber dennoch, ihn für die Unterhandlung, die er nun mit ihm pflegen wollte, nicht mehr im wünschenswerthen Grade nüchtern zu finden.

Darin hatte sich Fritz Schönholz getäuscht. Er fand zwar den Gesuchten auf dem Platze, aber offenbar wollte Ledermann mehr ungestört träumen als ungestört trinken. Der Gedanke, Schwiegervater eines Freiherrn zu werden und seine eigene Tochter einst mit „Frau Baronin" anreden zu dürfen, vor Allem aber das gebietende Haupt dieser freiherrlichen Familie zu sein, ihr als hochangesehener Besitzer von Jaroschnigg zu präsidiren, berauschte ihn dermaßen, daß er des Weines weniger bedürftig war.

Aber auch diese Art von Rausch macht schwatzhaft und Fritz brauchte nicht lange zu forschen, um die Ingredienzien der angenehmen Betäubung zu erkennen, die den würdigen Herrn ergriffen hatte.

Melancholisch senkte jedoch der Jüngling hierauf das Haupt und machte alle Geberden, durch die sich eine höchst düstere Weltanschauung stumm ausdrücken läßt. Die stille Frage die das gespannte Auge des alten Mannes an ihn richtete, beantwortete Fritz, indem er sich wie bewußtlos, wie in Verlorenheit der Gedanken der Flasche Ledermanns bemächtigte und nachdem er ein Glas ganz und das nächste zur Hälfte geleert hatte, mit finsterem Gesichte die Worte hervorstieß:

„Ich bin getäuscht worden und habe darum auch Sie irregeführt, mein theurer, hochverehrter Freund. Werden Sie mir verzeihen können?"

„Wie meinen Sie das?"

„Ich habe mich in meinem Cameraden, in Ralph Bodenwerth getäuscht. Als ich Ihnen rieth, sich mit dieser Familie zu verbinden, glaubte ich Ihnen, dem gesinnungstreuen Radicalen, einen Demokraten zum Schwiegersohne zu geben. Kaum aber hatte Ralph heute vernommen, daß ihm die Erhebung in den Adelsstand bevorstehe, als der Aristokrat unvermuthet ihn ihm aufschoß und er sich sogleich mit einem Hochmuthe benahm, daß mir das Mark in den Knochen gefror. Ich suche noch immer, mich zu erwärmen."

Fritz trank das Glas leer und goß es von Neuem voll.

„Nun," sagte Ledermann mit bedächtigem Lächeln, „für die Würde, die ihm bevorsteht, für die Stellung, die er jetzt bekleiden soll, wäre dies ja gerade das richtige Benehmen."

„O Sie unschuldiger, Sie harmloser Mann, Sie ahnen nicht die Folgen, die sich daraus ergeben werden! Wissen Sie, daß er sogleich erklärte, alle seine früheren Verbindungen schroff abbrechen zu wollen? Und wissen Sie auch, wer das erste Opfer sein soll? Niemand als Sie selbst,

Digitized by Google

sein eigener Schwiegervater. Sobald er Baron ist, hat er erklärt, dürfen Sie, der Bürgerliche, ihm nicht mehr in das Haus."

Ledermann war sehr überrascht und erschreckt, doch bat er vorerst um nähere Auseinandersetzungen.

„Sie haben Ihre Flasche leer getrunken," sagte Fritz, „während ich vor Aufregung und Schmerz noch keinen Tropfen über die Lippen brachte. Trinken Sie noch eine Flasche, damit ich wenigstens sehe, daß man in dieser Welt, der erbärmlichen, noch etwas genießen kann; dann will ich Ihnen meine Rathschläge unterbreiten."

Bei der neuen Flasche schilderte nun Fritz die Manieren, die Ralph als Baron anzunehmen beabsichtigte, die Gesellschaft, die ihn umgeben sollte, und wie er unausgesetzt dahin trachten würde, den Fabrikanten, dem so nahe verwandt zu sein, von dem Sohn genannt zu werden, ihm nach seiner Ansicht eine unerträgliche Schande wäre, mehr und mehr, und zwar durch namenlose Demüthigungen aus seiner Nähe zu entfernen.

Ledermann war im höchsten Grade entrüstet und brach auf. Fritz, der zu weit gegangen zu sein fürchtete, gab den Rath, vorläufig zu schweigen und Ralph selbst zu beobachten. Vielleicht daß dieser nach dem ersten Taumel sich gefügiger zeigen werde. Dies versprach Ledermann, als er vor seinem Hôtel von Fritz Abschied nahm.

Der junge Mann trank schwarzen Kaffee und stieg dann sinnend zu seiner Dachkammer hinauf, wo er Ralph bei der Studirlampe fand und ihm die Unterredung in der Weinstube erzählte. Ralph war einer scherzhaften Auffassung der Dinge immer zugeneigt gewesen, jetzt aber widerstrebte es ihm, eine solche mit dem Ernste seines Lebens zu verbinden. Indessen sah er ein, daß die Rolle, die ihm Fritz zu spielen zumuthete, discret durchgeführt, den Ernst des Zweckes hier allein fördern konnte. Schon am nächsten Tage hatte Ledermann Gelegenheit, zwar nicht in den grellen Farben, die ihm Fritz vorgemalt, aber durch Feinheit umso einschneidender eine kränkend ablehnende Haltung wahrzunehmen. Es bedurfte nur noch eines Anstoßes von Fritz, um den Verletzten zu einem Acte majestätischer Entschlossenheit zu bringen, wobei jedoch Fritz, auf den Tact und die Klugheit Gertrudens sich verlassend, die richtige Lenkung nach dem Zielpunkte nicht zu verlieren trachtete.

„Sie haben mir anvertraut," sagte er zu Ledermann, „daß Sie abbrechen und abreisen würden, wenn Ihr Fräulein Tochter nicht Ihre Erklärung vor der Baronin, unter welcher Bedingung Sie der Heirat zustimmen würden, als ein von Ihnen gegebenes Ehrenwort betrachtete. Diese Auffassung geht aus der innigen Liebe des Mädchens hervor. Mir aber will scheinen, daß Ralph solche Liebe nicht verdiene, daß es sich für ihn bei der ganzen Sache nur um die Baronie handle."

Als Ledermann diese Aeußerung, als ob sie seine eigene Wahrnehmung wäre, dem Mädchen mittheilte, schien Gertrude so bestürzt und gekränkt zu sein, daß der zärtliche Vater ihr vorschlug, Ralph auf die Probe zu stellen. Dieser wurde zu einer Zusammenkunft berufen und wie immer mit dem Anstriche, als ob er von der Tribüne herabspräche, sagte Ledermann:

Digitized by Google

„Nach schweren Kämpfen, nach langen Bedenken gab ich meine Einwilligung zu einer Verbindung, die — die — ja, ich habe Ihnen sogar das Zugeständniß gemacht, trotz meiner demokratischen Parteistellung in Ihre Standeserhöhung zu willigen. Was thut man nicht, wenn man Vater ist? Aber eben darum — ich muß mit Staunen, mit Schmerz, mit Wehmuth, mit Abscheu bemerken, wie der aristokratische Dünkel Ihnen noch über die Gefühle des Liebenden zu gehen scheint. Sie wissen aber, das Wohl des Staates: suprema lex, hier das Wohl des Kindes — und so erkläre ich Ihnen denn, wenn auch im Widerspruche mit meiner früheren Erklärung, aber durch die Sorgfalt für mein Kind gezwungen, daß ich in die Heirat nur willige, wenn Sie auf die Baronie verzichten und wie ich selbst ein einfacher, schlichter Bürgersmann bleiben."

Statt aller Antwort flogen sich die Liebenden mit Jauchzen in die Arme. Als sich Ledermann genügend von der Aufrichtigkeit der Leidenschaft in Ralph überzeugt hatte, sollte erst der großartigste Effect ausgespielt werden: Die Forderung der Bürgerlichkeit wäre nur eine Probe gewesen und Ralph dürfe Baron werden, so viel er wolle. Jetzt aber wurde ihm zu seinem Erstaunen die Umwendung seines Wortes nicht mehr gestattet und Alles, was er erreichte, war die Clausel im Heiratscontracte, daß er sich Besitzer des Gutes Jaroschnigg nennen dürfe, welches er jedoch der Baronin Wardegg, so lange sie lebe, als ihren Witwensitz überlassen müsse. Ralph wohnte mit seiner Frau auf dem Schloße und arbeitete eifrig an dem landwirthschaftlichen Ertrage des Gutes, welches die schuldenfrei gewordene Mitgift seiner Frau bildete. Fritz Schönholz war dabei sein erster Beamter.

Nach dem Tode der Baronin zog Ledermann auf das Gut, wo er jetzt nach fast dreißig Jahren starb, in seinen Kindern und Nachkommen Erinnerungen von der Art zurücklassend, wie ich hier eine mitzutheilen versucht habe. Einen Achtundvierziger wie ihn wird die Welt nicht mehr sehen; mag Niemand unersetzlich sein — einen Thomas Ledermann wird Niemand ersetzen können.

Gedichte

von

Hans Max.

Stillleben.

1.

Draußen heiß ich: „armer Teufel"
Und „erbärmlicher Student,"
Weil mich alle Welt nur leider
Vom geflickten Rocke kennt.

Bin wol arm und kann's nicht leugnen,
Trage einen schlechten Rock,
Und bewohn' ein enges Stübchen
Unterm Dach im vierten Stock.

Nicht beklag' ich's — frei und glücklich
Leb' ich wie ein König hier,
Bin so nah dem blauen Himmel,
Fern dem wüsten Erdrevier.

Vöglein sind bei mir zu Gaste,
Und der Sonne erster Schein,
Mond und Sterne gucken freundlich
Durch das Fenster zu mir ein.

Wird mir hier gar oft so seltsam,
Oft so wolig in der Brust,
Und es spinnen süße Träume
In ihr Netz mich unbewußt.

Und ich seh' zu meinen Füssen
Bächlein rieseln von Demant;
Gleich Saphiren, gleich Rubinen
Blumen am smaragd'nen Rand.

Droben auf besonnter Matte
Winkt der munt'ren Senn'rin Haus,
Herden ziehen mit Geläute,
Und die Holde tritt heraus.

Purpurlippen, Veilchenaugen
Lächeln mir den süßen Gruß,
Und auf ihrer Rosenwange
Brennt mein heißer Liebeskuß.

Ach, sie liebt mich! — auf der Alpe
Schwöre ich den Liebeseid; —
Sieh — da mahnen Abendglocken,
Daß es schon zum Scheiden Zeit.

Noch ein stürmisches Umfassen,
Noch ein warmer Druck der Hand;
Pfeilschnell gehts nun von den Halden —
Unten scharrt mein Rapp' im Sand.

Eia, Rappe! fliege munter,
Eh' uns noch ereilt die Nacht,
Muß noch heut zum Königsschlosse —
Sieh — dort strahlt's in heller Pracht! —

„Näher, näher, tapf'rer Ritter!"
Und ich trete in den Saal;
Mich begrüßt der greise König,
Und der frohen Gäste Zahl.

„Einen Becher zum Willkommen!
Von gar schöner, zarter Hand."
„„Gott zum Gruße, Königstochter! —
Bist die Senn'rin wolbekannt!""

„Hier die Sporen, diese Schärpe!"
Spricht der Greis mit sanftem Blick,
„Ich verdanke Eurem Mute
Meines Volkes Sieg und Glück!"

Digitized by Google

„Nehmet hier aus meinen Händen
Meiner Königstochter Hand,
Und — bin ich einst heimgegangen —
Seid Ihr König in dem Land!“

„„Komm’ — o Senn’rin — Königstochter!““
Und sie sinkt an meine Brust;
Und es treibt uns in den Garten —
Schönste Nacht und Liebeslust!

„„Ach wie selig — durch die Liebe! —
Königstochter — du mein Stolz!““ —
Doch wie wird mir — du mein Himmel!
Hier ein Tisch — ein Stuhl — von Holz!

Hier vier Wände — ach wo bin ich?
War es nur ein Traumgesicht? —
In der Hand halt’ ich die Feder
Und — vor mir liegt ein Gedicht!

Gold’ne Träume, weilet, weilet!
Doch sie fliehen — wie mein Glück,
Lassen mir nur diese Blätter
Der Erinnerung zurück.

Und so leb’ ich alle Tage
In dem Stübchen — sel’ger Lust,
Und so spinnen süße Träume
In ihr Netz mich unbewußt.

2.

Nicht vermag ich mir’s zu deuten,
Was das stete Drängen will,
Das mich von den besten Leuten
Treibt auf’s Stübchen klein und still.

Halte hier kein Lieb verborgen,
Keine Schätze und kein Geld;
Frei ist auch mein Herz von Sorgen,
Wie kein zweites in der Welt.

Und doch fühl’ ich, komm ich näher
Meinem Stübchen, eine Lust,
Unaussprechlich hoch und höher
Schlägt das Herz mir in der Brust.

Strecke mich auf’s Lager nieder,
Auf ein duftig Strohgebind,
Und durch meine Brust und Glieder
Zieht’s so wohlig mir und lind.

Meine freien Blicke fliehen
Tauben gleich vom Taubenschlag,
Durch das Fenster und durchziehen
Meines Gartens Blüthenhag;

Schweben über Feld und Auen
Immer weiter flink und leicht,
Bis sie fern am himmelblauen
Horizont den Wald erreicht.

Und sie kehren zu mir wieder;
Alles, was sie dort geschaut,
Kleid’ ich dann in süße Lieder,
D’ran mein Sinn sich auferbaut.

Wenn der Sonne Strahl verglommen
Hinterm Wald mit hoher Glut,
Und der Mond kommt angeschwommen
Leise durch die Wolkenflut,

Und die tausend, tausend Sterne
Tanzen in dem Aethermeer,
Wie die Elfen nah und ferne
Um den Geisterkönig her;

Alle Laute rings verstummen,
Nur der Grillen leiser Chor,
Der Rohrdommel dumpfes Brummen
Sich erhebt aus tiefem Rohr —

Ach, dann fühl’ ich süß beklommen
Eine Welt in meiner Brust,
Die Gedanken all’ verschwommen
In unsäglich hoher Lust!

Digitized by Google

Die Goralen.*

(Aus dem Polnischen des Vincenz von Pol.)

Ihr dürft das Bergvolk mir nicht schmähen,
Das schlank wie Tannen anzusehen,
Flink wie der Sturzbach auf den Höhen,
Leicht wie der Vogel, wie die Gerte
Geschmeidig ist, und deß Gefährte
Die stete Jugend! — Im Geschmeide
Erglänzt sein Topor,** und zum Kleide
Erwählt es sich ein Lodenwams,
Verbrämet mit dem Vließ des Lamms.

Stets reinlich, menschlich, wahr im Reden —
Und schmuck und kräftig schaut ihr Jeden;
Er kennet seiner Halden Kräuter,
Er ist ein kund'ger Sternedeuter;
Ihn schrecken weder Fels noch Wellen,
Der findigste ist's der Gesellen.
Und bindet er auch wenig Garben,
Braucht er darum doch nicht zu darben;
Denn ist der Saaten Schnitt zu Ende,
Legt er nicht in den Schoß die Hände,
Ihn treibt's dann, in die Fremd' zu wandern,
Zur Arbeit sich verdingend Andern.

Weiß mit dem Beil wol umzugehen,
Ein Meister ist er auch im Mähen;
Dabei stets munter, guter Dinge,
Wenn's auch zuweilen schmal ihm ginge:
Wer mag beim Tanz wol höher springen
Als der Gorale, lauter singen? —

Wenn man um St. Adalbert bauet
Im Thal die Sommerfrucht, da thauet
Der Schnee kaum auf der Tatra Höhen,
Und oft muß alle Saat vergehen;
Doch wenn die grünen Pfingsten lachen,
Wenn rings die Wälder frisch erwachen,
Dann erst beginnt des Hirten Freude:
Er treibt die Herden rasch zur Weide.
Versammelt sieht man die Juhasen***
Um Baka, ihren alten Bauer;
Und während ihre Schafe grasen,
Der Hund der Liptau auf der Lauer.
Durchstreifen muntere Gesellen
Gebirg' und Wald an allen Stellen.

* Gebirgswohner der westlichen Karpathen.
** Ein Stock, an welchem ein Beil angebracht ist.
*** Juhas, der Schafhirt in den Karpathen.

Digitized by Google

Weltschmerz.*

Von

Friedrich Dück.

Mir war ganz schauderhaft schlecht zu Muthe und die Nacht — eine übrigens ganz gewöhnliche Sommernacht — war so stockfinster, daß man versucht sein konnte zu glauben, die keusche Luna habe sich mit ihrem ganzen, großen, schimmernden Gefolge schmollend in den Mittelpunkt der Erde zurückgezogen. Wie sehr nun dieses Düster mit meiner Stimmung harmonirte, und warum es mit derselben harmonirte, wird Jeder begreifen, der dem Worte an der Spitze dieser Epistel die ihm gebührende Aufmerksamkeit geschenkt hat.

Ja, der Weltschmerz! Betrachten Sie nur gefälligst einen Jüngling, auf dessen lebens- und liebemüdes Haupt sich dieser Unglücksvogel herabgesenkt hat und nun mit seinem Gekrächze die holden Täubchen „Glück" und „Friede" unerbittlich fernhält von dem altgewöhnten Neste. Das ist ein herzerschütternder Anblick!

Auch auf meinem 22jährigen Haupte hatte sich besagter Unglücksvogel breitgemacht.

Nachtigallenschlag, diese herrliche Begleitung zum süßen Recitative der Liebe, war mir nun Rabengekrächze, der Zephyr, den ich so oft und — Gott verzeih' mir's — in so schlechten Versen besungen hatte, war zu einer ganz prosaischen Luftströmung, das geisterhafte Flüstern und Rauschen in den Wipfeln zu einer natürlichen Folge derselben herabgesunken, und an der Stelle der keuschen Luna grinste mich ein höhnisches Weibergesicht an. — Mit einem Worte: ich war auf dem Punkte, Alles öde und hohl zu finden und — haßte die Weiber.

* Der jugendliche Verfasser dieser frisch geschriebenen Skizze, welche wir als Erstlingswerk eines strebsamen Talentes hier einzureihen uns veranlaßt fanden, scheint über das Wesen, sowie über die ethische und culturhistorische Bedeutung dessen, was man gemeinhin „Weltschmerz" zu nennen pflegt, nicht ganz im Klaren zu sein. Er würde sonst einen in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit so wichtigen Factor, dem seit jeher auch die edelsten Ritter vom Geiste in irgend welcher Form, bei verschiedensten Anlässen, ihren Tribut zollten, nicht einfach als „Rabengekrächze" abthun, was nur dort am Platze wäre, wo Etwas an und für sich und undiscutirbar Verwerfliches zum Ausdrucke kommt. Allerdings ist jener Weltschmerz, für welchen die „Welt" mit den weltlichen Prätensionen des eigenen „Ich" beginnt und aufhört, schon darum Etwas Unberechtigtes, also Tadelnswerthes, weil er eben nur durch heillose Begriffsverwirrung zu jenem Namen kam. Dann aber hat man es garnicht mit dem Weltschmerze, sondern mit Etwas zu thun, was meilenweit fernab von jener ernsten selbstlosen Grundstimmung liegt, die wir gelegentlich, wenn auch in differirenden Anklängen, bei Archil und Sephales, bei Juvenal und Seneca, bei Foscolo und Manzoni, bei Alfred de Vigny und Gérard de Nerval, bei Pope und Sterne, bei Klopstock und Matthisson, bei Grillparzer und Lenau, und vielen anderen beredten Dolmetschern jener Empfindung, welcher „das Denken nicht geschenkt" ist, vertreten finden, und die nun einmal „Weltschmerz" getauft wurde.

Die Redaction.



Es ist ein schreckliches Ding um den Weiberhaß einer 22jährigen Jünglingsseele! Da erreicht die Leidenschaft einen Grad, über welchen hinaus keine Steigerung mehr möglich ist. Sie muß also sinken; und sie sinkt, tiefer, immer tiefer und erstirbt endlich — in einer neuen Liebe. Entsetzlich! Diese armen Frauen!

So denke ich heute. Damals dachte ich freilich anders, als ich in besagter stockfinsteren Sommernacht durch die Straßen jener kleinen englischen Fabriksstadt schlich, zu deren Einwohnern ich mich zu jener Zeit rechnete — Blei in den Füßen, Hamlet's Monolog im Kopfe und Weiberhaß im Herzen.

So kam ich, wie im Traume, in den oberen Theil der Stadt. Diese zerfällt nämlich in zwei Theile. Der obere Theil — das „Aristokratenviertel" — dessen elegante, im modernsten Style erbaute Wohnhäuser, deren jedes mit einem wohlgepflegten Garten mit breiten Kieswegen umgeben ist, sich um die herrliche Kathedrale schaaren, wie Küchlein um die Henne, liegt auf einem Hügel, während in den Straßen des anderen Theiles, mit seinen schmalen, grellrothen Ziegelbauten und riesigen Fabriken, Industrie und Handel ihr geräuschvolles Wesen treiben. — „High street," die Hauptstraße, durchschneidet beide Theile in gerader Richtung und führt aus der mit Rauch, Kohlenstaub und Fischgeruch geschwängerten Luft des Dounhill hinauf in die Regionen seliger Ruhe und süßen Nichtsthuns, dorthin, wo schmachtende, blonde Ladis die balsamische Athmosphäre mit Saiten- und Tastenspiel würzen, und das herrliche Glockenspiel der Kathedrale seine weichen Klänge weit hinaus schallen läßt in den stillen, tiefblauen Aether.

Diese Regionen hatte ich an jenem Abend glücklich erreicht. Ich hatte Stille und Einsamkeit gesucht und Beides gefunden.

Dumpf hallten meine Tritte auf dem Asphaltpflaster vor den Gittern der stillen, finsteren Gärten, und mit Schrecken gewahrte ich, daß selbst meine Schuhsohlen mitfühlten, denn bei jedem Schritte tönte es dumpf und schaurig vom Asphalt herauf: „Wei—ber—falsch—heit, — Wei — ber — list." — So groß war mein Schmerz.

Da hörte ich lachen.

Aergerlich wandte ich den Kopf nach links und sah durch das offene Thor eines Gartens am Ende des breiten Fahrweges die Umrisse einer kleinen Terrasse. Auf der Terrasse einen runden Tisch, auf dem Tische eine brennende Lampe und daneben in einem Schaukelstuhle eine Frauengestalt, die aus vollem Halse lachte. Dieses Lachen ärgerte mich furchtbar. Was mich aber noch mehr ärgerte, das war, daß ich trotz aller Mühe, die ich mir gab, durchaus nichts Unangenehmes in diesem Lachen finden konnte. Es klang so hell, so klar und doch nicht schneidend, ja, fast melodisch.

Da ertappte ich mich auf einer unverzeihlichen Inconsequenz. Ich war nämlich ganz mechanisch durch das Gartenthor getreten und hatte einige Schritte gegen die Terrasse hin gemacht.

Das war nun wirklich unverzeihlich. Stolz warf ich den Kopf zurück, sandte noch einen Blick voll Verachtung nach der Terrasse, drehte mich auf dem Absatze herum, daß der Kies ängstlich unter mir knisterte und e[illegible] Augenblick später klang es wieder bei jedem Schritte dumpf und hohl vom Asphalt herauf: „Wei—ber—falsch—heit, — Wei—ber—list."

Digitized by Google

Doch dazwischen tönte das fröhliche Lachen und tönte fort in meinem Ohre, auch dann noch, als ich, wie zufällig, auf den Kathedralplatz gelangte. Da lag der Riesenbau, in dessen Mauern der eherne Griffel der Zeit die Geschichte vieler Jahrhunderte eingegraben hatte, ernst und schweigend vor mir. Hier das riesige Mittelschiff, welches die Söldlinge Cromwell's zu Ställen für ihre Pferde verwendet hatten, und dort drüben die lebensgroßen Statuen der Heiligen, denen er die Köpfe abschlagen ließ.

Und als ich so dastand, versunken in Andacht und Bewunderung, da begannen die Sperlinge in ihren Nestern unter den Gesimsen des Domes leise, ganz leise im Traume zu lachen; der laue Abendwind lachte durch die gothischen Bögen, und auf den Hälsen der geköpften Heiligen erschienen blonde Mädchenköpfe und lachten hinaus in die stille, dunkle Nacht und das klang so hell, so klar, so melodisch.

Und es tönte fort, dieses Lachen, und wollte nicht verstummen. Ich schlich nach Hause, sank auf mein Lager und schlief ein. Und noch im Traume hörte ich es lachen, so hell, so klar, so schön.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der nächste Abend fand mich wieder auf dem Wege zur Kathedrale. Der Himmel trug sein schönstes Blau, als wollte er wieder gutmachen, was er gestern verschuldete. — Ich hob den Blick nach oben und — mir war, als ob das Weibergesicht dort droben nicht mehr so höhnisch grinste; ja, als ein weißes Wölkchen darüber hinzog, da schien es mir, als wäre das ein himmlisches Taschentuch, mit dem sich Luna eine Thräne der Reue aus dem Auge gewischt. Wahrhaftig! Sie hatte geweint! Da hingen ja die Thränenperlen an jedem Blatte, an jedem Halme und schimmerten so trostreich im Silberlichte der Sterne, als wollten sie sagen: „Weine; Thränen sind Balsam für wunde Herzen!"

Wieder sah ich zu meiner Linken die zierlichen Eisengitter der Gärten und dahinter saftige Rasen, duftende Blumenbeete und hellglänzende Kieswege; unter mir den schwarzgrauen Asphalt und über mir die endlose, sternbesäete Kuppel des ewigen Domes.

Ich hörte heute nicht lachen, und das — wunderte mich. Da stand ich vor dem Thore und dort am Ende des Kiesweges auf der Terrasse stand die Gestalt von gestern, an eine Blumenvase gelehnt und den Kopf sinnend oder trauernd auf die Hand gestützt.

Ich wollte mir nicht gestehen, was mich auf jener Stelle wohl zehn Minuten lang festhielt, und hätte mich Jemand überzeugen wollen, daß ich nur die eigenthümliche Beleuchtung jener Gestalt bewundere, — es wäre nichts leichter gewesen.

Da fiel mir ein, daß mich gestern das Lachen dieses Weibes bewogen hatte, mich der Terrasse zu nähern. Nein, das durfte nicht wieder geschehen!

„Bah, auch nur ein Weib," brummte ich — und ging weiter. Nun wäre es aber eine ganz nette Aufgabe für einen Mathematiker gewesen, zu berechnen, um wie viel sich die Schnelligkeit meiner Schritte auf der zweiten Hälfte des Weges vermindert hatte.

Da schlugen Töne an mein Ohr, die einen Freudenschauer durch meine Glieder jagten. Es war ein Lied, ein deutsches Lied, und die

Digitized by Google

Stimme, die es hinaustrug in die heilige Stille der Nacht, war ein herrlicher Alt.

Ich lenkte meine Schritte dahin zurück, woher der Gesang ertönte, und einen Augenblick später stand ich wieder vor jenem Thore und preßte beide Hände an die Brust.

Sie war es! Sie sang mein Lieblingslied! Da stand sie noch an derselben Stelle, den Kopf zurückgeneigt, den Blick zu den Sternen erhoben.

„. . . . .
. . . .
Ich möcht' am liebsten sterben,
Dann wär's auf einmal still."

Ich war leise näher geschlichen. Nun stand ich kaum drei Schritte von ihr. Wie schön sie war! Sie hatte geendet und mir liefen die hellen Thränen über die Wangen. Da erblickte sie mich:

„Was wünschen Sie, mein Herr?"

„O, nur noch eine Strophe von jenem Lied! Ich bin ein Deutscher und es ist mein Lieblingslied!" —

Es muß sehr rührend gewesen sein, wie ich das sagte, denn sie sah mich theilnahmsvoll an, wandte sich dann langsam ab und begann nach einer kleinen Pause das Lied ganz von vorne und sang es mit halber Stimme bis zu Ende. Bei der letzten Strophe bebte die liebe Stimme merklich, dann hörte ich ein leises Weinen und sie war verschwunden. — Und ich, ich schluchzte auch, schluchzte wie ein Kind; und als ich wieder draußen stand und die Tröpfchen an Halm und Blatt so freundlich schimmerten, als wollten sie sagen: Weine, Thränen sind Balsam für wunde Herzen, — da fühlte ich, daß sie Recht hatten.

Da stand ich nun und träumte. Und im Traume stand ich auf einem hohen Berge und sah tief unter mir ein schönes, stilles Thal und drunten im Thale eine Mühle. Vor der Mühle stand ein Jüngling und an seiner Seite eine schlanke Mädchengestalt mit blonden Locken und blauen Augen. Die Augen blickten so treuherzig auf zu ihm und dann steckte sie ihm ein Ringlein an den Finger. Da zog ein Gewitter über das Thal hin und ich sah nichts mehr. Schwere, schwarze Wolkenmassen rückten lautlos gegen einander an, wie feindliche Geisterschaaren; grollend und donnernd stießen sie zusammen und dann wogte und brauste es unter mir wie eine zürnende See und dazwischen dröhnten die mächtigen Schläge des Donners, wie aneinander schlagende Riesenschilder, zuckten die Blitze wie Wiederschein blanker Riesenschwerter. Hoch über mir aber stand das Tagesgestirn in seiner hehren Ruhe am blauen Firmamente, gleichgiltig, — wie unbekümmert um Alles, was da drunten vorging.

Nun war der Kampf zu Ende und als die letzten Wölkchen — wie Besiegte vor dem Sieger — vor den glühenden Strahlen der Sonne flohen, da sah ich wieder in's Thal hinab.

Die Mühle stand noch an derselben Stelle, doch sie war leer. Das Mühlenrad war ein Spielzeug des angeschwollenen Baches geworden, der zischend und brausend den Bergeshang herabstürzte. Und vor der Mühle auf der Steinbank saß der Jüngling, den Kopf in die Hand gestützt und vor ihm

Digitized by Google

im Grase lag sein Ringlein — es war entzwei gesprungen. Zwei große Thränen rollten ihm über die Wangen und mir klang es wie fernes Singen im Ohre, klang hinab bis tief in's Herz und verhallte dort leise, ganz leise:

„. . . . .
. . . .
Ich möcht' am liebsten sterben,
Dann wär's auf einmal still."

— — — — — — — — — — — — — — —

„Guten Abend, Fred! Warten Sie auf mich? — Aber, Mensch, Sie sind ja bleich, wie die keusche Luna da droben! — Was ist Ihnen denn?!"

Dieses Potpourri von Fragen und Exclamationen kam aus der Kehle eines stämmigen Jungen, der vor Kurzem von der Universität Oxford — wo er freiwillig acht Jahre zugebracht hatte — zurückgekehrt war und den ich im Hause meines damaligen Chefs kennen gelernt hatte.

Er reichte mir freundlich die Hand und sah mich theilnehmend an.

Ich war so plötzlich aus meinen Träumereien aufgeschreckt worden, daß ich nicht gleich antwortete. Freund Bill war aber kein Freund des Zögerns, faßte mich am Arme und zog mich — geradewegs nach der Terrasse hin!

Dies gab mir mit einem Male die Sprache wieder.

„Ja, was thun Sie denn? — Wohin führen Sie mich da?"

„Geradewegs in den Himmel! In dieser Burg residire ich nämlich; und die ist, seit meine Cousine aus Deutschland zurückgekehrt und bei uns abgestiegen ist, ein wahrer Himmel voll Heiterkeit und Freude geworden. Ich wollte Sie schon vor einigen Tagen einladen, uns zu besuchen, und habe auch schon meine Cousine darauf vorbereitet, daß ich ihr einen deutschen Jüngling vorstellen würde, mit dem sie dann nach Herzenslust deutsch radebrechen mag. — Aber Sie sind ja menschenscheu! Man wagt sich kaum auf zehn Schritte an Sie heran! Doch nun sind Sie rettungslos verloren und müssen heute mit uns soupiren. Keine Widerrede! Sie sind in meiner Macht und sollen nicht so leicht loskommen, so wahr ich Bill heiße!"

Ich hatte dies Alles nur mit halbem Ohre gehört und stammelte einige zustimmende Worte. — Wir waren indessen an der Terrasse vorbei in die Vorhalle gelangt und nun versuchte ich einen gleichgiltigen Ton anzuschlagen:

„Also eine Cousine haben Sie da; und aus Deutschland?"

„Nun, ja doch; sie wurde in Deutschland erzogen. Ihr Vater war Gesandter am . . . . . schen Hofe und ist vor anderthalb Jahren gestorben. Seine Frau war ihm vorangegangen und da beschloß der Familienrath, das Mädchen bis zur Vollendung seiner Ausbildung im Pensionat zu belassen. Dabei blieb es. Nun hat sie dem Continente den Rücken gewendet, und seit acht Tagen haben wir unsere Nelly wieder."

„Nelly heißt sie?" frug ich rasch.

Freund Bill sah mich überrascht an.

„Nun ja, Nelly! Warum sollte sie denn nicht Nelly heißen? Aber nun kommen Sie, damit ich Sie meinen Leuten vorstelle!" Sprach's, und ehe ich antworten konnte, stand ich mitten im Salon und wurde vorgestellt.

Digitized by Google

Ich bin fast überzeugt, daß mich das greise Elternpaar damals sehr freundlich empfing; sollte ich aber diesen Empfang beschreiben müssen — ich wäre in der größten Verlegenheit. Nur so viel weiß ich noch, daß zwei Hände freundlichst die meinigen drückten. Wenn ich aber, statt Mrs. Baker eine Verbeugung zu machen, meinen Rücken vielleicht ehrfurchtsvoll vor dem jungen Chimpansen krümmte, der mich aus seinem Käfige neugierig anglotzte, so war's auf Ehre nicht meine Schuld, sondern die jenes blonden, schlanken Mädchens, das leicht erröthend vom Klaviere aufstand und mir auf halbem Wege entgegenkam, um mir die Hand zu reichen.

„Na, da hast Du den versprochenen Gesellschafter, Nelly; nun mögt Ihr losschießen mit Eurem Kauderwelsch. Nur erlaubt mir Toilette zu machen, ich komme gleich wieder. À propos, Nelly, der Junge da ist in unserer Nebelathmosphäre fast menschenscheu geworden, und wenn es Dir gelingt, ihn wieder genießbar zu machen, sollst Du fürstlich belohnt werden," sprach Bill; dann faßte er mich am Arme, zog mich bei Seite und raunte mir zu:

„Und Sie, mein sonderbarer Schwärmer, Sie kamen, sahen, und wenn es Ihnen nun auch noch gelingt zu siegen, soll's mich herzlich freuen! Vorwärts Cäsar!" —

Jenen Abend zu beschreiben, gehört für mich in den Bereich der Unmöglichkeit. Ich weiß nur noch, daß wir nach dem Souper auf die verhängnißvolle Terrasse hinaustraten, daß Mr. und Mrs. Baker an dem runden Tische Platz nahmen, Nelly sich im Schaukelstuhle zurücklehnte und mir ein Tabouret an ihrer Seite anwies. — Bill war noch einmal in den Stall gegangen, um nach den Pferden zu sehen, die beiden Alten waren in ihren Lehnstühlen eingeschlummert und — Nelly's Hand war leise in die meine geglitten. — Was ich jetzt in den Büschen hörte, war nicht mehr Rabengekrächze, sondern süßer Nachtigallenschlag; das Frauengesicht am Himmel lächelte mild auf uns herab und hoch oben in den Baumkronen rauschte es, wie fernes Wellenrauschen, und mir war, als müßten die Wellen der Liebe zusammenschlagen über meinem Haupte.

— — — — — — — — — — — —

Es war ein herrlicher Abend, und seitdem sind Jahre vergangen. Die Alten sind längst nicht mehr und meine Nelly und ich, wir sitzen hier auf der lieben, alten Terrasse. Bill reitet seine Pferde mit unermüdlichem Fleiße. Vor mir liegen Byron's Werke und ich zeige Nelly jene Stelle, so da lautet: „Frauen lieben bis in den Tod und — bis sie sich darüber trösten."

Nelly meint, man könne diese Stelle ebensogut auf die Männer anwenden. Welche Beleidigung für uns Herren der Schöpfung! Sie bleibt aber dabei, sie meint es in vollem, feierlichem Ernste — und ich auch!


Digitized by Google

Gedichte

von

Ludwig v. Hörmann.

Im Hochsommer.

Aufgeriss'ner Wolkenvorhang,
Wie des nahen Sturmes Mahnung,
Drinnen lichte Himmelsbläue,
Ew'gen Friedens süße Ahnung.

Und ich lieg' im tiefen Grase,
Schau' hinein ins Endlosblaue,
Ob kein Engel niedersteige,
Labend mich mit Himmelsthaue.

Loos.

Müd' ist mein Kopf, bedächtig macht
Des Zeigers Pfeil die Runde,
Zweimal noch geht er hin, dann lacht
Die heißersehnte Stunde.

Was quälend mit der Frohne Zwang
Der Tag mir zugemessen,
Versenkt ein Viertelstündchen lang
Ist's in ein süß Vergessen.

Dann darf ich sitzen dir zur Seit'
Ein stillvergnügter Zecher
Und trinken Liebesseligkeit
Aus deiner Augen Becher.

Vergessen all, zur Ruh' gebracht
Der Wespenschwarm der Sorgen
Ach nur auf eine kurze Nacht,
Die bald verscheucht der Morgen.

Bis mir der Sklavenkett' Geklirr
Ans Ohr hallt rohen Schlages,
Aus Traumesglück auftaumelnd wirr
Schlepp' ich am Joch des Tages.

Digitized by Google

Ein stilles Leben.

Lebensskizze

von

Marie v. Weckbecker.

Sie saß still und regungslos. Mit leisem Schimmer schien die Abendsonne ins heimliche Gemach, und sie sann. —

Sie war einmal ein frohes, glückliches Kind gewesen. Sie hatte rechtschaffene Eltern und kam auf dem Gute ihres Vaters zur Welt. Da lag sie in der kleinen Wiege mit den grünen Vorhängen, und weinte bitterlich, weil die dicke Amme nicht im Zimmer war. Zwei tiefblaue Augen strahlten wie Sterne die ganze Kindheit hindurch an dem Horizonte ihres Denkens — die Augen der Mutter. . . . Wie stolz war diese Mutter gewesen, als die kleine Ursula mit zagendem Blicke den ersten Schritt versuchte; der Vater hielt sie an der Hand. Er hatte eine sichere, treue Hand und lächelte bei des Kindes furchtsamen Bestrebungen. Patsch! lag es auf der Erde und es blitzte in seinem Gesichtchen wie nahender Sturm. Allein die Mutter hob es schnell empor und lachte, — da verzog sich das Gewitter und die Kleine versteckte das Köpfchen in der Mutter Schooß, sehr beschämt ob des mißlungenen Versuches. . . . Dann kam das erste Kleid. Es war rosa; trotzdem Ursula nicht schön war — ja, die Nachbarinnen flüsterten über ihre Häßlichkeit — so stand ihr das Kleidchen sehr gut! Jetzt lief und sprang sie in den Feldern und im Garten ihres Vaters umher, haschte nach den schwerfälligen Maikäfern, oder lag stundenlang im Walde, um einer kleinen Ameise zuzusehen, die ein Stückchen Holz am Fichtenstamme emportrug.

Sie erinnerte sich noch ganz gut, wie unglücklich sie gewesen, als sie eines Morgens eine schöne Lieblingspuppe mit prächtigem Wachskopfe abwaschen wollte, und alle Farben von den Wangen strich. . . . Später, als sie schon in die Schule der nahen Stadt ging, kam sie einmal mit der Schürze voll Dinte heim. Die gute Mutter verlor bei diesem Anblicke den Gleichmuth und schalt sie, so daß Ursula hinter das Haus in die Jasminlaube ging, um sich auszuweinen. Plötzlich kam der alte Kater ganz wichtig einhergetrabt und sperrte seinen Mund weit auf, um ein ganz leises „Au" herauszubringen. Das machte die Thränen schnell versiegen, und als nun gar eine große

Digitized by Google

Hummel kam, die Luchs (der Kater) blasend empfing, um sie endlich mit entrüsteter Ohrfeige zu Boden zu werfen, da war Dinte und Schmerz vergessen! Ach ja, das waren schöne Zeiten!

Wie herrlich mundeten nach der heißen Stube der Schule die Milch und die frischen Erdbeeren, und wie selig war Ursula, wenn der Vater sie mitnahm in die Ställe und Scheunen, oder wenn sie der Mutter beim Vorgeben behilflich sein konnte. Später, als die kleine Ursula 15 Jahre alt geworden, durfte sie überall mit Hand anlegen, und sie wurde trotz ihrer Häßlichkeit geliebt. Die Leute fanden sie später nicht einmal so garstig; sie hatte ja eine schlanke Gestalt, biegsam wie ein Rohr, und dunkle Augen, die manchmal sonderbar und geistvoll strahlten. Sie trug schwere, schwarze Flechten, und ihre kleinen, rauhen Hände waren immer bereit, armen Leuten zu helfen.

Da war ein Nachmittag, — ach! wie gut erinnerte sie sich dessen! — sie stand unten am Ende des Gartens an der Schlehdornhecke, die sich längs der Straße hinzog. Drüben lag der Wald und ein schöner, lichter Sommertag ging dahinter zur Neige. Ursula lehnte am Pflaumenbaume und sah die Straße hinab. Da kam von unten her ein junger, frischer Wanderer vorbei. Wie gut kannte sie ihn! Es war ja des alten Lehrers Sohn. Er hatte helle, treue Augen und ein lachendes Gesicht. Er schritt rüstig vorwärts dem Berge zu. Da blieb er plötzlich vor ihr stehen. „Grüß Gott!“ rief er fröhlich, „bist Du traurig, mein Mädchen?“ — „O nein, ich ruhe aus.“ — „Was hast Du denn für schwere Arbeit gethan?“ — „Wir haben heute das letzte Korn eingeführt und da bin ich auf dem Wagen hin- und hergeklettert.“ — „Ah! Klettern kannst Du auch?“ — „Das will ich meinen. Bin groß genug dazu.“ Der Bursche lachte. „Ich dächte eben, weil Du groß bist, solltest Du es bleiben lassen!“ sagte er. — „Fällt mir nicht ein! Uebrigens . . . “ Ursula blickte plötzlich zu Boden, „ich thue es bloß hier am Lande!“ — — „Richtig, Du warst ja in der Stadt!“ — „Freilich — habe dort studirt!“ — Der Jüngling lachte wieder. „Ach, wie gelehrt!“ rief er. — Sie erröthete, und frug nach einer Pause: „Wohin geht Ihr?“ — „Hinauf, auf den Berg.“ — „Auf den Berg? Was wollt Ihr dort?“ — „Die schöne Aussicht haben. Und somit lebe wohl, Ursula!“ Er reichte ihr über die Hecke die Hand; sie legte die ihre mit sonderbarer Verlegenheit hinein. Er brach eine Schlehdornblüthe ab und gab sie ihr, schwenkte den Hut und nickte freundlich — dann ging er schnell die Straße empor, — ohne sich umzusehen — und sie sah ihm lange, lange nach, — die Schlehdornblüthe in der Hand. . . .

Jahre zogen vorbei. Ursula ward immer größer und vernünftiger; sie pflegte sorglich die Mutter, die an Gicht litt, und half dem Vater so gut, daß er behauptete, sie sei seine rechte Hand geworden. Sie hatte bald das ganze Haus unter sich und hielt Alles in Ordnung. Da starb ihre treue Mutter. . . Es war das erste Sturmeswehen, das über das junge Haupt strich, das erste Mahnungszeichen des ernsten Lebens. Sie erholte sich schwer von diesem harten Schlage, allein sie kämpfte sich durch, — und wenn sie verzagen wollte, da stieg ein liebes, bekanntes Bild vor ihrer Seele auf: ein schlanker Wanderbursche, mit hellen Augen, den Stab in der Hand — und eine frische Schlehdornblüthe. . .

Digitized by Google

Die Zeit verging. Eines Tages kam ein junger Mann auf den Hof, um mit dem Vater ein Geschäft abzuschließen. Er ging bald wieder fort, doch wiederholten sich seine Besuche. Die zwanzigjährige Ursula war ihm aufgefallen. Er gewann sie lieb, — er freite um sie und der Vater gab sie ihm. Es war ja eine reiche Partie. Der Bräutigam besaß schöne Güter und ein Schloß, und so ward Ursula gar nicht gefragt — sie wurde Braut, ehe sie es wußte. Der Hochzeitstag kam. Sie verließ das alte, liebe, traute Heim und den alten Vater, und zog in des Gatten Schloß ein. Sie war wie im Traume... es kam alles so schnell, so anders, als sie es als Mädchen geträumt! Und siehe, — nach einem Jahre lag ein kleines Wesen neben ihr in derselben Wiege, wo sie einst gelegen, — das Kind wurde, nach der Großmutter, „Adelheid“ genannt. — Allein, trotz der seligsten Freude über das Kind, plagten Ursula gar viele, viele Sorgen. Ihr Gemahl hatte einen bösen herrischen Charakter; er vernachlässigte, verletzte sie, er mißtraute ihr und frug wenig darnach, ob sie zufrieden sei. Sie erfüllte treu ihre Pflichten, aber das schien ihr nicht genug. Sie war es ja gewöhnt, geliebt, gehegt zu werden und sie weinte mehr denn je der todten Mutter nach.

Wie die Zeit verrann! Zu der kleinen Adelheid kam noch ein Büblein. Die Kinder wuchsen wohl gehütet auf, so daß sie brave, rechtschaffene Menschen zu werden versprachen. — Ursula durfte nur selten den Vater besuchen, allein das waren immer festliche Zeiten. — Da ward er krank. Sie eilte mit den Kindern zu ihm und pflegte ihn; allein ihre Liebe konnte ihn doch nicht retten — er ging der Mutter nach, in den stillen Friedhof, seine Ursula segnend für ihre treue Kindesliebe. Als sie sich am Sarge ausgeweint, nahm sie ihre Kinder bei der Hand und wanderte hinaus in den Garten — wohin? — Sie stand an der Schlehdornhecke — vor ihr im Gedanken ein armer, ein frischer Wanderer, den der Vater einst aus dem Hause jagte, weil er die kleine Ursula so lieb hatte.... Die Kinder sahen erschreckt zu ihr auf und sie weinten.

Aus dem kleine Otto und der kleinen Adelheid waren starke, blühende Menschen geworden. Adelheid stand in voller Schönheit der Siebzehnjährigen da und Otto studirte fleißig in der Stadt. Der herrische Gatte schien es nicht zu bemerken, daß seine Frau oft bleich ward, wenn er sie scharf anredete, allein Adelheid sah es. Sie trat dann zärtlich heran und legte ihre Wange an die der Mutter, und wenn Otto auf Ferien kam, dann forschte in solchen Augenblicken sein erschrecktes Auge wie bange fragend nach der Mutter ernstem Gesichte.

Der elterliche Hof war verkauft worden, Adelheid, der Liebling der Mutter, an einen lieben, guten Mann verheirathet; sie strahlte von Glückseligkeit. Otto hatte ausstudirt und lebte als der Helfer seines Vaters auf dem Schlosse. Ursula war alt geworden und der Kummer hatte ihr schwarzes Haar gebleicht. Aber ihr starker Geist stand aufrecht; sie half dem kalten Manne treulich seine Güter bewirthschaften, und war die Seele des Hauses... Adelheids erstes Kind lag in ihren Armen; sie betrachtete durch Thränen lächelnd das kleine zappelnde Geschöpf. Dann stand sie segnend am Altare, als Otto ein schönes, tugendhaftes Mädchen zur Frau nahm und trauerte mit den Beiden, als deren erstes Knäblein starb. Bei Freud' und

Digitized by Google

Leid stand sie theilnehmend bei; sie half, tröstete, stärkte... Da entriß ihr der Tod den Gatten. Ursula frug ihr Herz nicht, ob sie ihn wirkich betrauere? — Sie fürchtete sich vor der Antwort. Sie übergab Otto alle Geschäfte, der Schwiegertochter die Wirthschaft und behielt sich nur ein kleines Zimmer im Schlosse; sie konnte ja immer hinabkommen in's große Prunkgemach, da wurde sie stets freundlich empfangen. — Sie wurde nicht müde zu ermahnen und zu trösten, und wenn man sich wunderte, wie sie bei ihrem Alter noch so rüstig sein könne oder wenn Otto, der sie auf den Händen trug, neben ihr saß, ihre geringsten Wünsche absehend, dann lächelte sie so in sich hinein und sagte: Ich bin doch auch glücklich gewesen und der liebe Gott hat es gut mit mir gemeint!

So sann sie auch jetzt. Sie war so alt, daß sie sich schon schwer bewegen konnte. Ihre lieben, treuen, dunklen Augen waren fast erblindet; allein die sorgsame Schwiegertochter erwies sich stets bereit, ihr beizustehen, und Adelheid sandte immer Neues, sie zu zerstreuen. Sie blieb auch frisch an Geist, sie fühlte sich nicht alt, sie war stets voll schöner, guter Gedanken. — Wie jetzt der goldene Abendschein auf ihr silbergraues Haupt fiel, wo das schneeweiße Häubchen thronte, war sie das Bild stillen Friedens. Ihre Hände lagen im Schooße gefaltet, und ihr Blick folgte der Sonne über die Wälder — weit — weit —

An der Schlehdornhecke steht ein schlankes Mädchen, — ein Wanderer vor ihr, mit treuherzigen Augen und lächelnden Lippen, der ihr eine Schlehdornblüthe reicht — —

O Wanderer! Wo magst Du sein? Hast Du Alles vergessen?

Brennende Fragen.

Von

Alfred Friedmann.

Rosen, brennende Fragen der Erde:
Fragt sie in Düften und fragt sie in Farben
Ob sie mich liebt, so wie ich sie liebe?
Bei allen Rosen, die blühten und starben,
Flehet, daß nicht sie die Antwort verschiebe,
Weil nur zu welken und sterben mir bliebe,
Ließ' nach dem Thau ihres „Ja" sie mich darben —
Rosen, brennende Fragen der Erde! —

* * *

Sterne, brennende Fragen des Himmels:
Fragt die Bejahende Ihr um die Treue!
Könnt' ich der Liebsten Wankelmuth tragen?
Wird sie nicht locken das Schöne, das Neue?
Wollet für mich, o Ihr Sterne, sie fragen,
Ob nicht ihr Wagen wird einst ein Verzagen,
Ob sie mich lieben wird, treu, ohne Reue —?
Sterne, brennende Fragen des Himmels!

* * *

Augen, brennende Fragen der Liebsten:
Wollt Ihr Euch selber zur Antwort mir geben?
Vorwurfsvoll scheint Ihr dem Zweifler zu sagen:
„Gibst Du nicht selber uns Licht erst und Leben
„Brauchst Du die Rosen und Sterne zu fragen
„Wenn wir doch Sonnen sind, Dir nur zu tagen!"
— Laßt denn in Eurem Lichte mich leben —
Augen, brennende Fragen der Liebsten!

Zwischen zwei Nationalitäten.

Eine Episode aus der ungarischen Literaturgeschichte

von

Dr. Adolf Dux.

Nur eine Episode? Und nur aus der Geschichte der ungarischen Literatur?

Allenthalben verschwimmen und verschmelzen in den Grenzmarken die Ausläufer der Sprachen und nationalen Anschauungen. Und in den Nebeln und Trübungen, die durch solche Vermengung entstehen, bleiben jederzeit Geister im Dunkel, die anderswohin gestellt, geleuchtet hätten. Solche Verluste treten somit nicht episodisch auf; sie bilden eine durch die ganze Geistesgeschichte der Völker sich hinziehende dunkle Linie, von der freilich nur selten gesprochen wird, die aber doch immer vorhanden ist und Jedem sich bemerkbar macht, der darauf achten will.

Die Erscheinungen, die wir hier im Auge haben, sind in Ungarn vielleicht auffallender, als sonst wo; sie machen sich gemäß den Verhältnissen dieses Landes nicht allein an der Peripherie, sondern auch im Innern bemerkbar, und nicht gerade an indifferenten Punkten, sondern an Centralherden der Intelligenz.

Nicht daß wir da bloß trüben, bemitleidenswerthen Erscheinungen begegnen. Bis zu einem gewissen Niveau des Lebens macht die Vielsprachigkeit den Eindruck munterer Geistesbeweglichkeit oder bietet sie Gelegenheit zu interessanten Beobachtungen. In Volksschichten, in deren Kreisen Unwissenheit keinen Gegenstand des Vorwurfes bilden kann, hört man Kinder und Erwachsene oft zwei, drei Sprachen mit gleicher Fertigkeit sprechen. Der Kreis von Gegenständen und Ideen, welchen diese Vielsprachigen umfassen, ist eben ein beschränkter. — Auch noch höher hinauf, bei Handwerkern, Industriellen, Kaufleuten, findet sich dieselbe Gewandtheit auf dem Gebiete mehrerer benachbarten, wenn auch durchaus nicht verwandten Sprachen. In Schichten, die sich noch ziemlich weit unterhalb der wissenschaftlich gebildeten Kreise befinden, werden ungarische und deutsche Zeitungen gelesen, führt man Handelscorrespondenzen in beiden oder noch mehr Sprachen. Und das gegenwärtige Unterrichtssystem in Ungarn unter-

Digitized by Google

stützt und nährt diese Vielseitigkeit, die in mehreren (Sprach-) Sätteln gerecht ist.

Die interessanten Beobachtungen ergeben sich dort, wo die Sprachgrenzen in lebendiger Bewegung, in fortwährender Fluctuation sind. Da ist eine Stadt, wie z. B. Klausenburg, die einst deutsch war, aber von ihrer deutschen Vergangenheit nichts übrig behalten hat, als das Wort „Vorstadt," und auch das lautet im Munde der nun gänzlich magyarischen Bevölkerung: „Hostat." Dort wieder stoßt man auf eine Ortschaft, die ehemals sächsisch gewesen (siebenbürgisch-sächsisch), in der aber heute überwiegend rumänisch gesprochen wird; nur die Spitzen der Gemeinde ragen noch aus der immer steigenden dacischen Fluth heraus. An anderen Stellen des Landes findet man wieder eine und die andere Stadt, um deren deutsche Bevölkerung der slovakische Gürtel sich immer enger schließt. — Ist es intellectuelle oder sittliche Ueberlegenheit, sind es geistige oder moralische Potenzen, oder die physischen Eigenschaften dieser oder jener Bewohner, wodurch solche Veränderungen hervorgerufen werden? — Völkerphysiologen hätten an solchen Erscheinungen ein reiches und fruchtbares Feld der Beobachtung.

Neue Bilder bieten sich uns dar, wenn wir unser Augenmerk höher hinauf — gebildeten Individuen zuwenden, in deren Geist mehrere Nationalitäten um die Herrschaft streiten. Ihr Geschick hat sie dorthin gestellt, wo mehrere Strömungen einander berühren und der Kampf, der sonst sozusagen im freien Felde geführt wird, wühlt im Herzen des Einzelnen fort. Und wie alle Lebenskämpfe, so führen auch diese zu Sieg oder Untergang, zu tragischen, tragikomischen oder auch zu solchen Gestaltungen, bei welchen sich der Zwiespalt in heiteres Wohlgefallen auflöst.

Je früher der Kampf begonnen und entschieden wird, desto glücklicher der Ausgang. Dem Einen war es an der Wiege vorgesungen, daß er als ehrsamer Gewerbsmann das Leben eines schlichten Ehrenmannes führen werde, der mit seinen Kunden, je nach Belieben, in ungarischer oder deutscher Sprache verkehrt. Ja, ohne Zweifel hätte sich mit der Zeit auch das: „On parle français" und das „English spoken" eingestellt. — Aber da wird der Geist des jungen Menschen von der Kunst eines Dessoir, eines Davison entzündet, und mit einemmale ist er dem Kampfe der Nationalitäten entrückt. Er dient von nun an der Kunst und *einer* Sprache. — Oder großer Ehrgeiz treibt eine mäßige Schauspielerkraft hinaus über die Grenzen ihrer Heimat, in die große Welt, wo anstatt von wenig Hunderten der Applaus Tausender und aber Tausender rauscht. Allein der Gott, dem der Schauspieler dient, ist eifersüchtig und duldet keine anderen Götter neben sich. Die durch gewisse Grenzen umschriebene Künstlerkraft, die auf dem Boden der magyarischen Muttersprache gewirkt hat und herangereift ist, kann innerhalb eines anderen Sprachgebietes sich zu keiner der höchsten Stufen hinaufschwingen. Vom angestammten Boden losgerissen, von Ehrgeiz gespornt, streift sie dort umher, wo nur Ehren zweiten Ranges zu erreichen sind, und nach Jahren erscheint sie wieder in der Heimat und wundert sich, wenn sie da nicht den hohen Rang einnimmt, zu dem ihre ausländischen „Triumphe" sie berechtigen. Die losgerissenen Wurzeln können,

Digitized by Google

so spät wieder zurückverpflanzt, im ursprünglichen Boden nicht mehr recht gedeihen. Dieser Ausgang ist gerade nicht tragisch, aber auch gewiß nicht herzerfreuend.

Zweisprachige Schriftsteller sind in diesem Lande nicht selten, und bis zu einem gewissen, ja in einzelnen glücklichen Ausnahmsfällen bis zum höchsten Niveau der Geistesthätigkeit handhaben sie ihre beiden Sprachen, von denen eine die deutsche, serbische, rumänische oder slovakische — die andere aber die ungarische ist, mit gleicher Fertigkeit. Journalisten, die solcher Art zwei Federn führen, gibt es nicht wenige. — Viele Vertreter der Wissenschaft, besonders diejenigen, welche die Naturwissenschaften ex professo betreiben, veröffentlichen Abhandlungen aus ihrer Feder in deutschen und ungarischen gelehrten Zeitschriften. Die eine Sprache, die ungarische, üben sie in ihrem Lehramte, in der lebendigen Kenntniß der anderen erhalten sie sich durch die fortgesetzten Studien, mit deren Hilfe sie in ihrer Fachwissenschaft au courant zu bleiben streben.

Rumänische, serbische, ruthenische, slovakische Volkslieder, metrisch ins Ungarische übersetzt, geben Zeugniß davon, daß Diejenigen, von welchen diese Arbeiten herrühren, auch der poetischen Formen in zwei Sprachen bis zu einem gewissen Grade kundig sind. Und von den Uebersetzern zu den Poeten in zwei Sprachen ist nur ein Schritt. In der That gibt es auch solche, freilich nur sehr wenige, und auch diese pflegen in der einen ihrer beiden Sprachen schwächer zu sein als in der anderen. Von den glänzenden Ausnahmen zu schweigen, auf die wir in den „Dioskuren" nicht erst besonders hinzuweisen brauchen, können die „zweiblumigen" Poeten sich mit ihrem guten Willen trösten, zwei Herren zu dienen, und im Plus an Erfolg auf der einen Seite für den minderen Ertrag auf der anderen Entschädigung finden.

Sie sind jedenfalls in einer glücklicheren Lage, als ein an einen Scheideweg gestellter Dichter, der sich — sei es aus welchen Gründen immer — gerade für die Sprache entscheidet, in der er nicht geboren wurde und den Ergüssen seiner Seele eine Form aufzwingt, die für ihn immer spröde bleiben muß. Er verwundet sich selbst und verblutet schließlich an der nimmer heilenden, immer weiter klaffenden Wunde.

Wir wissen zum Glücke keine Reihe solcher Opfer anzuführen; aber in dem einen, das wir kennen, erschließt sich eine Tragödie. Ein junger Mann, den die Natur mit allen herrlichen Gaben des Geistes und des Körpers ausgestattet, der seinen poetischen Beruf früh erkannt hat, der durch die Freundschaft und Anerkennung eines der größten Dichter erhoben und ermuntert wird, den schließlich seine Verhältnisse in seiner Entwicklung nicht gehemmt und vor drückenden Lebenssorgen bewahrt haben — verkommt in Wahnsinn, in der Blüthe seines Lebens, fern von der Heimat, an der er mit allen Fasern seines Herzens gehangen! Und keine niedrige Schuld verursacht dieses Schicksal. Sein Leben war rein, seine Kraft stets der Ausbildung seines Geistes zugewendet, als Dichter strebte er nicht zu Regionen hinauf, die seiner Flugkraft unerreichbar waren, er verlor sich nicht tollkühn in Höhen, deren Glanz ein schwaches Auge blendet, nicht in Tiefen, die den Geist mit Nacht erfüllen können. Und doch war seine

Digitized by Google

eigene Entschließung mit unter den Factoren, die zu seinem tragischen Schicksale den Grund legten.

Der beweinenswerthe Held dieser Tragödie, Friedrich Christmann, war einer der liebenswürdigsten, glücklichsten Studenten des evangelischen Lyceums in Eperies, seiner Vaterstadt. Er genoß da nicht allein das Glück der eigenen Jugend, der in seinem eigenen Innern quellenden Poesie, sondern auch die Wonne des Lebens unter Mitstrebenden, in einem Kreise von Mitschülern und Freunden, die sich zur Pflege der Poesie in ihrer Muttersprache verbanden. Daß derartige Vereine nichts den deutschen Burschenschaften und Studentenverbindungen Aehnliches waren, geht wohl schon aus dem Gesagten hervor. Sie hatten nur den einen bestimmten Zweck, den wir erwähnt, keine gemeinsamen äußeren Abzeichen, keinen Comment, und standen gewöhnlich unter der Leitung des betreffenden Literaturlehrers.

An keiner der höheren Lehranstalten Ungarns sind die verschiedenen Nationalitäten des Landes so sehr vertreten, wie an den evangelischen. Die Augsburger Confession erstreckt sich auf Magyaren, Deutsche und Slaven, und so gehörten denn diesen drei Nationalitäten auch die Studenten an, welche die Poesie in ihrer Muttersprache zu pflegen anfingen, als der öffentliche Unterricht in Ungarn die Fesseln der lateinischen Sprache von sich abzuschütteln begann. Demnach bestanden an den evangelischen höheren Lehranstalten deutsche, ungarische, slovakische Gesellschaften, die nebst ihren literarischen Zwecken oft auch gesellige Vergnügungen pflegten, ja zuweilen auch ihrer Begeisterung für noch wenig begriffene politisch-nationale Ideen Ausdruck gegeben haben sollen. Es kam daher einmal (1836) ein Verbot, welches die Auflösung dieser jugendlichen Poetenvereine zum Zwecke hatte. Aber trotzdem bestanden und wirkten diese weiter, nachdem sie vorsichtshalber ihre Namen geändert oder selbst diese Vorsichtsmaßregel unterlassen hatten.

So bestanden denn auch am evangelischen Lyceum in Eperies unter den Studenten drei literarische Gesellschaften für die erwähnten drei Sprachen, und der deutschen gehörte in den ersten Dreißiger Jahren Friedrich Christmann an. — Er war als der jüngere Sohn eines wohlhabenden Kaufmannes am 1. Januar 1822 in Eperies geboren, und zwar schon im Alter von 8—9 Jahren völlig verwaist, aber nicht unversorgt geblieben. Das Vermögen, das die beiden Waisen, Samuel und Friedrich, geerbt, war zwar nicht bedeutend, jedoch groß genug, damit sie sorglos in die Zukunft blicken konnten. Sie erhielten unter der Leitung eines Professors in Eperies (Andreas Krayzell) eine treffliche Erziehung und besuchten das Lyceum, an welchem Friedrich stets zu den ausgezeichnetsten Schülern gehörte. Sein poetisches Talent war früh erwacht, und da in der ersten Periode seiner Schuljahre noch die Herrschaft der lateinischen Sprache bestand, so schrieb er anfangs seine Gedichte in der Sprache des Horaz, später jedoch in der deutschen.

Die ungarische Sprache erlernte er nebenbei in der Schule, aus Büchern, von Mitschülern. Und so vorbereitet, konnte ein empfängliches enthusiastisches Gemüth, wie das des jungen Christmann, von der Begeisterung nicht unberührt bleiben, mit welcher das nationale Leben Ungarns in den

Digitized by Google

Dreißiger Jahren seiner neueren Entwicklung zustrebte. Wie der erwachende Frühling, zauberte das entflammte patriotische Gefühl die neuen Blüthen auf dem Felde der nationalen poetischen Literatur hervor. Die Pflege der ungarischen Sprache war der Cultus, in welchem die Patrioten mit ihrem Beispiele vorangingen, und der allenthalben im Lande mit Eifer gepredigt und verbreitet wurde.

Friedrich Christmann gab sich der neuen Strömung mit aller Glut eines jungen enthusiastischen Dichterherzens hin. Er schied aus dem deutschen Vereine und trat dem ungarischen bei, der ihn sogar bald zum Schriftführer wählte. Von seinen deutschen Jugendpoesien hat er nie etwas veröffentlicht, ist niemals auch nur eine Zeile bekannt worden; mit seinen ungarischen Gedichten trat er jedoch bald hervor. Er war 18 Jahre alt, als er seine ersten ungarischen Gedichte im „Athenäum" unter dem Pseudonym „Vidor Emil" veröffentlichte, und unter diesem Namen übergab er auch mehrere Jahre hindurch seine Gedichte der Oeffentlichkeit, welche dieselben zwar nicht mit Enthusiasmus, aber doch auch nicht mit Gleichgiltigkeit aufnahm. Er blendete nicht mit neuen großen Ideen, machte aber stets den Eindruck eines warmen und wahrhaftigen Gemüthes.

Später bewarb er sich um die Erlaubniß und erhielt sie auch, seinen Familiennamen in „Kerényi" umzuändern, und unter diesem Namen gab er seine gesammelten Gedichte, zuerst 1844, das andere Mal 1846 heraus. Unter diesem Namen nimmt er seine eigenthümliche Stellung in der Geschichte der ungarischen Literatur ein.

Blättern wir in diesen Gedichten, so manifestirt sich uns der Patriot mit aller Aufrichtigkeit des Willens, aber im Ganzen mit weniger künstlerischem Erfolg als der eigentliche Poet. Er weiß jede Regung im neu erwachten Leben zu würdigen, bringt es aber erst spät dazu, sie mit lyrischem Feuer in Fluß zu bringen. — Politische Vorkommnisse ausgenommen, wie z. B. ein Fackelzug, der Deák 1841 in Pest dargebracht wurde und dergleichen, hält er sich in seinen Gedichten vom Leben ferne. Eine Lerche, die im Frühlinge über den Feldern schwirrt und ihr bescheidenes Liedchen singt. Kerényi's Rhythmen erinnern zumeist an die deutschen Liedformen. Nur in sehr wenigen seiner Gedichte finden wir den Wiederhall ungarischer Klänge — in jenen, die von seiner Berührung mit Petöfi und Tompa im Jahre 1845 Zeugniß geben.

Kerényi machte damals als jugendlicher Junggeselle in Eperies ein eigenes Haus, und bewirthete die beiden Dichter und andere literarische Freunde, die zu ihm auf Besuch gekommen waren, wochenlang unter seinem Dache.

Bei einem Spaziergange, den sie während jenes Zusammenlebens mit einander machten, stießen sie auf ein Waldhäuschen im Gebirge, und dieses gab zu einem Wettstreite Anlaß, der in der ungarischen poetischen Literatur seine bleibende Spur zurückgelassen hat. Petöfi, Tompa und Kerényi nahmen sich vor, eine Idylle zu schreiben, zu welcher sie dort alle Drei zugleich die Anregung erhalten hatten, und in den Gedichten aller Drei befindet sich eines mit dem Titel: „Erdei lak" (Ein Wohnhaus im Walde), als Andenken an den Spaziergang der Poeten, und an den Wettstreit, der

daraus hervorging. Ein Denkmal der Freundschaft, die Petöfi und Kerényi damals miteinander schlossen, befindet sich gleichfalls in den gesammelten Gedichten Beider, eine Epistel des ersteren und die Antwort des letzteren. Petöfi schreibt seinem Freunde: „Schon unbekannter Weise liebt' ich Dich, — wie erst seit Rusler miteinand' wir tranken;" — dann theilt er ihm mit, wie es ihm jetzt gehe:

„Mein Vater ist versöhnt, und das mit Grund,
Bin ich doch kein Schauspieler mehr zur Stund'.
Er freut sich nun; ich aber komm' mir vor,
Wie Adam vor des Paradieses Thor,
Nachdem der Engel ihn daraus verjagt,
Weil am verbotenen Apfel er genagt."

In seiner Antwort an Petöfi tröstet Kerényi ihn für den Verlust der Schauspieler-Herrlichkeit, und rühmt ihm dafür die Dichtkunst. „Sie hat," schreibt er unter Anderem, „einst einen meiner Ahnen in der Seele ergriffen, und kann auch mich noch auf ihren Schwingen emportragen." — Wer dieser Dichter unter den Ahnen Kerényi's gewesen sei, darüber finden wir keine Andeutung. Wäre es vielleicht der deutsche Dichter Nikolaus Dietrich Giseke gewesen? Dieser stammte bekanntlich aus Ungarn, aus Csó (im Eisenburger Comitat).

Also Petöfi liebte Kerényi schon, bevor er ihn persönlich kennen gelernt hatte. Er hatte also dessen Gedichte geschätzt. Und wohl mag er in diesen den Dichter erkannt und liebgewonnen haben, vielleicht trotz dem fremdartigen Elemente in der Sprache und in den Formen Kerényi's, vielleicht auch gerade deßhalb, weil es ein Zeugniß des großen Opfers war, das der dichtende Neophyt auf dem Altare des Vaterlandes, der Nation dargebracht hatte.

Doch alle Anerkennung und Freundschaft eines Petöfi, eines Tompa, konnte unseren Dichter nicht davor bewahren, mit sich selbst zu zerfallen. Daß er einer abweisenden, kränkenden Kritik begegnete, darauf ist kein Gewicht zu legen. Welcher Dichter — die größten nicht ausgenommen — hätte nicht im Beginne seiner Laufbahn ähnliche Erfahrungen gemacht? — Kerényi, in dem eine ganze Dichterseele lebte, litt unter dem Bewußtsein, daß er nie und nimmer ein ganzer ungarischer Dichter werden könne.

„In einem Grenzcomitate unseres Vaterlandes geboren," sagt sein Freund und Biograph, der liebenswürdige ungarische Humorist Albert Pákh (geb. zu Rosenau 1823, gest. 1867 in Pest), „traf Kerényi das gemeinschaftliche Mißgeschick jener Tausende und aber Tausende unserer Landsleute, die nach Jahren kaum zu bestimmen vermögen, welches eigentlich ihre Muttersprache gewesen sei. Unter der polyglotten Bevölkerung ihrer Gegend wachsen sie beim Gebrauche von zwei, drei Sprachen auf, und in den Schulen und im Leben gelangen sie in den Besitz noch anderer Sprachen, ohne daß sie eine vollständig zu behandeln wissen. Auf der literarischen Laufbahn haben Solche, wie groß auch ihr Talent sei und in welcher Sprache immer, nur selten das Glück, eine bedeutendere Rolle zu spielen; ein Dichter aber, ein Dichter, der jede Regung des Gefühls, jede Nuance der Idee getreu wiederzugeben vermag, geht nie oder doch nur außerordentlich selten aus ihnen hervor."

Digitized by Google

Wenn auch nur durch eine sehr dünne Scheidewand von der nationalen Strömung getrennt, konnte Kerényi um so weniger das sein, was er werden wollte, da zu seiner Zeit grade das Volksthümliche in der ungarischen Dichtung seine schönsten Blüthen zu treiben begann. Bis dahin hatte nur der Adel in den Angelegenheiten des Landes und in Ereignissen, die noch weitere Kreise berührten, mitgewirkt; — jetzt regte sich der früher im Dunkel gebliebene Kern der Nation. Das eigentliche magyarische „Volk" schickte sich an, ans Tageslicht zu dringen, so wie es denn in Petöfi's Dichtungen vorläufig die Bühne der Weltliteratur betrat. Ein Gedicht, das eine Gestalt aus dem Volke, eine Regung des Volksgemüthes in der einfachen Sprache des Volkes und zugleich Allen verständlich, für Alle gefällig darstellte, zum Ausdrucke brachte, hatte nicht allein die ästhetische Wirkung der durch die Kunst wiedergeborenen Volkspoesie; — es war ein Accord im großen Reformconcerte, es war ein Aufleuchten kommender Ereignisse. Kerényi mochte mit noch so fühlbarem Enthusiasmus in einem seiner schönsten Gedichte „die Axt klingen hören, wie sie an des Ungars Schiff zimmert, das bald auf dem Ocean schwimmen wird;" — er, der von patriotischer Begeisterung hingerissen, seine Muttersprache geopfert, konnte sich doch von den Formen derselben nicht losreißen, rang vergebens darnach, sich den nationalen Schmelz der Petöfi'schen Dichtung anzueignen, und fühlte, wie weit seine poetischen Freunde, vom Strome der Entwickelungen getragen und fortgezogen, ihn bald zurücklassen würden. Er strebte ihnen nach, zum Theile mit Erfolg, und machte in Form und Inhalt unleugbare Fortschritte. Aber trotzdem nahm seine Entmuthigung immer mehr zu. Unglückliche Liebe trübte seine Gemüthsstimmung noch mehr. Er verlor die Hoffnung und verzweifelte an seiner und der Ungarn Zukunft. „Mit klarem Auge in die Zukunft blicken ist Anderen ein Heil, dem Ungar ist's ein Fluch!" ruft er in einem seiner späteren Gedichte aus.

Er rang jedoch noch nach Rettung.

„Kerényi" — erzählt Pákh in den Schlußzeilen seiner biographischen Skizze — „Kerényi strebte mit aller Kraft, die Harmonie, die Ruhe seiner Seele wieder herzustellen, anstatt der seiner Meinung nach verfehlten Lebensbahn eine neue einzuschlagen. Die Spuren hievon finden sich auch in seinen Gedichten, wo der auftauchende Zweifel nie in feige Entmuthigung ausklingt, sondern immer noch einen Anker findet, von dem er sich Rettnng verspricht. 1846 bereiste er zu seiner Zerstreuung Deutschland und England. Zurückgekehrt, faßte er den Vorsatz, seinem Leben eine praktische Richtung zu geben. Er war jung und seine Fähigkeit, seine Empfänglichkeit groß. Er machte sein gesammtes Eperieser Vermögen zu Geld, nahm 1847 eine größere Besitzung im Abaujer Comitate in Pacht und wollte hier den Grund zu einem stillen häuslichen Glücke legen. Neue Täuschungen! Theils verstand er nichts von Oekonomie, theils scheiterten seine Pläne an den Widerwärtigkeiten der Zeit. Während der Revolutionsjahre ertönten die Saiten seiner Leier selten; er selbst erschien mehrmals unter den Fahnen der Freiwilligen, und nahm auch an mehreren Schlachten theil. Seine Oekonomie litt unterdessen viel durch die häufig durchziehenden Schaaren. Es blieben ihm nur die Trümmer seines Vermögens. Mit diesen zog er nach der Világoser

Digitized by Google

Katastrophe nach Pest und hielt sich daselbst dauernd auf, jedoch nur, um sich die Wege zur Auswanderung zu bahnen. Hier übernahm er auch die Vermögensüberreste seines Bruders Samuel, in der Hoffnung, daß er diesem bald werde schreiben können, wohin er ihm folgen solle, wo er für sie Beide das längst gesuchte Glück gegründet habe. — Im Herbst 1850 gelang es ihm endlich, auszuwandern. Er erreichte Nordamerika, Jova, New-Buda." —

New-Buda, eben erst von ungarischen Emigranten gegründet, war die Stätte, auf welche damals viele Ungarn ihre Hoffnung setzten. Es sollte ein neues Ofen, eine neue große ungarische Stadt in Amerika werden. Die Flüchtlinge strömten in großer Zahl dahin, um jedoch bald wieder anderswo ihr Glück zu suchen; nur Wenige blieben zurück, und reussirten nach vieljährigen Anstrengungen, während Andere dort langsam verkamen. New-Buda blieb so bis zum heutigen Tage, was es Anfangs gewesen, — eine kleine Ansiedelung, der es nicht gelang, sich zu einer organisirten Stadt zu entwickeln.

Kerényi kehrte von dort nicht um und verkam nicht langsam. Ein Jahr nach seiner Abreise von Pest, im Herbst 1851, schickte er an Páky einen Brief und ein Gedicht, — sein letztes und zugleich ein sprechendes Zeugniß seines namenlosen Elendes. Der Dichter schildert sich darin, in einer engen hölzernen Hütte liegend, vom Fieber gequält, ohne Geld, ohne Nachricht aus der Heimat, wo seine Schätze begraben.

Das ist Alles, das ist sein letztes Gedicht. Samuel Kerényi hatte vergebens auf die erhofften Nachrichten von seinem Bruder gewartet; er war im Frühling in einem Pester Spitale gestorben. — Ein Jahr darauf brachten die Zeitungen die Nachricht, in Nordamerika, in einiger Entfernung von der ungarischen Colonie New-Buda sei ein dreißigjähriger junger Mann im Wahnsinne verschieden. Unter der Habe desselben fand man einen Paß mit dem Namen des Unglücklichen. Es war: Friedrich Kerényi. —

Gedichte

von

Carl Graf Coronini.

Der alte Baum.

Wie liebe ich den alten Baum
In dem sich's mächtig rühret,
Sich meiner ersten Kindheit Traum
Wie nebelhaft verlieret.

Er streckt die strammen Aeste weit
Herüber und hinüber,
Und rauscht mit seinem grünen Kleid,
Und wird mir immer lieber.

Wie reichlich streut der Zweige Kranz
Des Frühlings Blüthenregen,
Wie spiegelt sich im Sonnenglanz
Des Herbstes Früchtesegen.

An seines Mooses grünen Vließ
Gelehnt, auf duft'gen Matten,
Da ruht sich's sanft und kühl und süß
In seinem dichten Schatten.

Wohl hat der Sturm in dir gehaust
Mit ungestümem Pochen
Und deine Krone wild umbraust,
Den schönsten Ast gebrochen!

Wohl birgt die Rinde manches Nest
Von nagenden Gewürmen,
Jedoch der Stamm ist wurzelfest
Und trotzt mit Macht den Stürmen.

O lieber Baum, dir bleib ich treu,
Von dir kann ich nicht lassen;
Und käm' einmal an dich die Reih',
Ich könnte mich nicht fassen.

Denn was ich sinn' und denk' und fühl'
Und hoffe und empfinde,
Das ist in lapidarem Styl
Gekerbt in deine Rinde.

So keime, treibe, grüne fort,
Bis noch in späten Zeiten,
Du meines Herzens theurer Hort,
Sich deine Aeste breiten.

Du bist ja doch mein Oesterreich,
Wer sollte das verkennen?
Ein Land, dem keines and're gleich,
Man mag sie Alle nennen.

Erhalte dich, entfalte dich,
Gedeih', erstarke, siege,
Und sei dem Bösen fürchterlich,
Dem Guten gold'ne Wiege.

So sei's. — Du lieber alter Baum,
In dem sich's mächtig rühret,
Sich meiner ersten Kindheit Traum
Wie nebelhaft verlieret.

Digitized by Google

Fischerstochter. *

Die Fischerstochter sitzt am Strand,
Es liegt das Netz ihr in der Hand,
Der Blick schweift hin ins Weite. —
O, Schwalbe ziehe, zieh' geschwind,
Du bist ja schneller als der Wind
Und gieb Ihm das Geleite.

O, treue Möve, eil' zu Ihr,
Erzähl', erzähle Ihr von mir,
Ihr seid ja schnell wie Blitze;
Sag Ihr, ich sei in Gottes Hand
Und baue Dir Dein Nest am Strand;
Und Sie, nur Sie beschütze.

Der Schiffsjung steht am Mast gelehnt,
Sein Herze schlägt, sein Herze sehnt
Sich an das Land zurücke;
Und eine helle Thräne hängt,
Vom bittern Herzensleid getränkt,
An seinem trüben Blicke.

Am Himmel eine Wolke zog.
Die Schwalbe schoß, die Möve flog,
Die Kunde zu bestellen.
Die Wolke wurde zum Orkan,
Das Schiff versank im Ocean!
Erzählt Ihr's nie, ihr Wellen.

Doch was die Welle nicht erzählt,
Das bleibt Ihr ewig nicht verhehlt;
Die Ahnung hat gesprochen.
Und wenn das Auge thränenleer,
Dann wird das Leben gar zu schwer,
Es stockt des Herzens Pochen.

* Wurde von Franz Liszt in Musik gesetzt.

Digitized by Google



Das moderne Rechtsbewußtsein und die Schule der Gegenwart.

Culturgeschichtlicher Essay.

Von

Julius Gorger.

Ich seh' ein dämmernd Licht in weiter Ferne, ob die Morgenröthe eines aufgehenden Gestirns, ob die Abendröthe des scheidenden Tages — die Zukunft wird das bald enthüllen." So schließt Apelt den ersten Band seiner „Geschichte der Epochen der Menschheit." Die Zukunft verwandelte sich in Gegenwart und brachte die Enthüllung. Das Seherauge des Philosophen hatte an bedeutsamen Zeichen das Herrannahen einer neuen Culturära erkannt, deren Ausgangspunkt kaum zwei Decennien hinter uns liegt. Wer es verstünde, ausgestattet mit umfassendem Wissen, bewaffnet mit der vollen Bildung seiner Zeit, die verschiedenen Entwicklungsphasen unseres Geschlechtes, von seinem Werden an bis auf unsere rasch pulsirenden Tage, in ihrem natürlichen Causalnexus mit farbenreicher Feder zu schildern, würde ein Gemälde schaffen, welches an Großartigkeit jede andere menschliche Leistung weit hinter sich lassen müßte. Dazu bedürfte es freilich eines „idealen Geistes," wie sich ihn Du Bois-Reymond nach Laplace so lebhaft vorgestellt hat. Ein solcher Geist wäre dann wohl im Stande, die Aufgabe zu lösen, von Buckle und Draper als die letzte und höchste aller menschlichen Wissenschaft bezeichnet: indem er vor- und rückwärts schaut, die Geister der Todten beschwört und den Finger an den Herzschlag der Gegenwart legt, die Zukunft zu entschleiern. Tiefe Wahrheit liegt in dem von Goethe ausgesprochenen Satze, „daß die Weltgeschichte einer großartigen Symphonie gleiche, deren einzelne Fugen die Stimmen der nach einander eintretenden Völker bilden." Jedes Zeitalter vom ersten Aufdämmern des menschlichen Gedankens bis auf unsere „Epoche der Maschine" hat seine naturgesetzlich bestimmte Aufgabe und der Culturforscher erkennt als Zweck seines Strebens, die vielfachen Verschlingungen des menschlichen Geisteslebens durch die Jahrtausende zu seinen Anfängen

Digitized by Google

zu verfolgen, Ursachen und Wirkungen im Zusammenhange darzustellen, oder, was dasselbe bedeutet, die Bahnen nachzuwandeln, welche unsere Gattung, stets beherrscht von „ewigen, ehernen, großen Gesetzen," bereits zurücklegte, zurücklegen mußte. Die motorischen Factoren im gewaltigen Drama der geschichtlichen Entwicklung sind aber jederzeit Ideen. „An einer einzigen Idee zehrt ein ganzes Jahrhundert," rief der edle Castelar den Cortes zu. So brachte beispielsweise das 16. Jahrhundert Erlösung aus den Banden religiöser Knechtung und hinterließ den kommenden unzählbaren Geschlechtern als kostbarstes Erbe das Recht der freien Forschung, den großen Aufklärungskämpfen danken wir als edelste Frucht die hehre und schöne Dichtung Goethe's und Schiller's, welche uns wieder lehrte, „was ein Leben voll Weisheit und Schönheit ist, was es heißt, ein hoher und reiner Mensch zu sein." Um die Verwirklichung dieses hohen Menschheitideals stehen wir selbst noch im heißesten Kampfe und es wird die tiefbedeutsame That des 19. Säculums die geistige und sociale Befreiung der Gattung durch das machtvollste Culturinstrument — die Wissenschaft sein. Darin eben ruht die Bedeutung unseres Jahrhunderts, auf welches die Geistessonne Goethe's mild herableuchtet, daß es die Wissenschaft ist, die mit der Leuchte der Erkenntniß unser Leben erhellt, das Dunkel des Irrwahns und Aberwitzes verscheucht, furchtlos den Kampf mit Lüge und Verdummungssucht aufnimmt und ihn siegreich durchführt, daß vor dieser hohen, himmlischen Göttin die Menschen sich beugen müssen, gleichviel ob freudig oder widerstrebend, ob bewußt oder unbewußt.

Wir leben in einer Periode intellectueller Großthaten: Idee entzündet sich an Idee, die Schlacht der Geister ist entbrannt und die glänzendsten Triumphe heimst die Wissenschaft ein. Auf welche Seite der Sieg neigen wird? Dem objectiven Beobachter erscheint der Ausgang durchaus nicht zweifelhaft. Ueberall, wohin wir auch blicken, herrscht rege, um nicht zu sagen, fieberhafte Thätigkeit, der Ernst der Zeit fordert alle Kräfte heraus und bedingt, daß nur echte Charaktere sich voll zu bethätigen vermögen. Jeden erfaßt die stürmische Lebenswelle, immer mehr tritt an ihn die Nothwendigkeit heran, Stellung zu nehmen und Farbe zu bekennen. Wer sich dem Kampfe entzieht, wird bei Seite geschoben oder geht zu Grunde. So will's ein eisernes Naturgesetz auf Erden. „Wenn heut' ein Geist herniederstiege" aus dem Elysium, einer jener Heroen des classischen Alterthums, deren Schaffen so unendlich segensreich für alle Folgezeiten geworden, deren Schöpfungen die Epigonengeschlechter mit Recht als unverlierbare geistige Besitzthümer und als die unverrückbare Grundlage aller echt humanen Bildung betrachten, er würde freudig staunen ob des fröhlichen Gedeihens des von ihnen begonnenen Werkes, und anerkennen, wie es der Mensch so herrlich weit gebracht, denn die Alten, ich betone dieß Jenen gegenüber, welche im Hinblicke auf die Erfolge der gegenwärtigen Epoche so gerne geringschätzig auf sie herabblicken, sind die wahren Begründer unserer Wissenschaft, unsere Lehrmeister in der Kunst und „Ehre und Achtung den Ueberwindern des Anfanges!"

Das höchste Interesse concentrirt sich unstreitig für den denkenden Menschen im Menschen selbst. Die Fragen: Wer sind wir? Woher kommen und wohin gehen wir? beschäftigen heute wie vor Jahrtausenden die besten

Digitized by Google

Geister, das γνῶθι σεαυτόν des griechischen Weisen prangt in flammenden Lettern über den Hallen der Wissenschaft, an dessen Stelle freilich Diejenigen, welche den Zeiger der Weltgeschichte mit kecker Hand zurückzuschrauben versuchen, das Dante'sche lasciate ogni speranza, voi ch'entrate lesen möchten. Auf dem dunklen, mystischen Urgrunde des Seins ist alles organische Leben und Weben in hellen Tinten aufgetragen und es heißt dem Räthsel der Sphinx kühn ins Antlitz zu schauen und nicht in ohnmächtigem Sträuben gleich dem Vogel Strauß das eigene Haupt zu verhüllen. Das Sonnenlicht der Wahrheit blendet wohl Vielen die Augen, und schmerzt, weßhalb sie zurückflüchten in die Dämmerung der Mythe und der Sage; sie glauben dieser Sonne, wie einst Josua vor den Mauern Jericho's, Stillstand gebieten zu können, denn sie wissen nichts von dem Naturgesetze der fortschreitenden Entwicklung. Verstünden sie die geheimnißvollen Hieroglyphen in den Annalen Klios zu entziffern, sie müßten einsehen, daß ihr Beginnen ein thörichtes, dictirt vom Aberwitze sei. Allein schon der Berliner „Staatsphilosoph" behauptete, daß die Menschen Geschichte studirten, um aus ihr nichts zu lernen.

Ein großes Grundgesetz waltet in der gesammten organisirten Materie: Entwicklung und Vervollkommnung durch den Kampf ums Dasein. Leben ist uns gleichbedeutend mit Kampf, und was in der Welt des Stoffes gilt, hat die gleiche Berechtigung in der des Intellectes. Der Mensch genießt nicht das zweifelhafte Glück, außerhalb des Kreises der Natur zu stehen, er findet sich selbst als ein Theil des Realen, gleichsam als letztes Glied einer langen Reihe von natürlichen Erscheinungen, wie diese unterworfen den gleichen, ausnahmelosen, unerbittlichen Normen. Alle Versuche, den supranaturalistischen Standpunkt desselben zu wahren und vor jedem Angriffe zu schützen, sind kläglich gescheitert. Wir leugnen damit nicht die exemte Stellung, die das genus homo sich seit Langem erobert hat. Der Weg zum Tempel geistiger Freiheit ist eben ein mühseliger und steiler und kann nur langsam, stufenweise erklommen werden. Natura non facit saltum. Der Mensch besitzt in der Sprache ein Rüstzeug von unvergleichlicher Vollendung, eine zweischneidige Waffe, ohne welche kein Fortschritt, keine Erhebung aus dem Rahmen der Thierwelt denkbar wäre. In der Sprache aber, der Erzeugerin der Vernunft, erkennen wir kein Gegebenes, kein Geoffenbartes, sondern — die Linguistik unserer Tage hat dies unwiderleglich nachgewiesen — ein Gewordenes, naturnothwendig bedingt, wie das Blühen und Verwelken der Blume. Im Gehirne, dem wichtigsten Organe der obersten „Creatur" spiegelt sich Dank seiner minimalen Differentiirung die Welt in ihren Tiefen und Geheimnissen wieder und es erhebt sich ein zweckloses Kunstwerk von ureigenster Schöne — die Erkenntniß.

Ein anderes charakteristisches Moment darf hier nicht unberücksichtigt bleiben. Ich meine die Wechselbeziehungen, welche die heutige Wissenschaft mit dem werkthätigen Leben unterhält. Jede wissenschaftliche Entdeckung, jeder echte Gedanke hat gemeinnützige Erfindungen im Gefolge und schließt somit eine unschätzbare Bereicherung auch unserer praktischen Fähigkeiten in sich. Die Wissenschaft drückt uns die Werkzeuge zur intellectuellen Unterjochung des orbis terrarum in die Hand. Der bewunderungswürdigen Ausbildung des mathematischen Calcüls, wie der an die Namen Kirchhoff und Bunsen

Digitized by Google

geknüpften Spectralanalyse verdankt die heutige Astronomie ihre staunenswerthen Erfolge. Wir können uns den Welthandel und den Verkehr der Völker unter einander im jetzigen Umfange nicht ohne Telegraphen und Dampfmaschine denken, Erfindungen, die, Zeit und Raum überwindend, nur durch vorhergegangene Entdeckungen auf dem Gebiete der Physik möglich geworden waren. Die Anwendung der reinen Naturwissenschaft in der praktischen Heilkunde trug die reichsten Früchte; ja selbst die grausamste Beschäftigung des Menschen, der Krieg, ist aus einem ziel- und planlosen Morden zu einer hochentwickelten exacten Disciplin geworden. Jedem Gebildeten sind diese Dinge geläufig und häufig werden sie in selbstgefälliger Bewunderung des Jahrhunderts als die einzigen Kriterien unserer hochgestiegenen Civilisation erklärt. Was mir aber als das Wichtigste und Bedeutsamste erscheint, ist der durch die Naturwissenschaft namentlich herbeigeführte totale Umschwung der modernen Weltanschauung. Die Menschheit, wenigstens derjenige Bruchtheil derselben, welcher sich so gerne „Culturnationen" nennen hört, ist aus der Jünglingsperiode der Phantasie und des Glaubens in das reife Mannesalter des Wissens eingetreten. Geräuschlos zwar, doch so mächtig und tiefeingreifend war die Bewegung, aus der eine völlige Umgestaltung der intellectuellen und socialen Zustände der Gegenwart resultirte, daß wir sie mit keiner je durch blutige Kataklysmen im historischen Entwicklungsprocesse veranlaßten vergleichen können. Wer erinnert sich beispielsweise nicht der hellen Begeisterung, mit der Darwins epochemachendes Werk von allen Freunden der fortschreitenden Entwickelung empfangen wurde, des tödtlichen Schreckens, welcher den Gegnern der Wahrheit und Freiheit bei seinem Erscheinen in die Glieder fuhr? Nach schwerem Kampfe freilich, doch rasch erzwang sich die großartige Naturphilosophie des modernen Newton die allgemeinste und unbedingteste Anerkennung seitens der aufgeklärten Zeitgenossen, und die Zeit ist nicht mehr ferne, „wo kein Gebildeter ein anderes Glaubensbekenntniß haben darf." Der Horizont des Menschen erweiterte sich plötzlich ins Unendliche und sein trunkener Blick schweifte in unbegrenzten Fernen.

War es nun ein Wunder, daß die vom Erfolge berauschte Gesellschaft angesichts solcher Leistungen auf allen Gebieten ein Taumel ergriff, wie wir ihn nur ein oder zweimal, in Rom zur Zeit Julius Cäsars und später bei der Entdeckung eines neuen Continents, in der Geschichte verzeichnet finden? daß, mit Merivale zu sprechen, Aller Augen von der Schlichtheit der vergangenen Zeit abgewendet und auf die Zukunft mit ihren schrankenlosen Verheißungen gerichtet waren? Unerschöpfliche neue Hilfsquellen wähnte man eröffnet, das goldene Zeitalter schien angebrochen.

> Ultima Cumaei venit jam carminis aetas;
> magnus ab integro saeculorum nascitur ordo,
> jam redit et virgo, redeunt Saturnia regna.

Jeder Culturforscher weiß längst, daß wirkliche und bedeutende Fortschritte der Menschheit stets begleitet werden von schmerzlichen Erschütterungen des gesellschaftlichen Organismus. Der Physiologe belehrt uns, wie das Leben des Individuums mit jeder neuen Phase neue Gefahren und neue Leiden bedrohen; das Einzeldasein jedoch stellt nichts anderes dar, als eine

Digitized by Google

kurze und schnelle Wiederholung des Gattungslebens. So fällt auch Demjenigen, welcher unsere Civilisation sine ira et studio zeichnen will, die Aufgabe zu, die dunklen, wie die lichtvollen Partien des Bildes in gleicher Schärfe hervortreten zu lassen. Ich muß, um den Rahmen des Essays nicht zu überschreiten, der Lockung zur sorgfältigen Detailmalerei widerstehen und mich darauf beschränken, ein solches Bild in wenigen kecken, markirten Strichen, gleichsam in rohem Umrisse zu skizziren.

Was bei objectiver Betrachtung unserer Zustände unabweislich in die Augen springt, der Mangel an Rechts- und Billigkeitssinn, das allmälige Schwinden aller ethischen Principien aus dem öffentlichen Verkehre, die wahrhaft erschreckende Zunahme des gesellschaftlichen Proletariates wird von den Gegnern der Aufklärung und gemeiniglich nicht ohne Geschick zu einer schweren Anklage gegen die Wissenschaft ausgebeutet. Denn sie allein trägt unzweifelhaft alle Schuld an der sittlichen Verderbtheit des Zeitalters. Man pflegt mit Vorliebe die Herrschaft des nackten Egoismus und des crassesten Materialismus zu betonen, und hat nicht auch unsere Zeit den wissenschaftlichen Materialismus gezeitigt? Stehen scientifischer und ethischer Materialismus nicht in den intimsten Beziehungen zu einander? Wurde nicht durch die Wissenschaft die Phantasie der Menschen erhitzt bis zum Wahnsinne, indem sie ihnen zauberhafte Bilder irdischen Glückes und menschlicher Vollkommenheit vorgaukelte, das Herz mit Hoffnungen nährte, die unerfüllbar sind und bleiben mußten? Der Kampf zwischen Köhlerglaube und Erkenntniß ist für immer entschieden; da man demnach die manchen Interessen so gefährliche Wahrheit als solche nicht mehr antasten kann, so sucht man sie dem Volke zu entziehen, sie zu verhüllen unter dem rechtfertigenden Hinweise auf die verderblichen Folgen ihrer Ausbreitung.

> Weh' denen, die dem ewig Blinden
> Des Lichtes Himmelsfackel leihn!

Diese Erscheinung ist nicht neu im Völkerleben; Ormuzd und Ahriman bekriegen sich unaufhörlich. Bei Jenen freilich, welche die Jünger der Wahrheit verantwortlich machen wollen für die Ausschreitungen der Zeitgenossen, ist wohl keine Spur des wissenschaftlichen Geistes zu entdecken, der sonst den civilisirten Bewohner Europas vor dem Hottentotten oder dem in glücklichem Unschuldszustande der Natur lebenden Australneger auszeichnet und zur Herrschaft über den weiten Erdball befähigt. Wir sind es endlich müde, die hohlen Phrasen über die destructiven und entsittlichenden Tendenzen der modernen Forschung und Philosophie immer von Neuem anzuhören. Traurige Thatsache ist es, daß Demoralisation allgemein um sich zu greifen drohte und das Gift der Corruption durch alle Verkehrsadern sich fast sämmtlichen Schichten der Gesellschaft mitgetheilt hat; es ist wahr, daß die Wildniß, Prostitution genannt, Dimensionen erreichte, wie sie selbst die Römer niemals auch nur ahnen konnten; unbestreitbar bleibt ferner, daß namentlich im letzten Jahrzehnte gleichwie von einer Epidemie die Menschen von einem Speculationsfieber und einer Unternehmungswuth erfaßt wurden, verheerender und in den Folgen entsetzlicher, als eine Pest, und daß der Wucher blühte, wie nie zuvor, den volkswirthschaftlichen Ruin heraufbeschwörend: man gehe jedoch diesen Phänomenen, natürliche Producte vieler natürlicher Factoren, auf den Grund,

Digitized by Google

man erforsche die causae efficientes der ökonomischen Krise, des moralischen Katzenjammers und perhorrescire nicht das Streben jener verhältnißmäßig kleinen Schaar von Männern, die in glühender Wahrheitsliebe und edler Selbstverleugnung ihr Leben den höchsten Gütern der Menschheit geweiht, die unbekümmert um eigenen Vortheil und materielles Wohlergehen für die Gesammtheit forschen, kämpfen und — leiden. Denn Arthur Schopenhauer hat Recht, die glänzendsten Seiten der Literar- und Culturgeschichte sind zugleich auch die tragischesten. Von Sokrates bis auf Ludwig Feuerbach war Verfolgung, Kummer oder Noth zum großen Theile das Schicksal gerade der Besten des Geschlechtes. Wer erinnert sich hierbei nicht der Worte des edlen, unglücklichen Lenau:

> Hält der Mensch die Blicke himmelwärts,
> Und die Arme liebend ausgebreitet,
> Um die Welt zu drücken an sein Herz:
> Hat er sich zu Kreuzigung bereitet!

Hat die Bezeichnung „Materialist," angewendet auf ernste Forscher oft gerade von Solchen, die dieselbe im gewissen Sinne besser verdienen würden, nicht eine fast entehrende Deutung erhalten, derzufolge Ernst Häckel die allgemeine Annahme des Wortes „Monismus" vorzuschlagen sich gedrungen fühlte! So unbedeutend diese Thatsache scheinen mag, sie ist bezeichnend genug. Ideale, bekenne man sich nun zu Fr. v. Hellwald's Ansicht oder nicht, sind nothwendige Leitsterne für uns Erdenkinder und spielen naturgemäß die wichtigste Rolle im historischen Leben. Jedes echte Streben, gleichviel ob auf künstlerischem oder scientifischem Gebiete, ist indeß im Grunde idealistischer Natur, denn Beide, Künstler sowohl als Denker, mühen sich ab um den Besitz ideeller Güter — der Schönheit und der Wahrheit. Damit steht freilich die seichte, banale Glückseligkeitslehre der jüngsten Vergangenheit, die, der Hauptsache nach abzielend auf bloß materielle Genüsse, eine ungeheure Zahl von Proselyten aufweist, im grellsten Widerspruche. Wir haben sie schaudernd mit durchlebt die Tage des letzten industriellen und mercantilen „Aufschwunges" in Europa mit ihrem plötzlichen, so überaus tragischen Abschlusse. Wir haben den über Nacht gewordenen Reichthum und Wohlstand, das Flittergold der „neugeschaffenen Werthe" geschaut und all' die lügnerische, so schnell in Nichts zerflossene Herrlichkeit. Verschwunden, aber nicht vergessen! Noch gellt uns in den Ohren das betäubende Gejohle und Geschrei des Börsenjanhagels, der um das goldene Kalb herumtanzend, noch delirirend fortraste, als schon die verderbenschwangere Krise unheimliche, finstere Schatten vor sich herwarf. Wie in jener halbverschollenen Sage die Nixen den Menschen unrettbar verschlingen in ihren tollen Reigen, so wurde das ganze Volk mit fortgerissen zu dieser der Göttin des Glückes geweihten Orgie. Statt des Verstandes beherrschte Alles eine mächtig aufgeregte Einbildungskraft und erzeugte Vorstellungen von Reichthum und Macht gleich denen, welche Ciceros Zeitgenossen erfüllt hatten. Die ehrliche, leider mühselige Arbeit, aufgewendet zur Erreichung reeller Ziele, war in Mißcredit gerathen. Wozu auch arbeiten, wenn der Erwerb eines ansehnlichen Besitzes im vollsten Sinne des Wortes spielend leicht geworden war? So drängte Jeder zur Glücksurne, Jeder haschte nach der goldenen Kugel und hielt sie

Digitized by Google

triumphirend in Händen, denn Fortuna war gnädig und schüttete über Alle, Gerechte und Ungerechte, ihr Füllhorn aus. Aber es kam, wie in dem Gedichte von Robert Hamerling: die goldene Kugel, das glänzende Metall verwandelte sich alsbald in werthlose Asche! Es kam der Tag, wo die luftigen Gebilde verschwanden, die fata morgana sich in Nebel auflöste und das leicht und stolz in die Lüfte ragende papierene Gebäude zusammenbrach. Wer wüßte nicht, wie viel zerstörte Existenzen, wie viel Elend dieser Tag zurückließ? wie große Reiche in ihren Grundfesten erbebten bei dem Losbruche des ökonomischen Unwetters, wie Handel und Wandel stillestanden und die Industrie, noch kurz vorher scheinbar auf der Stufe der Vollendung angelangt, sich in ihren Existenzbedingungen bedroht sah? Wohl steht der Mensch solchem Naturprocesse nicht völlig machtlos gegenüber, und ich verkenne durchaus nicht die Wahrheit, daß Völker wie Einzelne genesen können von Uebeln, die ihren Organismus mit Zerstörung bedrohten: es gibt — dessen halte ich mich überzeugt — eine Völker-Pathologie und -Therapie, uns freilich bis zur Stunde terra incognita. Allein ich widerspreche der landläufigen Meinung, dergemäß selbst ein völlig Genesener weder an der physischen Constitution, noch an geistiger Befähigung und Energie durch die Krankheit eingebüßt habe. Jedes Leiden, jede Störung verändert, beeinträchtigt, wenn in vielen Fällen auch fast unmerklich, das individuelle Sein und verkürzt unerbittlich seine Lebensdauer. Von der Wichtigkeit der medicinischen Prophylaxis durchdrungen, erforscht der Hygieniker eifrigst die Aetiologie der menschlichen Leiden. Welche Perspective eröffnet sich hier dem Sociologen, welches weite, brachliegende Feld, ebenso viel Arbeit, als reiche Ernte versprechend! Damit werden Aufgaben berührt, die wir der Wissenschaft der Zukunft überlassen müssen; im Reiche der Erkenntniß entwickelt sich eine Thätigkeit aus der anderen, wie im Leben. Sowohl die meiner Darstellung gezogenen Grenzen, als auch der Umfang meines Wissens lassen eine erschöpfende Behandlung des angeschlagenen Themas nicht zu. Der gütige Leser wird jedoch erkennen, daß in obigen Sätzen leitende Gesichtspunkte für die folgende Betrachtung ausgesprochen sind.

Ich hoffe, indem ich hinweise auf das in den ersten Seiten meiner Arbeit fixirte Lichtbild der Gegenwart, nicht als Pessimist angeklagt zu werden, wenn ich behaupte, daß die Zeit des „Aufschwunges" unser Volksleben nach allen Richtungen hin und in jeder Beziehung furchtbar schädigte. Dabei habe ich nicht die Vernichtung des materiellen Wohlstandes so Vieler im Auge, eine natürliche Folge der Ueberspeculation und des herrschend gewordenen Schwindels. Ein großer Theil der dahingeschwundenen Werthe hatte überdieß nur mittelst Imagination bestanden, und der Glaube an ihre Realität muß als selbstverschuldeter Irrthum im Kantischen Sinne aufgefaßt werden. Die durch die Krise erzwungenen riesigen Opfer an Geld und Gut wären in verhältnißmäßig kurzer Frist sogar durch rastlose Thätigkeit wie durch Enthaltsamkeit zweifelsohne wiederersetzlich. Weit folgenschwerer und den Philanthropen zu ernstem Sinnen auffordernd aber sind die Verheerungen, welche diese Zeit in der öffentlichen Moral, im ethischen Volksbewußtsein angerichtet hat. Rokitansky, der Begründer der Pathologie, schilderte in seiner Abschiedsrede meisterhaft die

Digitized by Google

Strömungen der Gegenwart, hat aber, wie ich annehmen darf, in Berücksichtigung des weihevollen Anlasses, nur flüchtig, ich möchte fast sagen, zart berührt die tiefen Schäden, an denen unser öffentliches Leben krankt. Zwei Dinge charakterisiren nach ihm unsere Zeit: Erstens das steigende Verlangen nach Wissen und das Streben nach Reinerhaltung desselben, — zweitens das Streben nach Entwickelung, Ausprägung und Geltendmachung der Individualität. In weiterer Ausführung dieses Gedankens betonte der greise Lehrer, daß wir an der Schwelle einer Ausartung stehen, des sogenannten „modernen Individualismus" und definirte ihn als den Cultus des Individuums, „der sich kund gibt in der Anerkennung des rücksichtslosesten Egoismus, des Erfolges ohne Rücksicht auf Wege und Mittel und der milde ist in der Auffassung der Schuld und ihrer Zurechnung." Damit ist über gewisse Strebungsrichtungen der Jetztzeit der Stab gebrochen! Ja wohl, rücksichtsloser Egoismus machte sich geltend, ausgebeutet wurde zu Gunsten einer verhältnißmäßig kleinen raublustigen Schaar, wer sich ausbeuten ließ, und deren gab es so Viele, daß der Ausspruch berechtigt erscheint: das ganze Volk fast fiel diesen Coterien zum Opfer! Man lese Glagau's Artikel: „Ueber den Börsen- und Gründungsschwindel in Berlin," und man wird sich nicht ohne ein Gefühl von Schmerz und Beschämung eingestehen müssen, daß entweder das Rechtsgefühl eines hochcivilisirten Volkes, dem man solche Dinge nahezu ungestraft zu bieten wagte, im innersten Kerne faul, oder daß das Niveau der Massenbildung daselbst doch ein höchst unbedeutendes sein mußte. War es aber anderswo besser? Wie zu Zeiten gesellschaftlicher Umwälzungen, des Aufruhrs oder der Empörung höchst fragwürdige Gestalten wie Pilze aus der Erde wachsen, so gab es in dieser „großen Zeit" plötzlich eine erschreckende Anzahl von catilinarischen Existenzen, deren rasch erworbener Reichthum sich gründete auf die Uebervortheilung der Massen. Es waren die Geier, die an der Leber des durch Unwissenheit und Verblendung gefesselten Prometheus fraßen! Wir waren „in die Regionen des leichten und mühelosen Erwerbes gelangt, in den Schlamm des Börsenspiels und betrügerischen Actienschwindels, wo jeder Rest der sittlichen Idee des Eigenthums abhanden gekommen ist. . . . . . Das Schlimmste daran ist leider, daß die durch solche Gründe erzeugte Stimmung und Gewohnheit des Lebens sich nach und nach auch auf solche Kreise ausdehnt, in denen sie sich ohne den Contact mit anderen spontan nicht erzeugt haben würde. Den Einfluß der durch das Börsenspiel erworbenen Millionen verspürt man bis in die Hütten hinab, und derselbe Mann, der, in eine andere Umgebung verpflanzt, an seiner eigenen Erfahrung des Segens inne geworden wäre, der auf der Arbeit ruht, empfindet dieselbe unter dem entnervenden Drucke einer solchen Atmosphäre nur noch als Fluch. — Der Communismus gedeiht nur in jenem Sumpfe, in dem die Eigenthumsidee sich verlaufen hat, an ihrer Quelle kennt man ihn nicht." * Napoleon III., stets Humanitätsheuchler und friedensbedürftiger Schwärmer, wußte sehr wohl, was er that, als er der Börse zu ihrer späteren dominirenden Stellung im politischen Getriebe Europas verhalf. Er wußte sicher gut, daß ein um seine moralische Gesundheit

* Ihering, der Kampf um's Recht. 4. Aufl. Wien 1874.

Digitized by Google

gebrachtes, psychisch entnervtes Volk bereitwillig das Joch des Despotismus sich auf den Nacken drücken läßt. Wie tief ein solches Volk, einmal auf die schiefe Ebene gerathen, sinken kann, lehrte das furchtbare Schauspiel, das die Franzosen in den Maitagen 1871 den Blicken des staunenden Continentes darboten!

In jenen „glorreichen“ Tagen war es dahin gekommen, daß Gelderwerb im Großen betrieben, gleichviel auf welche Art, als Zeichen hoher intellectueller Befähigung galt, daß Verschwendung und Leichtsinn, wenn nicht als Tugenden, so doch als liebenswürdige, leicht verzeihliche Schwächen betrachtet wurden, da ja das Weggeworfene ohne besondere Anstrengung wieder geholt werden konnte. Wie oft und stets zur Unzeit hörte man das alte Sprichwort des lebenslustigen Wieners: Leben und leben lassen! Ich behauptete, daß der Wucher blühte, wie nie zuvor: jeder, der wollte, konnte Gelegenheit erhalten, das unsaubere Treiben der in allen „Emporien des Handels und Verkehrs“ hausenden Wucherbanden zu beobachten. Entblödete man sich doch nicht, die Berechtigung des überaus hohen Zinsfußes durch „Autoritäten“ beweisen zu lassen! Kurz, eine wilde Jagd nach dem Mammon war angebrochen, Plutos zum Jahresregenten auf „Lebenszeit“ ernannt worden.

Der gütige Leser erinnert sich vielleicht der krankhaften Aufregung, hervorgerufen durch Richard Wagner's „Judenthum in der Musik“. Der große Tondichter stieß eben auf einen wunden Fleck, denn ich stehe nicht an auszusprechen: Das Judenthum war überhaupt in der Gesellschaft herrschend geworden, in dieser herz- und lieblosen Gesellschaft des Schachers! Selbstverständlich trifft solcher Vorwurf durchaus nicht jene glücklicherweise noch zahlreichen, höchst ehrenhaften Kreise, welche inmitten des „Aufschwunges“, getreu ihren „conservativen Principien und in totaler Verkennung der Zeitverhältnisse“ dem eben geschilderten Treiben ferne blieben.

Man wird hier einwenden, daß ich zu schwarz male, der ich doch selbst unser Zeitalter als ein wissenschaftliches bezeichnet, dem die großartigsten Errungenschaften vergönnt waren. Der Blüthe der Wissenschaft und Kunst jedoch müsse die Ansammlung beträchtlicher Reichthümer voraus- und nebenhergehen, und die Geschichte kennt keinen Fall, wo ein armes Volk sich aufzuschwingen vermochte zur Höhe geistiger Freiheit und Bildung. Der Arkadien bewohnende Hirtenstamm hält keinen Vergleich aus mit der reichen, beweglichen, zugleich intellectuell so fruchtbaren Bevölkerung Athens. Völlig einverstanden damit, fällt es mir auch durchaus nicht ein, Reichthum und Luxus als solchen zu verurtheilen, und dießfällig stehe ich wieder auf Seite des großen Rechtslehrers Ihering: was ich einer so schonungslosen Kritik unterziehe, ist die Art des Erwerbes und ihr Einfluß auf das Rechtsbewußtsein des Volkes. Eine Gesellschaft, die ihr Heil im Börsenspiele wie in mehr als zweifelhaften Unternehmungen „hohen Styles“ sucht, darf nicht beanspruchen, als Gönnerin und Födererin wahrer Kunst und strenger Wissenschaft erkannt und gepriesen zu werden. Freilich gediehen unsere Kunstausstellungen, wohl hatte eine große Zahl von Künstlern es nicht mehr nöthig, zu darben, und so manches halbe Talent wünscht vielleicht sehnsüchtig jene glänzenden Tage des Ueberflusses zurück, die wahrscheinlich, ja

hoffentlich dahingeschwunden sind für immer. Architektur, Musik und Malerei wetteiferten miteinander in ihren Erzeugnissen zur Verschönerung des ungemein behaglich und leicht gewordenen Daseins. Allein es frägt sich denn doch, ob die Kunst im höchsten Sinne blühte, blühen konnte. Die Kunst ist eine nationale Angelegenheit, das ganze Volk berufen, an ihren Schöpfungen sich zu erbauen und zu erheben, nicht von Günstlingen des Schicksals darf sie sich in Sold nehmen lassen, sie, welcher die hohe untheilbare Aufgabe zu Theil geworden, die Ideale des Jahrhunderts in ewig schöner, verklärter Form und Gestalt zu bannen und den Folgezeiten zu überliefern. Haben wir nun die Berechtigung, von einer nationalen Kunst der Gegenwart zu sprechen? Ein Hinweis auf unsere dermaligen höchst traurigen Bühnenzustände widerlegt alle noch so schön und tröstlich klingenden Phrasen. Welche Bedeutung aber ein Verfall der wahren Kunst für ein Gemeinwesen erlangen kann, schildert schon Eduard Reich in seiner drastischen Weise. * Man mißverstehe nicht: nicht, daß unsere Periode keine Dichter erzeugte von dem Range Goethe's und Schiller's, nicht, daß der von einer Literatenschule prophezeite deutsche Shakespeare, ein dramatischer Messias, so lange auf sich warten läßt, bestimmte mich, vom Verfalle unserer Bühne zu sprechen; es ist der Mangel an wahrhaft idealem Streben überall, wohin man blickt, der Mangel an Zartgefühl, an ästhetischem Verständnisse des wirklich Schönen, wie der unglaublich geringe Grad von allgemeiner Bildung im Volke selbst. Wie, mangelhafte Volksbildung im Zeitalter der Naturwissenschaft? So paradox der Satz klingt, so buchstäblich ist er wahr. Die schon von Buckle beobachtete Kluft bei allen Culturvölkern, insbesondere aber bei den Deutschen, zwischen Gebildeten und Ungebildeten besteht, zu unberechenbarem Schaden beider Theile, noch heute, und Virchow hat Recht, wenn er von geradezu „absurden Differenzen zwischen Wissenden und Nichtwissenden" redet. Wie viele Mitglieder der „guten" Gesellschaft sogar verbergen endlose Geistesleere und Gemüthsarmuth mühsam hinter dürftigem conventionellen Firniß, und es ist kaum glaublich, wie viele Menschen mit einer geringen Dosis von „Schlagwörtern" und einigen oberflächlichen Phrasen ein langes Leben hindurch ausreichen, trotzdem sie bei aller Welt als höchst „geistreich" accreditirt sind. Man muß mit Oscar Schmidt erstaunen, wie sich noch heute, „wo der Darwinismus das tägliche Brot der Tagesblätter, der philosophischen und theologischen Zeitschriften, die Menge, wie ein großer Theil der „Gebildeten" durch Schwindel und Phrase imponiren läßt." Und doch ist Wissen und Erkennen die Freude und die Berechtigung der Menschheit!

Von dem großen Gedanken der Solidarität der Interessen durchdrungen, überzeugt, daß Erkenntniß Gemeingut aller werden müsse, glaubten viele Männer der Forschung eine Pflicht zu erfüllen, indem sie dem Volke ihr Bestes, ihr Wissen in allgemein verständlicher Fassung darboten, kurz, man suchte die Wissenschaft zu popularisiren. „Steh', Wanderer, und nimm, was du willst: Epheu oder Rosen!" Abgesehen nun davon, daß das Popularisiren in vielen Fällen die strenge Wissenschaft gefälscht hat, erzeugte

* Ed. Reich, Ursachen der Krankheiten, Leipzig 1871, pag. 463.

es ein eigenthümliches Halbbarbarenthum, während die Masse völlig unberührt blieb, ja oft, nach Scheffel, mit einem Blicke zum blauen Himmel ihrem Schöpfer dankte, daß sie all' das Zeug nicht zu lernen brauchte. Jenen vorhin geschilderten Geldkreisen, deren sittliche Weltanschauung leider allgemeine Geltung erlangt hatte und gegen die wir Anderen mit Dr. Volkelt energisch unsere scharfe Seite herauskehren müssen, war es aber damit leicht gemacht, sich mit einem täuschenden Schimmer von Bildung zu drapiren. Die Beschäftigung mit den wissenschaftlichen Fragen des Tages, natürlich in den Mußestunden, wo die „Speculation" ruhte, gehörte zum guten Tone; so entwickelte sich jene Heuchelei, gefährlicher und verderblicher, als jede andere: das Coquettiren mit dem edelsten und heiligsten Besitze der Menschheit — mit ihrem Wissen! Jedem Gebildeten zittert im Gemüthe noch der gellende Nothschrei Ludwig Feuerbach's, des wackeren Geisteskämpfers, nach: die Erinnerung an die letzten Tage dieses Märtyrers dürfte am besten die Wahrheit des Gesagten illustriren.

Daß unter solchen Verhältnissen die Idee des Rechtes, die sittliche Eigenthumsidee im Volke abhanden gekommen, wen darf es in Erstaunen versetzen? Frivolität, rücksichtsloseste Verfolgung egoistischer Ziele einerseits, Unwissenheit und Verblendung andererseits! Der Glaube an unerschöpfliche Hilfsquellen, an ungeheure, mühelos durch das Spiel und die Combinationskraft zu Tage zu fördernde Reichthümer war der Chiliasmus der Börse — der Zeit! Und nun das Verhängniß hereingebrochen, nun wir rathlos und sorgenschwer vor den furchtbaren Verwüstungen im nationalen Wohlstande stehen, sehen wir plötzlich an Allen das Bestreben, sich möglichst rein zu waschen von jeder Schuld, die Last der moralischen Verantwortung auf fremde Schultern zu wälzen, uneingedenk des treffenden Wortes: „Wir haben Alle gesündigt," die Einen durch ihre Handlungsweise, die Anderen durch ihr Schweigen, ihr passives Verhalten.

Am häufigsten schleudert man, und zum großen Theile mit Grund, schwere Anklagen gegen die Presse. Ich möchte, wenn es überhaupt denkbar wäre, den Journalismus in seiner heutigen Machtfülle nicht missen im modernen Culturleben, er ist unstreitig das stärkste Bollwerk des fortschrittlichen Geistes, der Vermittler des raschesten Ideenverkehrs in der civilisirten Welt. Aber er ist auch, wie alle menschlichen Schöpfungen, ein Kind seiner Zeit. Man vergesse nicht, daß die Presse nicht die öffentliche Meinung, sondern diese die Presse als ihr Organ geschaffen hat; daß ferner jedes Volk nur hat, was es verdient und die beste Presse ohne Einfluß bliebe auf ein sittlich verderbtes Volk. So möge denn auch dießfällig das Publicum reuig an die Brust klopfen und des Spruches gedenken: „Alle Schuld rächt sich auf Erden." Wie überall jedoch, so lassen sich natürlich auch hier die ehrenvollsten Ausnahmen constatiren.

Ich ergreife freudig und wie mich dünkt, an passendem Orte die Gelegenheit, auf ein Institut hinzuweisen, dem bereits die Anerkennung der Welt zu Theil geworden, und auf welches seine Begründer stolz zu sein alle Ursache haben, da es sich rühmlichst unterscheidet von allen „Gründungen" der abgelaufenen Periode: ich meine den „Ersten Allgemeinen Oesterreichischen Beamtenverein." In ihm hat sich der österreichische Beamtenstand

Digitized by Google

ein ehrenvolles Denkmal gesetzt und der Welt praktisch die Fruchtbarkeit der Associationsidee bewiesen. Möchte sich die Gegenwart diesen Beweis zu Nutze machen! Von unserer Generation steht aber — meiner subjectiven Ueberzeugung zufolge — nicht allzuviel zu erwarten. Die gegenwärtig herrschende allgemeine Muth- und Rathlosigkeit beweist schlagend, daß die Natur keinen Frevel an ihr ungestraft duldet. Die Verachtung der Arbeit, welch' letztere dem Menschen durch ein Naturgesetz aufgebürdet, rächt sich bitter durch den Verlust an Energie, an Widerstandsfähigkeit bei hereinbrechendem Unglücke, denn nur in hartem Kampfe, d. h. in rastloser, anstrengender Arbeit wird die Kraft gewonnen, welche nothwendig ist zur Erhaltung des einmal errungenen Besitzes, nur ein tapfer kämpfendes, d. h. arbeitendes Volk wird sich seine physische und moralische Gesundheit stets bewahren.

Trotz alledem brauchen wir nicht verzweifelt in die Zukunft zu blicken. Die ökonomische Misère mit ihren schweren Begleitübeln wird und muß überwunden werden. Trügen nicht alle Zeichen, so haben wir bereits angefangen, in andere Bahnen einzulenken. Schon bekämpfen sich heftig und feindselig die Usancenlehre unserer Geldkreise und die sittliche Weltanschauung der Zukunft. Hoffentlich bleibt letzterer der Sieg! Vertrauensvoll und stolz blicken wir dabei auf unsere Jugend, welcher wir große Dinge vorbehalten glauben. Denn jedes Zeitalter hinterläßt den spätgeborenen Geschlechtern ihre Zustände, gute und schlimme, ihre ungelösten Fragen, von deren richtiger oder verfehlter Lösung das Wohl und Wehe der Epigonen abhängt. Unsere Aufgabe ist es nun, die zarte nationale Blüthe zu schützen, zu schirmen vor dem Froste moralischer Verkommenheit, sie heranzubilden zu einem freien, mannhaften und gesinnungstüchtigen Geschlechte, voll Hochherzigkeit und Thatkraft, das die Verirrungen der Väter aus dem Schuldbuche der Geschichte zu tilgen weiß. Das ist nicht Aufgabe des Einzelnen oder Mehrerer, die Erziehung ist wie die Kunst nationale Angelegenheit, ich heiße es sogar eine heilige Pflicht des gesammten Volkes, mitzuarbeiten an dem civilisatorischen Werke der Jugendbildung. Die Natur hat jedem, wer es auch sei, mit unverlöschlichen Zügen angeborene Rechte ins Herz geschrieben: das Recht auf Wissen und Erkennen, das Recht auf volle, ungehemmte Bethätigung und Geltendmachung seiner Kräfte und Individualität. Die Arbeit ist ja ein Naturgesetz! Die aus seinen Rechten entspringenden Forderungen des Individuums können jedoch nur durch die Gesammtheit, und zwar auf dem Wege einer rationellen Erziehung aller erfüllt werden. Daher ist denn auch die heutige Schule als staatliche Institution, welcher diese so wichtige Aufgabe zum weitaus größten Theile zufällt, ein Product unserer Zeit, bedingt und hervorgegangen aus den intellectuellen und ethischen Bedürfnissen der Gesellschaft. Es wäre thöricht, die Fortschritte auf pädagogischem Gebiete, die opferwilligen Leistungen des Volkes für erziehliche Zwecke herabsetzen oder gar leugnen zu wollen. Gerade die seit kaum einem Jahrzehnte eingeleitete reformatorische Bewegung der Geister auf den Feldern der Erziehung und des Unterrichtes gehört wie das Aufblühen der Naturwissenschaft zur signatura temporis, und wenn die Schule in Wahrheit einen

Digitized by Google

wichtigen Gradmesser für die von einem Volke erreichte Culturhöhe abgibt, so braucht Oesterreich in Zukunft den Vergleich mit keinem Volke der Erde zu scheuen. Unsere Schule ist aus einer geistlosen Drillanstalt zu einer geheiligten Stätte der Geistes- und Charakterentwickelung geworden, die Erziehungskunde reift allmälig zu einer Wissenschaft heran, deren Stimme Keiner überhören darf, der sich selbst und seine Aufgabe recht begreifen will. Dabei müssen wir uns hüten, in den Fehler der Selbstüberschätzung zu verfallen und zu glauben, daß Alles oder wenigstens das Meiste gethan sei, während doch nur zielzeigende Anfänge, glückverheißende Wendung zum Bessern, wie das hingebungsvolle, begeisterte Streben meiner Fachgenossen mich zu solch' zuversichtlicher Sprache berechtigen. Noch ist viel Schutt aus dem Wege zu räumen, an eine Krönung des pädagogischen Neubaues dürfen wir nicht denken, bevor die stützenden Säulen sich fest und sicher in die Lüfte erheben. In wichtigen Fällen sind wir über das Experiment nicht hinausgelangt, viele Grundprobleme harren ihrer definitiven Lösung, abwarten müssen wir weitere Entdeckungen der Gehirnanatomie und Völkerpsychologie, an deren Schwelle wir glücklicherweise stehen. Wir besitzen keine Psychologie im wissenschaftlichen Sinne des Wortes, und doch weiß Jeder, daß wir dieser Zukunftsdisciplin als unserer Lehrmeisterin nicht entrathen können. Aber ist es nicht genug, daß das Bewußtsein von der Wichtigkeit und Bedeutung einer rationellen Volkserziehung in allen Schichten der Gesellschaft Wurzel faßt, daß die Besten, Weisesten der Nation ihre Aufmerksamkeit, ja angestrengte Thätigkeit der Schule zuzuwenden beginnen, daß Achtung vor und Liebe zu der eigenen Bildungsstätte im Volke sich mehr und mehr verbreitet und endlich das Gefühl der Verantwortlichkeit der Eltern ihren Kindern gegenüber hinsichtlich der Erziehung allenthalben sich geltend macht? Ist es ferner nicht von ungeheurem Belange, daß auf dem erziehlichen Felde Philosophie und Naturwissenschaft sich die Hände reichen, ja daß letztere dem Erzieher und Lehrer nicht bloß lernwürdigen Stoff bietet, sondern ihm auch die einzuschlagenden Wege zeigt, indem sie ihn zwingt, sich ihrer Methode zu bedienen? Wenn ich damit zugleich hohe Anforderungen an den Lehrer stelle, so theile ich mit Herbert Spencer die Ueberzeugung, daß nur ein wirklicher Philosoph zur wirklichen Erziehung und zum Lehramte befähigt sei, daß der Lehrstand stetig in der allgemeinen Achtung steigen und durchwegs zur geistigen Elite der Nation gehören müsse, er, dessen hoher, wahrhaft menschlich schöner Beruf es heißt, das Banner echt humaner Bildung der vertrauensvollen Jugend unentwegt voranzutragen, in ihren zarten Gemüthern helle, frohe Begeisterung zu wecken und zu nähren für alles Schöne, Hohe und Edle, was Menschenbrust bewegt, für alles Wahre, was Menschengeist ersinnt! Der Lehrer vor allen muß sich daher eines freien, klaren Geistes, eines warmen Herzens erfreuen, soll er anders seinem schweren Berufe genügen. Draper erzählt in seiner „Geschichte der Conflicte zwischen Religion und Wissenschaft" vom Christenthume: „Zur raschen Ausbreitung trugen auch Missionäre bei, die dasselbe nach allen Richtungen bekannt machten. Bei keiner der classischen Philosophenschulen war zu diesem Mittel gegriffen worden." Nun denn! Auch

Digitized by Google

unsere Wissenschaft hat ihren Missionär gefunden. Der wahre Culturmissionär von heute ist nicht das aufgeblähte Protzenthum, das sich so gerne, obgleich grundlos, civilisatorischer Thätigkeit rühmt, sondern der Lehrer ist's, der berufsfreudig allen den reinen Wein der Wahrheit credenzt, die nach solch' köstlicher Labe dürsten! Er gleicht dem Prediger in der Wüste, er ist dem Volke der begeisterte Verkünder einer hohen, hehren Geisteswelt, ihm den Vorhof zu dem Allerheiligsten unseres Wissens eröffnend. So leistet die Schule, was alles Popularisiren nicht zu leisten vermag. Deßhalb auch halte ich sie und in ihr den Lehrer berufen, mit aller Macht den sittlichen Verirrungen entgegenzuarbeiten, welche die traurige allgemeine Lage in der Gegenwart herbeigeführt haben. Die heutige Schule hat meines Erachtens die Aufgabe, wahre Humanität in Herder'schem in Verbindung mit regem Pflichtgefühle in Kant'schem Sinne zu verbreiten und zu pflegen. Der Einfluß, den sie ausüben kann und soll auf das Rechtsleben des Volkes, möge nicht unterschätzt werden. Gerade hier eröffnet sich dem Lehrer und Erzieher desselben ein weiter herrlicher Bereich seiner Thätigkeit. Zwiefach denke ich mir die Art seiner Wirksamkeit: sie besteht in Lehre und Beispiel, d. h. in der sittlichen That. Wenn wir fragen nach den Ursachen der verflossenen „großen“ Zeit, so finden wir neben anderen Factoren als solche vorzugsweise allgemeine Unwissenheit und theilweise Verbildung im Vereine mit einer alle Stände beherrschenden ungezügelten Genußsucht. Bedarf es wohl noch des Beweises, daß Ueberwindung der Unwissenheit, Weckung und richtige Leitung des Thätigkeitstriebes, sowie gesunde Entwickelung des Denkvermögens die wichtigsten Aufgaben der Schule bilden? Erscheint es des Weitern nöthig, den sittigenden Einfluß jeder Art scientifischer Arbeit darzulegen, den jeder Gebildete wohl an sich selbst erfahren hat, den Einfluß gesunden Denkens auf die moralische Person des Individuums, von welch' letzterem Virchow sagt, daß es verpflichtet, sittliche Anforderungen an sich zu stellen, indem er hofft, daß es gelingen werde, in dem Fortschreiten des Wissens auch zugleich ein Motiv höheren sittlichen Eifers, eine Quelle immer größeren Strebens nach Wahrheit, Ehrlichkeit und Treue im Handeln zu finden? Damit ist selbstverständlich auch ausgesprochen, daß der Lehrer an sich selbst die höchsten Anforderungen zu stellen habe. Möge er stets überzeugungstreu, unbekümmert um das Schlachtgeschrei der Parteien, still und ruhig seine Bahn verfolgen! So wirkt er dann, die Goldbarren der Wissenschaft in handliche Münze für sein Volk umprägend, durch Wort und Schrift mit zur Verbreitung einer höheren sittlichen Cultur. Das Geheimniß seiner Wirksamkeit ruht jedoch — jeder einsichtsvolle Pädagog wird mir darin beistimmen — in der Macht seiner Persönlichkeit. Nur ein hoher, edler Charakter, ein ganzer Mann in Shakespearescher Auffassung vermag in der Erziehung wahrhaft Ersprießliches zu leisten, nur ein solcher wird sich die ungetheilte Hochachtung und Liebe seiner Jünger zu erwerben und zu bewahren wissen, ohne welche der von ihm ausgestreute Samen doch stets auf unfruchtbares Erdreich fällt. Ich schließe, indem ich mir wohl bewußt bin, nur eine dürftige Skizze dem freundlichen Leser geboten zu haben. Eine

Digitized by Google

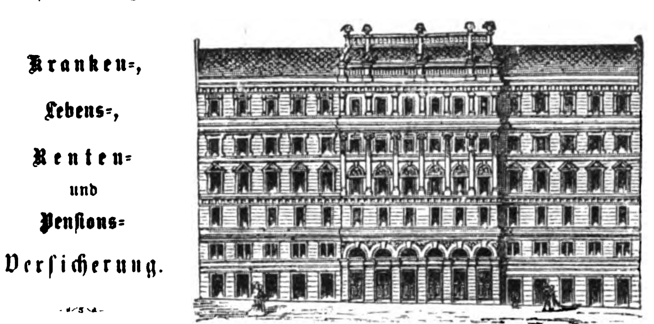
Bitte sei mir noch gestattet! Möchten doch alle Erzieher und Lehrer des Volkes, meine Berufsgenossen, denen es heiliger Ernst mit ihrer hohen Aufgabe, mit jener vollen Begeisterung, jener edlen Hingebung, ohne die ja doch nichts Großes auf Erden vollbracht wird, in ihrer Sphäre den Kampf aufnehmen und durchführen, welchen schon der edle Ihering so erfolgreich aufgenommen:

den Kampf um's Recht!

Digitized by Google

Erster allgem. Beamten-Verein der österr.-ung. Monarchie.

Kranken-, Lebens-, Renten- und Pensions-Versicherung.



Spar- und Vorschuß-Geschäfte. Ertheilung von Cautions-Darlehen.

Vereinshaus in Wien, Kolingasse Nr. 15—17, nächst dem Schottenring.

Zweck des Vereines.

Wahrung und Förderung der materiellen, geistigen und socialen Interessen des Beamtenstandes nach den Grundsätzen der Gegenseitigkeit und Selbsthilfe

Vereins-Wirksamkeit (seit dem Jahre 1865).

Versicherung von Krankengeldern und ärztlicher Pflege. — Versicherung von Capitalien und Renten auf den Lebens- und Todesfall. — Versicherung von Invaliditäts-Pensionen. — Spar- und Vorschuß-geschäfte. — Beschaffung von Dienst-Cautionen. — Vertretung des Beamtenstandes in seinen dienstlichen und bürgerlichen Interessen. — Stipendien-Vertheilung für Töchter und Waisen mittelloser Beamten. — Unterstützung der vom Unglück betroffenen Standesgenossen.

Ergebnisse (Ende September 1877).

Zahl der beigetretenen Mitglieder	52.071
Vereins-Filialen mit gewählten Localausschüssen	114
Zahl der Vereinsärzte, Bevollmächtigten und Agenten	1.847
In Kraft stehende Versicherungen	27,018.175 fl.
Ausgezahlte Versicherungssummen seit Bestehen des Vereins	1,640.479 „
Eingezahlte Antheilseinlagen in 78 Vorschuß-Consortien (Ende Juni 1877)	2,791.556 „
Summe der ertheilten Vorschüsse (Ende Juni 1877)	13,178.000 „
Erbauung eines großen Vereinshauses als Capitals-Anlage der Versicherungs-Prämienreserve im Werthe von	570.000 „
Erbauung eines Hauses für Beamten-, Witwen und Waisen in Währing im Werthe von	70.000 „
„ „ Witwen- und Waisenhauses in Budapest im Werthe von	40.000 „

Erwirkung einer neuen Rang- und Gehaltsregulirung der österreichischen Staatsbeamten nach den in den Denkschriften des Vereines entwickelten Grundsätzen.
Herausgabe einer Zeitschrift zur Vertretung der Beamten-Interessen.
Herausgabe eines literarischen Jahrbuches „Die Dioskuren".
Allgemein anerkannter Erfolg der Intervention des Vereines bei Festsetzung einer neuen Rang- und Gehalts-Regulirung der österreichischen Staatsbeamten mit besonderer Rücksichtnahme auf die in den Denkschriften des Vereines entwickelten Grundsätze.

Vereins-Vermögen.

Prämien-Reservefond der Versicherungsabtheilungen (Ende 1876) circa	2,000.000 fl.
Vermögen der autonomen Vorschuß-Consortien	2,637.151 „
Unterrichtsfond circa	20.365 „

Die Vereinsfonde sind angelegt: im Vereinshause, in Pfandbriefen, Prioritäten sowie in Darlehen auf Hypotheken und an die Consortien. Sämmtliche Effecten sind bei der k. k. Nationalbank in Aufbewahrung.

Vereins-Umfang.

Das ganze Gebiet der österreichisch-ungarischen Monarchie.

Sämmtliche Staats-, Landes-, Gemeinde-, Industrie-, Verkehrs- und Herrschaftsbeamte, Officiere, Seelsorger, Advocaten, Lehrer, Notare, Aerzte können dem Vereine gegen eine Eintrittsgebühr von 2 fl beitreten. Als Theilnehmer an den Versicherungsabtheilungen werden auch andere Personen angenommen — Die Prämientarife sind niedriger als bei allen anderen Versicherungsanstalten.

Vereins-Verwaltung.

Durch die Generalversammlung sämmtlicher Mitglieder. — Durch den von dieser gewählten Verwaltungsrath und ständigen Ueberwachungsausschuß in Wien. — Durch die Local- (Consortial-) Versammlungen und Ausschüsse der Mitgliedergruppen. Alle diese Functionen sind Ehrenämter und unentgeltlich.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



DB
1
D5
V. 7
1878

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305

Digitized by Google



Digitized by Google